Deutsche Bibliothek.

Sammlung

auserlesener

Original-Romane.

Unter Mitwirkung von

Ludwig Bechstein, Adolf Glaßbrenner, F. G. Kühne, F. Kürnberger, Hermann Kurz, Hermann Marggraff, Theodor Mügge, Wolfgang Müller, Otto Müller, Robert Prutz, Otto Roquette, Leopold Schefer, J. B. Scheffel, Georg Schirges, Lud. Storch, E. Willkomm u. a. m.

Achter Band.

Der Amerika-Müde.

Amerikanisches Kulturbild

von

Ferdinand Kürnberger.

Frankfurt a. M.

Verlag von Meidinger Sohn & Cie.

1855.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Druck von Aug. Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Der Amerika-Müde.

Erstes Buch.

Der Amerika-Müde.

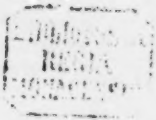
Amerikaniſches Kulturbild

von

Ferdinand Kürnberger.

Frankfurt a. M.
Verlag von Meidinger Sohn & Cie.
1855.

Druck von August Osterrieth
in Frankfurt a. M.



Erſtes Kapitel.

„Amerika! Welcher Name hat einen Inhalt gleich dieſem Namen! Wer nicht Dinge der gedachten Welt nennt, kann in der wirklichen Welt nichts Höheres nennen. Das Individuum ſagt: mein beſſeres Ich, der Erdglobus ſagt: Amerika. Es iſt der Schlußfall und die große Cadenz im Concerte der menſchlichen Vollkommenheiten. Was unmöglich in Europa, iſt möglich in Amerika; was unmöglich in Amerika, das erſt iſt unmöglich! Ich ſehe hier die höchſte geſunde Kraftentwicklung des volljährigen Menſchenkörpers; — drüber hinaus liegt Convulſion und Delirium!“

„Amerika! heilige Erſtarrung ergreift mich bei deinem Anblicke. Die Schauer der Menſchengröße weben von deinen Ufern. Menſchengröße, wer kennt dein Gefühl in Europa? Karl der Große, Ludwig der Große, Friedrich der Große — das ſind die Menſchengrößen der alten Welt. Was ſonſt noch groß iſt neben ihnen, wird decorirt oder hingerichtet! — O weiche zurück, Andenken Europa's, vor dem blühenden Bilde dieſer jungen Erde! Sei mir gegrüßt, Morgenſtirn, Morgenantlitz, friſche, ſchwellende, aufſtrahlende Schönheit! Ein jugendlicher Menſch iſt die Freude des älteren, aber eine jugendliche Welt, — iſt es möglich, dieſen Wonnebegriff in ein ſterbliches Herz aufzunehmen? Glückliches Land! mit allen Säften unſrer Geſchichte biſt du genährt, aber wir ſind die gröbſten, du das feinſte Gefäß dieſer Säfte. Aſien die Wurzel, Europa der Stamm, Amerika Laub- und Blüthenkrone — ſo gipfelt ſich das Wachsthum der Menſchheit. Und die runzeligen Rinden Aſiens und Europa's durchkricht das Inſect, auf Amerika's

Wipfel wiegt sich der freie, fröhliche Vogel! In unsern geschichtlichen Schlupfwinkeln verpuppt sich die graue, schläferige Raupe, aus Amerika's Blüthenkelchen trinkt der Schmetterling seine Psyche-Unsterblichkeit!"

„Ein Mann von riesigem Leibe kam an ein Wasser, daran fand er ein Knäblein spielen. Das Knäblein sagte: Mann trag' mich über das Wasser, denn deine Schultern sind stark. Und der Mann hob das kleine, federleichte Körperchen auf, und trug es durchs Wasser. Aber im Tragen verwandelte sich das Kind in eine schwere, gewichtige Last. Wie geht das zu? wunderte sich der Mann, trag' ich doch ein schmales, schmächtiges Knäblein! Du irrst dich, antwortete dieses, Himmel und Erde trägst du auf deinen Schultern. — Darf ich dieser Legende nicht hier gedenken am Bord meines Auswandererschiffes? Der große Christoph sind wir, die alte Weltgeschichte; auf unsern Schultern stehst du, Amerika, das wir in kleinsten Anfängen über die atlantische Wassergränze trugen; aber wundergleich überflügelt uns dein Gewicht, und wahrlich! du bist der Heiland, der uns einst Alle erlösen wird! Glückzu, daß du nicht zu sterben brauchst für uns, daß du leben wirst, leben, und nichts als leben! Zurück ihr Tragiker, die ihr den Angstschweiß, die Thränen, das Blut von hingerichteten Weltideen in den goldnen Schalen eurer Verse sammelt; hier füllen sich nicht eure Schalen. Nach Asien geht, nach Europa! Dort spricht man den Besten und Tugendhaftesten die Todesstrafe zu; — hier werden sie zu Präsidenten erwählt!" —

„Amerika ist ein Bau, bei welchem die menschliche Vernunft zum erstenmale das Gesetz der Schwere fand. Die Staatsgebäude der alten Welt fingen mit der Kuppel an. Der König und der Hohepriester wölbten vor Allem das unermeßliche Dach. Dann kamen die Vasallen, die Ritter und Krieger und stellten ihre Säulen darunter. Unter die Säulen setzte das Bürgerthum seine Sockel. Vom Sockel abwärts endete das Gebäude. Die Sudras, die Pariahs, die Fellahs, die leibeigenen Bauern, — sie waren ein verwahrloster Untergrund. Die Baukunst that nichts für ihren Bestand, sie erlaubte blos ihr natürliches Dasein. Das Fundament war geduldet. Trug es den schweren überladenen Bau, so that es das Glück; trug es ihn nicht, so sank er langsam mit dem zerquetschten Volksleben in die Erde, wie

Asiens Despotien, oder er riß gewaltsam in Trümmer unter den Revolutionen Europa's. Weises Amerika, das mit dem Anfange anfing!"

„So werd' ich bewohnen ein festes, wohlgezimmertes Haus, ein Haus gebaut auf die erste aller Wissenschaften, auf die Wissenschaft vom Volke. Marquis Posa sans phrase ist der Hausherr darin. Ich trete ein, und umarme staunend und schauernd den erschossenen Freund. Er lächelt. Verwundere dich nicht, Bruder, mich hier im Gedeihen zu finden. Du wußtest ja, ich bin unsterblich. Die Königswunde hier — traumhaft fährt er sich an die Stirne — siehe, sie ist glücklich vernarbt. Ach, es war ein beschränktes Jahrhundert! Lächeln wir, Freund, über seine Irrthümer. Damals versagte man der Humanität eine kleine Anstellung in Holland, heute schwingt sie ihr Scepter über einen Raum, den Flandern und Brabant hundertmal einnehmen könnten und mancher Acre erübrigte noch zu einem irrenärztlichen Latifundium für den Madrider Staatsrath. Nicht wahr, das Menschenthum schreitet doch vorwärts, und die Könige sind — sonderbare Schwärmer! Hier zuckt man die Achseln über die Ausführbarkeit ihrer Träume und auf dem Capitol zu Washington findet man nichts praktisch, als unsre Ideale. — Sei mir willkommen, Freund, sei mir willkommen!" —

Also wurde die Küste von Amerika begrüßt. Ein Mann von jugendlichem Alter steht auf dem Vordertheil seines Schiffes und schaut mit verschränkten Armen und begeistertem Blicke sein großes Gegenüber: die neue Welt. In seinem Hymnus steht seine Gestalt vor uns, kaum brauchten wir die leibliche zu betrachten. Aber auch diese drückt eine edle, schwungvolle Persönlichkeit aus. Auf seine Stirn haben die Götter das Siegel des Gedankens gedrückt, sein Mienenspiel ist eine Lyra, mit vollen, herztiefen Empfindungen besaitet. Sein Wuchs, mit Winkelmann zu reden, sein Stamm ist fein, wir möchten sagen artistisch gebaut. Ein künstlerischer Wurf geht auch durch seine Bekleidung. Sie hat nichts zu thun mit dem entsagenden Negligé des abstract Gebildeten. Sie verräth Formensinn. Sie stellt eine Persönlichkeit dar, welche über die Identität von Gestalt und Gehalt durch ein natürliches Gefühl, durch eine angeborene Poesie belehrt ist.

Der Segler passirt die Narrows, die Meerenge zwischen Long-Island und Staten-Island. Links und rechts gezogene Hügel, Wald-

kronen, Wiesenteppiche, darüber verstreut, von der Hütte bis zum Palast, ein Gewühl menschlicher Wohnungen. Im Prospect die prächtige Bai von Newyork, sie, die sämmtliche Kriegsflotten der Erde aufnehmen könnte, im Tiefgrunde die Stadt selbst. Das Masten-Gepfähl und Tau-Gestrick ihres Hafens garnirt sie, aus dieser Ferne gesehen, wie das zarteste Spitzengewebe; kaum schimmert der Teint ihres weißen, holländischen Häuseranstrichs durch. Am Borde streitet man sich, ob diese Einfahrt wirklich Aehnlichkeit mit Neapel habe oder nicht. Der hohläugige Seekranke behauptet's mit freuderothem Auferstehungs-Jubel, der vielgereiste Tourist zuckt die abgehärtete Kenner-Achsel. Dem Dritten liegt die Stadt zu eben, sie hat kein Relief. Der Vierte stellt auch Hoboken und Brooklyn in ihren Rahmen und jenes zieht den blauen Hügelkranz von Neu-Jersey, dieses die bewaldeten Bergwände Long-Islands mit in das Bild. Ein Anderer verschiebt Berg und Wald, setzt sie hieher und dorthin und gewinnt ihnen schöpferisch einen Vesuv ab. Unser Hochwächter im Vorder-Castell wendet sich um und spricht über das Verdeck hin: Meine Herren, wenn es heißt: Neapel sehen und sterben, so wollen wir sagen: Newyork sehen und leben! das ist Gleichartiges und Verschiedenes. Beifallszuruf folgt dem Wortspiele des Mittlers; dieser vereinsamt sich wieder und legt sein Auge betrachtungsvoll auf Land und See hinaus.

Ein grauer Gewitterdunst umduftet den schwülen Sommerhimmel. Der Seespiegel schattet ihn ab und gleicht einer dunklen, angehauchten Stahlplatte. Links auf Neu-Jersey, rechts über Brooklyns Waldhöhen hängen zwei dünnwallende Sprühregen herab. In der Mitte von beiden bricht im Hintergrunde die Sonne durch und spannt ein paar breite großgefächerte Strahlen über Newyork. Die Stadt schwimmt in einem milchweißen Fernenlicht, das mattgraue Wolkengehänge des Vordergrunds contrastirt dazu mit einer schlagenden Wirkung. Wer Neapel in diesem Nimbus gesehen, dürfte sich glücklich preisen. Ein solches Bild mit andern abzuwägen, kennzeichnet das Gros der Menschenaugen. Sie sehen die Landschaft nur als wägbare Masse, der beleuchtende Geist entgeht ihnen allzuoft. Unser Ankömmling empfindet ihn voll. Sein Auge ist wie von einem Zauber gefesselt vor dieser Lichtwirkung. Es ist ihm, als sähe er in der neuen Welt ein neues, sich selbst übertreffendes Tageslicht. Und das sinnliche Bild

wie ein Symbol deutend, ruft er aus: Ja, nur Amerika hat Tag, Europa das Phosphorlicht ſeiner faulenden Stoffe! —

Inzwiſchen treibt das Fahrzeug dem Lande immer näher. Die Scenen der Bai werden reicher und bunter. Schiffe von allen Größen und Formen — im Ocean nur durch's Fernrohr geſehen, durch's Sprachrohr angeſprochen — bewundert man jetzt in der Nähe; gleich Delphinenſchaaren erfüllten ſie zu Hunderten das majeſtätiſche Waſſer-Baſſin. Zwiſchen ihnen tummeln ſich kleine verwegene Ruderboote und verſchwinden in jedem Augenblicke aus dem Geſichte, ſo oft eine friſche Briſe über den Meeresſpiegel haucht. Aber immer ſind ſie wieder oben, luſtig, geſchäftig, raſtlos wie die Bienen. Es iſt auch ein Bienenvolk, das nach Honig ausſchwärmt. Die Repporters der Zeitungen ſind's, welche meilenweit den einlaufenden Schiffen entgegenkommen. Sie ſcheinen die Honneurs der neuen Welt zu machen, den Fremden ihre Dienſte anzubieten, verfolgen aber nur den Zweck, ſich ſelbſt allerlei Seeberichte und Reiſenotizen von ihnen einzuſammeln. Weniger artig verhüllen ihre Honiggier die Runners, die Clerks der Makler, der Agenten, der Gaſtwirthe. Zu Ballen und Rießen bombardiren ſie das Schiff mit ihren Annoncen, entern, erſtürmen es und möchten es in die Sclaverei ihrer Firma gerne mit den geringſt-möglichen Umſtänden ſchleppen. Bei dieſer Gelegenheit geht mancher Wahn in die Brüche, daß man ſein Engliſch in beſter Ausſprache einſtudirt habe. Indeß verſtändigt man ſich doch zuletzt, läßt ſich hier in ein Geſchäft ein, belegt dort eine Nummer im Gaſthaus. Auch unſerm Helden präſentirt ein geſchäftsſüchtiger Runner die Karte ſeines Hotels. Aber er bringt ſeine eigene Adreſſe mit, und dieſer Sorge enthoben, wendet er ſich von dem Beſchwerlichen ab, denn das Einclariren des Schiffes unterhält jetzt ſeine Aufmerkſamkeit. Er vernimmt die letzten Commando's des Lootſen, das letzte Segel ſieht er von den Matroſen beilegen, das Schiff geht vor ſeine Hafen-Barrière. Ein leiſer Schauer durchrieſelt ihn, indem die ſchwere Ankerkette über die Winde raſſelt. Ach, nur der Reiche reiſt, gleich dem Elfen Puck „ſchweifend über Land und Meer" — aber wie Viele heftet dieſe Kette bleibend an den Boden, für den ſie vielleicht ihr Letztes eingeſetzt! Da flattern ſie hin Alle mit der gleichen Hoffnung, Jeder mit ſeinem beſonderen Schickſale! Ein Neſt voll halbbefiederter

Brut dünkt ihm das Auswandererschiff — wer wird aufwärts dringen in den blauen, liederreichen Aether; wer wird niederstürzen in den Busch, in die Tatze des lauernden Wildes? Das Ankerwerfen ist einer jener Momente, wo man die Geisterhand deutlicher zu sehen glaubt, die das Menschenschicksal webt. Auch bei der rosigsten Aussicht flirrt Gespensterfurcht wie ein schwarzer Faden durch's Auge.

Im Getümmel des Landens, des Ausschiffens, in einem Babel amerikanischer Namen und Adressen, die jetzt von allen Lippen durcheinander schwirren, verlieren wir den Freund, der zuerst unsre Aufmerksamkeit erregt, nicht aus dem Auge. Schlägt er doch auffallend genug seinen Weg ein! Während Alles um ihn her den Hotels und Agenturen zuströmt, lenkt dieser Ankömmling, nach einem minutenlangen Aufenthalte im Zollhause, seine Schritte auf die Battery, auf Newyorks Promenade.

Das weltberühmte Südende Newyorks, die Battery, war im Jahre 1832 noch nicht wie heute mit einem überhandnehmenden Anbau von Matrosenschenken und Auswandererherbergen behaftet. Die vornehmste Atmosphäre der Manhattanstadt wehte damals auf dieser reizenden Landspitze. Ihre Rasenteppiche, ihre Schattengänge von Linden und Pappeln athmeten den Geist einer erhabenen Idylle. Im Angesichte der unermeßlichen Bai, am Mündungspunkte des breiten Nord- und Oststromes, in einer Lage, die vielleicht mit dem „goldenen Horn“ um die Palme ringen kann, genoß sie der großartigsten Schau des Seeverkehrs und war doch nicht berührt von ihm. Er defilirte gleichsam in Parade an ihr vorbei, zum gemeinen Dienste schwenkte er rechts ab an den Kai des Oststusses, damals seinem wichtigen Emporium. Auf der Battery schlürfte Newyork nur den Duft seiner Seemacht.

Diese Avenüe hat unsern Freund schon am Bord seines Schiffes bezaubert; hier wandelt er jetzt im Grün und Laubschatten, — ein letztes intimes Stelldichein der reinen Gemüthskräfte gegenüber den handelnden. An der Pforte einer Hemisphäre, am Fußgestelle riesenhafter Wirklichkeiten will er noch einmal eine Stunde der Muße feiern und seine ganze Innerlichkeit in ein großes Gegengewicht zusammenfassen, als scheute er mit dem ahnungsreichen Helden der Tragödie,

daß ihn der Zufall
Blind herrschend mit sich führe!

Wir ſehen, der flüchtige Blick auf die Perſönlichkeit dieſes Mannes hat uns nicht getäuſcht. Ein Menſch ſteht vor uns, den nicht die gemeinſte Noth beeilt, der ſein Leben nicht auf Beſtellung lebt, aber Ein Auftrag ſcheint ihm geworden: das Subject zu vertreten in der Welt der objectiven Aeußerlichkeiten.

Wir belauſchen ſeine Gedanken nicht mehr wie am Bord des Schiffes. Dort waren ſie ein Aufblitz der Begeiſterung, ein Halleluja, hier ſind ſie eine ſtille Meſſe der Andacht. Er iſt mehr bei ſich ſelbſt, als bei der Welt; von Zeit zu Zeit fließt ein leiſer Schriftzug in ſein Taſchenbuch. Anfangs häufiger, bald aber ſparſamer und mit manch ungeduldigem Correcturſtrich. Das macht, die Battery iſt nicht ganz ſo geräuſchlos wie es zuerſt ſchien. Die Stadt, die hinter dieſem dünnen Vorhang von Bäumen liegt, kann ihre mächtige Nähe nicht leicht verſchweigen. Schauerlich tönt's da herein. Die induſtriellen Donner, das friedliche Kriegsgetümmel, das Jagdgeheul der Nahrungsſorgen, die ganze Symphonie eines Werktages, der für eine halbe Welt arbeitet, pflanzt ſich mit dampfem Schwalle über die Wipfel des Parks fort. Kein Künſtler vermag das Ungeſehene lebendiger zu veranſchaulichen, als dieſe taube Maſſe unvermiſchbarer Geräuſche das Freskogemälde einer großen Stadt zeichnet. Einer Stadt, die noch an ſich ſelbſt arbeitet, und ſchon ein weltgroßes Hinterland auszuarbeiten hat! Ein Keſſel, der zugleich braut, da er noch unterm Hammer iſt! Kein Wunder, wenn ſich das Erdbeben dieſes Bodens nicht unterbinden läßt mit der Schnur, die ein paar Alleen zieht! Die Battery iſt das Erkerſtübchen Newyorks. So weit ſie ſich ausladet in das ſchöne, blaue Meer — ſie kann dem Hauſe doch nicht entfliehen, dem ſie angehört. Und wie dieſes Haus in allen Sparren und Balken dröhnt, ſo zittern auch die Fenſter des Erkers, auf dem Brette wanken die Blumenſtöcke, und dem Großvater an der Wand fährt's ſtoßweiſe durch die Glieder, daß er manchmal zu nicken ſcheint, wie der Gouverneur zu Pferde. Da iſt das Töchterchen, das ihren Dichter leſen, der Sohn, der ſeinen Euklid ſtudiren will, auch nicht ſo ganz geborgen im Erkerſtübchen. Unſer Spaziergänger empfindet's.

In dem Lärm, der ſeine Promenade umbrandet, hat er von Zeit zu Zeit eine hellgellende Knabenſtimme unterſchieden, die mit dem robuſteſten Pathos eine Waare von unwiderſtehlicher Zugkraft auszu-

rufen schien. Der jugendliche Schreier war bisher stets unsichtbar geblieben, denn die Battery hatte in dieser späten Vormittagsstunde wenig Besuch und der kleine Autochthone kannte ohne Zweifel seinen Markt. Endlich aber verirrte er sich doch in die Anlage. Zeitungen waren's die er ausrief. Er that dies mit der ganzen Inhaltsanzeige der Tagesnummer. Der Fremde horchte hoch auf. So viel er hier zu hören bekam, waren die Völker von halb Europa in Aufstand, einige Könige verjagt, viele Minister hingerichtet, die vornehmsten Börsenhäupter bankrott, mehrere Städte versunken, und ein teuflisch-raffinirter Doppel-Gattenmord machte den unschuldigen Schluß der Nippes-Artikelchen. Dem Europäer blieb zwischen Staunen und Lachen zu entscheiden anheimgestellt, ob hier Orts die Redaktionen selbst ihre Zeitungen so kühn überwürzen, oder ob das Genie ihrer Colporteurs auf eigene Verantwortung diesen schwindelnden Flug nimmt. Jedenfalls aber war es landesübliche Geschäftspraxis, denn er sah an den Mienen der Vorübergehenden, daß sie nichts Außerordentliches hörten. Indeß wollte er Neugierde halber die Nummer erstehen und war eben im Begriffe, den marktschreienden Newsboy aus der Ferne zu sich zu winken: da änderte sich die Sache. Der Knabe colportirte noch eine andere Waare — eine unnennbare! Denn auf einmal schrie er den Titel eines Preßerzeugnisses in die helle, freie Luft hinaus — dem Fremden schoß alles Blut in's Gesicht! Erschrocken blickte er um sich — leider sahen die Vorübergehenden so gleichgiltig dazu, wie zuvor! Also auch landesüblich! Preßfreiheit und Preßscheußlichkeit in unmittelbarster Berührung! Neben dem römischen Triumphator ging so ein Sclave einher, der sein Zerrbild und Affe war.

Aber das Aergerniß wurde noch ärger. Der Junge schlug mit seinem schamlosen Geschrei einen Baumgang ein, in welchem drei junge Damen von feinstem Aeußeren an der Seite ihrer Begleiter promenirten. Dieser Umstand beengte indeß den rücksichtslosen Kaufmann nicht im Geringsten. Vergebens erwartet unser Zuschauer, daß er verstummen wird: mit nichten; er fährt auf's Zwangloseste fort, sein Kaufgut auszurufen. Vergebens erwartet er selbst, daß die Herren der Damen einschreiten werden: es unterbleibt; sie ehren die Freiheit des Handels und Wandels. Entsetzlich! Nimmt man diesen Unfug hin, wie — irgend eine Scene des Thierlebens auf der Straße? Geschieht

nichts gegen dieſe Schändlichkeit? Und ſchon begegnet man ſich von beiden Seiten, nirgend ein Nebenweg zum Ausbeugen, — und dicht vor den Stirnen der jungen Schönen erhebt der Freche von Neuem ſeinen Ruf! Mit dem peinlichſten Gefühle verfolgt der junge Mann jetzt die Haltung der Mädchen. Die Armen! was können ſie thun dem ſouverainen Scandal gegenüber? Die Dame rechts blickt zur Seite und faßt eifrig einen Hafenkrahn in's Auge, die mittlere verbirgt ihr Antlitz in's Taſchentuch, die Dame links — ein kleiner blonder Engel, das ſeraphiſch-geſcheitelte Lockenhaupt kaum im Drittels-Profil ſichtbar — iſt es möglich, das Kind hält den Jungen an! Sie zieht ihre Börſe, ſie winkt mit einer Handbewegung ſeewärts, der Bube läuft gehorſam an den Wall der Battery, und im nächſten Augenblicke — entladet er ſein ganzes Portefeuille in's Meer. Den Zuſchauer überfliegt's wie ein Strahl. Bravo Lady, das haben Sie wohl gemacht! Zwar nicht die Welt, aber doch Ihren Spaziergang konnten Sie reinigen von dieſem Schmutze. Es iſt geſchehen. Jetzt erſt blickt er aufmerkſamer nach der intereſſanten Spaziergängerin. Leider, da iſt auch das Drittels-Profil hin! Ein ältlicher Herr, dem Augenſcheine nach der Klaſſe der höheren Tafel-Autoritäten zuzählend, ſchnaubt in der vornehmen Freiheit eines bequem gelüfteten Sommeranzugs heran. Sein Volumen iſt das vom trojaniſchen Pferd. Mit dem Gruße eines intimen Hausfreundes ſchließt er ſich der Geſellſchaft an, d. h. blos ſein Schatten ſaugt all ihre Körper auf. Namentlich die kleine blonde Lady verſchwindet neben ihm, wie ein Schneeglöcklein unter der Lawine. Die ganze Gruppe entfernt ſich gegen die Landſeite.

Das Alles war die Scene weniger Augenblicke. Der Fremde brach auf. War es Abſicht, daß er die Richtung der drei Damen einſchlug, oder — doch, was kümmert es uns? Fragt er ſich doch im eigenen Selbſtgeſpräch: was kümmert es dich! Der die Urſchatten der Hinterwälder ſucht, ſollte ſich im Paſſiren einer Hafenſtadt — ein artiger, kleiner Charakter! Die ihre Tugend auf den Krahn hing — und die andere mit dem Taſchentuch-Feigenblatt — es war vielleicht weiblicher — im niederen Style, ja! Sie handelte im großen. Ueberhaupt ſie handelte. Doch, — was kümmert es dich! In Ohio wird es eines deiner Gedichte. — Gedichte!

Ach ich habe, wie ſchwer! meine Gedichte bezahlt —

Ich glaube es Ihnen, Herr Geheimerath!

Was unsterblich im Gesang soll leben
Muß im Leben untergehn —

der Teufel selbst hat Ihnen das gesagt, Herr Hofrath! Wie die Herr'n Brüder das Leben kannten!

Damit läßt er, oder verliert er die Gesellschaft aus den Augen.

Auch die äußere Scene um ihn ist jetzt verwandelt. Nur wenige Schritte haben ihn nach der Stadtseite der Battery geführt, und schon zeigt die Anlage ein wesentlich städtisches Bild. Eine Reihe glänzender Cafés gruppirt sich hier unter den Schattengängen des Parks, sie schließen sich zum voll gewundenen Kranze besonders an der Fronte, wo die Straßen Newyorks in den großen Halbzirkel der Auffahrt zusammenmünden. Zwar umwittert ein Geist von Einsamkeit diese Pavillons, welche nur Sommererfrischungen bieten, und nichts von jenen nahrhafteren Genüssen eines amerikanischen Frühstücks, dessen Stunde eben regiert: deßungeachtet fehlt es den Cafés nicht an Leben. So z. B. stimmt gleich im nächstgelegenen ein Orchester von Schwarzen seine Instrumente, und veranlaßt unsern Gast ein Glas Eis zu nehmen, als Folie seines ersten amerikanischen Kunstgenusses. Das Concert beginnt. Ein seltsam zerhackter Rhythmus, dessen Tactart in einigem Dunkel schwebt, und überdies von jedem der einzelnen Künstler ziemlich selbstständig gehandhabt wird! Aber wie wird unserm Zuhörer, als die Melodie, ohne alle Vermittlung, plötzlich aus Dur in Moll überspringt? Entsetzt fährt er auf, reißt dem Vorgeiger die Violine aus der Hand, und spielt ihm die Figur correct vor. Alle Anwesenden staunen den Europäer an, Niemand begreift die Einmischung eines Gentlemans in das „Handwerk" der Schwarzen. Diese selbst am Wenigsten. Zwar hören sie mit geschmeicheltem Lächeln dem Spiele des Fremden zu, als aber die Reihe wieder an sie kommt, stellt sich an derselben Stelle auch derselbe Barbarismus wieder ein. Ob man hier aller Orts die Ausübung der Musik diesen Negern überlasse? fragt der bestürzte Kunstfreund den Aufwärter. — In der Regel, mein Herr, war die Antwort, die Niggers haben mehr Talent dafür als die weißen Natives. Einige Anwesende sahen den unaussprechlichen Gesichtsausdruck des Fremden, und er glaubt zu hören, wie sie sich zuflüsterten: Ein Deutscher! Darauf nimmt einer derselben laut das

Wort und ſagt mit dem augenſcheinlichen Beſtreben einer Ehrenrettung: Nämlich, mein Herr, es iſt hier von öffentlicher Muſik die Rede. Gute Kammermuſik findet ſich wohl unter uns. — Wo, mein Herr? fragt der Ankömmling wie mit einem Hilferuf. — Bei Mr. Bennet zum Beiſpiel. — Der Fremde ſchien geneigt, über dieſem Gegenſtande länger zu verweilen, aber es blieb ihm unmöglich unter der fortwährenden Geiſel des wilden Orcheſters. Im Pavillon gegenüber begann jetzt ſogar ein zweites zu ſpielen, natürlich eine andere Melodie und in einem anderen Tact und Rhythmus. Beide Orcheſter vernahmen ſich einander vollkommen gut, das ſchien aber weder ihr, noch ihrer Zuhörer Wohlbefinden im Geringſten zu beeinträchtigen. Einige Kinder, an ihrer engliſch-amerikaniſchen Mundart als reinſte Natives kennbar, liefen ſogar begierig herbei und ſtellten ſich mit intelligenteſter Raumabmeſſung zwiſchen die ſpielenden Orcheſter in die gerechte Mitte, um, wie ſie ſich zujubelten „zwei Muſik“ zu haben. Der Europäer ergriff eine wilde Flucht.

Mit der Sehnſucht eines Bräutigams dachte er einen Augenblick lang — an ſeine Violine. Sie lagert jetzt im Zollhauſe mit ſeinem anderen Gepäcke; bis er ſie in das bezogene Logis abholen läßt, widmet er ihr ein zärtliches Andenken. Ahnt er doch, welchen Werth ſie ihm jetzt haben wird! —

Aber wenn nach Novalis Architektur ſtarrgewordene Muſik iſt, ſo hat Newyork mindeſtens ſeinen ſtarren Beethoven im Broadway. Das ſollte der Unvorbereitete ſofort empfinden lernen. Er ſtand ohne es ſelbſt zu wiſſen am ſüdlichen Mündungspunkte dieſer Rieſenſtraße — eine geringe Wendung, und Broadway lag vor ihm aufgethan. Der Anblick erſchüttert ihn. Den Zeus aller Straßen erblickt er! Zwei Kriegsſchiffe, dünkt ihm, könnten ſich ausweichen darin; — das iſt ihre Breite! Zwei Kriegsſchiffe, dünkt ihm, könnten an beiden Enden ſich bombardiren, und ihre Kugeln erreichten ſich nicht; — das iſt ihre Länge! Vergebens ſtemmt er ſich mit Trotz gegen dieſen Eindruck des Ungeheuren. Wohl ſieht er, wie die Verhältniſſe der Häuſer — damals in Mehrzahl noch klein und unanſehnlich — das Verhältniß der Straße vergrößern. Wohl ſieht er, wie die einförmige Geradlinigkeit der Pappelallee, welche die ganze Flucht durchläuft, ein Hebel mehr iſt zur perſpectiviſchen Täuſchung. Aber wenn die erſte der

Pappeln ein Thurm und die letzte wie ein Grashalm erscheinen kann — wer überwände die Täuschungskraft einer solchen Perspective? Wahrlich, ein Volk, das in diesen Dimensionen denkt, hat etwas von dem Geiste der die neunte Symphonie schrieb, oder den olympischen Jupiter meißelte! Es hat ein Recht an das: anch' io son' pittore! Der Newsky-Prospect ist ein Kaisergedanke, eine Linie aus dem Generalstab; der Broadway ist ein Volksgedanke, ein Maß nach der Krämerelle! Setzet sie unter die Sterne, diese Krämerelle!

Die Seele unsers Helden, jedes Große und Neue schnell in seiner höchsten Wesenheit fassend, huldiget so dem ersten Anblicke des Broadway. Im nächsten Augenblicke nimmt er es auf mit ihm. Er ist entschlossen, in diesen Strom unterzutauchen, und stürzt sich muthig hinein. Und wahrlich, ein Strom ist die Pulsader Newyorks, ohne alle Figur. Ein Mississippi zu Lande! In der Fahrstraße hat die gestaute Fluth der Fuhrwerke kaum Zeit und Raum sich aus einander zu wirren und individuell abzufließen. Welch ein Schwall von Wagen bedeckt hier in jedem Augenblicke jeden Quadratzoll Landes! Die Karre des Shopkeepers zerrt ihre Ballen und Fässer, der urmenschlichen Schleife verwandt, niedrig am Boden dahin — das kurzbeinige Krokodill dieses Strombettes. Delphinenleicht und lustig tanzt die Karrosse des Millionärs an ihr vorbei, hochgepolstert über Shopkeepers Niveau, das vielleicht einst das ihrige war. Plump und brutal wälzt sich die fahrbare Völkerwanderung im Omnibus, die riesige Wallfischmaschine, daher, und schurft, alle Fluth an die Seiten drängend, ihre breitspurige Wogenbahn. Wer ist groß außer ihr? Der Sirpencefahrer auf der Decke dieses Kastens blickt in die Karrosse nieder, wie von der Belletage in's Kellergewölbe. Und doch ist über dem keckbemalten, fahnenbewimmelten Omnibus noch ein höheres Wesen. Platz da! rette sich wer kann! die Straße verdunkelt sich, — ein langer, keuchender Pferdetrain schleppt ihn herauf, den Alles überragenden Transportwagen. Ein Haus transportirt er — ein fertiges Backsteinhaus! Nur das Dach und der Schornstein fehlt, wenn sie nicht dem Ungeheuer wie in einem Strickkörbchen, nachgeführt werden. — So die Straße. Gefähr jeder Größe, Form und Bestimmung drängt sich so dicht hinter einander, daß das Ganze wie ein einziger Leib, wie ein unsterblicher Herrwurm sich ausnimmt. Die tägliche Bilanz dieser

Achsenumdrehungen erreicht vielleicht die Million, ihr nächstes Product ist ein unaussprechlicher Lärm. Und nun das Trottoir. Kaufhalle an Kaufhalle, Bude an Bude, jedes Haus ein Markt, jedes Wort ein Geschäft. Hier ist täglich Messe. Die amerikanische Waare liebt das Dunkel nicht. Unter dem römischen Sommerhimmel Newyorks lagert sie vor dem Laden im Freien. Besonders Eßwaaren bublen um diese Oeffentlichkeit. Wir sagen: besonders, aber ja nicht: ausschließlich. Denn auch der Buchhändler verschmäht es nicht, unter dem Schatten von Karteffelbergen zu wohnen, in den Visirgläsern optischer Instrumente spiegelt sich die gerupfte Fettgans, und sogar der Saighändler stellt sein Produkt zwischen Thürme von Baumfrüchten aus, und verdirbt seinem Nachbar den Markt, dessen Kokosnüsse, der Ideenverbindung wegen, wie kahle Todtenschädel gleißen.

Diese Gütermassen ab- und zuzuschleppen, zu vermehren, zu vermindern, zu mustern und aufzukaufen, ist beständig ein tausendbeiniges Ungeheuer unterwegs, brüllend nach dem Bedürfnisse, wählerisch im Genusse, gähnend vor Uebersättigung. Hier stürzt sich der schwarze Taglöhner auf den faulenden Inhalt eines Fischbehälters, dort gleitet die Auster im Dufte des Champagnerschaums über die feine Zunge der Wallstreet-Männer. Hier kauft sich die Quaterone ein Paar baumwollene Strümpfe, und macht den nächsten Thorweg zu ihrem Boudoir, worin sie scrupellos den Wechsel des Neuen und Alten vornimmt, dort läßt sich die vornehme Dame im Putzwaarenlager den Werth von Fürstenthümern vor die Füße rollen und kauft zuletzt nichts. — Unser Wanderer kämpft ritterlich mit all diesen Elementen. Immer tiefer arbeitet er sich den Strom hinab; aber ach! wo ist sein Ende? Wo nur ein Ruhepunkt? Mit jeder Seitenstraße, die einmündet, schwillt noch die Fluth, denn Alles drängt dem Broadway zu, wenig fließt ab von ihm. Der Schwimmer weiß zuletzt nicht mehr, schwimmt er mit oder gegen den Schwall; wohin er sich wendet, jede Richtung ist ihm eine widrige. Die Kunst des Flanirens ist eine Localkunst. Zu schauen und nicht zu schauen, sich zu bewegen und stehen zu bleiben, hat eine andere Technik auf den Boulevards, auf dem Long-Acre und auf dem Broadway. Der Eingeborene kennt diese Kunst, unser Fremder wird fortgespült, wie ein äthiopisches Sandkorn in's Nil-Delta. Es ist als hätte er die ganze Erde wider sich, Bewegliches und Un-

bewegliches. Ein Blick gegen Himmel bleibt oft der einzige Ruhepunkt. Ruhepunkt? mit nichten! Denn was soll er zu einer Stadt sagen, wo im dritten Geſtock der Schloſſer hämmert, wo ein Schmiedefeuer glüht in jener Dachetage, die ſonſt nur das Lämpchen des Poeten kennt? Ja, das Haus iſt hier kein Erbe auf Kind und Kindeskind; die Fabrik hat's geliefert, die Fabrik verbraucht's als vorübergehendes Werkzeug. So iſt auch der Weg zum Himmel nicht frei, Lärm oben wie unten, Hammer dröhnen und Funken ſprühen zu den Fenſtern einer Höhe heraus, in welcher der Zeiſig ſingen, von welcher ein Blatt des Blumenſtocks niederwehen ſollte.

An einer Straßenecke, in welche der Wanderer endlich einbog, ſtand ein kleines, reingekleidetes Mädchen, weinend, ein Zettelchen in der Hand. Es hatte verſchiedene Verſuche gemacht, von den Paſſanten, wie es ſchien, eine Auskunft zu erhalten, und ſtets unglückliche. Alles rannte achtlos an dem kleinen Weſen vorbei und ließ es ſtehen. Endlich zupfte es auch dieſen Ankömmling am Rockärmel, und blickte mit hellblauen Augen voll Waſſer bittend zu ihm auf. Die Kleine mußte ihr Stimmchen wiederholt anſtrengen, um ſich in dem Straßenlärm hörbar zu machen. Sie bat um den Weg in irgend eine Street nach der Common-School irgend eines Mr. Mockingbird: zugleich wies ſie ihren Zettel vor, worauf die Adreſſe ſtand. Der junge Mann wußte nun freilich nicht beſſer Beſcheid, als das verirrte Kind ſelbſt. Aber augenblicklich ergriff er den Gedanken, der ſich hier darbot. Iſt es möglich, rief er ſich zu, mit ſo viel Detail des Markts ſich zu balgen, und nicht an die Volksſchule zu denken, an den einfachen geiſtigen Punkt, aus dem das Ganze begriffen wird? Common-School, das iſt das Schlagwort! Das iſt der Ort, wo der Fremde ſtets zuerſt Landeskunde ſtudiren ſoll! Komm, mein Kind! Er warf ſich mit dem Mädchen raſch in den nächſten Omnibus, und war faſt ſo glücklich wie dieſes ſelbſt über das gefundene Auskunftsmittel.

Die Fahrt begann mit einer unfreundlichen Scene. Einer der Mitfahrenden hatte ſeine Beine lang vor ſich ausgeſtreckt und eben an jene Stelle der Wagenlehne geſtemmt, welche das einſteigende Paar zu beſetzen hatte. Er ſchien indeß nicht geneigt, ſeine Bequemlichkeit aufzugeben, ſondern räumte dem kleinen Mädchen, ſeinem neuen vis-à-vis, nur ſo viel ein, daß er ihr Köpfchen zwiſchen ſeine beiden

Stiefelabsätze aufnahm. Der Fremde verbat sich diese Zwanglosigkeit. Jener erwiderte: Mein Herr, Sie fordern für dieses Kind die Rechte einer Lady zu früh. Sein Ton dabei war vollkommen ruhig, fast belehrend, wie der Mann überhaupt nicht ohne Façon schien. Aber um so gereizter empfand der Fremde diese Sittenrohheit und scharf antwortete er: Sind Sie einer Lady zuvorkommend aus Sclaverei für ein Ceremoniell, oder aus freier Menschlichkeit? Auf letztere werden Sie auch dieses Kind zählen lassen! Der Amerikaner blieb gänzlich eindruckslos bei diesem Appell, und die Collision hätte leicht ernster werden können, wenn ein Marktweib nicht den Tact hatte, ihren Platz mit dem Kinde zu wechseln. Vor dieser Lady zog der Ausgestreckte seine Beine zurück. —

Nach dieser Episode verlief die weitere Fahrt ruhig, und dauerte, unter einem steten Wechsel von aus- und einsteigenden Personen, verhältnißmäßig kurz. Der Omnibus setzte unser Paar in einer Straße ab, von welcher nichts als der Name vorhanden war, den mit großen Lettern ein prophetischer Pfahlanschlag nannte. Das kleine Mädchen fand sich aber sofort orientirt, und lief glückstrahlend auf den einzigen Anbau dieser Straßenzukunft zu. Es war ein backsteinener, länglich viereckiger Kasten, ohne Maueranwurf, mit unglasirten Dachpfannen gedeckt. Ein Mann von derbem Leib und starken Knochen, mit einem rothen, prallen Gesichte, kurzgeschornem Haupthaar, in Jacke und Hemdärmeln, aber einen französischen Hut auf dem Kopfe, empfing unsern Ankömmling mit der Frage: Wie viel Bushel? Der Fremde wußte diese Anrede nicht zu deuten. Ich dachte, Sie machten eine Bestellung in Zwiebeln, antwortete der Stämmige. Der Fremde wechselte zweifelnde Blicke zwischen dem kleinen Mädchen und diesem Manne, und erklärte, daß er die Volksschule des Mr. Mockingbird zu besuchen geglaubt. — In der sind Sie, sagte dieser; — ich habe vor einigen Wochen in Thran fallirt, und verlor mein Vermögen. Sofort eröffnete ich eine Schule und unterrichte die Kinder meiner Nachbarn in dem was ich weiß und in dem was ich nicht weiß, wozu ich einen Hilfslehrer miethe. Da mir diese Beschäftigung weder den ganzen Tag noch den ganzen Beutel ausfüllt, so mache ich in den übrigen Stunden das fehlende Geld mit einem Zwiebelhandel. Damit schritt er ohne weitere Umstände in das Innere des Hauses. Unser Held

folgt ihm, — ein wenig zögernd und unsicher. Seine Miene drückt ziemlich unzweideutig den Grad seiner Erwartungen aus. Die Persönlichkeit des ehrenwerthen Mr. Mockingbird scheint ihm eine ausgesprochen sinnliche, und die Pflege von Kinderseelen, zwischen Thran und Zwiebeln betrieben, dünkt ihm nicht dessen natürlichster Beruf. Doch folgt er.

Die Schulstube war ein geräumiges, luftiges Zimmer, dessen ganzer Schmuck in dem hellen Tageslichte bestand, das reichlich einfiel. Tische und Bänke waren nur aus dem Rohesten gehobelt, Lack oder Firniß nirgend verschwendet. Auf den Bänken saßen sechzig bis achtzig Knaben, der Mehrzahl nach in einem Alter von neun bis zwölf Jahren. Ihr Aeußeres war reinlich gehalten, ihre Bekleidung mehr grob und formlos, als defect, eigentliche Zerlumpungen nirgends. An einem der vorhandenen Tische arbeitete mit einer Linirmaschine ein junger Mann — Mr. Benthal, Hilfslehrer, sagte Mr. Mockingbird. Der Fremde nahm mit einer leichten Verbeugung den Namen entgegen und erwiderte ihn mit seinem eigenen, indem er sich als Doctor Moorfeld vorstellte. Das kleine Mädchen war gleich bei ihrem Eintritte auf den Hilfslehrer zugeeilt; sie brachte ihm, wie es schien, eine Nachricht. Dann hielt sie sich vertraulich an seine Seite, indeß er stillvertieft fortarbeitete.

Die Schulstube feierte eben, wenn nicht mit dem eleganten, doch mit dem hungerigen Newyork, ihre Mittagsstunde. Dr. Moorfeld, wie wir den Fremden jetzt nennen dürfen, fand die kleinen Republikaner über großen Vorräthen mitgebrachten Fleisches und Bredes thätig. Deßungeachtet sah er seinen Zweck nicht nur nicht verfehlt, sondern sogar noch besser erreicht. Mr. Mockingbird hielt nämlich eine Art Brachwirthschaft in dieser Pause, eine freie Conversation. Er ließ sich mit seinen Schülern in einen Dialog ein, aus welchem der Namensaufruf verbannt war: wer einen Gedanken hatte, konnte mit Auszeichnung antworten, wer nicht, ohne Beschämung schweigen; es war ein zwangloses Spiel der Individualitäten, mehr Clubb als Schule. Kurz, diese Zeit der Ernährung wurde, weil Amerika überhaupt keine Zeit verliert, zwar dem Schulzwecke gewonnen, aber ihrem eigenen nicht entzogen.

Mr. Mockingbird legte behaglich die Arme auf den Rücken und begann mit seinem kleinen Volke ein Wechselspiel von Fragen und Antworten, das eine lebendigere Ausführung etwa dieses Umrisses war:

Ich war wohl ein Thor, fing er an, indem er ſeine Stube auf- und abſchritt, und ſich ſcheinbar dem Zufalle überließ, ich war wohl ein Thor, daß ich mein Haus im länglichen Viereck baute. So eben überlegt' ich mir's anders, indem ich auf der Schwelle ſtand. Wie, wenn ich's rund gebaut hätte? rund wie dieſen Hut! Was meint ihr zu dem Einfall?

Die Kinder, zweifelhaft zwiſchen Ernſt und Scherz, ſahen theils ſich, theils den Meiſter an. Sie ſchwiegen.

Jener fuhr fort: Wozu braucht man das Haus? — Ein Knabe antwortete: Zum Wohnen. — Recht; und wer wohnt in dem Hauſe? — Die Leute. — Gut, der Menſch wohnt in dem Hauſe. Der Menſch... hm! der Menſch iſt ſo klein und das Haus ſo groß! Braucht der Menſch alle Räume des Hauſes auf einmal, oder kann er ſich auch in einem einzelnen Raume deſſelben aufhalten? — Im Zimmer. — Richtig, einen einzelnen bewohnbaren Raum des Hauſes nennt man ein Zimmer. Alſo der Menſch wohnt eigentlich im Zimmer, nicht wahr? — Ja. — Hört, ich überlege mir die Sache. Ehrlich zu reden, ich habe Luſt, auch dem Zimmer noch was abzuſparen. Wozu brauch' ich ein ganzes Zimmer, wenn ich z. B. ſchlafe; wie? — Das iſt wahr, man hat kleine Schlafkämmerchen. — Ich rathe, mir wird ſehr ſchwül d'rin im Sommer. Lieber möcht' ich unter dem freien Sternenhimmel ſchlafen. Das ginge doch wohl? — Wenn kein Wetter kommt, allerdings. — Seht ihr! das Schlafſtübchen brauch' ich ſo nothwendig nicht. Aber was brauch' ich doch noch zum Schlafen? — Das Bett. — Da haben wir's, das Bett! Ich wohne alſo, ſo zu ſagen, Nachts eigentlich im Bette? — Ja. — Ich bin ein närriſcher Kauz! Zuvor wollt' ich mein Haus rund, anſtatt im länglichen Viereck haben, aber ich laſſe nicht ab. Ich möchte jetzt auch ein rundes Bett, ein kugelrundes Bett; was? Die ganze Schulſtube lachte. Mr. Mockingbird fuhr fort:

Eure Heiterkeit iſt euer Urtheil. Ihr gebt mir zu verſtehen, ein rundes Bett wäre blanker Unſinn. Ein rundes Bett taugte nicht für die menſchliche Figur, das länglich-viereckige Bett wäre gerade recht ſo. Meint ihr das? — Ja, ja! — Meinen iſt gut, aber beweiſen iſt beſſer. Wie könnt ihr mir's beweiſen? Nun, Vance! he! du kanzelſt ja gerne; würdeſt du den Beweis wohl finden? Komm,

wir wollen ihn mit einander ſuchen; zwei richten immer mehr, als Eins.

Der Lehrer nahm den Knaben aus der Bank und ſtellte ihn mit dem Rücken gegen die Wand. Dann fing er an, dicht an ſeinem Körper zwei ſenkrechte und quer über ſeinem Kopfe eine kürzere horizontale Linie zu ziehen. Hierauf ließ er ihn wieder abtreten, und wendete ſich gegen die übrige Schule mit den Worten:

Was für eine Figur bilden dieſe drei Linien an der Wand? — Ein Viereck. Ein längliches Viereck! — Aha! der Menſch iſt alſo, wenn man ihn nicht auf's genaueſte abzeichnet, ſondern nur grobhin, mit drei Strichen... was iſt da der Menſch? — Ein längliches Viereck. — O, nun weiß ich Beſcheid! Geſetzt, ich müßte unſern Freund Vance verpacken, wie eine Waare, welche Form müßte ſeine Kiſte bekommen? — Es müßte ein längliches Viereck ſein. — Richtig, dort ſteht ja das Maß an der Wand! Nun verpackt ſich aber der Menſch wirklich, und zwar Nachts, wenn er ſchläft. Seine Kiſte iſt dann das Bett. Das Bett hat daher am paſſendſten... welche Form? — Die länglich-viereckige. — Und iſt im Grunde das Zimmer nicht eine große Kiſte, worin man Betten einpackt? Und das Haus eine große Kiſte, worin man Zimmer einpackt? Seht, um wie viel klüger ſind wir jetzt, als zuvor! Das Haus muß ein längliches Viereck ſein, des Zimmers wegen, das Zimmer des Bettes wegen, und das Bett des Menſchen wegen, weil dieſer ſelbſt, wie uns jene Figur an der Wand beweiſt, ein längliches Viereck iſt.

Die Kinder zeigten ſich ſehr intereſſirt, namentlich fiel der Knabe Vance dem Meiſter faſt ins Wort: Jetzt weiß ich auch, rief er, warum alle übrigen Möbel des Zimmers viereckig ſind; die Tiſche, die Bänke, die Bilder, die Schränke, die Koffer —

Und ſelbſt das noch, was man in Schrank und Koffer packt, die Bücher z. B., ergänzte der Meiſter. Ja, was ſoll ich ſagen! werden in die Bücher nicht wieder die Buchſtaben verpackt? Hier haſt du ein feines Stift, Vance. Zieh' um den Buchſtaben e dieſelben Striche, die ich zuvor um dich gezogen... was für eine Figur bilden dieſe Striche? — Ein längliches Viereck; Meiſter, Meiſter, mit dem n geht's noch leichter! — Sehr wahr, das n iſt ja auch der Muſterbuchſtabe. Nun bitt' ich euch! Blickt einmal auf- und abwärts auf

das, was wir jetzt gelernt haben! Ein Buchſtabe und ein Haus haben die nämliche Figur und aus der nämlichen Urſache! Die Urſache ſteht dort an der Wand. Der Menſch iſt ein längliches Viereck und darnach richten ſich all ſeine Formen!

Dieſes Probeſtück machte augenſcheinlich Eindruck auf ſeinen Zeugen. Im Verlaufe desſelben hatte die Miene des fremden Doctors einen ungleich höheren Ausdruck angenommen, als womit er die Schwelle des ſchulmeiſternden Zwiebelhändlers überſchritten. Er bezeugte dem Mr. Mockingbird jetzt ſeine ganze Anerkennung.

Ja, es iſt nicht deutſche Metaphyſik, antwortete dieſer trocken. Und zu ſeiner Schule gewendet, fuhr er ſogleich wieder fort: Wer fertig iſt mit dem Eſſen und gute Luſt hat, der leſe uns auch ein Kapitel. Dabei findet ſich wohl Stoff zu weiterer Unterhaltung. Viele Schüler ſchlugen zugleich ihre Bücher auf. Der Meiſter mußte eine Wahl treffen und bezeichnete einen der erwachſeneren Knaben, dem er zurief: Hoby, lies uns den Rath an „junge Gewerbsleute“. Der Aufgeforderte fing mit einer muntern, verſtändigen Stimme aus ſeinem Büchlein alſo zu leſen an:

„Bedenke, daß die Zeit Geld iſt; wer täglich zehn Schillinge durch ſeine Arbeit erwerben könnte und den halben Tag ſpazieren geht, oder auf ſeinem Zimmer faullenzt, der darf, auch wenn er nur ſechs Pence für ſein Vergnügen ausgibt, nicht dies allein berechnen; er hat nebendem noch fünf Schilling ausgegeben, oder vielmehr weggeworfen.

„Bedenke, daß Credit Geld iſt; läßt Jemand ſein Geld, nachdem es zahlbar iſt, bei mir ſtehen, ſo ſchenkt er mir die Intereſſen, oder ſo viel als ich während dieſer Zeit damit anfangen kann. Dies beläuft ſich auf eine beträchtliche Summe, wenn ein Mann guten und großen Credit hat und guten Gebrauch davon macht.

„Bedenke, daß Geld hinſichtlich ſeiner Fortpflanzung ſehr fruchtbarer Natur iſt. Geld kann Geld erzeugen und die Sprößlinge können noch mehr erzeugen u. ſ. w. Fünf Schillinge umgetrieben ſind ſechs, wieder umgetrieben ſieben Schilling 3 Pence u. ſ. w. bis hundert Pfd. Sterl. Je mehr davon vorhanden iſt, deſto mehr erzeugt das Geld beim Umtreiben, ſo daß der Nutzen höher und höher ſteigt. Wer ein Mutterſchwein tödtet, vernichtet deſſen ganze Nachkommenſchaft bis ins tauſend-

sachste Glied. Der Verschwender d. h. der Mörder von einem Schilling bringt seinen Enkel um eine Million.

„Bedenke, daß ein guter Zahlmeister der Herr von Jedermanns Beutel ist. Wer pünktlich zahlt, kann zu jeder Zeit alles Geld entlehnen, was seine Freunde gerade nicht brauchen. Dies ist bieweilen von großem Nutzen. Neben Fleiß und Mäßigkeit trägt nichts so sehr dazu bei, einen jungen Mann in der Welt vorwärts zu bringen, als Pünktlichkeit und Gerechtigkeit in seinem Handel. Deßhalb behalte niemals erborgtes Geld eine Stunde länger als du versprachst, damit nicht der Aerger darüber deines Freundes Börse dir auf immer verschließe.

„Die unbedeutendsten Handlungen, die dem Credite Schaden bringen, müssen vermieden werden. Der Schlag deines Hammers, den dein Gläubiger um fünf Uhr Morgens, oder um neun Uhr Abends vernimmt, stellt ihn auf sechs Monate zufrieden; sieht er dich aber am Billardtisch oder hört er deine Stimme im Wirthshause, so läßt er dich am nächsten Morgen um die Zahlung mahnen, und fordert sein Geld, bevor du es zur Verfügung hast.

„Außerdem zeigt dies, daß du ein Gedächtniß für deine Schulden hast; es läßt dich als einen eben so sorgfältigen wie ehrlichen Mann erscheinen und das vermehrt deinen Credit.

„Hüte dich, daß du Alles was du besitzest für dein Eigenthum hältst und demgemäß lebst. In diese Täuschung gerathen viele Leute, die Credit haben. Um dies zu verhüten, halte eine genaue Rechnung über deine Ausgaben und dein Einkommen. Gibst du dir Mühe, namentlich erstere genau zu verrechnen, so hat das eine gute Wirkung; dann entdeckst du, wie wunderbar kleine Ausgaben zu großen Summen anschwellen und du wirst bemerken, was hätte gespart werden können und was in Zukunft gespart werden kann.

„Eine Ausgabe, auch wenn sie noch so klein sei, erlaube dir ohne Noth doch nicht darum allein, weil sie klein ist. Bedenke folgendes: der Zinsfuß in unserm Lande ist sechs Procent d. h. für sechs Pfund jährlich kannst du den Gebrauch von hundert Pfund haben, vorausgesetzt, daß du ein Mann von bekannter Klugheit und Ehrlichkeit bist. Wer täglich einen Groschen nutzlos ausgibt, gibt jährlich an sechs Pfund nutzlos aus, welches der Preis für den Gebrauch von hundert Pfund, ist.

Wer einen Theil seiner Tageszeit zum Werthe eines Groschen verschwendet (und das mögen nur ein paar Minuten sein) verliert auch, einen Tag in den andern gerechnet, das Vorrecht, hundert Pfund jährlich zu gebrauchen. Wie viel also, nur durch diese Verschwendung weniger Minuten des Tags, an Geld verloren geht, wenn ein junger Mann ein höheres Alter erreicht, — das zu betrachten laß dir auf's ernstlichste angelegen sein. Es ist in der That ein größerer Reichthum, als den ein Phantast im Lotto zu gewinnen, oder ein Schatzgräber aus der Erde zu heben hofft."

Der Mann nimmt das Leben ein wenig peinlich, bemerkte Dr. Meorfeld, den dieses Bruchstück amerikanischer Disciplin offenbar minder ansprach, als das erste.

Mein Herr, es ist Benjamin Franklin, der so schreibt, antwortete Mr. Mockingbird ohne alle Erörterung.

Der Doctor hatte indeß noch Genugthuung wegen des Ausfalls auf die deutsche Metaphysik zu nehmen, dessen eigentliche Zielscheibe er freilich nicht kannte. Er war daher nicht geneigt, dem Manne, der ihm das Gastrecht zuerst verletzt zu haben schien, die Parthie allzu aufopfernd zu überlassen. Und indem er nach Hut und Stock griff, verabschiedete er sich jetzt, zwar unter den Formen eines Gentlemans, in Bezug auf die Antwort des Mr. Mockingbird aber erwiderte er dieses: Ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr, daß Sie mir den geschätzten Namen eines Benjamin Franklin nennen. Der Mann hat jedenfalls in der Wissenschaft noch mehr als in der Bank hinterlassen, und durch sein eigenes Leben ein höheres Ideal aufgestellt, als welches in jener Schrift dem menschlichen Trachten zugemuthet wird. Diese Ausmünzung der menschlichen Existenz in Schillinge und Pfunde gewinnt erst durch die Erfindung des Blitzableiters den Anspruch auf unsre Verzeihung. Ohne sie würden wir die Doctrine eines Mannes vor uns haben, der sich so weit vergessen hätte, unsre Bestimmung dahin zu definiren: Aus dem Rinde macht man Talg, aus dem Menschen Geld. Mag sein, daß ein unfertiges Volk eine Zeitlang auf diesen Standpunkt sich herabstellen muß, ein fertiges aber sagt: Geist macht man aus dem Menschen, nicht Geld!

Der Hilfslehrer des Mr. Mockingbird, der bisher ohne aufzublicken sich an seine Linirmaschine gehalten, legte sein Handzeug jetzt hin,

und machte mit Schüchternheit, wie es schien, einen Versuch, dem Fremden das Geleite zu geben. Unter der Thüre ergriff er verstohlen die Hand desselben und flüsterte mit bewegter Stimme: Ich danke Ihnen für dieses deutsche Wort!

Zweites Kapitel.

Im Nachdenken über diese Scene bestieg Moorfeld eine Miethkalesche und fuhr jetzt der Adresse seines neuyorker Absteigequartiers zu. Wer mochte der junge blonde Mann sein, der mit seinem germanischen Bart, seiner vollen Studentenlocke, seiner breiten Brust und trutzigen Stirn ihm so mädchenhaft-schüchtern nachgeschlichen und zugestammelt? Ein Eingewanderter natürlich. Einer jener deutschen Taglöhner der Weltgeschichte, welche auf der ganzen Erde überall am Kulturleben mitarbeiten, aber selten auf eigenen Namen und nie auf den ihrer Nation. Moorfeld nahm seinen Ausfall auf Mr. Mockingbird's Franklin längst wieder zurück; er hätte sich gerne Unrecht gegeben, daß er mit idealistischer Einseitigkeit gegen das erste Stück hiesigen Volkslebens so vorschnell abgesprochen: aber da stiehlt sich eine warme Hand in die seinige, ein kummervoller Märtyrerblick trifft ihn, und das Wort seiner Uebereilung bestätigt ihm, wie es scheint, die Erfahrung. Ein unwillkommenes Rechthaben! Moorfeld suchte sich mit Gewalt in den schönen Flug seiner Erstlingsstimmung wieder zurückzuwerfen. Er ergab sich mit allen Sinnen wieder dem Ungeheuer eines Straßenlebens, das das europäische übertraf, wie ein Redoutensaal einen Larrappistenkreuzgang. Er sah und hörte zu seiner Kalesche hinaus, er bemühte sich neugierig zu sein und zu erstaunen. Umsonst. Er bekam seine Stimmung nicht mehr in seine Willkür und durch all das flutende Lärmen um ihn her verfolgte ihn der halberstickte Flüsterton: „Ich danke Ihnen für dieses deutsche Wort."

Endlich ragte eine lange Reihe von Mastbäumen die Straße herauf, welche der Kutscher eingeschlagen hatte; ein blauer Wasserstreif dunkelte

dahinter, der immer breiter und voller wurde, Wimpel wehten, Matrosen johlten, Krahnen seufzten, und im Nu wiegte sich das zierliche Wagengebäude auf dem platanenbesäumten Kai des Hudson oder Nordflusses, der sich wohl an drei englische Meilen breit vor den überraschten Augen des Europäers ausdehnte. Der Wagen rollte längs des Flusses an einer Häuserreihe hinab, welche in ihrem bunten Nebeneinander eine äußerst heitere Enfilade bildete: dieses Haus trug einen lebhaften Farbenanstrich, jenes stach durch seine hellgrünen Jalousien hervor, ein drittes durch eine glänzend gefirnißte Pallisadenverzäunung, hinter welchen lombardische Pappeln eine steife Parade hielten, jedes machte in seiner Einzelheit einen Versuch zu brilliren, der wirklich im Ganzen erreicht, wenn auch im Besonderen fast immer verfehlt und oft chinesisch verfehlt war.

Vor einem dieser Häuser hielt der Kutscher. Moorfeld sprang aufgeweckt heraus, ließ den Klopfer ertönen, und wartete. Ein Neger öffnete. Aber ehe Moorfeld ihm seinen Namen nennen, oder seine Karte abgeben konnte, war der schwarze Hausgeist schon wieder verschwunden, indem er ein solches Ceremoniell nicht zu erwarten schien. „Help you selp“ lächelte Moorfeld, und sah sich im Hausflur, wo man ihn so republikanisch-formlos allein stehen ließ, auf gut Glück um. Er fand rechts ein Zimmer, dessen Thüre, wahrscheinlich der großen Hitze wegen, halb offen stand. Er blickte vorsichtig hinein. Eine junge Dame von großer Schönheit saß darin und studirte über Landkarten und Bücher eifrig hinter einem großen Comptoirtisch. Der Fremdling glaubte sich hier an guter Adresse; er öffnete unter einem bescheidenen Klopfen auch die übrige Hälfte der Thür und stellte sich der schönen Einsiedlerin mit all jener Artigkeit vor, womit ein Mann von Erziehung die Tochter des Hauses unter diesen Umständen anredet. Das Mädchen hörte ihn an, ohne eine Miene zu verändern, ja fast ohne den Blick zu ihm aufzuschlagen, worüber der junge Mann, der sich im Besitz eines gefallenden Aeußern wußte und vielleicht etwas verwöhnt in diesem Punkte war, eine unwillkommene Regung empfand. Treten Sie gefälligst ins Parlour gegenüber, antwortete die lakonische Venus mit einer leichten Handbewegung; Moorfeld zog sich zurück, nicht ohne einen seiner bezwingendsten Blicke in das schöne regungslose Antlitz des Mädchens zu werfen. Selbst das offizielle Lächeln der Höflichkeit hätte

ihm wohlgethan in diesem Antlitz, aber er sah nichts darauf als die Ruhe einer sauber gearbeiteten Figur unter Glasschrank. Dagegen traf ihn vor der Thür über das Treppengeländer des ersten Stockes herab ein zorniger Mädchenblick aus einem Gehänge, oder vielmehr aus einem Tauwerk von schlappen Locken — die Gestalt huschte im Nu zurück als Moorfeld zu ihrer Loreleyhöhe seinen Blick erhob. Kopfschüttelnd ging er auf den bezeichneten Eingang des Parleurs zu.

Er klopfte, ohne Antwort zu erhalten. Er besann sich nicht lange, sondern schloß vielmehr, daß es landesübliche Sitte sein müsse, geradezu zu gehen, ohne sich an irgend eine Form zu binden, da der Mangel derselben unmöglich die spezielle Ungastlichkeit dieses Hauses sein konnte. Er trat also ein. Das Gefühl unter dem ersten amerikanischen Dache zu stehen, brachte jetzt eine Pause in all seine übrigen Empfindungen. Er sah sich im Parlour um, erfüllt und ergriffen von dem Bewußtsein, daß das Zimmer der Abdruck des Menschen sei.

Die Möbelformen hatten nach unsern Begriffen keinen eigentlichen Styl, wohl aber ließen seltsame Holzarten manch wunderliche Spielerei zu. So sah Moorfeld ein halb Dutzend spindeldürre Stühle, welche mit so bizarrer Feinheit geschnitzt waren, daß selbst die Königin Mab, wie es schien, darauf hätte durchbrechen müssen. Nur eine ungewöhnliche Holzfaser konnte diese Bearbeitung erlauben, aber die sinnliche Vorstellung des Sitzens war ganz bedachtlos dabei verletzt. Nach demselben Mißverhältniß zwischen Schein und Zweck präsentirte sich der Sophaüberzug: er brillirte in einem orange-prächtigen Farbenmuster, das das Auge lebhaft genug traf, aber das Muster stellte nichts weniger als einen — Waldbrand vor. Moorfeld mußte mehr als lächeln, daß der Zumuthung, sich auf Feuerflammen zu setzen, nicht das Geringste ästhetische Bedenken entgegengestanden hatte. Auf dem Kaminsims stand eine Stutzuhr mit grellen und glänzenden Farben lackirt, ein paar Porcellanvasen links und rechts zeichneten sich gleichfalls durch überladene Buntheit ungefähr im Geschmacke unserer Landleute aus. Im Trumeau erblickte Moorfeld eine schlecht modellirte Statuette, welche einen Mann in knappen Stiefeln und Hosen mit Zopf und Stock, dürftigen Beinen und einem Schlotterbauch vorstellte. Die Unterschrift lehrte, daß es Washington sei. Moorfeld erschrack bei dem Anblicke dieses Namens und seufzte achselzuckend: Das ‚ist der Mann, der sie

alle frei gemacht hat, und ſie konnten nicht ihn einmal von ein paar häßlichen Linien frei machen! Sind politiſche Helden wohlfeiler als poetiſche? Schnell wandte er ſich hinweg, um ſein Auge an gelungenen Gegenſtänden zu entſchädigen, aber er entdeckte nichts beſonders mehr. Nach einem Bücherſchrank ſah er ſich z. B. vergebens um. Das einzige Buch, das er im Zimmer fand, war die Bibel. Sie lag mit einer ſeltſamen Oſtentation auf dem runden Tiſch, der vor dem waldbrennenden Sopha ſtand. Die Tapeten des Zimmers, der Fußteppich und die Vorhänge waren theilweiſe reiche Stoffe, aber harmonirten in ihren Farben nicht, denn jede einzelne war ſo ſchreiend gewählt, als ob ſie Selbſtzweck wäre, und die optiſche Belebung des Gemaches allein zu tragen hätte. Die leeren Wandflächen wieſen ein einziges Bild auf, ein Familienportrait, wie es ſchien; Moorfeld wandte aber eben ſo ſchnell wie von dem Waſhington ſein Auge davon. Das Geſicht war wie mit Kalk und Ziegelroth auf eine unerträglich rohe Weiſe gepinſelt. Ein prächtiger Goldrahmen ſchmückte das Bild, aber das Gold ſtand ſo außer Verhältniß zur Kunſt, daß es nur eine Satyre auf daſſelbe ſchien. Das war die Ausſtattung des Parlours. Sie athmete den Geiſt einer bürgerlichen Frugalität, das aufwachende Bedürfniß des Luxus und dieſer ſelbſt wieder den craſſen und heftigen Geſchmack der Kindheit. „Vielleicht ein hübſches Geſicht, aber eine erfrorene Naſe“ murmelte das europäiſche Urtheil unſers Freundes; dem Zimmer fehlte der gemüthliche Zug, wir möchten ſagen die organiſche Wärme der Häuslichkeit.

Während Moorfeld dieſe flüchtige und wie wir ſehen nicht ſehr lohnende Rundſchau gehalten hatte, öffnete ſich die innere Thür des Parlours und Herr Staunton, der Hausherr, trat ein. Eine lange ſchmächtige Figur mit enger Bruſt, nach vorn abfallenden Schultern und dünnem Halſe präſentirt ihren amerikaniſchen Typus. Der längliche, nicht unedel geformte Kopf zeigt allen Zerfall des Herbſtes, aber aller Fülle des Lenzes. Gefärbtes Haar, bepinſelte Augenbraunen, eingeſetzte Zähne, ein leicht aufgetragenes Roth auf dem glattraſirten Geſichte ſchillert aus einer gewiſſen Ferne mit einem gewiſſen Jugendglanze, natürlich zur mehreren Wehmuth des genauen Betrachters. Die freie, weltmänniſche Haltung des Eintretenden, verbunden mit einer Sorte geſchäftsfreundlicher Heiterkeit iſt gleichſam der moraliſche Theil dieſer Toilettenkunſt. Ein Zug von merkantiler Selbſtſucht wird aus

seiner obern Gesichtshälfte in der gewohnheitsmäßigen Heiterkeit der Stirn und des Auges noch siegreich genug hinweggelächelt, hat aber in der untern Hälfte, die überhaupt unbedeutend gedrängt und gekniffen ist, zwischen dünngespannten Lippen und krampfhaften Mundwinkeln eine sehr bemerkbarte Heimath. Die ganze Erscheinung machte den Eindruck eines Mannes, der stets als Geschäftsmensch gelebt und stets als Gentleman sich gefirnißt hatte.

Dieser Herr trat seinem Gast jetzt entgegen und begrüßte ihn mit einer sorgfältigen Herzlichkeit. Er lud ihn ein, sich zu verbrennen, d. h. er bot ihm das Sopha an, er selbst nahm seinen Platz auf einem von den Stühlen der Königin Mab. Hiermit eröffnete er die Unterhaltung, indem er sich wegen seines schwarzen Dieners Jack entschuldigte, den er schon vor zwei Stunden an den Landungsplatz geschickt hätte, um ihn, den erwarteten Gast nämlich, abzuholen. Das Schiff, wisse er, sei so pünktlich eingelaufen, als es signalisirt war, es könne nur die Fahrlässigkeit des Dieners sein, der ihn verfehlt habe, er werde ihm die Genugthuung geben, den Schuldigen zu bestrafen. Moorfeld verbat sich diese Aufmerksamkeit, und da er nicht verkannte, daß das Gesagte auch eine Anspielung auf sein eigenes Verspäten sein könne, so gestand er freimüthig, daß er aus dem Hafengetümmel sich unverzüglich auf die Battery geflüchtet, und dann der Begierde nachgegeben habe, eine Promenade durch die Stadt zu machen. Der Amerikaner hörte dieser Erklärung salbungsvoll zu, er erhob sich mit einem eigenthümlichen Ausdruck in's Große und Hohe und sagte mit einer gedehnten Feierlichkeit: Ich danke Ihnen im Namen unserer unvergleichlichen Hauptstadt, daß Sie bewundern die Pracht und Größe ihrer Anlage, die Thätigkeit ihrer Menschen, den Geist der Freiheit und der Vernunft, der Ihnen entgegenkommt aus allen Bildern unsers öffentlichen Lebens. Haben Sie in Europa sich an ähnlichen Schauspielen zu erfreuen? Moorfeld der zunächst weder von Bewunderung, noch Freude, sondern nur von seiner Schaulust gesprochen, nahm diese Rede ganz so auf, wie er durfte, und sagte gemessen: Europa lebt viel von altem Gelde, Arbeit und Muße harmonirt dort wie Licht und Schatten in einem fein durchdachten Bilde. Moorfeld erröthete, es fiel ihm auf, daß er in zwei Stunden bereits zweimal seiner Begeisterung widersprochen und Europa gegen Amerika bevorzugt. Herr Staunton

antwortete: Sie sind ein Kenner der Kunst, wie ich höre; wie gefällt Ihnen dieses Portrait hier, Herr Doctor? — Es ist mit festen Strichen und lebhaften Farben ausgeführt — war das Urtheil des Befragten. O, es ist ein vortreffliches Werk, rief Herr Staunton, zehn Dollars kostet es! — Moorfeld sagte, dieser Preis scheine ihm zwar nicht ohne Verhältniß zu dem Gegenstande, aber ohne alles Verhältniß zu denen in Europa. Er nannte hierauf die letzteren. Ich weiß, ich weiß! rief Herr Staunton mit einiger Ungeduld; aber bedenken Sie, daß man mich für einen Verschwender hält, überhaupt ein einzelnes Bild, als solches, zu bezahlen. Man baut oder miethet hier sein Haus, übergibt es dem Tapezierer im Accord zur Ausschmückung, und dessen Sache ist es dann, einige Goldrahmen mit den betreffenden Malereien anzubringen. Das ist die Sitte hier, kein Mensch hält es anders. — Kein Mensch! rief Moorfeld fast erschrocken und drang in den Sprecher, ob er diese Redensart wörtlich zu nehmen habe, oder unter günstigen Beschränkungen. Das Mienenspiel des Amerikaners zeigte einen deutlichen Kampf zwischen zwei einander widersprechenden Gefühlen; er schien einen geheimen Aerger zu empfinden gegen das, was er zu antworten hatte, und doch fiel es ihm schwer, etwas, das Personen außer ihm für auszeichnend hielten, von seinem Vaterlande zu verschweigen. Zuletzt siegte sein Nationalstolz und er fing an, die Privat-Gallerie eines Mr. Bennet auf der Battery im Lapidar-Styl zu erheben. Nach dieser Anstrengung erholte er sich aber durch die Bemerkung, daß ihm übrigens auch die gepriesene Kunst der Deutschen einigen Zweifel erregt habe, seit er z. B. von allen Seiten hören müsse, wie viele Bilder nur ein einziger Herr Düsseldorf gegenwärtig durch die Welt verbreite. Unmöglich könne ein Mann, der so viel hervorbringe, anders malen, als es die amerikanische Tapezierer eben auch zu besorgen wüßten, wenn er nicht an Wunder glauben solle. Es scheine die Fingerfertigkeit dieses heutigen Modekünstlers dem Ruf der deutschen Solidität nicht zu entsprechen, dagegen rechne sich's ganz Amerika zur Ehre, daß der große Alston in Boston, der erste Künstler seiner Zeit, schon zehn Jahre an einem historischen Tableau male, und es noch nicht fertig habe. Moorfeld antwortete, nach dem Geiste der Extreme, dessen Ruf diesem Lande vorausgehe, und der auf den ersten Blick sich bestätige, würde er sich nicht wundern, wenn Herr Alston

sein nächstes Tableau in zehn Minuten vollendete, und Amerika sich's nicht weniger zur Ehre rechnete; übrigens sei Düsseldorf nicht der Name eines Künstlers, sondern der Name einer Stadt voll Künstler.

In diesem Augenblicke meldete der schwarze Jack, es sei servirt, worauf Herr Staunton sich erhob und seinen Gast zum zweiten Frühstücke bat. Ein ersprießlicher Wechsel von dem Thema der Kunst zu einem, das der Natur näher stand! — Die beiden Herren verfügten sich in ein Zimmer des ersten Gestockes. Die Mitte desselben nahm ein mäßiggroßer Eßtisch ein, beladen mit einer übermäßigen Fülle von Gerichten, deren warm gekochte Piecen das Gemach trotz des geöffneten Fensters mit starken Dünsten erfüllten. Diesem Tische präsidirte eine Dame, oder vielmehr die Tagesnummer der Newyorker-Tribüne, denn außer den beiden weiblichen Händen, welche das riesige Zeitungsblatt vor sich hin hielten, war die Gestalt der Leserin unsichtbar. Herr Staunton stellte die Frau und den neuen Genossen des Hauses einander vor. Die Newyorker-Tribüne legte sich jetzt in die halbe Querfalte und ließ den Kopf einer Matrone sehen, welchen drei ehrwürdige Momente auszeichneten: die Spuren des Weisheitsalters, der Ausdruck religiöser Beflissenheit und eine Brille. Doctor Moorfeld und Mrs. Staunton wechselten die üblichen Complimente, wobei ersterer die Bemerkung machte, daß, wenn eine schöne Sprache durch das weibliche Organ noch schöner klingt, eine mißtönige dagegen, wie das Yankee-Englisch, eben so ihren entgegengesetzten Charakter durch den Frauenmund fühlbarer ausdrückt. Nach dieser Ceremonie setzte man sich zu Tische. — Frau Staunton fragte: wo bleibt Sarah? — Beste, das frag' ich dich, antwortete der Gatte. Aber in demselben Augenblick trat der Gegenstand dieser Erkundigung ein; es war eine lange schmächtige Dame von relativer Jugend und zweifelhafter Schönheit; sie wurde dem Fremden als die Tochter des Hauses vorgestellt. Moorfeld erkannte bei dieser Gelegenheit den Irrthum seiner vorigen Verwechselung und sparte die Worte nicht, ihn eifrigst zu entschuldigen; als aber die Eltern nicht gleich begriffen, wovon die Rede sei, flüchtete Sarah in die Arme ihrer Mutter und verbarg sich an ihrem Busen, indem sie mit einem tiefen Gefühle von Kränkung wehklagte: Ach Mama, das Kammermädchen ist zuvor an meiner Statt begrüßt worden! Weder Herr noch Frau Staunton schienen dieses Geberden ihres

hocherwachsenen Töchterchens für übertrieben zu halten, die Mutter schloß vielmehr sehr mütterlich die reife Jungfrau an ihr Herz und tröstete sie mit vielem Affecte. Mein Gott! seufzte sie, und schlug ihre Augen in eine Himmelshöhe, welche weit über die Richtung der Brille hinausging, mein Gott, seufzte sie, ist es denn zu verwundern, wenn fremde Besucher unsers Landes die weiblichen Herrschaften von ihren Domestiken nicht mehr zu unterscheiden wissen? Die Klasse der Dienenden stellt sich in allem Aeußern so anmaßend neben uns selbst, daß uns kaum eine andere Auszeichnung übrig bleibt, als das Gefühl unserer Würde, welches uns freilich hinlänglich schmückt, wenn gleich nicht auf den ersten Blick. Fassen wir uns in christlicher Geduld, liebes Kind! Was wollen wir thun? Auch noch ein schwarzes Kammermädchen nehmen? Ach, schon eins ist zu viel von dieser Race! Nicht wahr, dazu entschließen wir uns nicht, gute Sarah? Lassen wir uns um der Liebe Gottes willen die Ansprüche der Weißen gefallen und geben wir unserer liebenswürdigen Freundin Recht, welche, wie du weißt zu sagen pflegt: sie könne sich den Himmel nur als einen Ort voll Dienstboten denken.

Moorfeld bezeugte sich den Leiden der Damen so theilnehmend, als es mit einem leisen Zug von Ironie im Herzen möglich war, und machte namentlich auf den Umstand aufmerksam, daß er die fragliche Frauensperson über Büchern und Landkarten gefunden, d. h. in einer Beschäftigung, welche in Europa zweifellos die gebildete Haustochter bezeichnet hätte. Ach, in Europa! fiel Herr Staunton mit unbedachter Geringschätzung dazwischen; — im alten Land fühlt sich selbst der höchst Beamtete als ein Diener, bei uns möchte der niedrigste Dienst gern für ein Amt gelten. Die weiße Race dient überhaupt nicht hier. Darum ließ ich Ihnen ja auch durch unsern Agenten den Rath geben, sich keinen Bedienten mitzunehmen, wie es Ihre Absicht war. Er hätte Sie in den ersten Wochen verlassen. Unsre Hariet betreffend, so bereitet sie sich auf ein Schulamt vor, von dem Umstand gewinnend, daß man neuerer Zeit die Volksschulen gerne mit weiblichen Lehrkräften besetzt. Sie sahen sie in einer dieser Selbstvorbereitungs-Stunden, deren sie sich täglich ein Paar ausbedungen hat. Die Sache hat ihre Unbequemlichkeiten für die weibliche Herrschaft, aber dem Mädchen kann ich ihr Streben nicht übel nehmen. Ist sie doch eine freie Amerika-

nerin, eine reine Native, sie will vorwärts! Moorfeld versagte dieser Mittheilung seinen Beifall nicht und fügte hinzu, er zweifle nicht, daß die Ehre Europa's und Amerika's in allen Punkten einander verstehen würden. Herrn Staunton's Abfälligkeit gegen das erstere nöthigte ihm die gelinde Rüge ab. Die Gesellschaft setzte sich zu Tische.

Der junge Fremde glaubte noch immer einen beleidigten Zug in Sarah's Mienen zu finden, und nahm sich die Mühe, denselben zu bannen. Er erwies dem Mädchen alle Aufmerksamkeit, sowohl die sie fordern konnte, als die ein junger geistreicher Mann freiwillig gegen ihr Geschlecht verschenkt. Er war aber nicht glücklich. Das Gefühl der Kränkung lag wie ein interessanter Thau auf dieser abgeblühten Blume und kein Sonnenpfeil Apollo's war im Stande ihn hinwegzuglühen. Er gerieth endlich auf den Gedanken, daß dieser Thau — gemalt sei und gab seine wohlmeinende Bemühungen auf, eh' er der Versuchung erlag, in eine feine Satyre umzuschlagen und der unbescheidenen Spröden für das fingirte Weh ein kleines ächtes Thränchen abzupeinigen.

Bis hieher hatte Moorfeld dem Tische noch keine Aufmerksamkeit geschenkt, deßungeachtet wandte er sich jetzt an die Hausfrau und machte ihr ein Compliment darüber. Als er sah, daß die Phrase eindrucklos abprallte, schrieb er es seiner Aussprache zu und wiederholte eine der schönsten englischen Artigkeiten mit der correctesten Deutlichkeit. Der Eindruck erfolgte nun zwar, er war aber womöglich entgegengesetzt. Die geschmeichelte Hausfrau sah in diesem Augenblicke fast so beleidigt aus, wie ihre Tochter Sarah: sie blickte kalt und stolz nieder, und warf irgend ein Wort hin, das Moorfeld seinerseits nicht verstand. Herr Staunton legte sich in's Mittel, indem er halb gegen Moorfeld gewendet, ersterer auseinandersetzte, der sehr verehrte Gast habe eine dankenswerthe Meinung geäußert, welche blos in der Voraussetzung irrig sei, daß eine amerikanische Lady sich in der Küche beschäftige. Unsere freie und aufgeklärte Nation, fuhr er fort, findet einen ihrer schönsten Vorzüge vor den übrigen Völkern der Erde in dem Bewußtsein, den Frauen eine Stellung eingeräumt zu haben, welche diesen zarten Blumen der Menschheit allein als die natürliche und berechtigte zukommt. Kein amerikanischer Bürger, der sich nicht auf der Höhe, sondern nur auf dem Niveau der öffentlichen Meinung

seines Landes behaupten will u. s. w. — Moorfeld bedurfte nicht vieler Geduld, die langathmige Pomp-Phrase zu Ende zu hören. Es war ihm ein Genuß höherer Schauerlichkeit, den alten kosmetisch zusammengehaltenen Mann über die Blumen der Menschheit peroriren zu lassen.

Inzwischen hatte er angefangen mit mehr Bedacht sein erstes amerikanisches dejeuner zu würdigen. Als ein Fremder, der in dem Neuen zugleich das Charakteristische zu belauschen die Neigung hat, blieb die culinarische Physiognomie der neuen Welt nicht der letzte Gegenstand seines Interesses. Die Stimmung, womit der Gentleman seinen Beobachtungen auf diesem Gebiete nachgeht, hatte bisher etwas verschämt Humoristisches, an den Liberalismus der mittelalterlichen Hofnarren und Kirchenkomödien Erinnerndes; wenn die fortschreitende Naturwissenschaft das Geheimniß vom Stoffwechsel in den feinsten materialistischen Ausspitzungen ergriffen haben wird, so wird sich unser versteckter Ernst für diese Angelegenheit vielleicht offener an's Tageslicht wagen, ungefähr wie heute schon das Theekochen z. B. ein Obligat-Studium an den japanischen Universitäten ist.

Damals ragte aber die Küche noch wenig in die Chemie und durch diese in die Philosophie herein, unser Held wagte also erst, sich seiner Neugierde für Amerika's Tisch zu überlassen, als er die Tischgäste selbst, der Reihe nach ziemlich ungenießbar erprobt hatte.

Zuerst fiel ihm schon die amerikanische Sitte des Servirens auf. Die Tafeldeckung war hier kein europäisches Hintereinander, sondern ein Nebeneinander. Sämmtliche Gerichte standen gleichzeitig auf dem Tische. Erkannte der Fremde das Handelsvolk darin, das die Zeit spart? Oder die gleichmachende Republik, die keine Rangordnung duldet? In beiden Fällen hatte der Anblick eines solchen Eßtisches etwas Fremdartiges, ja wahrhaft Ueberwältigendes, Brüskes. Die Phantasie sah all ihre Perspectiven abgeschnitten, sie wurde genöthigt, das ganze Gebiet ihrer Genüsse auf Einen Blick zu umfassen, statt daß die Gänge und Pausen einer europäischen Tafel, wie die Kapitel eines Romans, wie die Aufzüge eines Drama's von Spannung zu Spannung fortschreiten, und dem Gaste zwischen Hoffnung, Illusion, Ueberraschung, ja selbst Furcht und Reue das interessante Spiel seiner menschlichen Leidenschaften gestatten. Dagegen durfte der unparteiische Denker die praktische Seite dieses Gebrauches auch nicht übersehen.

Hier lief der Appetit nicht Gefahr an unverstandenen Hintergedanken zu verhungern und über genialen Zukunftsvisionen das Lächeln der Göttin Gelegenheit zu versäumen: die rasche That, die scharfe Unmittelbarkeit Amerika's lag in diesem Ensemble.

Moorfeld musterte nun die Gerichte selbst. Schinken, Fische, Geflügel, Wildpret, Coteletts, Bratwürste, Kartoffeln, Früchte, Eier, Kaffee, Wein, Brantwein, das Alles war der Apparat dieses sogenannten Frühstückes. Es war keine Auswahl der landesüblichen Küche, sondern vielmehr die Summe derselben. Alles war da. Der gebratene Speck des Hinterwäldlers dampfte neben dem feinen Puterhahn und die plebejische Brandyflasche rivalisirte keck mit dem Adelswappen: Jacquesson fils & Cie. Politisch beurtheilt sah Moorfeld das Bild einer unfertigen Gesellschaft darin, in welchem die ländlichen Ansiedlerelemente mit den höheren Chorden der Stadtsitte noch chaotisch durcheinander klangen. Von Allem kostend wanderte seine Zunge gleichsam mit den Rundköpfen Cromwell's aus, und saß bei Mock Turtle und Champagner im Concerte der modernsten Geldmächte. Leider war diese bunte Mannigfaltigkeit in eine traurige Einheit gebracht — es schmeckte Alles gleich schlecht.

Ohne nach den Paragraphen der höheren Gourmandise zu richten, fand unser Gast schon als bloßer Naturalist das Frühstück ungenießbar. Sämmtliche Gerichte waren entweder halb verbrannt oder halb roh. Es machte ihm den Eindruck, als seien sie gleichzeitig an's Feuer gestellt und nach eben der despotischen Minutenuhr ihrer Schule wieder entrissen worden, ohne jenes liebevolle Eingehen auf das zartere Spiel der Individualitäten, auf die hingebende Empfänglichkeit des Cotelets und auf den charakterfesten Widerstand des Rostbeafs. Wahrlich, es fehlte die Frauenhand in diesem fabriksmäßigen Gekoche! Moorfeld zweifelte keinen Augenblick, daß nicht einmal die weibliche Dienerin, welche er ohnedies über Büchern gefunden, sondern der Hausneger selbst seine schwarze Hand in diesem traurigen Spiele gehabt. Rohe Negerrache! grollte er sich zu, nur daß die Weißen selbst nicht fein genug sind, sie zu empfinden.

In der That, von Feinheit war nicht die Rede hier. Die Art, wie die zarten Blumen der Menschheit, die Damen nämlich, auf heißen Maisbrodschnitten gelbe Butter zerließen und es aßen, die Art

wie Herr Staunton seine weichen Eier mit der Schale in den Mund führte und die zermalmten Schalensplitter dann auf ein Tellerchen zurückspülte, das Alles war für den fremden Beobachter zwar ein Schauspiel höchster Originalität, aber auch Abscheulichkeit.' Der Europäer ließ diesen Passus des amerikanischen dejeuners mit großer Bestürzung an sich vorübergehen.

Indem unser Held unter also erschwerenden Umständen seinen Appetit zu befriedigen suchte, angelte er, wie er meinte, nur nach den feinsten und am leichtesten zubereiteten Fleischspeisen. Bei diesen Versuchen kam er aber bald dahinter, daß Fleisch überhaupt nur ein relativer Begriff sei. Es fragt sich bei den verschiedenen Nationalitäten immer, was sie vom Thiere begehren und sich vorsetzen. Wenn nun der Engländer die blut- und muskelreichen Theile liebt, der Franzose die galatinartigen und nervenreichen, so warf sich der Amerikaner vor allem auf das Fett des Thieres. Fett war hier Fleisch. Es lag entweder offen zu Tage, oder das Fleisch selbst war durch ein eigenthümliches Raffinement der Mast mit dem Fettstoff so imprägnirt, daß stets dieselbe geschmackwidrige Identität zurückkehrte. Die ganze Tafel war gleichsam ein Tisch für den Lichtzieher. Diese Talgmasse schwamm freilich in einer Beize der schärfsten Gewürze; Moorfeld glaubte sogar deutlich zerstoßenen Höllenstein durchzuschmecken; aber schmeckte es darum besser, daß er sich die Würze mit Satyre würzte? Zwei Verneinungen geben wenigstens für den Geschmack keine Bejahung.

Die Champagnerflaschen blieben nach allen diesen Niederlagen sein letzter Trost. Als aber Moorfeld sich das erste Glas davon ausbat — wie geschah ihm auch jetzt? Hr. Staunton griff, als müßte es so sein, nach der Bratweinbouteille und goß ihm Brandy unter den Champagner. Man verbessere ihn so, sagte er anstandslos. Er selbst trank gleichfalls diese Mischung. Moorfeld sah die Geschichte mit dumpfem Erstaunen an; — das ging ihm doch über den Begriff! Nicht daß er den Gipfel der bisherigen Geschmackswidrigkeit sah, setzte ihn außer Fassung. Die Sache ergriff ihn tiefer. Im Trinken liegt ja bei allen Völkern eine gewisse Symbolik, das Trinken spielt im Christenthum selbst eine Rolle und für den Kelch wurden Kriege geführt. Trinkt der Amerikaner seinen Champagner mit Brandy, wer garantirt hier das Genie gegen die Prosa? fragte sich der Fremdling.

Diese Idee unterlegte er dieser Handlung. Es war ein Augenblick ahnungsvollen Erschreckens, der sich nicht näher definiren läßt.

Indeß sich der Freund diesen dunklen Vorgefühlen noch überließ, trat ein Fremder in das Zimmer, glatt und glänzend wie Dollar, lackirt, rasirt, lächelnd und höflich, ein blank geöltes Rad aus der Maschinerie einer großen Handlungsfirma, ein Comptoir-Gentleman wie je einer aus brettsteifen Vatermördern guckte. Er beschrieb Rückgrats-Curven nach allen Seiten hin und wechselte dann einen Fragezeichenblick zwischen Staunton und Moorfeld, dessen Inhalt das Bedenken war, ob die Rücksichten der Höflichkeit oder der Vorsicht mit einer Geschäftssache herauszurücken erlaubten? — So eben wird der Schiffbruch der Temperance, Capitän Powell, von Sandy Hook signalisirt, fing er an, ich fliege auf eine Minute von der Börse weg, und bitte bei Ihren eventuellen Reflectionen darauf um prompteste Ordre, Mr. Staunton. Diese Nachricht schien für Hrn. Staunton von großer Erheblichkeit. Er war sogleich ganzer Geschäftsmann. Mit einer eiligen Verbeugung gegen Moorfeld entschuldigte er die veränderte Richtung seiner Aufmerksamkeit und vertiefte sich dann in das Notizbuch des Jobbers, mit dem er anfing, Ziffern hin- und her zu kritzeln und überhaupt in Schriftzeichen, Pantomimen und eingestreuten, kurzen Geschäftsphrasen sich zu verständigen. So fähig indeß die Börsen-Hierarchie ist, in ihrer eigenthümlichen Kunstsprache vor dem Profanen offene Geheimnisse zu behandeln, so begriff Moorfeld doch den ungefähren Zusammenhang. Zufällig wußte er nämlich von den sogenannten Mock-Auctionen, die damals eben anfingen und später so berüchtigt geworden sind. Dieses Geschäft gründete sich darauf, daß die Unternehmer, durch Seewasser beschädigte und verdorbene Schiffsfrachten ankauften, der Waare einen künstlichen Schein gaben und sie mit großem Gewinn auctionsweise wieder loöschlugen. Von einem solchen Geschäfte war hier die Rede. Herr Staunton gab seine Aufträge, der Jobber notirte und in fünf Minuten war der Schiffbruch auf Sandy Hook verwerthet.

Als der Börsenmann fort war, sing Mrs. Staunton, indem sie sich mit der Newyorker-Tribune Kühlung zufächelte, langsam und gedehnt an: Sage mir, Bester, haben wir mit der Temperance nicht unsern Daniel zurückerwartet? Du hättest doch um Gerüchte oder

Verunglückte Erkundigung einholen ſollen. — Ich dachte daran, mein Engel, ſagte Hr. Staunton, aber du ſahſt ja, wie ihn die Börſenſtunde preſſirte. Später! — Moorfeld ſtutzte. Was für ein Daniel war das? Ein Sohn? unmöglich! Ein Handlungsdiener? Dann hätte der engliſche Sprachgebrauch nicht „unſer“ ſondern „Miſter“ geſagt. Alſo doch ein Sohn? Moorfeld ſchwindelte. Nein, nein, es iſt unmöglich! Unmöglicher wenigſtens als eine Abweichung vom Sprachgebrauch.

Beſtürzt, verwirrt und mehr als geſättigt, ſprang Moorfeld auf von ſeinem erſten amerikaniſchen Frühſtück.

Der ſchwarze Jack führte ihn auf ſein Zimmer. Es hatte eine weite Ausſicht über Fluß und Land, eine der Bedingungen, auf die er ja ſchon in Europa dieſes Privatlogis gemiethet. Aber indem er eintrat kam auf einmal ein plötzlicher Schreck über ihn. Woher er kam, wiſſen wir nicht zu erklären, wenn ſich der Leſer nicht eigener Augenblicke dieſer Art erinnert. Es gibt ſolche Augenblicke. Die Macht der Gewohnheit wird manchmal — auf einen Secundenblitz — aufgehoben. Ein großes Glück, das wir gemacht, wenn wir ſchon lange von ſeinen Früchten zehren, ſchreit oft den erſten Freudenſchrei wieder auf in uns, ein Todtenfall, den wir ſchon lange verſchmerzt, überſchauert uns oft mit den erſten Schrecken der Neuigkeit, ein geliebtes Muſikſtück, das wir ſchon lange mit anhören, klingt uns in einem auserwählten Augenblicke wieder das Entzücken des erſten Anhörens zurück. Es wäre ganz vergeblich, den ſchrecklichen oder ſüßen Reiz ſolcher Erſtlingseindrücke uns willkürlich zu reproduciren, es iſt eine unbegreifliche Inſpiration, die direct von den Göttern kommt, ein Erdbeben der Phantaſie, ein Durchſtoßen der Alltagskruſte und Auflodern der Originalität in uns. Ein ſolcher Augenblick war's, der jetzt unſern Europäer überraſchte. „Deine Fenſter ſehen auf Amerika,“ der Gedanke packte ihn plötzlich, als hätte er ihn nie zuvor gedacht, noch weniger ausgeführt. Ein Wunder ſchien ihm's, ein Feenwerk. Er hielt ſich den ganzen Tag über an ſein Zimmer, gleichſam als wäre er nur hier geborgen und draußen verloren. Der Neger wurde eifrigſt auf's Zollhaus geſandt und fieberhaft erwartete Moorfeld mit ſeinem Gepäcke den Anblick europäiſcher Gegenſtände. Er lag aber, ehe ſie noch anlangten, zu Bette. Das genoſſene Frühſtück hatte ſich in

einer gewaltsamen Transaction Luft gemacht. Als der Verdauungskranke Abends zum Diner gerufen wurde, erbat er sich eine Tasse Kamillenthee und ließ alle übrigen Genüsse Amerika's auf sich bewenden.

Drittes Kapitel.

Ein prangender Morgen glänzte über die Welt. Spät aufwachend, wunderte sich Moorfeld, daß der Lärm des Hafenlebens, das unmittelbar unter seinen Fenstern lag, nicht längst ihn erweckt. Er trat an's Fenster. Ja freilich! da lag Schiff an Schiff im Hudson — alle Flaggen aufgehißt, alle Räume grabähnlich stumm — eine ganze Flotte des fliegenden Holländers schien vor Anker. Es herrschte also heute jenes Gespenst, das man in den puritanisch quäkerischen Landen Sonntag nennt. Die Strömung des Flusses war die einzige Bewegung in diesem Bilde der unheimlichsten Ruhe. — Der Europäer sann darüber nach, was mit einem solchen Tage der heiligen Langeweile anzufangen sei. Sein Blick fiel auf seine Koffer, welche gestern unberührt stehen geblieben. Damit war für's Erste gesorgt. Er stand auf und fing an, sie auszupacken.

Das ist eine der sinnigsten Menschenarbeiten und jedenfalls das harmloseste Sonntagsvergnügen in allen fünf Zonen auf beiden Hemisphären. Die Bagatells, welche der kurzsichtige Sterbliche „leblose Dinge“ nennt, sind keineswegs so leblos, als es scheint: Stoff, Form oder Farbe spricht auf irgend eine Weise zu irgend einem Sinne und ein Widerschein geschichtlicher Erinnerungen spielt um die geringste Einzelnheit. So geben die Gegenstände mit einer sanften träumerischen Muße durch die Hand, ja, es bleibt überhaupt unentschieden, ob die Hand oder die Phantasie bei einer Arbeit dieser Art vorherrscht. Leuchtet dazu ein blauer geräuschloser Tag zu hellen Fenstern in die einsiedlerische Stube, so faßt sich das Ganze in eine gewisse Stimmung zusammen, welche scheinbar mit Taschenspiegeln und Rasirmessern nichts zu thun hat, aber nichts desto weniger da ist, und recht tief und lebendig da sein kann.

In dieſer Stimmung hatte der Freund ſeine geliebte, wohlverpackte Violine vorgefunden und aus den erſten Probegriffen um die Reinheit des Tons wurde unvermerkt ein langgezogenes Spiel. An's Fenſter gedrückt, das Auge über Fluß und Land und durch die tiefblaue Heiterkeit des Morgenhimmels ſchweifend, ſtand er da und brachte der neuen Welt das erſte Liebesopfer einer klangreichen Seele. Die heimathlichen Weiſen quollen in reicher Strömung aus dem ſchönen Inſtrumente, eine Phantaſie, die ſich an ihrer eigenen Fruchtbarkeit hinriß, reihte Blume an Blume, hing Kranz neben Kranz auf, und vor dem inneren Auge des Künſtlers ſtand vielleicht ein Freundeskreis von fernen, lieben Menſchen, werth, daß ſie eine Seele in ihren guten Stunden mitgenießend vergegenwärtigte.

Als Moorfeld eine Zeitlang ſo vor ſich hingeſpielt hatte, klopfte es. Herr Staunton trat ein und erkundigte ſich, im hochgeſteiften Vatermörder, den franzöſiſchen Hut in der Hand, um das Befinden ſeines Gaſtes. Moorfeld dankte, und wies auf ſeine Violine, das Zeichen ſeiner aufgeweckten Kräfte. Ein vorzügliches Inſtrument, ein klangreiches, melodiſches Inſtrument, rief Herr Staunton, geſchehe mir anders als ich wünſche, wenn ich Ihr Spiel nicht mit dankbarer Freude belauſcht habe. Ich muß die Wahrheit ſagen, Herr Doctor, ein ganz köſtliches Holz! Ach, das Vergnügen der Kunſt wird mir zu ſelten zu Theil, als daß ich's nicht lebhaft zu ſchätzen wüßte. In der Woche beſetzt das Geſchäft und der Clubb die Tags- und Abendſtunden, und am Sonntage kann man in ſämmtlichen Staaten der Union keinen muſikaliſchen Ton hören, wenn nicht glücklicherweiſe vielleicht von einem Fremden. Unſer frommes Land hält Klang und Saitenſpiel für eine Sünde am Tage des Herrn; aber ich denke wohl, meine Nachbarn ſind bereits in den Kirchen, man wird uns kein Aergerniß nachſagen, Herr Doctor. Der junge Europäer legte raſch, als ob es entweiht wäre, ſein Inſtrument hin; ſein dunkles Auge ſchoß einen wilden Blick, voll von dem Genie des Zorns. Der Amerikaner nahm die Gelegenheit wahr, als er ſeine Miſſion erfüllt ſah, mit Höflichkeits-Formalitäten wieder ſeinen Rückzug zu nehmen.

Moorfeld fuhr im Aufräumen ſeiner Koffer fort, aber wir können in dieſer ausdruckloſen Arbeit eine merkliche Veränderung des innern Ausdrucks wahrnehmen. Das harmloſe Adagio ſeines vorigen

Gebärdenspiels ist in ein rauschendes Allegro verwandelt; er wirft die Sachen mit einer genußlosen Hast unter einander, seine Finger zucken wie elektrisch, oft unterbricht er sich und geht mit starken Schritten durch das Zimmer. Der enge Raum genügt bald seiner unruhigen Bewegung nicht mehr, es ist mit diesem häuslichen Sonntage nichts anders anzufangen, als ihn in publico anzusehen. Er eilt fort.

Die beste Flucht vor dem Sonntag wäre natürlich direct in den Sonntag hinein gewesen. Schon als Sittenbeschauer der Menschen konnte der Fremde nichts anders, als heute die Kirchen besuchen. Wahrscheinlich hätte es Moorfeld auch gethan — ohne Herrn Staunton's Morgenbesuch. Dieser aber trieb ihn begreiflich — in die Opposition. Andächtig zu sein mit Andächtigen, welche „Aergerniß" an einem Adagio nehmen — in Europa sieht es Jedermann ein, daß das einem Europäer nicht möglich war.

Dazu kam das Sonntagsgeläute. Wie wurde unserm Freund als er in Newyork läuten hörte, wie man in Europa zum Feuer „anschlägt"? Anfangs glaubte er wirklich die ganze Stadt brenne, als das eintönige Gehämmer von allen Kirchen zu arbeiten anfing. Mit empörter Seele rannte er in die Einsamkeit. Wir wüßten auch nichts, was von dem Menschen mehr hinwegscheucht, als solch ein äußerster Grad seiner Rhythmuslosigkeit. Höchstens noch ein Diner aus Fett und Pfeffer und Champagner mit Brandy. Wahrlich, unser Freund zieht eine starke Summe seit gestern. Ein Volk das nicht einmal die Instincte des Gaumens und der Andacht — also die Grundpfeiler der sinnlich-sittlichen Menschennatur — zu erfüllen weiß, das wandelt doch weit ab vom europäischen Wege. In diesem Augenblicke ging ihm einstweilen Moorfeld selbst aus dem Wege. Er wandelte auf der Battery wo eben Niemand wandelte. Das frische Meer, der blaue Himmel, der weite unendliche Horizont flammend und spiegelnd im Lichte der kräftigsten Sommersonne ließen ihn ein paar Stunden so hinträumen. Notizbuch und Stift in seiner Hand verräthen uns, daß wir ihn in Gesellschaft guter Geister wissen. Freilich sehen wir ihn eben so oft streichen als schreiben; es scheint ein kleiner Familienzwist in dieser Gesellschaft zu herrschen. Wenn es kein großer ist — bekümmern wir uns nicht darum.

Als Moorfeld zum Dejeuner in die gestrige Gruppe eintrat, fiel ihm „unser Daniel“ wieder mit neuer Schwere auf die Seele. Er [illegible]loß sogleich die Conversation darauf hinzuleiten. Er glaubte mit einer Artigkeit beginnen zu müssen, und drückte dem Hause Staunton sein Bedauern aus, daß er heut morgen seine Sabbathruhe entweiht. Er hätte sein Violinspiel sogleich mit einem Spaziergang vertauscht, als er vernommen — aber die Damen Staunton sahen sich in diesem Augenblicke so bedenklich an, daß Moorfeld, ohne mehr zu sagen, vielmehr das schon Gesagte in eine erschreckene Erwägung zog.

Herr Staunton beschwichtigte die dreifache Verlegenheit und sagte mit einem liberalen Ausdruck: Die Vernünftigeren in Newyork werden nicht lange mehr einen Spaziergang für eine Profanation des Sonntags halten. Und macht es auch zur Zeit noch Niemand mit, namentlich während der Kirchenstunde nicht, so denkt man hier doch nachsichtiger darüber als z. B. in Boston. Ein Spaziergang, rath' ich, wird bald ein erlaubtes Sonntagsvergnügen in unsrer erleuchteten Weltstadt sein.

Ist's möglich?! rief Moorfeld auf dem Gange draußen, denn er hatte bei Herrn Staunton's Worten — was hilft es, die Wahrheit zu mildern — mit einem wahren Grimm seine Serviette niedergelegt. Unter dem Vorwande der gestrigen Indigestion war er aufgestanden.

Auf dem Corridor begegnete ihm Jack, der aufwartende Neger. Der Bursche lachte ihn mit verzücktem Augenzwicken an, machte die Gebärde des Violinspielens, zuckte tanzend mit den Fußspitzen und sagte kopfnickend: Sar, schön! schön! heut morgen; Banjo in Ihrer Hand spricht gute Sprache, Sar! Mehr aus seinen Gebärden als aus seinen Worten errieth Moorfeld die Meinung des Schwarzen. Er drückte ihm beide Hände, indem er dem drolligen Gesichte gerührt, fast begeistert in's Auge sah. Aber wir haben eine Sünde begangen, Jack, fügte er wehmüthig lächelnd hinzu, der heilige Sonntag verbietet's. Ach, was macht man mit eurem Sonntag hier! — Man geht zum Feuer, Sar, sagte der Neger, indem er den Ausruf für eine Frage nahm und als solche gewissenhaft beantwortete. Zum Feuer, wiederholte Moorfeld verwundert, zu welchem Feuer? — Ei, antwortete Jack, die jungen Herren von den Löschcompagnien vertreiben sich den

Sonntag mit Feuerlöschen. Banjo ist Sünde, aber Feuerlöschen ist gut Werk, nicht wahr, Sar? Nun, so müssen sie doch erst Feuer anzünden, wenn sie Feuer löschen wollen, wie, Sar? Moorfeld sah den naiven Logiker erschrocken an. Sie sind Brandstifter zu ihrem Sonntagsvergnügen? rief er mit starker Betonung, aber in diesem Augenblicke erdröhnten dumpfe Glockenschläge, die sich zwar von dem monotonen Getön des sogenannten Kirchengeläutes nicht unterschieden, die der entzückte Jack aber sogleich für ein Feuersignal erklärte. Mit einem lauten Freudengejubel sprang er in die Küche hinweg, fluchend auf die unzeitige Neuerung der Brandstifterpraxis, die schon so früh anfange, und ihn nicht einmal an seinem Spültisch fertig werden lasse. Moorfeld ging wie im Traume auf die Straße hinaus.

Er fand am Kai schon die ersten Anfänge eines Zusammenlaufs. „Rooseveltstreet in der vierten Ward!“ riefen die Begegnenden einander zu. Auf Erkundigung hörte Moorfeld, daß der genannte Bezirk am Ostflusse liege, also gerade auf der entgegengesetzten Seite der Stadt. Vergebens sah er sich rings nach einem Omnibus um, kein Fuhrwerk war irgendwo zu sehen und zu hören. Er merkte, daß auch hier der Sonntag im Spiele sei, und daß ihm als Fremden nur übrig bleibe, auf gut Glück der Richtung derjenigen zu folgen, welche denselben Weg einzuschlagen schienen. Das that er.

Die Menge des Straßenpublikums mehrte sich mit jedem Schritt. Der hochgeputzte Neger in weißen Handschuhen und Manschetten, das zarte Phantasiestäbchen balancirend, an seinem Arme die schwarze Schöne, die im weißen Kleide mit Rosafchleifen ihren äthiopischen Teint vortheilhaft, wie sie meint, zu heben weiß, der kurze Dandy-Frack, die strahlende Uniform, die schwere Sammtrobe, der wallende Federhut — das Alles eilte auf einen Schauplatz voraussichtlicher Unreinlichkeit mit größtem Eifer. Dazu malte sich auf allen Mienen, selbst der elegantesten Herren und Damen, eine gewisse Freudigkeit, ja schon der Umstand, daß sie aus so weiter Ferne zu einem so alltäglichen Ereigniß zusammenströmten, war bedeutungsvoll. Kurz, Moorfeld konnte unverhohlen wahrnehmen, daß die Leute die Zwangsjacke ihrer Sonntagsfeier begierig lüfteten, daß ihnen der Brand ein wahres Volksfest sei, und daß Jack's Vermuthung ohne Zweifel ihre sittenkundige Giltigkeit habe.

Unter diesen Beobachtungen gelangte er an den Ort des Brandes. Aus der Tiefe der Straße, in deren Mitte seine Schritte unter dem Gedränge der Menschen kurz und kürzer wurden, flackerte eine lichterlohe Feuersäule von einem auffallend lauten Gepraſſel und Geknatter begleitet; es war ein Haus von Fachwerk, ein sogenanntes Framehaus, dessen Sparren und Balken die gefräßige Flamme zusammenknirschte. Die Löschmannschaft in ihren rothen Jacken, weißen Hosen und lackirten Hüten, kecke Gestalten, denen die Welt zu gehören schien, bot in ihrer Haltung einen sonderbaren Anblick von Wildheit und Eleganz. Vor allem machte sich ein junger reckenhafter Bursche bemerklich, der gleichsam der potenzirte Ausdruck seiner ganzen Compagnie war, über die er auch thatsächlich das Commando führte. In ihm schien der Muth Uebermuth, die Wildheit Frechheit, die Eleganz Prahlerei, aber auch ein gewisser Grad von Männerschönheit war ihm nicht abzusprechen. Das ganze Unternehmen beseelte er mit einer queckſilbernen Raschheit; den Einen riß er von der Pumpe weg, den Andern verdrängte er vom Schlauch, den Dritten warf er von der Leiter, sein Eifer war allgegenwärtig — aber wer das Gebahren des Tollen nicht blos begaffte, sondern ihm auf seinen Grund schaute, der merkte bald, daß seine Begeisterung entweder der Rumflasche entstammte, oder daß sie Koketterie vor dem Pöbel war, oder daß er Händel in seiner eigenen Mannschaft suchte: am wahrscheinlichsten Alles zugleich. Der Anblick dieses Feuerbändigers war ganz danach angethan, als ob er sich das Feuer heimlich erschüfe, das er öffentlich bekämpfte. Wie er mit dem Brande umsprang, so schien Alles an ihm zu sagen:

Ich darf ihn hassen, ich hab' ihn geboren!

Das Schauspiel hatte jedenfalls seinen Sinnenreiz. Wie die jungen Männer zwischen Rauch, Flamme und hochstrahlenden Fontainen im Wechsel der verschiedensten Stellungen ihre körperliche Geschicklichkeit entwickelten und den Kampf zwischen Wasser und Feuer gleichsam wie ein ritterliches Karussel betrieben, ohne jenen Sudel von Geschrei, Verwirrung und Unreinlichkeit, den der Europäer bei derartigen Gelegenheiten gewohnt ist, so ließ es gar wohl die angenehme Täuschung zu, man sähe eigentlich ein Spiel, eine Vorstellung der höheren Turnkunst. Auf einmal erscholl der Ruf: „Die Achter! die Achter!“ Man sah aus einer Seitenstraße eine neue Löschcompagnie anrücken und die ganze

Scene veränderte sich im Nu. Der Matador, den wir zuvor beschrieben — Howland nannten ihn die Seinigen — schwang sich in Einem Satze von der Leiter, seine Compagnie machte Front gegen jene Straße, die Zuschauer drängten sich dichter zusammen, Alles deutete darauf hin, daß man diesem Zusammentreffen der beiden Compagnien wie der eigentlichen Handlung des Dramas entgegen sah. Der Recke Howland trat vor und rief: Willkommen, meine Herren von der achten! Die prompteste Compagnie zwischen den Polen, das ist ein Faktum! He, meine Freunde, brenne einer von euch einen Schwefelfaden an, die Herren von der achten wollen löschen. — Ich rathe, Mr. Howland, Euer verehrlicher Kopf ist selbst ein brennendes Rumfäßchen; daran wäre zu löschen genug, rief der Capitän der Verspotteten, und seine Compagnie schrie das Schlagwort sogleich im Chorus nach. Löscht ihn! löscht ihn! löscht das brennende Spritlager von James Howland und Compagnie! Und augenblicklich kam aus der Spritze der Achter ein Wasserstrahl dahergerauscht, und schoß mit einer solchen Heftigkeit an Howland's Kopf, daß es den mächtigen Körper fast zu Boden riß. Der Bursche gebärdete sich wie toll und commandirte mit einer Stentorstimme: An die Pumpe! Seine Compagnie schöpfte, zielte und schleuderte der achten eine wüthende Decharge zu. Die Mannschaften beider Partheien bombardirten sich mit dem äußersten Eifer aus ihren Spritzen. Ihre Wasserstrahlen rauschten im Bogen bald über bald unter einander hin, bald begegneten sie sich im Kernschuß und prallten gegen einander, daß der ganz Schwall zischend zerspritzte, und rings im Zuschauerkreis die kostbaren Toiletten der Damen einnäßte, welche mit lautem Gekreisch auseinanderstoben und doch immer von Neuem sich zudrängten, indeß die Männer mit Händen und Füßen applaudirten und hochjauchzende Zurufe erschallen ließen, um die tollen Kämpfer noch mehr zu entflammen. Inzwischen ging der achten Compagnie ihr mitgebrachter Wasservorrath aus; sie war nun an den Brunnen des Ortes angewiesen, welchen aber ihre Gegner im Besitz hatten. Es galt einen Kampf darum. Entschlossen schoben sie ihre elegante Spritze vor, entschlossen stellte sich Howland mit den Seinigen um den Brunnen. Beide Parteien, naß wie Taucherenten, scheinen gleichwohl, den Schmiedekohlen gleich, nur angefeuchtet um desto lichter zu brennen. Roth von Kampfeshitze und überfließender Begier ihr Blut zu kühlen,

loderten die Gesichter der jungen Männer unter der Traufe des Wassers, der Augenblick, in welchem sie handgemein an einander rückten, versprach eine stürmische Katastrophe. Da gipfelte sich der dritte Act des Drama's von einer andern Seite her.

Mit Fahnen und Standarten und einem lauten Hurrah! als gält's einen Triumphzug, erschien eine neue Compagnie auf dem Schauplatz. Bei ihrem Anblick gerieth Howland in Wuth. Es schienen seine ärgsten Parteifeinde zu sein. Wie eine wilde Katze schwang er sich auf die Feuerleiter und schrie ihnen entgegen: Was sucht ihr da in der vierten Ward? Zündet euch selbst ein Feuer an, wenn ihr eure Jungfern-Spritze einweihen wollt! Fort, fort, mit euch! Zugleich ließ seine Compagnie einen Hagel von Schimpfreden über die Eindringlinge niederregnen; man entnahm aus ihrem Geschrei, daß sie die Spritze der Andern in einem siegreichen Gefecht vor Kurzem zertrümmert, und Jene mit Fahnen, Standarten und einer neuen Paradespritze ihnen zum Trotz heute angerückt kamen. Selbst die Achter schienen durch die Erscheinung einer fremden Compagnie in ihrer Ward beleidigt, und einen Augenblick lang geneigt, ihre Partei zu wechseln. Inzwischen waren sie, begünstigt durch die neue Diversion, Herren des Brunnens geworden, hatten ihre Spritze schnell gefüllt, und richteten ihren Schlauch erst auf den hochstehenden Howland, dann aber auch auf die Köpfe seiner neuen Feinde. Diese wiederholten dasselbe Manöver, indem sie Howland von der andern Seite bombardirten, und sowohl seine als die achte Compagnie mit einem langreichenden Wasserstrahle bedeckten. Howland, wüthend wie ein angeschossener Eber, zog seinen Revolver und knatterte blindlings nach links und rechts unter seine Feinde; augenblicklich protzten und platzten die Pistoletts von allen Seiten gegen einander, jede Compagnie stand gegen jede, die Kugeln flogen hin und wieder, die Wasserbogen brausten auf und ab, dazu regnete es von der Höhe herab Feuerbrände, da die Flamme, schon halb gelöscht, während dieses Handgemenges neu aufflackerte. Die Zuschauer stoben entsetzt auseinander, hier rief eine Frauenstimme: ich bin getroffen! dort: ich brenne; die Männer schrieen: Watch! Watch! aber Polizei ließ sich nirgends blicken. Zuletzt verließ auch Moorfeld die Brandstätte und hatte — eine amerikanische Sonntagsfeier gesehen.

Zu Hause beim Diner sagte Herr Staunton: Sie kommen vom Feuer? Nun, mein Herr, dann werden Sie bewundert haben eine der herrlichsten Institutionen unsers freien und aufgeklärten Volkes. Wo, zwischen beiden Polen, finden Sie eine Feuerwehr wie die amerikanische? Unsere Spritzen sind leicht und zweckmäßig gebaut, ihr Mechanismus ist der vollkommenste, der sich denken läßt, ihr Aeußeres ist elegant wie ein Uhrgehäuse. Unsere Löschmannschaft ist die Blüthe unserer Jugend, ein Elitencorps, dem keine Nation der Erde etwas Aehnliches entgegenstellen kann: auf meine Verantwortung, mein Herr, das ist ein Factum über allen Zweifel erhaben. Diese vortrefflichen Jünglinge betrachten die Feuerwehr, was sie auch ist, als eine Schule des männlichen Muthes, der bürgerlichen Aufopferung, als eine Ritter-Akademie, in welcher die edelste aller Kriegswissenschaften gelehrt wird: der Kampf gegen das Element. Nichts gleicht ihrer kühnen Geistesgegenwart, ihrer heroischen Entschlossenheit, ihrer großherzigen Verachtung der Gefahr, ihrer Hingebung für die öffentliche Sicherheit des Lebens und des Eigenthums. In Wahrheit, eine Musteranstalt unsere Löschcompagnien! Wir zeigen mit Stolz auf sie und nächst dem Unabhängigkeitsfeste ist uns kein Tag des Jahres so lieb, als der 14. Juni, der Gründungstag unserer Feuerwehr in Newyork. An diesem glorreichen Tage halten sämmtliche Compagnien ihren Festaufzug durch die Stadt, Deputationen aus allen Gegenden der Union schließen sich ihnen an, Musikchöre treten vor, die Straßen sind mit Blumen bestreut, die Fenster mit Teppichen behangen, die Tücher der Damen wehen, Fahnen mit schmeichelhaften Devisen flattern; in dieser öffentlichen Huldigung einer freien Nation ernten die edlen Jünglinge den einzigen Lohn ihrer uneigennützigen Bürgertugend. Es ist ein Schauspiel, mein Herr, werth, daß man um seinetwillen allein den großen Ocean durchschifft, und selbst die nächsten Sterne, rath' ich, müßten ihre Zuschauer senden, denn die Welt hat nichts Schöneres mehr aufzuweisen, es thäte mir Leid wenn's nicht wahr wäre. Ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie noch rechtzeitig zu diesem erhabenen Nationalfeste eingetroffen sind, wenigstens hörte ich alle Fremde ohne Ausnahme unsern 14. Juni als den schönsten Tag ihres Lebens preisen, und ich verkehre viel mit Fremden, das darf ich behaupten. Aber was sagen Sie zu der heutigen Probe, Herr Doctor? Sie waren erstaunt — wie?

Moorfeld erwiederte: ein ritterlicher Zug habe ihn vor Allem angesprochen. In Europa sei es gebräuchlich, nur über dem Grabe eines verdienten Kriegers Gewehrsalven zu geben, höchstens erweise noch der romantische Waidmann dem letzten Röcheln eines verendenden Edelwilds diese Ehre. In Amerika aber sei es ausnehmend zart und sinnig, daß man auch das überwältigte Element mit militärischer Courtoisie behandle, und über dem gelöschten Brande, wie über einem gefallenen Helden, die Gewehre abfeuere. Ja, der Eifer für diese rühmliche Sitte ginge so weit, daß die edle Jugend dieses Erlöschen oft nicht einmal abwarte, sondern mitten im robustesten Brande Feuer gebe, und zwar auf sich selbst und das Publikum. Dieser letztere Zug habe ihm wieder heroische Bilder vor den Geist gebracht, nämlich die Fechterspiele der Römer an vornehmen Scheiterhaufen, oder auch jenes aufopferungsvolle Schlachten getreuer Waffenträger am Grabe ihres Herrn, welches bei den meisten Kriegervölkern des Alterthums geherrscht habe. Nur schienen ihm die Revolvers über eine ganz geringe Distanz hinaus kein sicheres Feuergeschoß mehr, so daß er glaube, die morgigen Zeitungen werden blos von Verwundungen, nicht aber von einem eigentlichen Opfertod zu berichten haben. — Herr Staunton erblaßte, als er in dieser ganzen Lobrede von einer jener Rowdie-Schlachten hörte, welche auf dem öffentlichen Leben Amerika's mit so großer Schande lasten; Moorfeld fuhr aber in seiner ironischen Anerkennung fort: daß die Sonntagsruhe Amerika's durch diese Sonntagsthätigkeit erst ihr eigentliches Relief erhalte, habe er überhaupt mit aufrichtiger Genugthuung erfahren. Es stand von den ungeheuren Energien Amerika's zu erwarten, daß das zurückgepreßte Leben auf irgend eine Weise sich zu entfesseln wisse, und zwar um so gewaltsamer, je strenger es gefesselt sei — ganz nach den physischen Kraftverhältnissen von Druck und Gegendruck. Dieses sonntägliche Kampfspiel der Newyorker-Feuerwehr sei ihm daher ein schätzbarer Commentar gewesen zu dem Briefe Paulus an die Römer XIV. 5, da er schreibt: „Welcher auf die Tage hält, der thut es dem Herrn, und welcher nichts darauf hält, der thut es auch dem Herrn."

Das ist von allen verdammten Deutschen der verdammteste! murmelte Herr Staunton zwischen seine eingesetzten Zähne, als sein Gast mit einem verbindlichen Gruße vom Tische aufgestanden. — —

Moorfeld aber saß in einer ernsthafteren Stimmung, als er eben gezeigt hatte, auf seinem Zimmer. Er revidirte den Plan seines newyorker Aufenthaltes. Bekanntlich bringt ein Reisender an den Ort seiner Bestimmung irgend eine fertige Disposition mit, deren Stichhaltigkeit indeß bald von den wirklichen Verhältnissen in Frage gestellt wird. Dies war jetzt Moorfeld's Fall. Er hatte geglaubt, vor seiner Weiterreise nach dem Landesinneren in Newyork, der ersten amerikanischen Großstadt, Station halten zu müssen. Das Verständniß der hinterländischen Zustände, hatte er gemeint, könne er sich dadurch rascher und in größeren Zügen aufschließen. Ebenso hatte er durch Agentur sich Quartier in einem Privathause bestellt: das Culturbild eines Volkes, nahm er an, könne ein Beobachter nirgends directer studiren, als an der Quelle aller Cultur, in der Familie. Diese Voraussetzungen waren es, welche er nun noch einmal durchprüfte. Daß die Stadt nothwendig die idealisirte Physiognomie des Landes darstelle, ist vielleicht, überlegte er jetzt, blos europäisch gedacht; in Amerika möchte das Gegentheil walten. Ein Agriculturland, wie es ist, liege sein höchster Charakterausdruck wohl eben im Lande, und die Stadt sei nur eine Pantomime, ein Nebenumstand, eine Art Pseudoplasma. In der That, schien es ihm jetzt deutlicher zu werden, was er schon Angesichts der Feuerlösch-Emeute dunkel zu fühlen geglaubt. Er hatte sich der Wildheit dieser Scene nicht rein zu erfreuen vermocht. Er hatte den gesunden, naiven Kraftdrang eines Volkes, das sich so sprichwörtlich das jugendliche nennt, in der Balgerei jener Burschе doch nicht recht durchempfunden. Er glaubte, jede deutsche Bauernschlacht weise mehr robusten Vandalismus auf; in dieser Newyorker Jugend läge vielmehr ein gewisses Etwas, das gerade das Gegentheil vermeinter amerikanischer Ursprünglichkeit sei: nämlich eine reflectirte, theatralische Frechheit, eine Emotion von matten und früh verbrauchten Kräften, die höchstens an der Nachsicht der Polizei zu einem Strohfeuer aufprasselt, wie es den Europäer vorübergehend blendet. Kurz die Ahnung beschlich ihn, ob eine amerikanische Stadt, anstatt die potenzirten, nicht vielmehr die blasirten Elemente des Volkslebens zur Erscheinung bringe, den oberflächlichen Schaum einer reinen und gesunden Gährung, deren Proceß sich auf andern Schauplätzen vollziehe. Was zweitens das Culturbild von Herrn Staunton's Familie betraf, so gab sich unser Freund Mühe,

mit größter Gewissenhaftigkeit darüber zu urtheilen, oder besser eines vorzeitigen Urtheils sich zu enthalten. So fremdartig und unerquicklich zwischen der nationalen Arroganz des Hausherrn, der steifen Würde der Hausfrau und der prätentiösen Unnahbarkeit der Tochter ihn die ersten Stunden seines Aufenthaltes anmutheten, so erlaubte ihm doch die Ehrfurcht vor allem Menschlichen noch keine Voreingenommenheit gegen diese Personen. Selbst die Lebensfrage „unsers Daniel" mochte er, nach der Auslegung, deren sie zur Noth fähig war, auf sich beruhen lassen. Deßungeachtet glaubte er von der amerikanischen Familie so wenig wie von der amerikanischen Stadt sich versprechen zu dürfen. Auch hier ahnte er ein dem europäischen entgegengesetztes Verhältniß. In Europa betrachtet der Bürger seine Familie als den angebornen und natürlichen Beirath seiner Angelegenheiten: Europa's Geschichte wird in der Familie gemacht. Anders in Amerika. Hier wehte innerhalb der vier häuslichen Wände ein so kühler Geist, daß augenblicklich errathen wurde, die eigentliche Lebenswärme der bürgerlichen Existenz entbinde sich hier auf anderem als häuslichem Schauplatze. Der Mann gehörte, wie in den alten Staaten, der Oeffentlichkeit. Dort entfaltete er die Summe seiner Eigenthümlichkeit, dort zeichnete er, dort individualisirte er sich. Zu Hause war er nur ein Gattungscharakter — ein guter Ehemann. Was er den Mächten des Lebens abgelistet und abgetrotzt, das legte er wie eine ritterliche Beute seinen Ladies zu Füßen, der Gattin und Tochter. Ihnen kehrte er die Bildseite seines irdischen Webens zu; das Saufen, Schlagen, Rupfen und Treten der Webearbeit blieb ihnen abgewendet. Von dem gemüthlichen deutschen Stabreim: Wohl und Weh, Freud und Leid — theilte er nur Wohl und Freud mit ihnen, die andere Hälfte des Reimes verschluckte er: er hob aber Alles auf, indem er den Gegensatz aufhob. Seine weibliche Familie vergötterte er, seine männliche vergaß er. Den Sohn spülte ihm der Strom der amerikanischen Freiheit schon als Knabe hinweg, und brachte ihn nie wieder, oder vielleicht als Associé zurück, mit dem man die Dividende — nicht der väterlichen Liebe — sondern des väterlichen Geschäftes abrechnet.

Diese Betrachtungen waren es, welche Moorfeld, nicht so wohl machte, als vielmehr nicht abhalten konnte von sich. Er streckte wahrlich die Hand nicht freiwillig nach einer Erkenntnißfrucht von so herbem

Geschmacke aus; aber gewisse Naturen — dichterische oder weibliche z. B. — urtheilen gleichsam unwillkürlich, divinatorisch, mit der Spürkraft der Empfindung, mit der raschen Gestaltungsfähigkeit der Phantasie. Es wäre ganz vergeblich, ein solches Urtheil zu unterdrücken, oder zu betäuben. Auch liegt keine moralische Nöthigung dazu vor. Nur der langsame Kopf nennt es Vorurtheil, der schnelle schöpferische darf es mit Recht sein Urtheil nennen. Was jenem die Erfahrung ist, das ist diesem die Intuition. Beide haben in der That zwei verschiedene Gewissen. Ja, adoptirt selbst der Geniale das Gewissen der Langsamen, und leistet er ihm, da es das Gesetz der Mehrheit ist, gleichsam aus Zerstreuung Gehorsam — er wird es nie lange thun und stets seiner eigenen Stimme vertrauen dürfen. Moorfeld konnte ihr jetzt schon mindestens nicht gänzlich mißtrauen.

Inzwischen lag der Sabbath auf der Stadt draußen, wie eine eiserne Maske. Moorfeld stand in seinem Fenster und betrachtete fast bewundernd das große, allgemeine Nichts. Es kam ihm wie eine Art Kunstwerk vor, dieses Schweigen hervorzubringen. Einem Organismus, wie Newyork, eine solche Generalpause aufzulegen, schien ihm der höchste mechanische Triumph. Vor seinem Fenster fluthete der Hudson, aber die Schiffe lagen darin, wie eine Heerde geschlachteter Lämmer. Am Himmel brannte die Sonne zwecklos, und sein weitgespanntes Blau zuckte und sprühte von Licht, aber nirgends die Staffage einer einzigen Rauchsäule! Er horchte weit und breit in die Welt hinaus — kein Wagen rollte, keine Menschenstimme scholl von der Straße. Er dachte an die Lärmscene des Brandes zurück — ein Jahrhundert schien ihm vergangen seitdem.

Er brannte sich seinen mächtigen Türkenkopf an und wanderte auf und ab in der Stube. Die Scene fing an Eindruck auf ihn zu machen. Von Zeit zu Zeit blieb er wieder am Fenster stehen, und starrte in die Langweile hinaus. Allmählig füllt sich sein Auge mit Geistern, seine Mienen spannen sich und zeigen jenen Ausdruck, welcher verräth, daß die inneren Gedankenkreise in Fluß gerathen. Ja, er hat Funken gefangen von der Langweile. Die Langweile ist ihm zum Pathos geworden. Mit jener feinen dichterischen Saugader, welche jeder Erscheinung ihren Geist auszusaugen weiß, zieht er Leben aus der allgemeinen Lebloſigkeit, Ideen aus dem absoluten Stillstande.

Das Riesenhaupt der Meduse draußen versteinert ihn nicht, er ist's, der in ihre Züge die Seele wirft. Mit großen Blicken die große Leerheit durchbohrend, sagt er ihr folgendes:

Das Universum steckt und starrt,
Kein Puls des Lebens geht;
Die Welt probirt, wie die Vernichtung
Ihr zu Gesichte steht!

Ja, ja, ich seh' ein Leichenfest;
Ein zweiter Souverän
Geht hinter seinem leeren Sarg
Mit Sterblichkeitsgestöhn.

Gib Acht, gib Acht! du parodirst
Nicht ungestraft des Todes Mächte;
Der falsche Sarg geht vor dir her,
Doch auf dem Fuß folgt dir der rechte!

Es setze sich kein Mensch die Sphinx
Vor seines Lebens Pyramide —
Die ausdruckslose Ewigkeit
Mit schlaflos-todtem Augenlide!

Der Nil versumpft, der Sand dringt vor,
Ruinen seh' ich rings
Und Memphis, Sabbath, Pfaff und Volk
Verschlang die graue Sphinx. —

Laßt ab! ihr nietet allzu fest
Das Nicht-Sein an das Sein;
Malt mir in's Leben keinen Zug,
Den euch Gespenster leihn. —

Der Dichter liebt ein Volk, das kühn
Religionen überlebt;
Nicht liebt er die Religion,
Die sitten-starr ein Volk begräbt.

Wir haben uns nicht enthalten, diese Verse mitzutheilen; sie schienen uns besser, als wir's beschreiben möchten, die eigenthümliche Puritanerluft, in der sie empfangen sind, zu versinnlichen. Mit schroffer, liebloser Kürze berührt das Lied schwere Gedanken ohne sie auszu-

führen, deutet an, springt ab, winkt in entfernteste Perspectiven, ohne sich im Geringsten aufzuhalten, ob wir rasch genug das Entfernte verbinden, bekümmert sich wenig um Verständniß, noch weniger um Zierde. Der Poet macht ein paar Schaufelstiche in das campo vaceino seiner Gedanken, wir hören die Torso's klingen, sehen sie aber nicht ausgraben. Sie bleiben liegen. Es ist ja Sonntag!

Und so vollbrachte der Europäer seinen ersten amerikanischen Sonntag.

Viertes Kapitel.

Wiederholen wir uns im Kurzen den gestrigen Gedankengang unsers Freundes, so kam er zu dem Ziele: Amerika ist im Urwald; die Großstädte der ganzen Erde sind einander familienähnlich. Und wie die brausende Riesenorgel Newyork heute von Neuem ihre Werktags-Register wieder spielen läßt, so winkt ihm über all dem betäubenden Stadtgewühl jetzt das Friedensbild von Wald und Prairie. Wie eine selige Luftspiegelung schwebt ihm das Bild zu Häupten, rein und vernehmlich blickt's dem Erwachenden durch die Morgenfenster und läßt Tags über nicht ab, mit wonnevollem Geflüster sein Gemüth zu treiben und zu kräuseln. Das ist ja die Schönheit des genialen Menschen vor dem beschränkten und kleinlichen: wenn dieser den Erfahrungen gegenüber an Wärme verliert, so wirft sie jener auf neue und immer wieder auf neue Theile und unter der Schneelocke noch bricht ihm ein junges, glaubensfähiges Herz.

Moorfeld geht also heute lebendiger als je dem Gedanken seiner Ansiedlung nach. Ob wir ihn deßwegen sogleich in die Schatten der Urwälder verschwinden sehen — überlassen wir das dem ehrlichen Generallandamt. Wir werden sehen. Begleiten wir ihn auf den Weg dahin.

Das Generallandamt ist der Ort, wo Congreßland verkauft wird. Käufer und Rathgeber der Käufer umschwärmen das Gebäude zu allen Stunden des Tages; nie wird sein Inneres von Menschen leer,

nie fehlt es den Karten, Plänen und Prospecten, womit seine Hallen von oben bis unten bedeckt sind, an gelehrten Beschauern und ungelehrten Begaffern, nie verkennt man in der Straße des Hauses jenes Geld-wickelnde, Papier-zettelnde, Brieftaschen aus- und einsteckende Publikum, welches die Nähe großer Geschäftsresidenzen bezeichnet, in denen der Verkehrsdrang so stark ist, daß man die Reste der Zahl- und Schreibtischarbeiten weit und breit unter freien Himmel zu Ende kramt.

Als Moorfeld in die Straße eintrat, erregte er die Aufmerksamkeit eines Herrn von feinem, fast vornehmen Aeußern, der ihn prüfend, aber nicht länger als anständig, betrachtete, dann vor ihm stehen blieb und ihn höflich anredete:

Mein Herr, Sie sind Ungar, wenn Sie meine Freiheit entschuldigen wollen?

Ihnen zu dienen, mein Herr, — von deutscher Familie in Ungarn gebürtig.

Die höfliche Haltung des Fremden erwärmte sich. Und kommen in der Absicht, sich anzukaufen? fuhr er fort — in diesem Falle erlauben Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin österreichischer Gesandtschaftsbeamter und speciell employirt, unsern Staatsangehörigen bei Landkäufen in jenem Hause meine Dienste anzubieten. Das Vorurtheil der meisten Auswanderer gegen alles was heimatliche Behörde heißt, ist leider ein solches, daß sich die Gesandtschaften fast aufdrängen, ja in ihrem Charakter verläugnen müssen, wenn sie die Ihrigen vor Schaden bewahren wollen. Doch Ihnen gegenüber ist dieses Vorurtheil natürlich als nicht vorhanden anzunehmen. Ihnen präsentire ich am besten gleich meine Legitimation. Hier ist sie. Ich stehe Ihnen bei Ihrem Kaufgeschäfte mit Rath und That zur Verfügung.

Dankbar anerkannt, mein Herr; ich glaube auf Ihre Güte verzichten zu dürfen.

Es ist auch nur eine Formel in diesem Falle. Der intelligente Immigrant bedarf dessen nicht, ich weiß. Erfüllte Amtspflicht, nichts weiter. Entschuldigen Sie mich. Ihr Diener, mein Herr.

Der Fremde wandte sich zum Gehen. In demselben Augenblicke aber hielt er inne, zog seine elegante Brieftasche und überreichte Moorfelden seine Karte mit den Worten: Wenn Sie nicht pressirt sind, mein Herr, so bitte ich mir vor Ihrer Abreise das Vergnügen auf

eine Flasche Tokaier aus. Wir beide werden unsre Landsleute — denn auch ich bin Ungar — in der ganzen Union wohl schwerlich je zu Gesichte bekommen. Und das Andenken der Heimath —

Aus welcher Gespannschaft, wenn ich bitten darf, fragte Moorfeld, der sich erst jetzt den artigen Herrn aufmerksamer ansah.

Aus dem Zempliner Comitate, Ujhely ist meine Geburtsstadt, war die Antwort des Fremden. Und mit einem Seufzer', den er nur mühsam in die gemessenen Formen zurückpreßte, fuhr er fort: Ich wollte, ich wär' wieder dort! Ubi bene ibi patria — ganz recht — aber wo ist's denn bene, wo ist's denn optime, wenn nicht eben in unserm herrlichen magyár-örszag? Ach säß' ich noch als Cenzipist bei der Palatinaltafel! Sie thaten Unrecht, bárátom — Pardon „mein Herr" sagt man hier — Sie thaten Unrecht, mein Herr, aus einem Lande wie Ungarn auszuwandern. Was können Sie bessers dafür eintauschen? Darf ich fragen, wo Sie Ihre Niederlassung projectiren?

Ohio ist stark in Aufnahme, sagte Moorfeld.

Durch den neuen Ohio-Erie-Kanal, allerdings; aber, — Zucht der Gesandtschaftsbeamte mehr naturwüchsig als diplomatisch, — Gott verdamm' mich, wenn ein Mann von Bildung aushält in einem Lande, das just in Aufnahme ist. Ein solches Modeland ist wie eine Cloake, ein wahrer Abzugsgraben. Alles Gesindel strömt da zusammen, die bornirtesten Race-Unterschiede haben ihr ekelhaftes Spiel, Parteisucht, Mord und Todschlag sind an der Tagesordnung. Nein, mein Herr, Sie sind ein viel zu feiner Culturmensch für solche Schlammwirbel. Sollt' ich Ihnen rathen — Sie sehen ich falle nicht aus meinem Amte, lächelte der Sprecher — so ging' ich diesem wilden Landspeculationsschwindel aus dem Wege, und suchte mir ein reservirteres Plätzchen.

Zum Beispiel? fragte Moorfeld.

Die beiden Männer waren inzwischen, da der Beamte mechanisch seine Schritte an Moorfeld anschloß, die Straße hinabgekommen und in's Erdgeschoß des Landamtes eingetreten. Sie standen in einer Halle, welche die Vorhalle zu den verschiedenen Bureaus des Amtsgebäudes war, zugleich aber nach Art einer Börsenhalle den Selbstzweck eines öffentlichen Besprechungsortes zu haben schien. Dazu war

sie in allen Theilen eingerichtet. Nicht nur sah man Säulen und Wände mit Plakaten von Fahrplänen und Reiserouten in allen Farben und Formaten bunt überkleidet, Situationskarten von allen Gegenden der Union, nach allen Maßstäben projectirt vom Fußboden bis an den Plafond augenverwirrend durcheinander geklebt: auch Tische und Bänke standen zu reichlicher Bequemlichkeit überall umher und auf den Tischen deuteten Schreibzeuge, Trinkgläser und Wasserflaschen in Kühleimern den ständigen Verkehr eines großen geschäftlichen Publikums an. Dieses Publikum sah Moorfeld in den verschiedensten Trachten, Physiognomien und Nationalitäten auch ringsum die Halle erfüllen, indeß ein Durcheinander aller Sprachen und Mundarten babelähnlich sein Ohr betäubte.

Er selbst bedurfte aber großer Ueberwindung, diese Schwelle zu betreten, denn der erste Blick auf den Marmorboden glitt in eine so häßliche Spucknapfpfütze, daß sich seine ganze Natur schauernd am Eingange sträubte. Nur der Gewandtheit seines Führers gelang es, ihn geschickt durch die gangbarsten Stellen dieses Speichelmeers durchzubugsiren, während Moorfeld selbst keine andre Rettung erkannte, als seine Fußspitze überhaupt nicht mit dem Auge zu verfolgen. Sein weißes Steg-Beinkleid gab er übrigens auf.

Sehen Sie dieses Terrain hier; das ganze Gebiet des untern Missouri, sagte der Fremde, indem er Moorfelden vor eine der vorhandenen Karten führte, das ist der vorzüglichste Boden für unsre Nationalität. Wir Ungarn acclimatisiren uns schwer an Land und Leute; auf diesen Prairien aber leben Sie wie auf unsern Pußten. Leute siedeln noch wenig hier und das Land — wenn zwischen beiden Polen ein Erdwinkel unserm schönen und fruchtbaren Ungarn gleicht, so ist es dieser. Die Ueppigkeit des untern Missouri spottet allem Glauben. Ganze Wälder gibt's hier, die aus dem Geschlinge eines einzigen Baumes bestehen; andern Orts fanden die Landvermesser wieder auf einem einzigen Morgen vier Arten von Wallnußbäumen, drei Arten Eichen, zwei Arten Ulmen, den virginischen Kirschbaum, den canadischen Judasbaum, Pflaumenbäume, einen Maulbeerbaum, Eschen, Linden, Sassafrasbäume, Storaxstauden, Papawbäume, den blumenreichen Cornelbaum, den Eisenholzbaum, den Häckberrybaum, Platanen, Weinstöcke, Haselstauden, Bromberren und Hollunder. Rechnen Sie

zu dieser Vegetation den entsprechenden Wildreichthum, erwägen Sie die Wasservortheile vom Missouri und Mississippi und Sie werden keinem Lande der Welt den Vorzug geben. Ein nicht zu verachtendes Accidenz sind auch die Pferde, die Sie hier umsonst haben können. Wenn diese Thiere nämlich von den Hofstellen des obern Missouri entlaufen und in ihrem Instinkte dem Wasser folgend, am untern Missouri ankommen, so sehen sie sich zwischen Missouri und Mississippi plötzlich aufgehalten und in weiterer Flucht gehemmt. Dieser Mündungswinkel ist daher stets angefüllt von jener edlen und nützlichen Thiergattung, er ist nichts als ein großer Marstall für den dortigen Farmer. Wer aber bedenkt, daß Menschenarbeit und Hausthiere die höchsten Posten im Ausgabebudget eines amerikanischen Landwirths sind, der wird diesen Umstand nicht gering anschlagen. Doppelt schätzbar ist er natürlich dem Ungar, dem gebornen Reiter und Pferdefreund, und eine Prairie mit dieser herrlichen Thierstaffage kann ihm den Heimathbezauber der Pußte gar nicht mehr süßer vergegenwärtigen. Das sind die kleineren, aber wichtigen und interessanten Detailzüge einer Localität, die kein Handbuch nennt, die aber an Ort und Stelle den Entschlüssen des Auswanderers erst eine entscheidende Richtung zu geben im Stande sind. Wahrlich, die Abolitionisten verfolgen eine unverantwortliche, aber zum Glück auch unhaltbare Politik, wenn sie die Besiedelung solcher Musterländer, wie Missouri, bloß weil sie Sclavenstaaten sind, bisher systematisch zu hindern oder in Vergessenheit zu bringen gewußt haben. Natürlich ist das für den heutigen Ankäufer nur eine Chance mehr. Denn wenn jene abstracte und ungesunde Abolitionistenpolitik eines Tags in die Luft auffliegt, wozu es unter Jackson schon jetzt den Schein gewinnt, so schnellt Ihr Bodenwerth in unaufhaltsamer Folge um's zehn-, hundert- und tausendfache empor und Ihre Hofstelle kann gar wohl ein zweites Cincinnati werden, dessen ganzes Stadtareal in ein- und demselben Menschenalter dreißig Dollar und zwei Million Dollar werth war. St. Louis überflügeln Sie reißend. Franzosen und Katholiken halten sich nirgend gegen die Concurrenz der protestantischen Anglo-Amerikaner. Es ist Schade, daß wir das sagen müssen, aber was kümmert's uns? Wir verkaufen unser Land an diese Race, wir brauchen ja nicht zu leben mit ihr! Daß wir's ein paar Jahre gethan haben, dafür schlep-

pen wir unsre Million nach Hause und das ist doch auch etwas. Ich sage wir, denn auch ich habe ein kleines Kapital in Missouri-Land angelegt, in der Gegend von St. Charles, die nämliche, die ich Ihnen empfehle. Kommen Sie gefälligst in mein Bureau, ich will Ihnen die topographischen Pläne und landamtlichen Berichterstattungen davon vorlegen, dann sollen Sie sehen, von welchen Avantagen hier die Rede ist im Vergleich zu dem armseligen Ohio-Erie-Kanal-Puff, der übrigens größtentheils schon ausgebeutet und für den heutigen Speculanten kaum noch de saison ist.

Während der Gesandtschaftsbeamte so sprach, fingen zwei Männer in einer benachbarten Gruppe lauter zu reden an, dem Scheine nach zwar unter sich, doch so, daß es Moorfeld deutlich vernehmen konnte. St. Louis hat eine hügelige Lage, sprach einer der Männer, und ist nur darum bewohnbar. Wer Ihnen aber St. Charles empfiehlt, den betrachten Sie als Ihren Mörder und Todschläger. Ich will verdammt sein, wenn das Land nicht unterm Wasserspiegel von Missouri und Mississippi liegt. Es ist ein Loch für Regenwürmer und Ratten, Es ist das Hauptquartier der Fieberpest. Pfui, pfui, fort mit St. Charles! Ich sehe den Schimmel an den Wänden, und das Wasser von der Decke tröpfeln, wenn ich St. Charles nennen höre. Die Blockhäuser vom dortigen Holze haben alle den Schwamm. Mich schüttelt das Fieber, meine Natur geräth in Transaction bei dem Gedanken St. Charles. Sprechen wir nicht mehr davon, mein Herr!

Wir Ungarn heißen Gascogner und Bramarbasse, sagte Moorfeld's Landsmann lächelnd, aber diese Yankee's wissen die Hyperbel noch ganz anders zu handhaben. Haben Sie den Burschen gehört? Der allmächtige Schuft hat wahrscheinlich eine Handvoll Klippen und Felsen in Agentur, und schwärzt seinem armen Opfer, das uns vielleicht belauscht hat, das köstlichste Bottomland unter der Sonne nun mit des Teufels Pinsel an. Etwas fieberig ist die Gegend, das leidet keinen Zweifel, aber was schadet das einem Ungar? Sind wir in Sumpf und Niederung nicht geboren? Ich spreche nämlich von der reinen Race, denn im Gebirge sitzen die Slowacken. Wo sind Sie zu Hause, bárátom?

Ich bin von Saros-Patak im Banate, sagte Moorfeld mit fester Verwegenheit.

Nun dann kommen Sie, rief der Gesandtschaftsbeamte entschieden. Das besiegt auch den zartesten Zweifel. Ein Mann, dessen Wiege von den Ueberschwemmungen der Donau, der Theiß und der Maros zugleich bespült war, der kann ohne Sumpfluft gar nicht gedeihen. Der findet zwischen Missouri und Mississippi nichts als Brüste voll Muttermilch. Kommen Sie.

Moorfeld blieb stehen und maß den Mann, dessen unerschütterliche Fassung ihm fast imponirt hätte, mit einer Art von Bewunderung. Als aber jener sich die freundschaftliche Freiheit nahm, seinen Arm zu ergreifen, trat er gemessen zurück und sagte kalt: Alles wohl erwogen, mein Herr, so kehre ich wieder heim nach Saros-Patak im Banat. Vielleicht hat sich Saros-Patak inzwischen fünfzig Meilen nach Norden hinauf locomovirt, und sich eine halbe Stunde vor Ujhely hingelegt, was, wie ich höre, Ihr Geburtsort ist. Dann sind wir ja doch wieder Nachbarn. Mit diesen Worten wandte er dem Betrüger den Rücken, welcher mit einem damned! zwischen den Zähnen sich aus dem Staube machte. Dem unkundigen Leser sei aber zu wissen, daß Saros-Patak nicht eben bloß einen Ortsnamen, der möglicherweise öfter vorkommen könnte, sondern zugleich die Lage des Ortes bezeichnet, so daß daher: Saros-Patak im Banate — ungefähr klang, wie: Naumburg an der Saale in Würtemberg. Der Schwindler, der so vieles bruchstückartig wußte und mit hoffnungskühner Frechheit darauf baute, wußte zufällig dieses nicht.

Kaum war derselbe hinweg, so wendete sich von jenen beiden Männern derjenige, welcher über St. Charles abgesprochen hatte, zu Moorfeld, und sagte mit der freien lächelnden Stirn eines Glückwünschenden: Da sind Sie einen der ärgsten Gauner los geworden, der je einen Galg[illegible] zu zieren verdient hat, Sir. Der Westen hat eine große Zukunft, Sir, wer möchte es läugnen und der Mississippi wird jetzt, was vor fünfzig Jahren die Alleghanie's waren — die zweite Parallele der Civilisation gegen die Barbarei. Aber Donnerwetter, Sir, wer dürfte einen Mann von Ihrer espèce zu einem Schanzgräber machen? Das überläßt man den Backwoodmens, den Squatters. Wohlfeiles Land — ja, ja, aber nicht wahr die Baugefangenen in Ihrem Europa, Sir, die mit Hand- und Fußschellen arbeiten, bearbeiten auch wohlfeiles Land, verdammt wohlfeiles Land,

keinen Penny kostet es sie, der Teufel weiß es! Nein, Sir, bleiben Sie bei Ihrem Ohio, ich rathe Ihnen nichts anders als Sie sich selbst rathen. Welche Anmaßung wäre es auch, einen Gentleman Ihres gleichen für unberathen zu halten! Ohio, recht so, Ohio! mit unvergleichlichem Blick ist's gewählt. Zwischen dem rohen Westen und dem kostspieligen überfeinerten Osten die goldene Mitte! Urwald, Cultur, Wildheit, Schönheit, Luxus, Indianer, Universitäten, Einsamkeit, Meetings, Jugend, Vergangenheit und Zukunft — es gibt nichts Angenehmes und Vortheilhaftes, das in diesem glücklichen Staate nicht im reizendsten Gemisch vereinigt wäre. Zwar seit dem Ohio-Erie-Kanal haben die Bodenpreise angezogen, es ist wahr, und Congreßland steht überhaupt nicht mehr im Angebot: Sie werden aus zweiter Hand kaufen müssen. Aber ein Gentleman von Ihrer Bildung war längst in Europa unterrichtet von diesen Verhältnissen; anmaßend wär's, Ihnen was Neues damit zu sagen. Ohio-Land ist, wie Sie also wissen, in den Händen der Actiencompagnien. Das ist kein Geheimniß. Und eben so wenig mache ich ein Hehl daraus, daß ich Agent einer solchen Compagnie bin, und Ihnen Ohio-Land gerne verkaufen möchte. In Wahrheit, mein Herr, das will ich, und das ist's was man einen ehrlichen Handel, eine reine Kaufmannschaft nennt; dazu braucht man keinen östreichischen Gesandten. Jener ewige Schuft baumelt noch mit seiner östreichischen Gesandtschaft; ich will an einer Erdbeere sterben, wenn er nicht baumelt, Sir, aber er thut es gewiß, verlassen Sie sich darauf. Ohio-Land auf sieben bis acht Meilen vom Kanal steht fünf Dollar der Acre. So kann ich's Ihnen ablassen, mein Herr. Nicht wahr, ein hoher Preis, mein Herr? ich bin der Kaufmann, der es selbst sagt. Sehen Sie, solchen Handel lieb' ich. Das nenn' ich ein loyales Geschäft. Fünf Dollar per Acre ist theuer, mein Herr. Vom Congreß haben wir ihn um einen gekauft. In Wahrheit, Sir, wir haben den Congreß wie die Wölfe ausgekauft, das ist ein Factum. In drei Tagen war ganz Ohio vergriffen, es wär' schade wenn's nicht wahr wäre. Eins zu fünf das ist unser Profit; — da haben Sie unsre ganze Bilanz: mögen alle Gesandtschaften des Erdkreises baumeln, wenn ich nicht stets den geradesten Weg für den besten Geschäftsweg halte. Fünf Dollar pr. Acre, das ist der Curs. In einer Woche wird er zehn und in einem Monat

vielleicht fünfzig ſein. Um Cleveland und Portsmouth iſt er heute ſchon fünfzig. Dort wüthet die wildeſte Hauſſe. Sie wird ſich allerdings nicht behaupten, Sir; die Baiſſe wird eintreten, wenn ſich die Speculation auf neue Kanal- oder Eiſenbahnlinien wirft. Aber auf fünf Dollar weicht Ohio-Land in Ewigkeit nicht mehr. Das Land wird mit jedem Schaufelſtich rentabler, und die Vermehrung der Verkehrsmittel bewirkt höchſtens im einzelnen eine relative Entwerthung, im Ganzen dagegen eine abſolute Werthſteigerung. Das iſt klar.

Um Gotteswillen auf ein Wort, Mr. Jones, die Herren verzeihen, daß ich ſtöre, aber ſo wahr ich lebe, nur eine Secunde, Mr. Jones, ich bitte tauſendmal! —

Mit dieſen Worten und höchſt eilfertiger Gebärde wurde der Ohio-Mäkler von Moorfeld's Seite weggeriſſen. Wir dürfen dringend vermuthen, daß der Mann, der dieſes that, im Einverſtändniß mit einem andern Makler ſtand, denn augenblicklich trat ein ſolches Individuum heran und bemächtigte ſich Moorfeld's. Mein Herr, ſagte dieſer Ankömmling mit einer verbindlichen Gentlemanmanier, ich war ſtets ein Verehrer der europäiſchen Gelehrſamkeit. Die Art, wie Sie Sprachen, Geſchichte, Sitten- und Völkerkunde in Europa betreiben, läßt ſicher nichts zu wünſchen, deſto mehr aber zu beneiden übrig. Ich bin überzeugt, wie Sie auf dieſem Marmorwürfel hier ſtehen, haben Sie bereits aus Europa eine Kenntniß Amerika's mitgebracht, die vielleicht manchem Senator im weißen Hauſe zu Waſhington fehlt. Ich möchte ſchwören darauf, es iſt ſo. Nur Eins ſetzt mich in Erſtaunen. Ich mache nämlich in dieſer Halle die Bemerkung, daß alle Europäer, welche hier eintreten und amerikaniſches Land zu beſitzen wünſchen, von der ſeltſamen Idee ausgehen, als müßten ſie dieſes Land *kaufen*. In der That, mein Herr, ein Wahn, der mich höchlich überraſcht. Wird Amerika's Demokratie noch ſo verkannt in Europa, daß man unſern Boden nicht anders einnehmen zu dürfen glaubt, als indem man die Taſchen wucheriſcher und beutegieriger Land-Jobber füllt? Denn ich bitte Sie, mein Herr, was iſt der Kaufſchilling, den Sie für Ihr Grundſtück zahlen, anders als ein ungerechter, ja ſchimpflicher Leibzoll, der als Abgabe auf Ihren phyſiſchen und intellectuellen Arbeitskräften ruht, womit Sie dem Lande doch nützen? Oder ſagen Sie ſelbſt!

Ist irgend eine Logik darin, daß man unser Land ein freies Land nennt und doch es verkauft — d. h., es nur der Aristokratie des Geldes öffnet? Ja, der Osten geht der Aristokratie entgegen, oder vielmehr er ist ihr mit Stiel und Stein schon verfallen. Aber im Westen thront noch der reine und unverfälschte Begriff der Demokratie! Das Land ist ein freies Element, wie Luft und Wasser, heißt unser Programm; halten Sie sich an den Westen, mein Herr! Vom Westen geht jene großherzige und echt republikanische Agitation gegen den Congreß aus, daß er den schimpflichen und engherzigen Landverkauf endlich fahren lasse, und das Land verschenke. Vom Westen werden jene Bills eingebracht, welche dem Congreß nach einem systematischen Plan zu Preisermäßigungen des Congreßlandes drängen, und auf die gänzliche Preisaufhebung consequent hinarbeiten. Schon hat unsre free-sooler-Politik solche Preisermäßigungen wiederholt durchgesetzt, obgleich wir mit Schrecken sehen, daß wir nur für den Actienwucher arbeiten, der sich des wohlfeilen Congreßlandes bemächtigt, um es theurer als je wieder zu verkaufen. Wollte Ihnen jener ewige und allmächtige Schuft doch Ohio-Land zu fünf Dollar anschwindeln; der Mann ist wahrlich eben so ehrlich, als jener, der Ihnen den Koffer vom Wagen abschneidet. Hol der Teufel alle Landspeculanten! Wir free-soolers werden nicht ruhen, bis wir nicht Gesetze auch gegen diesen schändlichen und monopolisirenden Landverkauf durchgebracht haben; indeß sollte es doch bekannter sein in Europa, daß wir in Arkansas schon jetzt unser Land *verschenken*, zum vorleuchtenden Beispiel der ganzen Union, von der wir fordern, daß sie uns nachfolge. Ja, mein Herr, Arkansas hat durch mich die Ehre, Ihnen achtzig bis einhundertundzwanzig Acre Landes zum Geschenk zu machen; oder um mich anständiger auszudrücken: Arkansas erklärt Ihnen, daß es dem Import Ihrer Hände, Ihrer Intelligenz und Ihres Capitals keine Grenzbarrière in Form eines Kaufschillings entgegensetzt. Wählen Sie nach Belieben den Ort Ihrer Niederlassung. Die Nähe unsrer großen Städte Smithville, Clarkville, Lewisburg, Littlerock dürfte Ihnen besonders annehmlich und vortheilhaft sein; aber ich empfehle Ihnen nichts, ich vermeide jeden Eingriff in Ihr eigenes Urtheil, wir heißen Sie auf jeder Hufe unsers wahrhaft freien Bodens willkommen. Nur übernehmen Sie mit der Besitzurkunde die einzige Verpflichtung, Ihren

Besitz auch wirklich anzutreten, eine selbstverständliche Bedingung, die uns gegen den Scheinbesitz betrügerischer Landspeculanten schützt. Soll ich das Vergnügen haben, Ihnen einen Grundbrief sogleich auszufertigen? Begleiten Sie mich gefälligst in mein Bureau!

Im Augenblick bin ich zu Diensten, mein Herr, antwortete Moorfeld, ich wünsche nur ein paar Worte mit einem Freunde zu wechseln.

Schon lange hatte ihm nämlich über die Schultern seines Partners hinweg eine hagere, spindeldürre Jammerfigur Zeichen und Winke gegeben, welche immer dringender, immer mystischer und inhaltsschwangerer wurden, so daß er zuletzt einen Geist zu sehen glaubte, der ihn pantomimisch um Erlösung beschwor, und dem er mit dem Reiz des Komisch-Schauerlichen folgte.

Sie wünschen, mein Herr? redete Moorfeld den Klappermann an.

Die Pflicht der christlichen Bruderliebe wünsche ich an Ihnen zu erfüllen, näselte der Dürre mit einer sentimentalen Quäckerstimme und preßte seine kalte Todtenhand in Moorfeld's warme und volle, indem er zugleich sein mißfarbiges Mausaugenpaar, schwül seufzend, gegen die Decke des Saales schlug. Herr, ich riskire mein Leben, fuhr der Quäcker fort, und fing fast zu weinen an, jener Original-Gauner aus Arkansas, der Wallfisch aller Diebe, wird mir meuchlerisch nachstellen, weil ich ihm sein Opfer entreiße; aber ich kann nicht anders, ich kann nicht, Gott helfe mir, ich stehe in seiner Hand. — Moorfeld machte eine etwas ungeduldige Gebärde gegen den Betbruder, der aber hielt ihn fest in seiner Froschklaue und zog ihn an das äußerste Ende des Saales, in eine heimliche Nische. Aengstlich um sich blickend, als fühlte er die Dolche der Mörder schon zwischen den Rippen, fing er hier zu flüstern an: Ich danke Ihnen, mein Herr, daß Sie mir gefolgt sind. Es wird Sie nicht reuen. Hier sind Sie im Hafen. Einen Schritt weiter mit jenem Seelenverkäufer und Sie waren verloren. Landverschenker nennt sich die Teufelsbrut, ich aber sage Ihnen, Seelenverkäufer sind's. Das sage ich und das beweise ich. Ja, ich beweise es, mein Herr; hören Sie mich an, wie ich es beweise. Man schenkt Ihnen Arkansas-Land. Gut. Man legt Ihnen Karten vor, schraffirt, colorirt, Wald, Prairie, Bottomland, Straßen, Flüsse, große Städte — Alles ist darauf gezeichnet, gemalt, daß das Herzchen im

Leibe lacht, und die beigebundenen Beschreibungen lesen sich, wie ein Roman; sie sind auch wie diese eine eben so vollendete Erfindung des Teufels. Gut. Sie wählen Ihren Farm in der Nähe der großen Stadt Littlerock, mit ihrem schiffbaren Strome, mit ihren Poststraßen und Flurwegen. Gut, mein Herr. Sie kommen an. Sie finden einen Sumpf und im Sumpfe steht ein Täfelchen auf einer Stange mit der Inschrift: Stadt Littlerock. Aus dem Schilfe guckt eine zweite Stange hervor, die nennt sich: Gerichtshaus der Stadt Littlerock. Im mannshohen Farrenkraut rennen Sie gegen eine dritte Stange, die heißt: Akademie der Stadt Littlerock. Vor einer Stunde haben kämpfende Büffel einen Pfahl niedergetreten: es war die Kathedrale der Stadt Littlerock. Fassen Sie nun den Mann, der die Landkarte gezeichnet hat, beim Kragen! Auf fünfzig Meilen in der Runde finden Sie keine Seele. Wen Sie aber finden, der zeigt Ihnen ein ganz anders Gesicht, als hier im Land-Office zu Newyork. Gut. Sie sind überrascht, enttäuscht, aber nicht entmuthigt. Sie stehen auf geschenktem Lande, und das Wort hat noch immer einen Klang für den Europäer. So schnell wird die Form, in welcher wir unsre Begriffe gießen, nicht zerbrochen. Land hat Werth in europäischen Augen und wird's noch lange haben, bis Sie amerikanische Augen bekommen. Sie nehmen also ihr Land in Besitz. Gut. Sie bauen sich Ihren Hof, Sie schaffen sich Hausthiere an, Sie kaufen ein paar Sclaven. O Gott, Sclaven! Gut. Sie fangen zu wirthschaften an. Aber Ihre Producte können nicht durch die Luft zu Markte fliegen und die Erde hat so wenig Straßen, als der Grund des Erie Sees. Ihre Hausthiere werden Ihnen weggeschossen. Ihre Sclaven entlaufen oder werden Ihnen entführt. Sie hören zu wirthschaften auf. Verwünschungen auf den Lippen, den letzten Cent im Beutel wenden Sie Ihrer Wüste den Rücken. Gut, mein Herr. Aber die Spuren Ihres Pfluges, die Ruinen Ihrer Hofstelle sind immer noch wahrnehmbar, und das genügt, daß jener ewige und allmächtige Schuft die Backen voll nimmt: Culturboden mit Improvements zehn Cent per Acre! Ihr Nachfolger geht ebenfalls zu Grunde, hat aber wieder sein Capital dreingesteckt — einen halben Dollar per Acre. Erst der dritte Mann brächte es zu der Möglichkeit sich zu behaupten, da belehrt ihn ein Wink mit der Kugelbüchse, oder mit dem Bowiemesser, daß auch für ihn die Zeit da

ſei, ſich ſchleunigſt durch die Flucht zu exproprieren, denn das Land ſoll zum vierten Mal ausgeboten werden — einen Dollar per Acre. Einen Dollar per Acre, mein Herr; das Ziel iſt erreicht! Mit einer Reihe betrogener und ruinirter Capitale haben ſie ihr werthloſes Land in Werth gebracht; — einen Dollar per Acre! Das iſt geſchenktes Arkanſas-Land. So macht man Cultur hinter'm „blutigen Grund". So geſchieht's, mein Herr, und nicht anders; — heute verſchenkte Wüſte, morgen „lovely spots" einen Dollar per Acre — die Zauberei der Gewiſſenloſigkeit! Ich rathe, Herr, die Hölle braucht einen neuen Flügelbau für die „free-soolers." Nehmen Sie ſich in Acht, mein Herr, nehmen Sie ſich in Acht! Wir gehen einer Zeit entgegen — das Böſe bekommt die Oberhand auf der Erde.

Dieſe letzteren Worte fühlte Moorfeld ſchon längſt in ſich ſelbſt Thatſache geworden, denn unüberwindlich war ſeine Luſt, dem frommen uneigennützigen Warner eben ſo ſchlechte Abſichten zu unterlegen, als den übrigen Herren Collegen deſſelben. Er hielt es in der That nicht aus, die Wendungen und Uebergänge abzuwarten, auf die ihm das Ganze angelegt ſchien, und ſo fragte er mit jener ungeduldigen Luſt am Böſen geradezu: Ach, ſehr ehrenwerther Herr, wenn Sie ſelbſt Land zu verkaufen hätten! dann wäre meiner Verlegenheit auf einmal ein Ende!

Schneller als ein Blitz zog der lamentable Tugendmann ſeine Hand aus Moorfeld's Hand, fuhr ſich an die Augen, und trocknete ein paar abweſende Thränen. Ich muß fort; leider, leider, ich muß fort; ich kehre wieder zurück nach Alt-England. Sie ſollen's hören, was mich von hinnen treibt. Die Teufel! o Gott, die Teufel! Aber ich muß fort, das ſchönſte Landgut in den Staaten muß ich aufgeben! Schwarze Dammerde mit Lehmunterlage und kalkhaltig, Herr, kalkhaltig — das Chriſtenthum gebeut Faſſung, ein Unglück — aber dieſer Kalk, Herr, und dieſe Dammerde, und dieſe Lehmunterlage — mir bricht das Herz! Wer mir noch vor einem halben Jahre geſagt hätte, ich würde dieſe Juwele aller erſchaffenen Erde zwei Dollar per Acre verkaufen wollen, da mir Reverend Daniel Gaskin aus New-Jerſey noch bei ſeiner letzten Durchreiſe zwanzig aufzudringen verſucht hat — ich bin Temperance-Man, mein Herr, ſonſt würde ich Sie auf eine Flaſche in Mr. Diſtel's bar bitten, die teufliſchen Intriguen anzuhören, die mich

forttreiben von Gottes geliebtester Erde. Hier darf ich einer solchen Gemüthsbewegung unmöglich freien Lauf lassen. Armer Reverend Daniel Gaskin! du stellst jetzt in der Ewigkeit Vergleiche darüber an, ob meine Landstelle oder das Paradies schöner ist, sonst könntest du's heute haben, das irdische Paradies, zwei Dollar per Acre — doch dann wäre dir dein Ende nicht so leicht geworden! Deinen Glauben in Ehren, würdiger Gottesmann Daniel Gaskin, aber hier hättest du zum ersten Mal gezweifelt, ob ein Tausch mit meiner Hofstelle und dem Paradiese ein wirklicher Lohn für den Gerechten ist. Herr, als ich an die jungfräulichen Schätze dieses Bodens die erste Hand anlegte, da trieb ich auf einem einzigen Acre — hören Sie mich an, mein Herr, und merken Sie wohl auf, was ich auf einem einzigen Acre an Bäumen und Sträuchen abtrieb: vier Arten von Wallnußbäumen, drei Arten Eichen, zwei Arten Ulmen, den virginischen Kirschbaum, den canadischen Judasbaum, einen Maulbeerbaum, Pflaumenbäume, Eschen, Linden, Sassafrasbäume, Storaxstauden, Papawbäume, den blumenreichen Cornelbaum, den Eisenholzbaum, den Hackberrybaum, Platanen, Weinstöcke, Haselstauden und Hollunder. Wo bleibt Ihre Besinnung, mein Herr, wenn Sie einer solchen Furchtbarkeit nachdenken? Sie schwindeln! Das Alles trieb ich auf einem einzigen Acre ab; mein Herr, auf einem einzigen Acre! —

Es muß wohl ein einziger Acre gewesen sein, denn seine ganze übrige Landstelle ist nichts als eine senkrechte Felsenwand, an die auch keine Raupe in die Höhe kriecht, viel weniger ein menschlicher Pflug.

Der Mann, der so sprach, schlenderte mit den Händen in der Hosentasche und einem frischfrohen Apfelgesichte um unser Paar herum, indem er zu mehrerer Herzensvergnügung den „Yankee doodle“ pfiff.

Der Quäcker zuckte zusammen wie eine elektrisirte Katze. Sein Haar sträubte sich, seine grauen Glasaugen sprühten Blitze, seine vorfallenden amerikanischen Schultern neigten sich noch tiefer, wie der Stier zum Stoß, seine Fäuste ballten sich, seine Adern schwollen, rothe Zornflecke loderten in seinem falben Gesichte auf — kurz das seufzende Lämmlein ward auf einmal zu einer Mördergestalt.

Das Alles kümmerte den Andern nicht im Geringsten. Vertraulich zog er eine seiner Hände aus der Hosentasche und legte sie der gebäumten Katze auf den Rücken, indem er zu flöten aufhörte und zu

sprechen anfing. Gemach, Kamerad, sagte er, stehen wir denn hier um einander den Handel zu verderben? Was hätt' ich gegen deine Felsenwand, wenn ich sie nicht selbst kaufte? Ja, ja, John, sei ruhig. Die Felsenwand ist mein; — zweihundert Dollar — ist's ein Geschäft? schlag' ein, Junge, abgemacht! Der Quäcker, der immer zusammenzuckte, wenn das Wort „Felsenwand" ausgesprochen wurde, sah gleichwohl in dem Angebot des Sprechers so viel Ernst, daß er anfing versöhnlicher auszusehen. Dieser fuhr fort: Siehe Junge, ich habe mir die Sache mit deiner Felsenwand überlegt. Du trödelst nun schon so lange damit herum — den Donner auch! sollen sich Yankee's nachsagen lassen, ein Geschäft geht nicht, weil's auf eine Art nicht geht? Keineswegs. Deine Felsenwand steht in den Katskillbergen, nur zwei Stunden von der großen Route nach Saratoga und den Fällen: — das muß uns wuchern. Ich laß' ein paar Centner Farben an die Wand schmieren und wend' ein paar Dollars daran, daß uns irgend ein Doctor Thompson beweist, es wären Malereien eines alten Culturvolkes. Derselbe Dr. Thompson führt dann als Dr. Johnsen ausdaß Dr. Thompson ein Esel ist, als Dr. Thompson aber schlägt er den Dr. Johnsen mit einer neuen Flut von Thesen auf's Maul und die Wandmalereien des alten Culturvolks sind durch „eine eben so gelehrte als gründliche Controverse" in allen Zeitungen siegreich außer Zweifel gesetzt. Merkst du, Bursche? Wir eröffnen jetzt am Fuße der Felsenwand ein Hotel, denn unsere Felsenwand wird Touristen-Mode, und lassen uns bei jedem Beafsteak und weichgekochten Ei unsere Wandmalereien honoriren im Namen der Künstler des alten Culturvolks. Was sagt John, he? Siehe, das ist die naturgemäße Art, eine Felsenwand zu verwerthen. Aber diesem Gentleman hier zuzumuthen, mit seinem Pflug auf einem Ding herumzufahren wie der Thurm der Londoner Paulskirche — Freundchen, das geht nicht; das ist zu viel verlangt von einer Felsenwand. Steck' sie ein, deine Situations-Pläne, steck sie ein, ehrenwerther Sir John (denn dieser hatte bereits angefangen, sie vor Moorfeld auszukramen), steck sie ein, und sag' deinem Geometer, wir bedürfen nicht mehr der liebenswürdigen Zerstreuung, womit man senkrechte Linien als wagrechte zeichnet. Pfui doch, ein garstiger Handel; in Wahrheit ein abscheulicher Handel; das verdirbt uns die Börse, lieber Sir John, und um Alles zu sagen, so

iſt's ein ſehr zweideutiger Handel, Sir John, die Senkrechte für eine Wagrechte zu verhandeln, ein ſehr zweideutiger Handel, das iſt ein Factum, Sir John. Was ich ſagen wollte, wandte er ſich an Moorfeld. Sie kaufen doch meinen Farm drüben in New-Jerſey? ich geb' ihn jetzt auf, da ich das Hotel an der Felſenwand projectire. Sie ſehen, ich bin zwar ein „smart man“, aber eine ehrliche Haut. Ich werde meinen Landsleuten ihr Geld abnehmen für die Wandmalerei des alten Culturvolks: das iſt kein Schelmenſtreich, höchſtens ein wenig Humbug, eine Glaubensſteuer, ein Wahnzoll. Sehr aber tadl' ich meinen ehrenwerthen Freund, daß er Sie, mein Herr, als einen Fremden und in einer ungleich ernſteren Sache — — o pfui, pfui; ich tadle es hart, es verdirbt das Geſchäft, wir brauchen das Vertrauen der Fremden. Merken Sie wohl, mein Herr, wir ziehen eine ſehr genaue Grenzlinie zwiſchen Humbug und Betrug; man kann der ärgſte Humbuger und der reellſte Geſchäftsmann ſein. In der That, Herr, Humbug und Buſineß haben gar nichts zu thun mit einander. Im Buſineß bin ich der verläßlichſte Mann, den die Newyorker Sonne beſcheint; Humbug iſt meine Erholung, meine Privatſache außer'm Buſineß; Buſineß ſelbſt duldet keinen Humbug. Reines Geſchäft, reines Geſchäft, mein Herr, um Gotteswillen! reines Geſchäft. Im Humbug beſteuere ich die menſchliche Thorheit; — aber im Geſchäft ſucht der Menſch ſein Bedürfniß bei mir, ſeine Leibes- und Lebens-Nothwendigkeiten — auf dieſem Boden ſein Vertrauen zu täuſchen, untergrübe den Beſtand aller Staaten und Völker. Es wäre einfach barbariſch. Von Religion und Gewiſſen nicht zu reden, unklug wär's, unpolitiſch, ſelbſtmörderiſch, denn es hübe die Möglichkeit der menſchlichen Geſellſchaft auf. Und ohne menſchliche Geſellſchaft weder Humbug noch Buſineß, das iſt klar! Das ſind meine Grundſätze, Herr; Sie ſehen, ich bin weder ſchwarz noch weiß, ſondern grau melirt, aber unendlich haltbar, Sie können mir tauſend Procent mehr vertrauen, als einem Burſchen, der ſich weiß brennt, wie Jungfernwachs. Sehen Sie ſich mein Gütchen in New-Jerſey an. Wann fahren wir hinüber, Herr? Freie Station hin und zurück, wenn Ihnen der Farm nicht gefällt. Keine bedruckten und lithographirten Papierwiſche — gleich amtliche Ausweiſe, nichts als amtliche Ausweiſe; gleich vor das Staats-Archivariat, Einſicht der Ernteregiſter von heuer, vom vorigen Jahr, von

fünf, von zehn Jahren; alter Culturboden, New-Jersey, alter Culturboden, von hundert Jahren, wenn Sie wollen —

Kurz, von aller Vergangenheit, sagte Moorfeld, nur nicht von der Zukunft. Denn leider, mein Herr, zeigt Ihr Boden irgend einen geheimen, angehenden Schaden, den ich zwar weder in Landschaftsbüchern, noch mit leiblichen Augen einsehe; aber deßungeachtet ist er da, und verdirbt Ihnen die Sicherheit Ihrer ferneren Rente. Wie kämen Sie sonst auf den Einfall mit der Felsenwand?

Ich rathe, Sie sind ein smart-man nach Onkel Sam's Herzen, lachte der Mäckler, good bye, mein Herr! Reiten Sie so gut wie Sie gesattelt haben, über mich sollen Sie nicht straucheln, es thäte mir leid für Sie. In Wahrheit, ein schmuckes Gut, das meinige, gehen Sie drin 'rum wie der Staubpinsel im Uhrwerk, Sie finden kein Stäubchen Mackel dran. Denn die canadische Distel hat sich vorderhand nur im Nachbarfeld eingeschlichen; der Würgengel alles Unkrauts wird bei mir erst im nächsten Jahr aus dem Saamen schießen. Aber dann Gnade Gott dem Käufer, denn verkauft wird das Grundstück doch, oder ich habe nicht mehr Verstand als ein Fingerhut. Das Grünhörnchen soll sich schon finden, der's kauft, es thäte mir leid, wenn ich bangte. Sie sind's nicht, mein Herr, und das ist gut für Sie; aber nicht Jeder sieht, der die Augen offen hat, und das ist gut für mich. Good bye!

Fünftes Kapitel.

Moorfeld hatte das Haus verlassen. Seine Intelligenz zerriß das Gewebe des niedern Humbugs, der sich im Entree herum trieb; sie fühlte sich aber nicht intelligent genug, den höheren Humbug zu pariren, der in den Amtszimmern selbst sein Hauptquartier haben mochte. Denn daß die Staatsbeamten, die Verkäufer des Congreßlandes von Unions wegen, theils auf eigene Rechnung, theils im Solde der Actiencompagnien ihre officielle Stellung nicht minder zur Landspeculation

ausbeuten würden, daran zu zweifeln wäre nach allen Proben dieses Volksgeistes Vermessenheit gewesen. Mit den höchsten Würdenträgern in der Hierarchie des Humbugs wagte unser Fremdling aber doch keinen so leichten Gang. Er durfte sich Glück wünschen, die geringeren los zu sein. Denn wahrlich, nicht Jeder war so glücklich. Das Publikum, das diese Halle erfüllte, trug nicht durchweg Frack und Glacéhandschuhe. Er ließ Schaaren von Auswanderern hinter sich zurück — grobe Bauernkittel mit dem Holzschnitt ehrlicher Einfalt im Gesichte, mit dem Schweiße saurer Wirthschaftsjahre in der Geldkatze, — gnad' ihnen Gott! selbst ein Atheist hätte für sie gebetet. Erst in ihrem Anblicke schauderte Moorfeld vor der sittlichen Luft dieses Hauses.

Als er hierauf durch die sonnigen Straßen dem nächst-besten Café auf der Battery-Promenade zuwandelte, geschah es unter Reflexionen, von denen wir nur den geringsten Theil wiedergeben können. Er betrachtete das Verhältniß eines Gebildeten in Europa zu Amerika und entdeckte mit Erstaunen, daß es zunächst gar keines war. Die deutsche Literatur über Amerika war zu Anfang der dreißiger Jahre weder an Umfang, noch an Gehalt in einem Zustande, der von der Wichtigkeit ihres Gegenstandes ein Bewußtsein verrieth. Der Umfang blieb hinter der weitläufigen Peripherie des Beobachtungsobjectes unendlich zurück, und die Beobachtung selbst war schlecht. Sie trug den persönlichen Charakter der Stimmung, statt den weltgeschichtlichen der Kritik. Bücher, von einem liebenswürdigen aber unhistorischen Dilletantismus geschrieben, sprachen von Amerika so, wie man ungefähr am winterlichen Kamin von Nizza, Meran und vom Comer-See spricht; gleichsam als wäre das sociale Leiden Europa's mädchenhafte Schwindsuchts-Poesie. So schrieben Racknitz und Scherpf über Texas, Bromme über Florida, Duden über Missouri, Gerke über Illinois, Andre über Anderes. Noch mehr aber als durch die belletristische Ornamentik litt die Wahrheit des Gegenstandes durch die politische. Der Liberalismus der Restaurationsperiode fand in Wort und Schrift über Amerika eines seiner wenigen erlaubten Ausdrucksmittel. Er benutzte es eifrig. Er feierte die Sternbanner-Republik als die praktische Verwirklichung seines geächteten Ideals. Aus dieser Tendenz ging zwar die Wahrheit auf, aber nicht die volle Wahrheit. Er hätte es für politische Unklugheit, ja für Verrath gehalten, die Flecken seiner Sonne zu gestehen. In

dieſer filtrirten Sonnenbeleuchtung nun überkamen die Gebildeten der vorigen Generation Amerika's Bild. Wenn wir heute jene Schilderungen leſen, ſo thun wir es mit dem Hintergedanken ihrer Tendenz, wir betrachten und verſtehen ſie als Kunſtwerke der oppoſitionellen Beredſamkeit. Bedenken wir aber, daß man allen Farben und allen Farben-Nüancen dieſer lockenden Bilder damals volle objective Wahrheit zugeſtand, daß man ſie buchſtäblich nahm und gläubig beſchwor, ſo wird uns eine Vorſtellung davon entſtehen, daß ein gebildeter Auswanderer, der aus dieſer Literatur ſich enthuſiasmirt hat, ſie dem Humbug gegenüber nun ſelbſt als Humbug empfand. In der That erkannte Moorfeld ſeine europäiſche Lectüre über Amerika jetzt blos als Unterhaltungs-Lectüre und ſah die Nothwendigkeit ein, die Belehrungs-Lectüre von vorn anzufangen. Er ſtellte ſich alſo die Aufgabe, das Land aus den beſten Landesquellen ſelbſt zu ſtudiren.

Ueber das Project ſeiner Anſiedlung beſchloß er ſodann auf dem Ländermarkt zu Newyork überhaupt gar nichts zu unternehmen. Zog er aus dem ſo eben Erlebten die Summe, ſo gab ihm ſein eigenes Schlußvermögen zunächſt folgende zwei Rathſchläge an die Hand: Erſtens, nur an Ort und Stelle zu kaufen; zweitens, um die Zeit der Ernte zu kaufen, da der Acker gewiſſermaßen für oder gegen ſich ſelbſt zeugt und der Ertrag des Jahres ſo allgemeines Landgeſpräch iſt, daß der Fremde unmöglich mit einer übereinſtimmenden Fiction umſponnen werden kann.

Wir wiſſen nicht, ob wir es an dieſem Orte ausdrücklich entſchuldigen müſſen, daß ein Romanheld mit leidlichem Menſchenverſtand zu Werke geht. Wer nach dieſer Probe die proſaiſche Perſpective ſeines künftigen Verhaltens fürchtet, dem geben wir zu bedenken, daß der Verſtand, ſelbſt im beſten Falle, höchſtens die geſetzgebende Gewalt iſt, Gemüth und Stimmung aber die ausführende. Wie groß unſre Fähigkeit, uns zu behaupten, ſein mag, unſre Fähigkeit, zu Grunde zu gehen, iſt immer noch größer.

Bis zum Anfange der Ernte in Ohio, dem Lande ſeines Anſiedlungsprojectes, hatte Moorfeld noch einige Wochen zu verſäumen. Er konnte inzwiſchen jene literariſchen Ergänzungsſtudien machen, die er zuvor als nothwendig erkannt, und überhaupt den geleerten Theil ſeines Haushalts, den er in der Iſolirung des Hinterwalds nicht be-

ſtellen konnte, aus der Maſſe des Stoffes zuſammenſtellen. Dazu bedurfte er der Zeitungen und Bibliotheken Newyorks. Er entſchied ſich daher in der Verſuchung, jene Ferien in Reiſeausflügen zu genießen, oder ſie an ſeinen ſtädtiſchen Aufenthalt zu wenden, gewiſſenhaft für's letztere. Er kehrte in Mr. Staunton's Haus zurück.

Denn noch ſah er keine dringende Urſache vor ſich, mit dieſem Hauſe zu wechſeln, zumal da er den Tag größtentheils auswärts zubrachte. Genußvoll war aber ſein Aufenthalt darin nicht. Ja, wenn wir ſpäter eine Summe von Urſachen zu einer betrübnißvollen Wirkung anwachſen ſehen, ſo dürfen wir die erſten Poſten dieſer Summe vielleicht ſchon dem Hauſe Staunton anrechnen, das mit ſeiner ſtillcorroſiven Langweile und Kaltherzigkeit ein energiſch-empfindendes Gemüth gewiß gründlicher als es ihm ſelbſt bewußt geworden iſt, auf den folgenden Umſchlag vorbereitet hat. Sein Verhältniß, oder vielmehr ſeine Verhältnißloſigkeit zu dieſem Hauſe war aber folgendes:

Mr. Joſua Staunton öffnete über Tiſch — und ſonſt ſah ihn Moorfeld nicht — kaum auf eine andre Veranlaſſung den Mund, als um Amerika's Lob zu verkünden. Er war im Ausdrucke ſeiner Nationaleitelkeit eben ſo kindiſch-übertrieben, als in der Nichtachtung fremder Nationalitäten naiv-unverſchämt. Moorfeld ließ ihn das Lächerliche dieſer Schwäche, wie gleich zuerſt ſo auch fortwährend, durch die Figur der Ironie fühlen; er antwortete ironiſch, wenn er überhaupt antwortete. Manchmal that er's auch nicht. Denn was ſollte er einem Mann erwiedern, der ſich mit vollen Backen rühmt: unſer ſüdlicher Himmel, unſre nordiſche Thätigkeit, Geiſt und Natur im Verein erhalten uns vor allen Völkern der Erde bei ewiger Jugend; Sie werden in Amerika keinen alten Mann ſehen — wenn die Backen deſſelben Redners geſchminkt, ſeine Zähne falſch, ſeine Haare gefärbt und die Rundung ſeiner Glieder Baumwolle iſt? Eine ſolche Herausforderung anzunehmen, fand unſer Freund nicht einmal im Scherze gentil: mitleidiges Achſelzucken blieb ihm allein übrig. Und doch ſchien der Gentleman noch immer näher auf Staunton's, als auf Moorfeld's blühender Seite zu ſtehen; denn jener hatte, wie er auch übertreiben mochte, ein achtunggebietendes Vaterland zu ſeiner Folie, dieſem fehlte es. Um ſo ſittlicher es aber iſt, eine Nation als ein Ich zu vertreten, um ſo mehr lag Staunton's Stellung innerhalb und Moorfeld's außerhalb

des guten Tones, was von Natur doch umgekehrt war. Kurz, Moorfeld sollte bald empfinden, was es heißt, ohne Nationalehre, als bloßes Individuum in die Welt zu gehen. Dieses Gefühl, welches keinem deutschen Auswanderer erspart bleibt, und auf welches sich doch der Seltenste gefaßt macht, legte einen Unmuth in ihn, durch den die Lichtspiele des Humors, welchen er seinen Beleidiger fühlen ließ, nicht wie Sonnenstrahlen durchbrachen, sondern wie ein werdender Blitz, der seine Jugendspiele hält.

Nicht gastlicher als Herr Staunton verschönerte ihm die Hausfrau seinen Aufenthalt. Mistreß Livia Staunton trug zur Belebung ihres Hauses das ausgesucht Wenigste bei, was ein lebendiges Wesen zu leisten vermag. Moorfeld erblickte diese Dame kaum anders, als im Schaukelstuhl mit der Newyorker-Tribüne vor sich, oder an ihrem Bureau, die Bibeln, Kinderstrümpfe und Seelen irgend seines geistlichen Hilfsvereins verbuchend. Mrs. Livia Staunton war nämlich — um sie im vollen Rund vorzuführen — actives Mitglied folgender Vereine: zur Verbreitung der Bibeln, zur Vertheilung geistlicher Flugschriften, zur Bekehrung, Civilisirung und Erziehung der Wilden, zur Verheirathung der Prediger, zur Versorgung ihrer Witwen und Waisen, zur Verkündigung, Ausbreitung, Reinigung und Bewahrung des Glaubens, für den Kirchenbau, zur Dotirung der Gemeinden, zur Aufrechthaltung der Seminarien, zum Katechisiren und Bekehren der Matrosen, Neger und Freudenmädchen, zur Beobachtung des Sonntags, zur Verhinderung des Schmähens und Fluchens, zur Errichtung von Sonntagsschulen, zur Verhütung der Trunkenheit des weiblichen Geschlechtes. Diese Titulatur war auf der Thür ihres Drawing-rooms unter Glas- und Goldrahmen für jeden, der die Geduld dazu hatte, zu lesen. Ein solches Etablissement von christlicher Werkthätigkeit gab freilich zu thun. Ihre Erholung davon suchte und fand aber die würdige Frau nicht in ihrer Häuslichkeit, sondern außerhalb, wenn sie mit Miß Sarah Sonntags im Kirchenstuhle träumte und Sonnabends auf den Shopping ging. Dies sind nämlich die zwei Marktgänge, auf welchen das weibliche Herz in Amerika seinen Bedarf an Galanterie sich besorgt. Daß den Newyorkerinnen der Kirchenstuhl das ist, was den Pariserinnen die Loge in der großen Oper, ein Empfangsalon für den Anbeter, ein Rendezvous der weltlichsten Eitelkeit, dies zu erfahren hatte Moor-

feld nur eines einzigen Beſuches in einer beliebten Damenkirche bedurft. Da ſtand der Prediger zwiſchen den Blumen und Goldleiſten ſeiner zierlichen Kanzel, war ein ſcheinheilig-kokettes, lächelndes Bürſchchen, hatte gebrannte Locken, athmete Parfüms und predigte von den weiblichen Tugenden und wie die Mütter mütterlich und die Jungfrauen jungfräulich ſein ſollen und von der Würde der Ehe und von der Süße des Brautſtandes und was ein praller Leib für ein ſchöner Tempel Gottes und Runzeln für ein verehrungswürdiger Anblick ſeien, und miſchte Bibelſprüche und Citate aus Byron und Walter Scott reizend durcheinander, und die frühlebenden Fräulein und die frühverlebten Frauen Newyorks dehnten ſich auf ihren Polſterſtühlen, während die warme Maienſonne ihre vollen und welken Büſten beſchien; ſie hatten die Augen geſchloſſen, ſcheinbar der Sonne wegen, in der That aber um das Behagen zu verbergen, das ſich darin malte, und durch die ganze Kirche ging ein wollüſtiges Gähnen und ein faules Seufzen, und Moorfeld geſtand ſich gerne, wenn er eine Newyorker-Lady wäre, ſo wüßte er ſich keine beſſere — Leibesbewegung als ſolch einen Gottesdienſt. Er begriff ohne Umſtände den Enthuſiasmus des ſchönen Geſchlechts für ihren ſonntäglichen Kirchengang. — Der Shoppinggang war eine Variation über daſſelbe Thema, nur daß hier Seide und Mouſſelin und dort die Bibel den vorgeblichen Text bildeten. Auf dem Shoppinggang flanirte der buntgefiederte Wanderſchwarm von Eva's Töchtern durch die Bazars der Manhattan-Stadt und zwar nicht ſowohl um die modiſtiſche Nachkommenſchaft des paradieſiſchen Feigenblattes zu inſpiciren, als vielmehr um die Schlange zu belauſchen, welche jenem erſten Schnittwaarengeſchäfte den Impuls gegeben. Die Ladendiener wußten dabei nicht weniger als die Kanzeldiener den Bedürfniſſen ihres Publikums entgegen zu kommen und aus Sabbath und Shopping ſogen die Damen Newyorks die Kraft, eine Woche lang zu Hauſe ſo langweilig zu ſein, als es ihnen die Landesſitte vorſchrieb. Ein Fremder gab es auf, mit dieſen Quellen zu concurriren, wenn er ihnen erſt auf die Spur gekommen. Seine Huldigung wurde von der Hausfrau, welche in ihren vier Wänden mehr Götze als Weib zu ſein hatte, weder erwartet noch nur zugelaſſen, dafür empfing er aber auch nichts von jenen Gegengeſchenken, womit Frauenanmuth die ſchöne Geſelligkeit bei andern Culturvölkern bereichert.

Nicht mehr Weiblichkeit als in der Mutter, konnte Moorfeld in der Tochter entdecken. Miß Sarah Staunton begegnete dem Hausgenossen mit der pflichtschuldigen Würde einer amerikanischen Jungfrau. Freilich wissen wir nicht, ob sie diese Würde um ihrer selbst willen repräsentirte, oder des Eindrucks wegen, den sie damit hervorzubringen meinte. Vermuthlich das Letztere. Und wenn sie ihre hochgewachsene Figur, die wir artiger aber erlogener eine majestätische nennen sollten, in das stolzeste Aufrecht zu schwingen meinte, so zuckte oft plötzlich ein seltsamer Geist durch diesen künstlichen Strebepfeilerbau, der seine architektonischen Linien wunderlich verschob, ihre Haltung bekam etwas Einseitiges, Hinhorchendes, ihr trübblaues Auge fing zu lauern, zu lauschen und zu rechnen an, ihr ganzes Wesen hatte etwas zwecklos Geheimnißvolles; sie glich einem schlechten Räthsel, das theils zu dunkel, theils zu deutlich und in seiner schließlichen Auflösung nichtig ist. Moorfeld hatte es längst aufgelöst und war eben nicht der Mann, einem Mädchen die Tugend der Koketterie für ein Laster anzurechnen; als sie aber nach Tagen und Wochen einer anständigen Vertraulichkeit Moorfeld's mit erhobenem Finger die Erinnerung zudrohte: Sie wissen, ich habe Ihnen noch zu verzeihen, Mr. Muhrfield — da erschrak er doch über die Armuth ihrer Mittel. Wenn sie schon das traurigste Genre von Koketten sind, jene Unversöhnlichen, die sich stets zu versöhnen haben, so war Sarah's Thema für dieses Spiel bereits in der ersten Stunde ein so erfindungsloses, unglückliches, daß die Fortführung desselben gegen all ihre weiblichen Instincte zeugte. Was konnte Moorfeld anders, als dieser platten Talentlosigkeit den Rücken wenden?

Damit aber war das Haus Staunton für ihn zu Ende. Die Domestiken des Hauses schied nämlich in Amerika so gut, wie in Europa die sociale Sitte von ihm; ja sie dictirte hier gegen den weiblichen Theil eine Zurückhaltung und gegen den männlichen, der größtentheils der schwarzen Farbe angehörte, ein Racenvorurtheil, wie beides der freisinnigere Europäer nicht kennt. Und doch lehrte ihn der erste Blick, daß in diesem Hause, wie häufig, den Dienenden mehr menschlicher Fond innewohnen möge, als den Herrschenden.

Hariet, das Kammermädchen, oder die „Gehilfin" wie der Sprachgebrauch sich ausdrückte, besaß schon den Vorzug einer großen weib-

lichen Schönheit. Das war viel für Moorfeld's Denkart, der von einer befriedigten Natur gerne auf eine harmonische Sittlichkeit schloß und im schlimmsten Falle nur Ein Laster kannte, die Feigheit. Feigheit aber ist ausgeschlossen, wo es kein Bewußtsein von Mangel gibt, sondern nur Besitz und Erfüllung. In der That trug Hariet ihr Köpfchen so stolz wie alle Amerikanerinnen, aber wie ganz anders kleidete sie dieser Stolz als ihre Gebieterin Sarah, deren kleinliche Kälte stets den Verdacht erweckte, sie sei ihres lüsternen Gegensatzes wegen da! An Hariet war alles Kraft und Sicherheit. Sie war Kaiserin eines brillanten Augenpaars, Königin einer kühn geschwungenen Oberlippe; wenn sie die plastische Macht ihrer Sinnlichkeit brauchte, so konnte sie durchgreifend herrschen; aber darum glaubte man an ihren Stolz, weil er nichts that, sich glauben zu machen. Schon die Art, wie sie die Fülle ihres prachtvollen Rabenhaares trug, unterschied sie charakteristisch von Sarah. Wenn die Locke, dieses flüssige, wandelbare Element, das Organ übermüthigen Nackenschüttelns und kriechenden Zulächelns, matt und rathlos um Sarah's erbleichenden Frühling schwankte, so saßen Hariet's Zöpfe, mit Trotz à la couronne geschlungen, in ihren Nadeln, ein Bild in sich versammelter Charakterfestigkeit. Daß dieses Mädchen nicht Dienerin blieb, begriff Moorfeld allerdings, daß sie aber die Wahl ergriff, ihre Versorgung lieber im Schulstaub zu suchen, als in einem weiblicheren Verhältnisse, wofür sie doch eine wahre Perle von Beruf war, das begriff er keineswegs. Es schien ihm dieser Widerspruch ein weit tieferes und rathenswertheres Geheimniß um Hariet zu legen, als Sarah je sich anzustempeln so eitel sein konnte. Leider mußte er verzichten, sie näher kennen zu lernen: ein gewechseltes Wort mit ihr erregte so viel Aufsehen, sie selbst bezeigte ihm eine so unverstellte Verschlossenheit, daß er dort aus Rücksicht und hier aus Achtung den Versuch einer Annäherung aufgab.

Seine Bedienung lag in Jack's des Negers Händen. Diese Person hätte ihm freilich nichts mehr als eine Maschine sein dürfen, wenn er amerikanisch correct dachte. Aber so dachte er nicht. Zwischen ihm und dem Wollkopf spann sich manch zarter Faden. Erstens liebte Jack sein Violinspiel. Zweitens war Jack der Koch des Hauses. Moorfeld, um nur physisch zu existiren, gab ihm für seine Person einen kleinen Lehrcurs in der euro-

päischen Kochkunst, und solch ein Verhältniß angeknüpft, dürfen wir billig zweifeln, ob Chiron ein zärtlicheres Interesse hatte, daß Achill seinen Pfeil richtig ansetzte, oder Moorfeld, daß Jack's geneigtes Gemüth die Theorie der Gollaschbereitung aufnahm. Drittens hatte Jack einen Charakterzug von satyrischer Laune in sich, der unsern Freund zugleich ergötzte und auch ernsthafter anregte. Der Neger liebte es nämlich, auf eine eigenthümliche Art mit seinem Identitäts-Bewußtsein von Ich und Nicht-Ich zu spielen: er setzte sich sein schwarzes Ich als Object, und schimpfte im Charakter eines weißen Subjects drauf los. Durch Haus und Flur konnte man ihn beständig mit, d. h. gegen sich hinbrummen hören: Achtung, schwarzer Esel! merk auf, verdammtes Niggervieh! Kopf oben, rußige Bestie! Platz da, Kohlensack, und was ähnlicher Artigkeiten mehr waren. Hatte er Moorfelden ein kleines Versehen zu bekennen, z. B.: Warst du auf der Post, Jack? so hieß die Antwort: Verzeihung, Sar, das Rabenhirn hat's vergessen. — Bist du nach meinen Kleidern gegangen? Ach Gott, Sar, der Kerl hat nicht mehr Gedächtniß, als eine Flasche voll Stiefelwichs. Moorfeld lachte Anfangs über diese Sorte von Humor, aber eines Tages fiel es ihm plötzlich auf, was für ein Sinn darin lag. War's nicht der nämliche Sinn, in welchem er selbst Herrn Staunton gegenüber sich der Ironie bediente? That das der Neger nicht auch, indem er die weiße Race verspottete durch die Selbstverspottung seiner schwarzen? Welch gleichartiger Instinct waltete hier? Ist die Ironie die Muttersprache unterdrückter Nationalitäten? Und wie ward unserem Freund, als er an Europa zurückdachte und bemerken mußte, daß eben jetzt die Ironie die herrschende Form der europäischen Literatur, aber auch ein Weltschmerz, Polenschmerz, Judenschmerz der herrschende Inhalt war? War er den Uebeln, die man für Uebel nur der alten Welt hielt, nicht entronnen, und fand er in der neuen Welt etwa einen Deutschen- und Negerschmerz? Verhängnißvolle Fragen.

Von solchen Betrachtungen zerstreuten ihn nur wenig die Sprünge eines Kaninchens, das im Hause aus- und eintänzelte und sich den Genossen desselben gewissermaßen anreihte. Dieses Kaninchen war ein Geistlicher, Reverend Joe Brown. Der Mann war ein ziemlich verlebter Vierziger, trug auch die wirklich alternden Züge eines solchen, aber man konnte nichts Leichters und Luftigers sehen, als wie er in Garderobe,

Sitten und Manieren den grünſten Zwanziger copirte; es ging herum wie ein wahres Geſpenſt der Jugend, ſein ausgeſchlagenes Hemdkrägelchen buhlte ſogar nicht undeutlich mit den phantaſtiſchen Licenzen des Knabenalters, und in der That glich er einem Ferienſchüler, der ſich auf einem Ausfluge etwa um dreißig Jährchen verſchlafen, wie jener ehrliche Rip van Winkle, während die Nornen der Zeit ihm ihre unheimliche Taufe ertheilt, die bewußten Kräben in ſeinen Augenwinkeln geſcharrt, und nichts ihm geblieben, als die ſelbſtvergnügte Geckenhaftigkeit, das Bündel zuckerner Unverſtand, das freilich keinem geraubt werden kann, der es ſäuberlich feſthält. Moorfeld konnte ſich eines bittern Lächelns nicht erwehren, wenn Reverend Brown und Mr. Staunton neben einander ſtanden — „das jugendliche Amerika“ quand même!

Zuletzt bewohnte Herrn Staunton's Haus auch noch — ein Schatten. Dieſer Schatten war ein Mann, oder ein Greis, überhaupt ein lebendiges Etwas, von dem nichts weiter zu ſehen war, als daß es eben lebte. Der alte Mann ſaß mitten im Sommer in einem dicken, kragenreichen Carbonari-Mantel, den er genau bis an die breite Hutkrämpe heraufgezogen hatte, ſo daß es viel eher möglich war, mit dem Detail der Mondfläche, als mit den Umriſſen ſeiner Geſichtszüge bekannt zu ſein. Moorfeld hatte ſein Daſein nicht anders entdeckt, als eines ſpäten Abends am Hauptthore, da ſie beide ſich aufſchließen wollten. Der Alte bedankte ſich im gebrochenen Engliſch ausnehmend fein und gewählt, als ihm Moorfeld den Vortritt ließ und huſchte dann durch das dunkle Vorhaus nach einer entlegenen Hintertreppe. Bei einem zweiten Zuſammentreffen redete ihn Moorfeld mit einer Anſpielung auf ſein dichtes Mantelgeheimniß an: Nicht wahr, Sir, die Sommernächte ſind kalt hier Landes? — Anche gli giorni*), ſeufzte der Schatten, in ſein Hinterhaus verſchwindend. Moorfeld fragte Domeſtiken nie um häusliche Verhältniſſe aus, damals konnte er aber den Neger, der ihn morgens weckte, kaum erwarten, um nach dem Alten zu fragen. Ein Ueberreſt von einem italieniſchen Opernbankerott, hatte Jack gleichgiltig geantwortet. Aber Moorfeld vergaß jenes Wort nicht mehr. Es war ein ſo ächter Naturlaut! Und wenn er noch manchmal das

*) Auch die Tage!

Echo in sich hörte: „Ich danke Ihnen für dieses deutsche Wort,“ so begleitete ihn jetzt ein zweites: „Anche gli giorni!“

Für das unerquickliche Leben in Staunton's Haus bot zuletzt die Lage desselben einigen Trost. Hatte doch Moorfeld schon in Europa dieser Bedingung wahrgenommen, und hier mindestens war ihm alle Genugthuung geworden. Er erkannte es mit dankbarem Genusse. Wir sehen ihn manches Stündchen in seinem Fenster verrauchen oder vergeigen, das sonst vielleicht ein Spaziergang geworden wäre. Bei der anwachsenden Hitze der zweiten Maihälfte und dem unauslöschlichen Staub der Newyorker Straßen lachte ihm der trockene tiefglühende Himmel des vierzigsten Breitegrades mit grenzenloser Bequemlichkeit in's Haus herein. Unter seinen Fenstern blaute der Hudson, breit, wie der Hellespont. Am andern Ufer, stromabwärts zur Linken, nagelten und bobelten Zimmerleute eine neue Stadt, Jersey-City, in die äußerste Landspitze hinaus; stromaufwärts, zur Rechten, grünte der schattige Baumgürtel von Hoboken herüber, der alte Holländer-Park, Newyorks classische Promenade. Mit seinem Dollond in der Hand mischte sich Moorfeld oft in's Menschengedränge der breiten Ulmenalleen, und las dem speculirenden Kaufmann, dem leichtsinnigen Matrosen, dem verhimmelten Quäcker und dem adonisirten Dandy die Prätensionen ihrer unsterblichen Seele von der Stirn. Ueber Jersey-City und Hoboken hinaus, erhob sich der Horizont zu sanften Hügelschwellen, auf welchen die Kaufleute Newyork's in weitverstreuten Landhäusern saßen und Sommerruhe hielten. Auf diese Elitен-Colonie, auf dieses Blumen-Bouquet Fortuna's richtete Moorfeld sein Fernrohr mit besonderm Wohlwollen. Das vis-à-vis so vieler Glücklichen erquickte ihn. Er wurde aus der Ferne Familienfreund ihrer Aller, er war ihnen dankbar dafür, wie rosenfarbig ihr Wohlstand einberging. Mochte er erworben sein, wie er wollte; ein Comptoir ist noch einmal so tugendhaft, wenn es in der Orangerie liegt; und wer fordert auch eine bessere Tugend vom Menschen, als daß er lache? Lachend aber waren sie wirklich, jene Villen und Gärten, lachend in des Wortes verwegenster Bedeutung; nur Eins mußte ihnen Moorfeld zu ihrer Ueppigkeit wünschen — Geschmack. Hierin glichen sie vollständig Kindern, welche mit den Süßigkeiten ihres Lebens sich Backen, Mund, Kinn und Näschen coloriren, und

ihre Verehrer in eine etwas zweideutige Verfassung zwischen Enthusiasmus und Horreur bringen. Gärten mit grenadierstreifen Pallisaden-Zäunen, Rasengründe mit angestrichenen Holzstatuen verziert, waren ein gewöhnlicher Anblick; Pagoden, Tempel, Kiosk's, Pavillons, welche vom chinesischen bis zum venetianischen, vom maurischen bis zum Roccoco-Styl alle Bauformen der Erde verstandlos-bunt durcheinander würfelten, und regelmäßig einen schreienden Lackfarbenanstrich wie eine Bedientenlivree trugen, das war der immer wiederkehrende Anblick dieser Luxus-Bauten. Ja, unter seinen Augen sah Moorfeld eine Colonnade entstehen, welche in ein- und derselben Front sämmtliche fünf Säulenordnungen zugleich vereinigte! Von da an brauchte er seinen Dollond doch weniger häufig, und besah sich das kleine Narrenparadies lieber mit freiem Auge. Aus dieser Perspective blieb es allerliebst.

Aber wenn das Costüm eines Volkslebens mit unserm Schönheitsgefühl im Widerspruche steht, so ist es immer die zarte Sache des Augenblicks wie es uns afficiren soll. Eine scheinlose Veranlassung, ein unbedeutender Zufall und die Stimmung kann eben so schnell aus dem Humor in Aergerniß, ja in wahre Verzweiflung umschlagen, der ästhetische Sinn seine Verletzung anstatt komisch, tragisch auffassen. Zweifeln wir nicht, daß mit solchen Veranlassungen unsers Landsmanns Weg wahrhaft besäet war. Vergessen wir nicht, daß Moorfeld auf einen verdorbenen Magen gebeten wird, wenn ihn sein Banquier zufällig zu Gaste bittet; vergessen wir nicht, daß fast in jedem öffentlichen Locale, in das er eintritt, sein Auge sich krampfhaft an den Plafond klammern muß, wenn ein unbewachter Blick auf den Boden, d. h. in den Speichel von tausend Tabakkauern ihm nicht das Gekröse im Leibe umwenden soll; vergessen wir nicht, daß es solch kleine, aber unerschöpflich durchvariirte Täglichkeiten sind, aus welchen unser Wohl- oder Uebelbefinden gewebt wird: und wir entschuldigen gewiß unsern Freund, daß er mitten im Anschauen einer großartigen Volksthümlichkeit das Große nirgends recht zu Gesichte bekommt, weil es unter tausend widerlichen Zügen von Volksrohheit begraben liegt, deren Abstoßungskraft der Anziehungskraft fast überall das Gegengewicht hält. Kurz, wenn gemeine Naturen mit ihrem Thun und edle mit ihrem Sein zahlen, so war es dem Europäer, aus dessen

Denkweise heraus diese Bemerkung geschöpft ist, nicht möglich, sich für den Amerikaner zu begeistern, dessen erhabenem Thun das schöne Sein fehlte. Vergebens staunte Moorfeld auf Schritt und Tritt Werke und Einrichtungen an, denen Europa nichts Gleiches an die Seite setzt, seine Aufmerksamkeit ermüdete bald, denn der Eindruck zerfloß ihm in Luft, weil die Thaten herrlicher waren als die Thäter, und das Grandios-Menschliche nie in der Personificirung grandioser Menschen erschien. Nicht die Vernunft, sondern die Sitte des Volks ist der Gradmesser seiner Bildung, auch hat die Volksvernunft nirgends, die Volkssitte aber überall einen Leib. Man ladet unsern Freund z. B. ein, einer Sitzung des Newyorker Assisenhofes beizuwohnen, es komme ein interessanter Rechtsfall heute zum Spruche, die Gewandtheit der Advocaten, die gesetzliche Haltung des Publikums, der durchdringende Verstand der Geschwornen — Alles werde ihm ein Schauspiel bieten, dergleichen die Welt — u. s. w. Moorfeld betritt den Gerichtssaal, den Hunderte von Personen hundert Mal in jeder Minute mit Tabaksaft bespeien, er sieht im Nu ein Resultat aus diesen vereinten Kräften anwachsen, das Alle Sinne auf's Gröbste verletzt — wo bleibt da der geistige Eindruck? Wer heißt die Göttin Themis ihre Orakel zugleich aus einem Meere von Weisheit und von Speichel schöpfen? Oder der Ruf hat ihm Croton's Wasserleitung als das achte Weltwunder bezeichnet, er fährt eines Tags hinaus und will bewundern. Aber unterwegs macht sich ein kleiner zehnjähriger Souverain das Vergnügen, seinen Revolver in den Wagen abzufeuern, die Kugel dringt durch das Fenster, streift zuerst eine Dame an den Kleidern, schlägt dann einem gegenübersitzenden Herrn, der zufällig ein Polizei-Sergeant ist, an die stählerne Tabaksdose in der Hosentasche, prallt von dieser ab, indem sie noch etwas Fleisch von der rechten Hand des Polizisten mitnimmt, berührt dann leise die Schulter seiner Nachbarin und fällt zwischen dieser und Moorfeld auf den Boden nieder. So nahm jener Vergnügungsschuß des freien und aufgeklärten Bürger-Sprößlings noch einen unschädlichen Verlauf, aber er hätte eben so gut tödten können und der Gedanke, an Croton's Wasserleitung als Vergnügungs-Leiche anzukommen, war doch gewiß nicht die beste Vorbereitung, um dieses Wunderwerk eines freien und aufgeklärten Volkes zu würdigen. Oder unser Freund wird aufmerksam gemacht, sich

ja den heutigen Leader im Newyork-Herald nicht entgehen zu laſſen — er enthalte eine Skizze der politiſchen und ſozialen Entwicklung Amerika's ſeit dem letzten engliſchen Krieg — was Geiſtreicheres könne eine menſchliche Feder unmöglich zu Tage fördern. Moorfeld tritt in Riley's Café, eines der faſſionableſten auf dem Broadway, und ſucht vergebens das genannte Blatt. Endlich entdeckt er es unter den kothigen Stiefeln eines Gentlemans, der ſeine langen Beine mitten in den Leſetiſch hineingelegt hat. Der Gentleman hebt auf Bitte des Leſers das Bein ein wenig in die Höhe, läßt's aber ſogleich auf die übrigen Zeitungen wieder zurückfallen, gleichſam als gehörte es dahin, wie ein Briefbeſchwerer. Was bedeuteten nun Amerika's Fortſchritte ſeit dem letzten engliſchen Krieg? Moorfeld dachte, es hätte ſeit dem letzten engliſchen Krieg lernen ſollen, ſeine Beine unter den Tiſch zu ſtellen.

Wir würden dieſe Anführungen in's Unendliche vervielfältigen müſſen, um deutlich zu machen, wie der Gemüthszuſtand unſers Fremden während dieſer Tage in ein Stadium eintrat, das ſich nur ſchwer definiren läßt. Es iſt ein eigenthümlicher Scheideprozeß, der alle vorhandenen Elemente des Charakters in Auflöſung ſetzt, und indem er die Formen der Neubildung zunächſt noch gar nicht errathen läßt, unerträglich genug als ein eigentlich Charakterloſes bezeichnet werden muß. Und gerade Männer, die in der Heimath Subjectivitäten und Phyſiognomien erſten Ranges waren, ſehen wir in der Fremde auf dieſe unbegreifliche Weiſe plötzlich weit unter ſich ſelbſt zurückgehen, wie uns denn z. B. die Berliner Freunde und Reiſegenoſſen Rückert's, dieſer markvollen Mannesgeſtalt, vor welcher die römiſchen Kindermädchen mit dem Angſtſchrei: „Simone Mago!“*) die Flucht ergriffen, zum draſtiſchen Gegenſatz jener Anecdote den lächerlichen, ja eigentlich feigen Zug zum Beſten geben, daß dieſer arme Zauberer ſelbſt durch ganz Italien nirgend zu vermögen geweſen, im Freien Platz zu nehmen, weil er in einer beſtändigen Scheue vor Giftſchlangen einhergewandelt. Dieſes Schrecken der Fremde, dieſes unbehagliche Bewußtſein einer tiefen Gegenſätzlichkeit zwiſchen ſich und dem Neuen, welches mit dem Worte der Schlangenfurcht gewiß nur poetiſch indi-

*) Der Zauberer Simon!

vidualisirt, gewissenmaßen in einem scherzhaften Symbol dort angedeutet ist, haben wir nun hier in einer verwandten Weise von unserm Helden zu berichten. Moorfeld vermochte — wie nur ein paar der wahllosesten Beispiele uns gezeigt haben — nirgends zum reinen Gefühle der Größe, die ihn umgab, durchzudringen, weil zwischen ihn und diese Größe immer ein Etwas trat, das ihm die Beleuchtung derselben trübte, profanirte, ja nicht selten sogar in ihr Gegentheil verwandelte. Bis er nun zum deutlichen Bewußtsein gelangte, daß das ästhetische Medium es war, welches zwischen ihm und Amerika fehlte, glaubte er die Ursache jenes geheimen Mißverständnisses einseitig in sich selbst suchen zu müssen, als ermangelte er der Organe, zu bewundern und zu genießen, was Hunderte vor ihm bewundert und genossen zu haben meinten, oder Andere mindestens meinen gemacht. Selbst der physiologische Gedanke trat ihm nahe, ob veränderte Luft und Diät ihn nicht körperlich umgestimmt hätten; kurz wir sehen ihn in einer Gährung, in welcher er mit der Fremde einen durchaus ungleichen und abmüdenden Kampf ringt. Noch können wir diesen Zustand keinen eigentlich unglücklichen nennen, denn er ist kein hoffnungsloser; er weiß, es muß eine Zeit kommen, da es zwischen ihm und dem Lande auf irgend eine Weise zum Durchbruch kommt: aber bis dieser Augenblick reif wird, liegt die Uebergangsperiode dazu mit einer Lähmung, mit einem Gefühle von Schwäche und Selbstverlorenheit auf ihm, das ihn tief melancholisch macht.

Oft weilt er einsiedlerisch zu Hause, oft stürzt er sich in's Straßen- und Hafengewühl: dieses wie jenes ohne Befriedigung. Dabei verfolgt ihn stets die Vorstellung, als gebe es außer dem sichtbaren Volksleben noch ein zweites unsichtbares, das ihm wie hinter einem Vorhange verborgen sei und dessen Enthüllung beselige. Gewiß liegt's im Urwald dieses Geheimniß von Amerika's Glück und Schönheit — aber Newyork, ein Sammelplatz von dreimalhunderttausend Menschen, welche Cultur treiben, sollte nichts davon zu verrathen haben? Im richtigen Winkel gesehen blitzt Thau und Schnee in ein Meer von Demanten auf, außer diesem Winkel sehen wir graue und gefrorene Wassertropfen. Nur ein Ruck, eine Wendung und der Zauber wird rings um ihn auflodern. Dieser Gedanke ist's, der unsern Freund fortwährend neckt, nach jedem Versuche ermüdend, zu jedem Versuch anregend.

Er bereut jetzt, daß er die übliche Auesteuer eines Reisenden, Empfehlungsbriefe, in Europa verschmäht. Im stolzen Instinkt der Originalität hatte er sie verschmäht und in der allerdings richtigen Annahme, sie möchten in Newyork eben so nutzlos sein als z. B. in Paris unentbehrlich, denn gewisse Völker seien im Salon, andere aber auf der Straße zu suchen. Nur der Umstand, daß seine Ankunft ohnedies in die sogenannte todte Saison fiel, konnte über jenes Versäumniß ihn wieder beruhigen.

Was also von idealeren Formen des hiesigen Volkslebens im Innern der Häuser — und zwar seltener Häuser — glänzen mochte, blieb unserm Freunde zunächst aus dem Sinne gerückt. Um so weniger versäumte er den Besuch der öffentlichen Kunstanstalten. Zwar legt der Amerikamer selbst den geringeren Accent auf diese Seite seiner Nationalgröße, indem er, wenn nicht von mangelnder Kunstbegabung, doch von „Anfängen" redet, oder auch den „Einfluß Europa's" großmüthig anerkennt. Er täuscht den Europäer nicht, überrascht ihn aber doch zugleich mit Zügen von Originalität, welche er selbst nicht geahnt hat, und welche diesem den Beweis liefern, daß das Fremde nie ein Vorausgesehenes ist.

So besuchte Moorfeld ein Ding, das sich Newyorker Bilder-Galerie nannte. Er that es mit aller Bescheidenheit seiner eigenen Meinung und der der Einheimischen dazu. Der Galerie-Director z. B. war freisinnig genug, ihm geradezu zu sagen, er würde von Kunstwerken ersten Ranges nur Copien hier finden. Die Originale der besten Italiener, die Danaen, die Leden, die Ganymede u. s. w. müsse man ein- für allemale den verdammten Königen Europa's überlassen, sie erhöhten mit den Werken des Genies den Glanz ihrer Kronen, und veräußerten ein classisches Gemälde so wenig als einen Theil ihrer Souverainetät. Nach diesem Fingerzeig erwartete also Moorfeld Copien. Rühren sie von europäischen Künstlern her, so erwartet er gute Copien, von amerikanischen, so macht er sich auf ein wenig Verzeichnung, Steifheit, Mangel an Vortrag u. dgl. gefaßt. Jedenfalls glaubt er vorbereitet zu sein. Aber wie geschieht ihm, als er nun vor Figuren geführt wird, welche der Director, sein artiger Führer, ein Danae, eine Leda, einen Ganymed nennt, und von welchen er nichts zu sehen bekommt, als Köpfe, Finger und Fußspitzen? Die griechischen Schönheiten

waren mit den Newyorker Ladies auf dem „Shopping"-Gang gewesen und brillirten in der gewählteſten Garderobe. Für ſolche Ueberraſchungen iſt auch der Gefaßte nicht gefaßt genug, und ſchrill reißt eine Empfindung entzwei, die ohnedies nicht überſpannt war.

Ein andermal beſuchte Moorfeld das Theater. Eine Temperatur von zwanzig Grad Réaumur nach Sonnenuntergang hatte ihm bei einem Glas Eis, in einem Battery-Café, bisher jeden Gedanken an Newyork's dramatiſches Kunſtleben im Hintergrunde gehalten. Aber die Melpomene des Landes verſtand es ihn aufzurütteln. Ein zufälliger Blick Moorfeld's an eine Straßenecke brachte ihm eines Tags folgenden Theaterzettel vor Augen:

„Heute zum erſten Male: Die Abenteuer des Kapitän Ebenezer Drivvle. — Eine Auswahl der rührendſten und heiterſten Begebenheiten aus dem Bilde eines ſchickſalsvollen Menſchenlebens. (Nach einer wahren Geſchichte.) Perſonen: Kapitän Ebenezer Drivvle — Mr. Blount. Ein Heldenſpieler erſten Ranges; ein Kraftmenſch wie Simſon und Goliath, mit Erlaubniß einer hochwürdigen Geiſtlichkeit. — Benjamin Ridge, ſein Midſhipman — Mß. Dooly. Eine gefeierte Darſtellerin jugendlicher Männerrollen. Laune, Uebermuth, Witz, Schalkheit, eine verwegene Grazie, die mit den Grenzen des Anſtandes ſpielt, ohne ſie zu überſchreiten, das ſind einige von den Gaben dieſer liebenswürdigen Künſtlerin, auf welche wir alte lebensfrohe Herren, die ſich gern ihrer ſchönen Roſenzeit erinnern, aufmerkſam machen. — Nathanael Sanders, erſter Steuermann — Mr. Fletcher, ein meiſterhafter Trunkenbold, ſowohl im humoriſtiſchen, als im abſchreckend-ſcheußlichen Fache. — Jonathan Hodge, Gouverneur von Neu-Schottland, aber doch ein Ehrenmann — Mr. Morſes. Bekannter Virtuos in Darſtellung einfältiger Blaunaſen, welche, richtig behandelt, ganz Güte und Großmuth ſind. — Black Hamk, ein Indianerhäuptling — Mr. Murphy. Wir machen auf die eiſerne Bruſtſtimme dieſes Heldenſpielers aufmerkſam. Könnte Armeen commandiren, wenn er ſie hätte. Sein Volk ſchmilzt aber unter den Kugeln der Kentuckyer-Büchſen zuletzt bis auf zehn Mann zuſammen. Iſt intereſſant tätowirt. — Andrew Jackſon Dewis, ein Sclavenhändler — Mr. Blackey. Ein tiefer Kenner der Nachtſeiten des menſchlichen Herzens, ein ausgezeichneter Böſewicht. Weiß beſonders gräßlich zu ſterben. — Magnolia,

eine reiche Kreolin in New-Orleans, Mrs. Harrison — wechselt siebenmal ihr Kostüm, so daß am heutigen Abend junge Ladies eine ganz vorzügliche Gelegenheit haben, ihre Studien in der höheren Toilettenkunst zu bereichern; die Darstellerin ist bekanntlich tonangebend hierin. — Jane Norwood (wegen ihrer bunten und überraschenden Schicksalswechsel kann ihre Stellung im Stücke nicht näher bezeichnet werden): Mrs. Drake Hariet Store, — ein unschuldiges Gott ergebenes Mädchen, welches fast nur in Bibelsprüchen redet. Ihre Rolle zeigt das Theater im schönsten Lichte einer guten Sittenschule. — Junker Tobias Sproul: Mr. Croghan — ein Snob ohne Gleichen! Der Charakter des lächerlichen und affectirten Dandy hat nie einen bessern Darsteller gefunden. — Ein Stummer — zwei harthörige Deputirte — ein altes blindes Weib — Matrosen — Sclaven — Sclavinnen — Indianer — Volk — mehrere auf Rattenfang dressirte Newfoundländer — Ratten — Mörder."

Als Moorfeld diesen Zettel las, mochte er sich wohl, wie jeder Gebildete gethan hätte, vorstellen, daß damit ein anderes, als das Publikum *seiner* Farbe in's Auge gefaßt sei. Das aber ist die feine Menschenkenntniß des Marktbudenstyls, daß er mit pfiffiger Barbarei scheinbar an die Aermsten im Geiste appelirt und damit weit sicherer in die höheren Kreise hinaufreicht, als er umgekehrt mit der Sprache der Cultur die niederen ergreifen würde. Moorfeld war sofort entschlossen, dieser Vorstellung beizuwohnen, wenn er auch nichts Anderes erwartete, als in ein Winkeltheater gefahren zu werden, welches Leute seines Gleichen höchstens aus Ironie besuchen. Er nannte also dem nächsten Stage-Kutscher das Burton-Theater und bestieg den den Wagen. Aber er hatte sich geirrt.

Das Fuhrwerk setzte ihn in der Chamber-Street hinterm „Park", d. h. im Brennpunkte der Stadt ab, und das Theatergebäude blieb in Größe und Bauform hinter keinem der ersten Schauspielhäuser zurück.

Um so besser, dachte der Fremde. Er wird also nicht unter, sondern mindestens auf der Linie der Kunst, oder dessen, was hier dafür gilt, das Gebotene sich bewegen finden und nicht der Neugierde, sondern wie immer, des Studiums wegen da sein. Bei diesem Bewandtniß wollen wir uns entschließen, seinen Theaterbesuch zu theilen. Folgen wir unserm Freunde jetzt in das Innere des Hauses.

Hier ſtrahlte ihm eine Pracht entgegen, welche zwar nicht die Eleganz ſelbſt war, aber nach amerikaniſchem Geſchmacke, ſoweit ihn Moorfeld bereits kannte, doch den Anſpruch machte, die Eleganz zu repräſentiren. Ein Blick auf das Publikum dünkte ihm ſchon befremdender. Er begriff, daß es keine Beutelſchneiderei geweſen, als ihm der Kaſſierer, da er ein Parterrebillet gefordert, einen Logenſitz für ſtandesgemäß inſinuirt hatte. Das Parterre war ein ausſchließlicher Tummelplatz der Lehrlinge, Straßenjungen und Zeitungsausträger, kurz eines halberwachſenen Publikums in Hemdärmeln und Schurzfell, ſeine Diele glich überdies einer naſſen Malerpalette, voll vom aufgeſetzten Braun des bekannten Kautabak-Extractes.

Moorfeld nahm ſeinen Logenplatz ein. Er kam neben einen Gentleman zu ſitzen, der ihm einige Aufmerkſamkeit abnöthigte. Eine prächtige Dogge dehnte und ſtreckte ſich nämlich zu den Füßen des Mannes, und krümmte ſich, nachdem ſie die bequemſte Lage aufgefunden hatte, in die bekannte Hufeiſenform zuſammen, indem ſie ihre zierlich geſpitzte Schnauze gar anmuthig zwiſchen den ſchlanken Hinterbeinen anbrachte. Hoho! rief der Gentleman dem Hunde zu, Sie wollen einſchlafen? dann ſtreichelte er zärtlich, faſt rückſichtsvoll den Rücken des Thieres und fuhr fort: Sehr vornehm, wenn man Kemble und Talma geſehen hat, aber wenig aufmerkſam gegen unſre Gaſtfreunde. Nicht zu excluſiv, mein Freund, hören Sie? Verwundert betrachtete Moorfeld den Mann. Ein nicht zu verkennender Typus von oſteologiſcher Steifheit, bei vollkommen geübtem Ausdruck von Selbſtgefühl, verrieth den Engländer und den Mann von Stande zugleich.

Sein Kopf war von einem merkwürdigen Bau, denn während die vorgetriebene Stirn ſich ſtark auswölbte und die Naſe ſcharf, gleich einem Widerhaken, vorſprang, traten Mund und Kinn ſo plötzlich zurück, daß die obere Geſichtshälfte über die untere gleichſam hinauszufallen ſchien. Eben ſo lag ſein großes rollendes Auge beinahe gänzlich außer ſeiner Höhle. Man glaubte in dem ganzen Kopfe das Modell eines Plaſtikers zu ſehen, der in dem Streben, durch Ausbildung der Denkorgane Geiſtigkeit zu erreichen, bis zum Excеß weit gegangen und eine ſo monſtröſe Geiſtigkeit hervorgebracht, daß ſie direct in ihr Gegentheil umzuſchlagen ſchien. Die Anſprache an den Hund beſtätigte dieſes phyſiognomiſche Urtheil wahrhaft verhäng-

nißvoll. Der Engländer begrüßte übrigens ſeinen ankommenden Nachbar zuvorkommender, als es ſonſt im Charakter ſeiner Nation liegt, und erwiderte den pſychiatriſchen Blick deſſelben gänzlich unbefangen. Moorfeld muſterte das übrige Publikum. Die Logen des erſten und zweiten Rangs waren ſchwach beſetzt, und faſt durchgehend nur von Herren ohne Damenbegleitung. Die Galerie dagegen zeigte einen zahlreichen Damenbeſuch aber ohne Herrenbegleitung. Die Herren in den Logen beſchäftigten ſich damit, mittels allerlei optiſcher Inſtrumente die Damen der Galerie zu inſpiciren, dieſe hinwieder verriethen durch kein Zeichen, daß ſie die Huldigung der bewaffneten Augen unterſchätzten. In dieſer Gruppirung des Publikums fand Moorfeld ein gutes Theil Sittengeſchichte. Wenn das Wechſelverhältniß der Geſchlechter an öffentlichen Orten überall eines der ſtärkſten Schlaglichter auf das Volksleben wirft, ſo war dieſes Theaterpublikum der beſte Schlüſſel zu jenem Theaterzettel. Das Theater fand ſich hier nicht von der Familie beſucht, mehr bedurfte es nicht, um ſeine Kunſtſtufe zu erklären. Eine mit dem Schauſpielhauſe verbundene Trinkſtube, auf welche Moorfeld durch den ſtarken Zuſpruch der ab- und zugehenden Perſonen aufmerkſam gemacht wurde, und welche die Rentabilität der ganzen Kunſtanſtalt nicht wenig zu erhöhen ſchien, that zur Charakteriſtik derſelben das Ihrige.

Unter dieſen Recognoscirungen des Europäers fing die Muſik an. Das Orcheſter war nicht ſchlecht, ein Blick darauf lehrte aber, daß es größtentheils aus deutſchen Phyſiognomien beſtand. Nun flog der Vorhang in die Höhe. Scene: Neu-Schottland, der Gouverneur und der Sclavenhändler. Der Gouverneur, oder wie die Yankee's ihre engliſchen Nachbarn nennen, die Blaunaſe, ſetzte durch ihre Charaktermaske den Kunſtſtyl der amerikaniſchen Bühne ſogleich außer Zweifel. Seine Glieder bewegten ſich wie die Hand- und Fußgelenke einer Puppe, die ſich um hölzerne Kurbeln drehen, ſein großcarrirtes Beinkleid ſaß ihm zu knapp, ſein ſchwalbenſchwänziger Frack ſchlotterte zu weit, dazu umgürtete ein Shawl, wie eine Fenſtergardine ſo groß, ſeinen Hals, obwohl die Handlung in einem Zimmer ſpielte. Kurz, die Charaktermaske war außerordentlich faßlich. Der Dialog begann. Der Sclavenhändler hatte die Aufgabe, dieſe Monſtroſität von Steifheit geſchmeidig zu machen. Er trat, wie er merken ließ, unter fal-

schem Namen und Charakter auf, und hatte seine Gründe, sich im Hause des Gouverneurs einzuschmuggeln. Er legte sich auf's „Kammstreicheln". So nennt der Amerikaner seine nationale Kunst, durch Flattiren einen Zweck zu erreichen. Der Darsteller machte es nicht schlecht. Die versteckte Bosheit und die geheuchelte Freundlichkeit mischte er in der That mit einigen Begriffen von Kunst. Im Stücke erreichte er auch seinen Zweck, denn der Gouverneur bat ihn zum Thee, d. h. er wünschte seine Bekanntschaft fortzusetzen. In dem Monolog, der hierauf folgte, wies aber der Intriguant sogleich die Teufelsklaue. Er erklärte dem Publikum, er habe es auf die Nichte des Gouverneurs, Jane Norwood, abgesehen, deren außerordentliche Schönheit ihn auf den Gedanken gebracht, sie zu rauben und zu New-Orleans als Sclavin zu verkaufen. Glücklicherweise sei sie eine Brünette, und wenn er's pfiffig anfange, so werde er sie als angebliche Terz- oder Quaterone (denn der letzte Tropfen Negerblut ist ja noch verkäuflich, sagte er mit tendenziös erhobener Stimme) so werde er sie ohne Gefahr des Verraths theuer „an den Mann bringen", wie er mit faunischer Zweideutigkeit betonte. Aber die gelungene Mimik kam dem armen Künstler zunächst selbst theuer zu stehen. Das Parterre-Publikum der Straßenjungen überschüttete den Bösewicht mit einem Hagel von faulen Eiern. Sie schienen so unerschöpfliche Ladungen dieses übelriechenden Materials mit sich zu führen, daß der Gestank desselben sich bald durch's ganze Haus verbreitete. Moorfeld bat seinen Nachbar, ob er diesem Kunstgenuß vielleicht mit einem Flacon eau de Cologne zu Hilfe kommen könne. Der Mann reichte seine Tabatiere, brummte aber den Tumultuanten im Parterre kopfnickend zu: Brave Burschc! werden früh Abolitionisten! Moorfeld begriff bei diesem Schlagworte die ganze Demonstration, der Schauspieler selbst aber, dem dieselbe galt, schien vollkommen vertraut mit solchen Auftritten, ja fast geschmeichelt, und trat, als ihm eben ein Ei gegen die Stirne flog, und zum allgemeinen Jubel wie ein Horn daran festkleben blieb, mit großer Gelassenheit vor die Lampen, indem er das jugendliche Gesindel im Parterre anredete: Meine Herren! ich erlaube mir, Ihnen den Vorschlag zu machen, das sittliche Ungeheuer, welches ich darzustellen die Ehre habe, statt mit faulen Eiern vielleicht lieber mit Pomeranzenschalen oder andern trockenen Dingen zu bewerfen.

Hören Sie gütigst meine Gründe. Es werden gleich in den folgenden Scenen die Damen des Stückes auftreten, deren Roben auf den also verunreinigten Brettern einen schweren Stand haben dürften. Freie und aufgeklärte Bürger einer Nation, welche allen übrigen in der Hochachtung des schönen Geschlechtes voranleuchtet, haben Sie ein Recht, von mir zu verlangen, daß ich Sie auf diese Gefahr, Damen eine Verlegenheit zu bereiten, rechtzeitig aufmerksam mache. Meine Herren, ich thue es hiemit. — Kaum war dieser Appell erschollen, so stürzten sich die Straßenjungen über das Orchester hinweg auf die Bühne, requirirten Besen hinter den Coulissen, und fegten unter dem unermeßlichen Jubel des Hauses die Scene so rein, als es der Eifer für eine große Nationalsache nur immer vermochte. Moorfeld sah dieses Schauspiel im Schauspiel nicht ohne den Reiz einer großen Neuheit. Die naive Ritterlichkeit des jungen Amerika ergötzte ihn höchlich, aber — auf einmal klang eine Dissonanz drein. Ein pralles, untersetztes Kerlchen warf sich figurmachend seinen Kameraden in den Weg, fuhr ihnen mit der Besentünche über die Köpfe und schrie sie herausfordernd an: Fort da, der große Hoby duldet keine Nebenbuhler! Moorfeld fand die Knabengestalt bekannt; wie der Range hier in Manschetten, Jabots und gesteiften Vatermördern als Gentleman-Carricatur sich brüstete, so glaubte er ihn schon andern Orts und in einem andern Aufzuge gesehen zu haben. Wirklich! Es war jener Newsboy von der Battery der das Ohr von Damen damals mit Zoten verfolgt, und der den Roben der Damen heute reine Bahn machte. Eine große Sinnesänderung oder — ein frühreifer Heuchler!

Das Stück spielte weiter. Nach dem Sclavenhändler trat Benjamin Ridge, der junge Schiffscadett auf. Er erklärt sich sterbens verliebt in Miß Jane Norwood, und geht mit dem Plane um, sie auf dem Schiffe seines Patrons, des Kapitän Drivole, zu entführen. Das ist aber das nämliche Schiff, dessen sich zur Ausführung seines Raubes auch der Sclavenhändler bedienen will. Der Mann und der Jüngling errathen sich gegenseitig in ihrem Vorhaben und sind entzückt, daß sie sich nolens volens zu Helfershelfern haben werden, indem Jeder sich zutraut, den Andern zu überlisten und zu prellen. Moorfeld wagte nach dieser Exposition die Durchführung einer bekannten Intrigue und eine gewisse komische Seele des Stücks zu er-

warten. Der angeknüpfte Faden riß aber bald wieder ab und die Seele der folgenden Scenen war der Lärm. So scheiterte im Anfange des zweiten Actes der ewig betrunkene Steuermann an einem wüsten Vorgebirge, und gibt dem Simson und Goliath des Anschlagzettels, Gelegenheit, ganz martialisch zu tumultuiren. Deßungeachtet sinkt sein Schiff, die abgerichteten Ratten treten auf und rennen verzweiflungsvoll auf dem Verdecke herum, die Newfoundländer stürzen auf sie, die Hunde bellen, die Ratten pfeifen, das Publikum wälzt sich in Wonne und Hoby der Straßenjunge von der Battery schreit, es sei der schönste Tag seines Lebens. Nicht weniger dramatisch als Ratten und Hunde benimmt sich das Schiffspersonal. Hilferufen, Händeringen, Auf- und Abrennen, bestialisches Kämpfen um die Rettungsboote — das Alles wird mit einer Wahrheit und Sinnlichkeit agirt, daß das Publikum auf seinen trockenen Sitzen die Gräuel eines Schiffbruches nicht mehr schrecklicher erleben kann. Der Sclavenhändler, seine Beute, Jane Norwood, im Arm, erkämpft sich ein Rettungsboot, und droht mit seinem Revolver alles niederzuschießen, was Miene machte, ihm nachzufolgen. Der Schiffscadett ist wüthend und wirft sich um so eiliger in ein zweites Boot, womit er jenes zu entern sucht. Die beiden Fahrzeuge liefern sich gegenseitig eine Schlacht, aber im Boot des Cadetten entsteht selbst wieder ein Aufruhr darüber, daß er es den Kugeln des Sclavenhändlers aussetzt. Unter diesem Spektakel verlieren sich beide aus dem Auge des Zuschauers, während das zurückbleibende Wrak die zweite Spektakel-Violine spielt und vom Gebeul der Hunde und Ratten erfüllt in's Wasser sinkt.

Natürlich retten sich die Hauptpersonen. Kapitän Drivole hat auf dem Lande durch die öffentlichen Blätter erfahren, daß der Gouverneur von New-Schottland für die Zurückbringung oder auch nur für eine Nachricht von seiner Nichte eine hohe Prämie aussetzt. Augenblicklich macht er den kleinen Abstecher nach Halifax, — eine neue Scene mit der Blaunase. Doch das ist nur ein Intermezzo. Die Hauptaction ruft nach New-Orleans auf den Sclavenmarkt. Der abscheuliche Andrew Jackson Dewis hat seine Beute glücklich an Ort gebracht und bezieht mit ihr die Verkaufshalle. Menschen von allen Schattirungen erfüllen dieselbe. Und eben wird wieder ein starker Negertrupp aus den Züchtereien der Carolinen angetrieben, sie singen ihr Heimatslied

I born in Suth-Carlina
Fine country ebber seen —

während ihre Banjo's dazu klingen, und Jim Crow, die luſtige Perſon ihrer Volkskomödien, auf Commando Poſſen reißt, um der Menſchenwaare durch Heiterkeit einen Firniß zu geben. — Treten auf: Magnolia, die reiche Kreolin, und Junker Tobias Sproul, der Geck, ihr Cicisbeo. Magnolia ſucht ein Kammermädchen zu kaufen; Junker Tobias lenkt die Aufmerkſamkeit auf Jane Norwood, indem ihn der begreifliche Wunſch leitet, für das Haus ſeiner ziemlich paſſirten Gönnerin etwas Schönes zu erſtehen. Die Scene könnte intereſſant werden, wie der arme Ritter die Börſe ſeiner Tyrannin zu dem größten Aufwande vermögen ſoll, ohne doch ihre geringſte Eiferſucht zu erregen. Leider hat der geprieſene Charakter-Darſteller der „Snobs“ nur wenig Gelegenheit, die komiſche Situation auszubeuten, denn der Platzregen des Spektakels bricht ſogleich wieder herein. Der vorwitzige Amoroſo tritt auf, Benjamin Ridge, der Schiffscadett, dem es geglückt war, der Fährte des Sclavenhändlers zu folgen. Das Idol ſeiner Liebe erblicken, den Gegenſtand ſeines Haſſes finden und Scandal anfangen, iſt das Werk eines Augenblicks. Der Tumult wird furchtbar. Natürlich unterliegt der kleine Cadett, aber Jane Norwood hat nicht umſonſt alle Verſe der Bibel aufgeboten in Mitte der großen Bedrängniß. Plötzlich erſcheint Kapitän Ebenezer Drivole, ein furchtbarer Deus ex machina. Er kommt von Halifax. In einer Hand die vollwichtige Prämie des ſehr ehrenwerthen Sir Jonathan Hodge, in der andern die Identitäts-Papiere über Jane Norwood ſchwingend, entlarvt er den Böſewicht, den ſchändlichen Sclavenhändler, d. h., er gibt dem Spektakel eine ungleich gräulichere Dimenſion als ſein ſchlankes Midſhipmänchen. Sämmtliche Sclavenhändler treten auf die Seite ihres Collegen, fürchterlich blitzen ihre Bowiemeſſer, herzzerreißend durchläuft Jane Norwood alle großen und kleinen Propheten der Bibel, die Stadtpolizei von New-Orleans tritt auf und nimmt ſeltſamer Weiſe Partei für den Sclavenhändler, da zerſchneidet im Tumulte Benjamin Ridge die Bande aller anweſenden Sclaven, ſchenkt ihnen mit dem Rufe brandy for ever! die Freiheit und ſtürzt ſich an der Spitze dieſes friſch geſchaffenen Contingents, das nicht wenig heult, in die Schlacht. Auch der geübteſte Theaterbeſucher kann jetzt vergeſſen,

daß er vor einer Bühne ſitzt. Ein Stucker hundert Menſchen, wie Percy ſagen würde, ſind hier im Handgemenge und Alles prügelt ſich wirklich. Es iſt ein Hochgenuß. Die Parterre-Jugend ſtrampelt vor Wonne, Hoby der Newsboy wirft ſeine Mütze gegen den Kronleuchter, das übrige Publikum bleibt aber doch verhältnißmäßig ruhiger als bei der Schiffbruchs-Scene. Es iſt zwar warm und befriedigt, der Europäer ſieht aber, daß es nichts Geringeres erwartet, und daß dieſe Monſtre-Darſtellungen des Volkslebens die gewohnten Bühnengenüſſe des Amerikaners ſind.

Der Prügel- und Walkmühlen-Prozeß endet zwar mit dem Siege der Unſchuld, aber der Sieg iſt kein vollſtändiger. Der Sclavenhändler iſt vertrieben, aber er ſchnaubt Rache. Jane Norwood iſt gerettet, aber während der Kapitän ſie ehrlich nach Hauſe führen will, gedenkt ſie ſein Schiffscadett nun erſt auf eigene Rechnung zu entführen. So wechſelt ſinniger Weiſe mit der Prügel- eine neue Intriguen-Scene. Der liebenswürdige Benjamin macht ſich nicht das geringſte Gewiſſen daraus, ſeinen Herrn der Hafen-Polizei zu verrathen und ihn am Auslaufen nach Halifax zu verhindern, was ihm auch vortrefflich gelingt, da ganz New-Orleans ſclavenhändleriſch geſinnt und auf den Kapitän erbittert iſt. Dieſer hat Noth, ſich mit Jane Norwood auf den Landweg durchzuſchlagen. Das eben ſucht der Cadett zu erreichen, denn der Landweg verſpricht ihm ungleich günſtigere Chancen für ſeine Jagd auf das Mädchen. Ja, ſo wenig ſcrupulös iſt der holde Jüngling in ſeinen Mitteln, daß er unterwegs nahe daran iſt, ſogar mit dem Sclavenhändler ſich wieder zu verbinden; denn, calculirt er, es wäre doch beſſer, daß ſie in New-Orleans verkauft würde, er könnte ſie ihrer Herrſchaft dann jedenfalls mit beſſerer Muße entführen, als ſo. Moorfeld erwartete an dieſer Stelle nichts Anderes, als ein neues Eier- oder vielmehr Orangenſchalen-Bombardement, aber er verzichtete ſogleich auf jedes Urtheil über die ſittlichen Anſchauungen des Hauſes, denn das Publikum applaudirt vielmehr und ruft theilnehmend: a smart fellow! Alſo keine ſpur einer moraliſchen Volksmeinung, nur die höhere Rückſicht auf eine ergiebige Prügelernte ſchien den Dichter geleitet zu haben, daß er die ſchmähliche Allianz nicht doch verwirklichte. Denn während Benjamin Ridge und der Sclavenhändler, der inzwiſchen durch einen Bund mit den Indianern

mächtig geworden, in aller Gemüthlichkeit ihre Compactaten besprechen, ändert sich die politische Sachlage. Die Handlung spielt ungefähr in dem Winkel zwischen Mississippi, Tenessee und Alabama. Von Kentucky herüber passirt ein Zug von Ansiedlern durch, welche nach Texas auswandern, — wilde, gerüstete Hinterwaldsgestalten wobei dem lieben Benjamin das Herz im Leibe lacht. Schnell verläßt er die Parthie des Sclavenhändlers, der ohnedies nicht „gesund" wäre, und sucht das Bündniß dieser neuen Abenteuerer für sein Vorhaben. Nun denke man! Von einer Seite der Sclavenhändler mit Black Hamk und einem aufgewiegelten Indianer-Stamme, von der andern Benjamin Ridge mit den wilden Kentuckyern und endlich der Kapitän Drivole, der zu seinem Schutze ein paar Compagnien Alabamer Landmiliz requirirt — so thürmen sich drei Prügel-Gewitter zugleich am Horizonte auf: wen sollten nicht Wonneschauer schütteln? Viele der Zuschauer sieht man ihre Plätze verlassen, um im benachbarten „bar" durch ein Glas Rum ihre Nerven für den bevorstehenden Kunstgenuß zu stählen.

Der Sturm bricht los. Kentuckyer, Indianer, Alabamer — die Parteien sind so gestellt, daß Alle gegen Alle kämpfen. Denn nicht Kampf, sondern Chaos soll es zugleich sein. Nicht Schläge müssen fallen, sondern sie müssen auch unversehens fallen, Jeder muß doppelt angegriffen werden: wie er's erwartet und wie er's nicht erwartet. Das gibt Ueberraschung und Schadenfreude, das belebt das allgemeine Getümmel mit einer Menge interessanter Detailzüge. Oder was kann wonnevoller sein, als zu sehen, wie der Schlagriemen gegen das Bowiemesser klatscht, während die Flinte auf den Schlagriemen anlegt, und der Stahldegen rücklings die Flinte anfällt? Solche Gruppen führen sich blitzgleich dem Zuschauer vor, lösen sich auf, arrangiren sich wieder, Alles reißt sich im Wirbel einander fort, die ganze Masse ist im glühenden Fluß, ein Feuer durchrast diese Action, das gegen deutsche Theaterschlachten absticht, wie eine Brandrakete gegen ein fliegendes Glühwürmchen. Das Gemälde fällt freilich aus dem Scheinbaren in die baarste Wirklichkeit, aber wenn die dramatische Kunst hier aufhört, so wird wenigstens die unglaubliche Gymnastik bewundert, womit sich der Menschenknäuel wirklichen Tödtungen und Verwundungen entzieht, da er gleichwohl einen wirklichen Kampf aufführt. Auch die exactesten Theaterproben, scheint's, können ein solches Ensemble nicht herstellen, und wie enorm wären die

Kosten zahlreicher Theaterproben mit so zahlreichen Comparsen? Moorfeld konnte kaum das Austoben des ärgsten Lärmes erwarten, um sich mit diesem Bedenken an seinen Nachbar zu wenden. Die Bedenken, die er gegen denselben selbst hatte, mußten momentan verstummen davor. Zu lösenswerth schien ihm das Räthsel.

Der Engländer fuhr wie aus dem Traume empor und fragte den Frager naiv: Sind Sie dem Stücke gefolgt? Moorfeld erstaunte. War das aristokratische Gleichgiltigkeit, oder — die Zerstreutheit eines Irren? Betreten antwortete er: daß ihm der Verfolg eines Theaterstücks allerdings der Zweck des Theaterbesuches sei. Wahrscheinlich sind Sie selbst Dichter? gab der Engländer zurück. Wir wissen nicht, ob wir das Erstaunen Moorfeld's in diesem Augenblicke Bewunderung nennen dürfen, aber mit einem Ausdrucke, der sonst viel zusammengesetzter zu beschreiben wäre, antwortete er: Ich bin nicht dramatischer Dichter. — Also doch, erwiederte der Engländer ohne Umstände. Damit war der Dialog zu Ende. Der Engländer schien Moorfeld's erste Anrede vollständig vergessen zu haben. Aber vor dem Spektakel war inzwischen seine Dogge erwacht, sie sprang mit den Vorderfüßen gegen die Brüstung und fing unter dem Gelächter des Hauses laut nach der Bühne zu bellen an. Der Engländer brachte das Thier zur Ruhe — nicht wahr, das appellirt an die bestialische Natur? sagte er im Tone eines freundschaftlichen Vorwurfes. Moorfeld schüttelte den Kopf. Auf einmal wandte sich Jener wieder an ihn: — Von den Comparsen sprachen Sie? Es sind lauter Volontairs. Die Newyorker Rowdies wirken aus Liebhaberei mit, auch kommen Wunden und Tod wohl im Ernste dabei vor. Ich bin nicht mehr fremd genug hier und habe dergleichen selbst schon erlebt. — In der That, das war die einzig mögliche Erklärung einer solchen mise en scene. Mit einer ironischen Form dieser Anerkennung sagte Moorfeld, er hätte es allerdings denken sollen, daß nur die aufopferndste Theilnahme des Publikums solche Kunstblüthen zeitige. Der Engländer nickte lächelnd.

Staub, Pulverdampf, Geschrei und Getrampel hatte endlich ausgespielt; das Schlachtfeld wurde leerer. Zurück blieb zuletzt nur der Sclavenhändler Andrew Jackson Dewis. Er war in der „Affaire" tödtlich getroffen worden, und hatte jetzt sein großes Spiel. Er hatte zu sterben. Sollte das ein Glanzpunkt in der Kunstleistung des

Mimen sein, so war der Moment vom Dichter übel gewählt; denn nach dem Gewühl der großen Massen-Action war der Zuschauer entweder zu aufgeregt, als daß das Spiel eines Einzelnen durchschlagen konnte oder dieser Einzelne mußte seiner Sache sehr gewiß sein.

Der Künstler führte nun folgende Scene auf. Mit der klaffenden Todeswunde in der Brust, aus welcher er einen wirklichen Strom von rother Flüssigkeit hervorrinnen ließ, dachte er vorerst an's Sterben noch nicht. In bestialischer Kampfeswuth rast er wie unsinnig auf der Bühne umher, ganz Rache gegen seine Mörder, schwingt seinen Schlagriemen, peitscht, geißelt, klatscht in die Luft, gegen die Coulissen, an den Boden. Fürchterliche Gießbäche von Flüchen schallen aus seinem Munde und bezeichnen eine noch kraftvolle Lunge, während das rinnende Blut überall seinen Schritten nachtröpfelt. Aber indem seine Lebensgeister noch unbändig strotzen, fängt sein Körper zu brechen an. Glied für Glied knickt ein, man sieht den Tod durch seinen Körper laufen, wie über eine stufenreiche Treppe, die Ober- und Unter-Gelenke der Arme, die Ober- und Unter-Gelenke der Beine, jeder einzelne Wirbel des Rückgrates bricht zusammen und muß dazu dienen, die Fortschritte des Todes zu veranschaulichen. Der Künstler weiß seine osteologischen Mittel mit einem Reichthume zu entfalten, der ein nur allzu genaues Studium bestaunen läßt. Der Zuschauer verwundert sich über die Gliederung seines eigenen Körpers. Diesen zerhackten, zerknickten, zersprungenen Leib jagt der Sterbende nichts desto weniger heulend und brüllend noch eine Zeit lang umher, und stößt, schleppt und schleift ihn gewaltsam in wilden Tigersprüngen herum, während seine Bewegungen immer eckiger und brüchiger, von Tempo zu Tempo immer zusammenhangloser werden. Er spielt sein Leben ab, wie ein ohrzerreißendes Drehorgelstück, bei welchem Stift für Stift, von der Walze bricht. Und doch scheint er bis hierher seinen Tod nicht empfunden zu haben. Dieser Moment tritt jetzt ein. Mitten im wildesten Sprunge packt er ihn. Der Donner der Lippe erstirbt, der gehobene Fuß gefriert, der geschwungene Schlagriemen erstarrt in der Luft, so steht er da mit ausholendem Körper, und kann nicht mehr weiter. Der Schlagriemen in der rechten Hand taumelt schlaff am Stiele herab, und leise zittert seine Spitze. Die linke Hand läßt von der Brustwunde los und fährt mit den blutigen Fingern über die Augen, gleichsam den

Todesnebel hinweg zu wischen. Diese Gebärde ist namenlos traurig. Aber der Nebel war nicht zu verwischen, und der Sterbende erkennt seinen ganzen Zustand. Der Gedanke: aufhören, ergreift ihn zum erstenmal mit vollem Bewußtsein. Verzweiflungsvoll rollen seine Augen, klappernd schlagen seine Kinnbacken an einander, die geballte Faust zittert heftiger, sie löst sich auf, der Schlagriemen schlottert einen Augenblick darin, dann fällt er dröhnend auf die Erde herab. Die Hand sinkt nach. Alle Glieder sinken nach. Er stürzt; die Hände tappen in Todesfinsterniß nach einem Halt, sie tappen und greifen in's Leere, der Körper stolpert taumelnd über sich selbst, — da liegt er! Er liegt zu Boden. Aber todt ist er noch lange nicht. Nur die willkürlichen Bewegungen haben aufgehört, die convulsivischen treten jetzt ein. Er fängt zu zucken an, er wälzt sich unruhig hin und her, die Augen rollen nicht mehr, sondern sind blöd und groß herausgetrieben, seine Miene durchläuft eine Reihe der fürchterlichsten Grimassen und wird immer unkenntlicher. Auch die Stimme verändert sich. Er spricht noch fort und fort, seine heißen Lebensgeister kühlen sich zu schwer ab, er wird sprechen bis zum letzten Athemzug. Aber es ist keine Sprache mehr; die Stimme hat keinen Ton, keine Klangfarbe mehr. Hohl wimmert er die Töne in sich hinein, er blöckt, er heult, er röchelt und stöhnt in Lauten, welche nicht mehr dieser Welt gehören. Der fürchterliche Klang dieser Stimme trifft von Zeit zu Zeit sein eigenes Ohr, er erschrickt, gibt sich Mühe sich zu verbessern — wechselt zwischen menschlichen und thierischen Lauten und bezeichnet dadurch den Kampf des Bewußtseins mit der überhandnehmenden Bewußtlosigkeit. Der letzte Ton, den er in der menschlichen Stimmlage versucht, mißlingt endlich gänzlich; ein rasselnder Athem wälzt sich durch seine Brust, seine Stimme kommt hervor wie zwischen Feilen und Kratzbürsten. Es ist eine entsetzliche Erfindung um diese Sterbestimme. Gleichzeitig mit seinem Ausathmen verdunkelt sich die Bühne. Sei es, daß es in dem Stücke selbst Abend wird, oder daß das Auslöschen eines Lebenslichts mit diesem symbolischen Effect gehoben werden soll. Doch nein, es wird ein dritter Zweck davon deutlich. Der Sterbende wälzt sich nach dem Hintergrund. Er streckt seinen Körper dicht an den Vorhang desselben aus und scheint sich in eine ruhige Lage zurecht zu rücken. Sein Röcheln wird nicht mehr gehört, sein Zucken nicht mehr gesehen;

die Agonie iſt aus, der Augenblick tritt ein, da ſich die Seele von dem Leibe ſcheidet. Auf einmal erblickt man dieſe Seele! Ja, man erblickt ſie! Vom Haupte des Sterbenden hervor taucht ein weißer durch Transparent erleuchteter Schatten, der die ungefähren Umriſſe einer menſchlichen Figur entwickelt, aber zerfedert und loſe, wie eine Dampfwolke, wie ein Nebelflor. Langſam löst ſich dieſes Lichtbild von dem dunkeln Erdenkörper ab und ſchwebt an dem Vorhang empor. Da regt ſich der Körper noch einmal. Die Hände tappen und greifen nach dem Lichtbilde aus, wie mit magnetiſchem Zuge folgt der übrige Körper nach, der ganze Leib richtet ſich auf und folgt ſeiner Seele! Er klettert an den Vorhang hinan, die Hände immer nach der entſchwebenden Seele ausfahrend, im tiefſten Gurgelſchlunde ein dumpfes wimmerndes Brüllen. Aber das Lichtbild iſt nicht zu halten. Vergebens ſtreckt ſich der Körper, der angebende Leichnam, in gräßlich übernatürlicher Länge, ſein neblicher Licht-Extract ſteigt über ihn hinaus wie eine Rauchſäule, höher, immer höher ſteigt die Geſtalt, endlich ſteht ſie mit ihrer unterſten Fußſpitze auf dem Haupte des Sterbenden, es iſt der Moment der gänzlich vollzogenen Loslöſung. Noch macht der Leib einen galvaniſch-zuckenden Sprung nach dieſer äußerſten Fußſpitze, er erreicht ſie nicht mehr, — ein gellender Schrei — letztes Aufflackern — ein ſchwerer dröhnender Fall — der Körper ſtürzt um, — er iſt todt. —

Moorfeld fand ſich in einer der unangenehmſten Empfindungen nach dieſer Scene. Es war keine Geſchmacks-Faſer in ſeinem ganzen Leibe, die nicht unerhört beleidigt, zu Gelächter und Abſcheu entſchieden bereit war. Und doch mußte er ſich geſtehen, daß in dieſer brutalen Farce ein falſcher und mißbrauchter Funke von Genie ihm das reine Aergerniß daran verkümmerte, daß die Affenfratze gewiſſe Züge von der Menſchheit entlehnt hatte, die man ſich erſt aus dem Sinn ſchlagen mußte, um die Affen-Identität nicht zu verkennen.

Inzwiſchen überläubte der Lärm des Hauſes jede ſtillere Reflexion in ihm. Namentlich zog das Parterre ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Die Jungen klatſchten, als ob man ſich neue Finger, wie neue Handſchuhe anſchaffen könnte, ſie ſtrampelten gegen den Boden, daß das Fundament des Hauſes zitterte. Hoby, der Newsboy, warf endlich vor Begeiſterung ſeiner nicht mächtig, ein Münzſtück auf die Bühne,

und ſchrie, mit dem Modell aller Menſchenlungen: „Noch einmal geſtorben! für einen Dime, Mr. Blackely, noch mal geſtorben“, — und als der beſcheidene Künſtler dieſem Appell an ſein Genie nicht alſogleich Folge leiſtete, ſtürzte der ſeltſame Kunſtmäcen wie raſend ſeine Taſchen um, warf ein Münzſtück um's andere über die Lampen, und ſchrie dazu: „Gott verdamm' Euch, Mr. Blackely, wir ſchmeißen Euch mit Dollars todt, wenn Ihr nicht gutwillig ſterbt, Ihr allmächtiger Satan.“ Und zugleich hagelte es aus allen Taſchen der Straßenjungen, Lehrlinge und Newsboys eine Sprühwolke von zehn Centſtücken auf die Bretter, welche die Welt bedeuten.

Iſt's möglich! rief Moorfeld mit einer unwillkürlichen Bewunderung, dieſer Roheſte der Rohen wirft ſeine ganze Tagesrente hin, weil er die Beſtie, der er ſie opfert, für Kunſt hält. Welche Höhe müßte bei ſo viel Empfänglichkeit die Kunſt ſelbſt hier erreichen, wenn ſie den Gott ſtatt des Thieres im Menſchen entzündete!

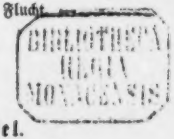
Pardon, mein Herr! rief der Engländer bei dieſem Ausbruch ohne eine Miene zu verziehen, es iſt hier zunächſt von einem Geldgeſchäft die Rede. Der Burſche wirft keinen Cent auf die Bretter, den er nicht doppelt zurückerhält, weil er ihn einzig in der Abſicht wirft, die Centſtücke ſeiner dupirten Kameraden damit zu ködern. Er iſt der agent provocateur ſeines Mr. Blackely, er wird von dem Mimen bezahlt, wie der maitre de la claque in Paris. Nur die Form dieſer Claque iſt amerikaniſch.

Moorfeld ſenkte ſein Haupt. Können Sie mir ſagen, mein Herr, ob Newyork etwa Liebhaberbühnen von Ruf beſitzt? begann er nach einer Pauſe.

Mr. Bennet, mein ſchätzbarer Freund, unterhielt ſonſt ein vorzügliches Haustheater — antwortete der Engländer, und fügte mit Haſt hinzu: Ich bitte mir das Vergnügen aus, Sie ihm vorzuſtellen, Sir. Er hält zwar in der saison morte auf New-Jerſey Villeggiatur, aber wir wollen hinausfahren, Sir. Ich will Sie auf New-Jerſey vorſtellen, Sir; wahrhaftig ich will es, Sir, nennen Sie mir Tag und Stunde, ich bin ganz zu Ihren Dienſten, Sir.

Moorfeld fand ſich, um die Wahrheit zu ſagen, mehr verlegen als dankbar für dieſe Güte geſtimmt. Konnte er annehmen? Die ungewöhnliche Zuvorkommenheit des Fremden — zwar war ſie nicht mehr,

als folgerichtig von dem Manne, der ſchon ſeinen Hund ſo artig behandelte — aber eben dieſes Letztere? — In dieſem Augenblicke hatte die Claque des Newsboys geſiegt, und Mr. Blackely erklärte ſich bereit, indem er das zugeworfene Spielhonorar mittelſt Beſen einſammeln ließ, ſeine bewunderte Steinbeſcene zu wiederholen. Das war mehr, als Moorfeld an einem ſchwülen Sommerabend für wünſchenswerth hielt. Er griff nach ſeinem Hute; der Engländer wiederholte ſein Anerbieten, ihn vorzuſtellen — ja, gleich morgen ihn abzuholen. Moorfeld, zwiſchen dem Wunſche, den vielgenannten Kunſtmäcen, Mr. Bennet, endlich kennen zu lernen, und dem Bedenken gegen die vorliegende Gelegenheit, beſann ſich auf einen aufſchiebenden Mittelweg, worauf die Herren ihre Karten austauſchten, ſich wechſelweiſe einladend. Mit Ueberraſchung las Moorfeld auf der Karte des Fremden den Namen: Lord Arthur Ormond. Da geſchah ein Krach durch das Haus — es war die Stimme Mr. Blackely's, der von Neuem zur Todesverzweiflung anſetzte. Moorfeld ergriff die Flucht.



Sechstes Kapitel.

Als Moorfeld unter den ſtillen Nachthimmel heraustrat, ward ihm eine freundliche Ueberraſchung. Deutſche Handwerker zogen am Hauſe vorbei und ſangen eines ihrer ſchönen Heimathslieder. Das Lied bewegte ſich von den wohlklingenden Männerſtimmen getragen in wenigen glücklich gruppirten Accorden, es ſtieg wie reine Goldſtrahlen aus dem Herzen. Moorfeld ſtand und lauſchte. Es war ihm wie die Berührung einer Freundeshand, nach dem Anfall eines Straßenräubers. Nie hatte ein Lied eine glücklichere Wirkung. Wie hob ſich deutſches Maß von amerikaniſcher Graßheit hier ſo ſonnenhell ab! Die Sänger woben ihrer Nation ein Ehrenkleid, von dem ſie ſelbſt nichts ahnten.

Moorfeld folgte ihnen durch mehrere Straßen. Es that zu wohl, von dieſen Klangwellen ſich ſo fort ſpülen zu laſſen. Und als erſt

Wagengerassel und Menschenverkehr aufhörte, die Musik störend zu kreuzen, genoß er um so behaglicher.

So wurde der Zuhörer unversehens in eine Region verlockt, welche nicht nur wenig befahren, sondern selbst wenig betreten schien. Mit jeder Wendung, mit jedem Schritte nahm der Charakter der Einsamkeit überhand. Newyork zersplitterte sich plötzlich wie ein aufgelöster Rosenkranz in alle Winde. Der Fremde stand so zu sagen im freien Felde. Zwar ließ sich die gradlinige Anlage der Straßen auch hier wie überall wahrnehmen, aber die lückenhafte Art, womit diese Linien angebaut waren, gab dem ganzen Bezirke etwas Chaotisches trotz dem mathematischen Grundrisse. Es war offenbar das jüngste Quartier von Newyork. Die Ansiedlungen bestanden großentheils aus Gärtnereien, wie sie an den Rändern der Städte zu lagern pflegen, bis sie von dem nachrückenden Culturleben weit und weiter hinaus gedrängt werden. Handel- und Gewerbsleben war hier noch wenig vorhanden, die Grundstimmung des Ganzen eine vorherrschend ländliche. In regellosen Entfernungen blinzelten Laternenpfähle, hie und da guckte ein talg-helles Fenster in die Dämmerung — zerstreute Lichtpunkte, welche den Wüsten-Charakter dieses Bezirkes noch sinnlicher ausdrücken halfen.

Der Chorgesang war inzwischen verstummt und die Sänger um eine Straßenecke verschwunden. Moorfeld stand plötzlich allein auf diesem unbekannten Boden. Jetzt erst wurde die Einsamkeit einsam um ihn. Er mußte sich wie ein Erwachender besinnen, ob er wirklich noch in Newyork sei. Ein Glied dieser ewig schlaflosen Stadt, das mit einbrechender Dämmerung schon Nachtruhe hielt, — es war so gar nichts Amerikanisches in dieser Scene. Doch ja, der Charakter des Unheimlichen fehlte ihr, die verdächtige Gauner- und Hochstappler-Luft. Wenn in Europa's entlegenen Stadttheilen die Aermsten wohnen, so wohnen hier, wußte er, höchstens die Neuesten. Es wehte jener beklemmende Athem der Unsicherheit aus diesem Nachtbilde nicht, in das er so unversehens als Staffage gestellt war. Er sah sich daher getrost um einen Führer um, dem er es überlassen mochte, in Ermanglung einer Fahrgelegenheit, ihn auf den rechten Weg zurück zu bringen. Zu diesem Ende that er einige Schritte vorwärts gegen ein einzelnstehendes Haus mit einem Wirthsschilde, welches die Deutschen

vermuthlich aufgenommen hatte. Das Wirthsschild trug, wie beim Dämmer des Tages und eines rothen Lämpchens überraschend zu lesen war, die Aufschrift: Gasthaus zum grünen Baum. Bei diesem Anblicke zweifelte Moorfeld keinen Augenblick, daß er sich in jenem nordöstlichen Ende der Stadt befinde, welches er, wie er sich erinnerte, Kleindeutschland hatte nennen hören. Nur an einem Punkte, wo er sich in einem Lager von Landsleuten fühlte, konnte ein deutscher Wirth es gewagt haben, diese erzdeutsche Firma zu führen. Er kannte also das unbekannte Stadtviertel jetzt wenigstens dem Namen nach.

Er trat in den grünen Baum ein. Ja hier war Deutschland! Die Gesellschaft deutsche Physiognomien, die Schenkeinrichtung deutsch, die mäßig-große, längliche Gaststube von einer Durchzugswand in zwei gleiche Hälften getheilt, augenscheinlich um der deutschen Sonderungssucht das beliebte „Extrazimmer“ zu bieten. Und doch nahm das Publikum dieses Locales eben so augenscheinlich eine ziemlich gleiche Glücksstufe ein: gleicher, als Manchen vielleicht lieb sein mochte. Die Meisten der Anwesenden waren in diesem Augenblicke mit ihrem Abendbrode beschäftigt, welches sie auf deutsche Art einnahmen, d. h. nach der Karte und an gesonderten Tischen, anstatt daß die amerikanische Sitte selbst zum Frühstück und Thee Table d'hôte hält. Auch ihre Mienen waren mit ganzer Andacht und Bedächtigkeit bei dem Genusse; hier wurde nicht amerikanisch gejagt und geschluckt, jeder Bissen ging in's Bewußtsein über, man speiste im Geiste wie in der Form deutsch. Ja, manch ernste Stirn, manch sprechender Blick schien zu verrathen, wie viel dem Manne die Mahlzeit werth sei, die er vor sich hatte, wie viel seines eigenen Arbeiterwerthes er darangesetzt, sie zu erringen. — Der Ankömmling dachte vornehmer, als daß er mit einem Geldstück in der Hand sich zum Herrn über die Tafelmuße eines dieser Hungrigen aufgeworfen hätte. Mit jener Menschenachtung, die des Gebildeten echtestes Merkmal ist, sah er auf den anwesenden Nährstand, der hier den angenehmeren Theil seiner Standesehre erfüllte, und wollte ihm keinerlei Abbruch thun. Vielmehr nahm er selbst Platz in dem Gastzimmer, bestellte sich ein Souper gleich den Uebrigen und engagirte sich im Verlaufe desselben den benöthigten Wegweiser gelegentlich.

Da er sich der deutschen Sprache bediente, so konnte er mit Ver-

gnügen bemerken, wie wenig sein Eintreten den Leuten, die offenbar unter sich sein wollten, Zwang auferlegte. Nur im ersten Augenblicke gab sich eine Neugierde kund, wie sie eine ungewohnte Erscheinung in einem Kreise von Bekannten wohl zu erregen im Stande ist. Namentlich schien es zu interessiren, ob man einen Mann vor sich habe, der auf eine verdeckte, geschäftskluge Art vielleicht Arbeitskräfte anzuwerben bezwecke, oder das Gegentheil: ob er selbst als ein angehender Schicksalsgenosse der versammelten Kleindeutschen gekommen sei. Meerfeld wußte zu befriedigen, und den Geist des Fremdartigen, das um ihn lag, mit dem einheimischen schicklich auszugleichen. Es gelang ihm mit wenigen Griffen, die Unterhaltung dahin zurückzulenken, wo er sie vorgefunden zu haben glaubte. Hierauf überließ er sie wieder ihrem eigenen Gange, dem sie nach wenigen Minuten auch so unbefangen folgte, als ob nichts Neues dazwischen getreten wäre.

Die Scene des grünen Baums, wie sie dem Ankömmling in Kurzem erkennbar wurde, war folgende. Der Wirth hieß „der deutsche Kaiser". Er trug eine körperliche Größe und Masse zur Schau, wie man sie nur hinter dem Vorhang einer Jahrmarktsbude zu erwarten gewohnt ist; frei und unbezahlt sie zu sehen, erhöhte den Effect seines Anblicks. Sein breites schwäbisches Gesicht drückte übrigens jenes bescheidene Geistesmaß aus, welches den Riesen seines Schlages in der Regel inne zu wohnen pflegt, auch stand er bis zum Kindermärchen unter der Auterität eines klugen stumpfnäsigen Töchterchens. Dieses Mißverhältniß zwischen scheinbarer und wirklicher Machtfülle hatte offenbar jener heitere Kopf im Auge gehabt, der mit einem besseren Instinct des Lächerlichen als des Tragischen das bankerotte Kaiser-Ideal Deutschlands auf eine so bedeutungsvolle Persönlichkeit übertragen. Die Gäste des grünen Baums waren deutsche Handwerker und kleine Geschäftsleute; — ein Publikum von höchst gemischtem Schicksale, das aber bei Allen, wie es schien, auf demselben Endpunkte angekommen war. Die Unterhaltung bewegte sich über das Thema von schlechter oder fehlender Arbeit, von trüben Aussichten oder unmittelbarer Noth. Chorführer von dieser traurigen Conversation waren ein Bäcker mit Sachsen-Altenburg'scher Mundart, ein Schneider aus dem Würtemberg'schen, und ein pfälzischer Schreiner; dazu gesellte sich zeitweilig ein Gärtner aus der Frankfurter Gegend, welcher nach

jedem Schluck Whisky den deutschen Kaiser zu einem Importversuch von Aepfelwein aufforderte, oder die Tochter desselben um „den Zweck des Daseins“ befragte. Einer abwesenden Person, deren Ankunft eben erwartet wurde, gedachte man unter dem Titel des „Rector magnificus“, — offenbar ein Scherzname gleich dem obigen, wie überhaupt der Geist jenes Humors, welcher mißliche Verhältnisse mit ihrem ironischen Gegenbilde aufzuheitern liebt, der Gesellschaft des grünen Baums nicht gänzlich versiegt zu sein schien.

In diesem Geiste redete der Pfälzer jetzt zu einem Eckisch hinüber, der eben erst bedient wurde, und offenbar von jenen Chorsängern besetzt war, welche dem tragischen Kunstgenusse Moorfeld's ein so schönes Nachspiel geliefert. Der Pfälzer forderte einen jener Tischgenossen auf: Henning, was bringst du uns Gutes mit? Laß dich hören! Wir ziehen wieder Mäuler, wie gebrühte Katzen.

Der Angeredete antwortete: Iß Käse! Käs erfreut des Menschen Herz.

Wie auf ein Signal erhoben alle Tische ein Gelächter. Es war ersichtlich: der Mensch, der das gesprochen, war die lustige Person dieses Kreises. Er gehörte zu jener Sorte von Gesellschaftstalenten, welche, sie mögen thun oder lassen was sie wollen, ein- für allemale den Credit der komischen Kraft für sich haben. Gewöhnlich werden Spaßmacher dieses Genres schon durch ihre Persönlichkeit unterstützt. Henning, der Schriftsetzer, war eine lange, hagre Figur, schlotternd und scheinbar abgespannt bis zum Schatten eines Menschen. Was er sprach, trug er mit äußerster Gleichgiltigkeit vor, und in einem so hohlen Basse, wie ihn etwa Menschen annehmen, welche am Nikolaus-Abend den Kindern Gespenster vormachen. Seit seiner Geburt, wie er sagte „im letzten Stadium der Schwindsucht“ begriffen, hatte er von dieser vielleicht wirklich jenes dumpfe Timbre seiner Stimme, so wie den hohläugigen groß-starrenden Blick, mit dessen fürchterlichem Rollen er nicht die geringste seiner komischen Wirkungen erzielte. Kurz, Herr Henning war einer jener beliebten Gesellschafter, welche Alles um sich her lauschen sehen, so wie sie den Mund öffnen, deren Anblick allein schon erheitert, deren Wort regelmäßig einen Chorus dankbaren Gelächters nach sich zieht, ohne Unterschied, ob es mehr oder weniger witzig gerathen ist, ja ob es nur immer verstanden wird,

oder nicht. Eine ſolche Scene ſah Moorfeld jetzt ſpielen, ungefähr in folgender Weiſe.

Dem Schriftſetzer wurde ſein Abendeſſen gebracht, Beafſteak mit Kartoffeln. Bedächtig wendete er das Beafſteak um und um und ſah es mit einem langen, vorwurfsvollen Blicke an. Dann ſagte er ruhig: das Beafſteak ſeh' ich wohl, aber das Fleiſch nicht.

Gelächter.

Der Pfälzer rieb ſich vergnügt die Hände. Er freute ſich auf den Sprudel der Unterhaltung, die er herankommen ſah, und die Sache in Schwung zu bringen, hetzte er an dem Wirthe: Haben Sie's gehört, Herr Häberle?

Der menſtröſe Wirth ſpielte mit den Fingern in ſeinem Schwarzwälder Hoſenträger und lächelte geduldig. Der Pfälzer wendete ſeine erwartungsvollen Blicke wieder auf den Schriftſetzer zurück. Dieſer griff nunmehr zu Meſſer und Gabel und fing an ſeine Portion in Stücke zu ſchneiden. Dazu brummte er: Das iſt ein Beafſteak wie ein Ohrläppchen ſo groß.

Gelächter.

Was ſagen Sie, Herr Häberle? bohrte der pfälziſche Schreiner.

Aber der ehrliche Schwabe ſchmunzelte nur, wie Einer der es gewohnt iſt, Zielſcheibe zu ſein, und nie daran denkt, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Henning ſagte: Laß ihn gehen, den grünen Baumwirth. Er iſt ja noch ärger als unſer Schiffsheber. Da hatten wir doch täglich zwölf Loth Fleiſch auf den Kopf, die Maus nicht mitgerechnet, die ich einſt aus dem Suppenkeſſel ſchöpfte. Sie war ganz ausgewachſen.

Gelächter.

Aber des Wirthes Töchterlein nahm ſich der väterlichen Ehre jetzt an und fragte ſpitz: Wiſſen Sie auch, Herr Henning, was die Lendenſtücke heute koſteten?

Henning antwortete gelaſſen: Je theurer die Sachen ſind, deſto wohlfeiler muß ſie der Wirth geben können. Das iſt ſein Proſit.

Gelächter.

Dann fuhr er fort: Weil mein Magen eben falſche Toilette macht, geben Sie mir zu dieſem Schönpflaſterchen von einem Beafſteak auch ein Flacon Bier.

Gelächter.

Und mit gänzlicher Abſpannung ſetzte er hinzu: Das heißt leben! Wollte Gott, ich wäre die Seeſchlange, ſo würd' ich doch Einmal ausgeſtopft, nach meinem Tode wenigſtens. Aber unſer deutſcher Kaiſer, der Mehrer des Reichs, gibt mich auf, wie die Rheingränze. Zum Skelett bin ich ausgedorrt unter ſeiner Regierung. Die Würmer ſterben am Hungertyphus, die ſich einſt an mich machen; Gott verdamm' mich! man wird mich in Schmalz backen müſſen, wenn ich ordentlich aufgeſpeist werden ſoll.

Schallendes Gelächter.

Unter dieſem Stoßſeufzer verſchlang der arme Phthiſiker ſein Beafſteak mit dem ganzen Heißhunger ſeiner Conſtitution. Dazu rollten ſeine Augen mit einem höchſt grimmigen Ausdrucke, nur ſeine Zunge ſchwieg. Letzterer Umſtand ſchien der Geſellſchaft indeß gar nicht gemüthlich. Der pfälziſche Schreiner ſuchte wieder Gelegenheit. Nach einer Pauſe fing er an:

Was ſeh' ich, Henning, du trägſt ja noch einmal ein gewaſchenes Hemd? Und deine chriſtliche Miſtreß Waſchfrau, Mitglied von einem Schock Bibelgeſellſchaften, Conventikeln und Miſſionen, hat dir doch den Dienſt gekündet. War's nicht ſo?

Der Schriftſetzer nickte.

Sie wollte dir, ſagte ſie, diesmal nicht aus dem Zimmer gehen, wenn nicht der letzte Cent bezahlt würde? Verſtand ich dich recht ſo?

Der Schriftſetzer nickte.

Ei, das müſſen wir hören! Wie lief die Geſchichte ab? Wie kamſt du zu dem Hemde? Wie kam Frau Appendage oder Affentiſch um ihre Six-Pence? Wie iſt dir's gelungen, den frommen Klauen des Waſchbären zu entrinnen?

Der Schriftſetzer würgte ſo viel ſeines Mundvorraths hinunter, daß er zur Noth die Eßwerkzeuge als Sprachwerkzeuge frei bekam, und brummte im tiefſten Baſſe: Inſpiration!

Der Schreiner machte eine aufmerkſame aber fragende Miene. Der Schriftſetzer illuſtrirte ſein Wort, indem er ſtumm mit der Gabel an die Stirne deutete, und dem Schreiner mit einem Blick voll weltbezwingender Genialität in's Geſicht ſtarrte.

Der Burſche fühlte ſich ordentlich imponirt und ſagte mit einigen

Ehrfurchtsschauern: Um Gotteswillen stelle dein Licht nicht unter den Scheffel! Laß uns von deinem Genie profitiren! Wir Alle leiden ja an unsrer Frau Affentisch; was hat Kleindeutschland dem amerikanischen Yankee-Tricke entgegenzusetzen, wenn nicht seinen alten ehrlichen Mutterwitz?

Warum man doch Mutterwitz sagt? fragte der deutsche Kaiser, dem dieser Gegenstand freilich sehr fraglich war.

Warum sagt man denn Blasewitz? antwortete Henning mit ruhiger Würde. Das Gelächter, das dieser Belehrung folgte, brachte indeß den Schreiner von seinem Thema nicht ab. Er fuhr fort, das Abenteuer des Schriftsetzers mit seiner Waschfrau zu urgiren. Dieser wischte sich endlich mit der Serviette den Mund, um welchen in der That ein goldnes Lächeln spielte. Dann fragte er gegen das Wirthstöchterchen hin: Haben Sie ein zartes Gehör, Fräulein Veronika?

Wägerli, es mag mir ein schön' Späßle sein! antwortete das Schwabenmädchen.

Practisch war's wenigstens, versetzte Henning. Und ohne auf die weibliche Zuhörerin weiter zu achten, die ja keineswegs abgelehnt hatte, sprach er mit seiner saloppen, phlegmatischen Manier: „Männerkeuschheit" ist ein schönes Gedicht von Gottfried August Bürger. Aber Gottfried August Bürger hat in Göttingen waschen lassen, nicht in Amerika, wo das Dutzend Wäschstücke einen Dollar kostet, ohne Ausnahme: sind's Taschentücher oder Bettücher. Sonst hätte der Herr Professor wahrscheinlich meine Keuschheit besungen, statt seine Männerkeuschheit: es wäre seinem Kennerauge nicht entgangen, um wie viel sie der Unsterblichkeit würdiger ist. Ich prahle nicht; die Geschichte war nämlich so: Heut morgen stand mir die Stunde bevor, wo mir die Frau Appendage ohne Geld nicht aus dem Zimmer gehen wollte, wie mir angedroht war. Diesem Schicksale gegenüber erfand ich folgende einfache Vorrichtung. Ich blieb liegen. Nicht daß ich etwa für krank gelten wollte, pfui der Heuchelei! aber ich blieb eben liegen. Punktum. Ich heuchle nicht, im Gegentheile; ich bin immer ein unverblümter Kerl gewesen, und an diesem Morgen war ich's erst recht. Also blieb ich liegen. Das erfindungsreiche Haupt tief in's Kissen gewühlt, die Decke sittiglich bis an das Kinn gezogen, erwartete ich ruhig das Weib des Gewäsches. Es klopft. Herein! Nun müßt ihr wissen, eine echte amerikanische Lady wäre gleich an der Thüre in Ohnmacht gefallen über den An-

blick eines Mannsbildes im Bette. Aber meine Frau Appendage, Mitglied von so und so viel Religions- und Sittlichkeits-Compagnien, trat herzhaft ein. Das verrieth schon ihre unerschütterliche Entschlossenheit, sich diesmal Geld auszufechten. Sie warf sich auf's christliche Mitleid, und stellte sich, als ob sie mich für unpäßlich hielte: so kam sie um die weibliche Sittsamkeit herum. Ich dachte mir: Warte, du falsches Stück Katzenvieh, du findest doch noch einen Klügern. Also: Guten Morgen, Herr Henning. — Guten Morgen, Frau Appendage. — Ei, du mein süßes Gottchen, fehlt Ihnen etwas? Wollen Sie in die Apotheke geschickt haben? — Danke, danke, es geht wohl. — Nun desto besser; hier bring' ich die Wäsche. — Schön, legen Sie's dorthin. — Wie, mein werther Herr Henning, das Hinlegen allein kann mir nichts helfen! Sie wissen doch, daß ich heute Geld haben muß? — Haben sollen Sie allerdings was, aber Geduld, das ist viel christlicher als Geld. — Sie gottloser Spötter! Ich kenne die Moral und lerne sie noch von ganz andern Geistern als Sie mir sind. Sie sollen mir sagen, was christlich ist! Zahlen ist heute christlich. Ich will Geld haben! — Da schlagen unsre Herzen vollkommen einig, Frau Appendage, denn auch ich will Geld haben; ich hab's aber nicht. — Das kümmert mich wenig; kurz ich gehe heute nicht aus dem Zimmer, bis ich nicht auf den letzten Cent bezahlt bin. — In diesem Augenblicke stand ich auf, sie zu bezahlen. — Wer lacht da? Honny soit qui mal y pense! sagt die Königin Elisabeth eine Scene zuvor, als sie den Mortimer zum Giftmorde dingt, und ihm eine Nacht verspricht. Das war ein Weibsbild! Wenn unser einer so wär'! Aber nein; im Gegentheile, ich war nie unschuldiger als heut Morgen, da ich aufstand, meine Frau Appendage zu bezahlen. Auf Ehre, ich zeigte mich ihr wie ein neugebornes Kind, so unschuldig, will ich sagen. Ihr hättet's sehen sollen, wie hübsch dem langen Henning das Kleid der Unschuld zu Gesichte stand. Wenigstens passend sind solche Kleider, sie machen kein Fältchen, ich versichere euch. Aber meine Frau Appendage — Herr Jesus, so soll ich kreischen hören! Gott weiß, was sie hatte; konnte ich ahnen, daß ihr die helle pure Kinderunschuld so ein Dorn im Auge war? Krisch, krasch, krusch! kreischt sie auf, als ob ein ganzes Nest von Kibitzen zerstöbe, und zur Thüre war sie hinaus, wie ein Kreisel. Durch's Schlüsselloch rief ich ihr nach: Ei, Frau Appen-

dage, Sie wollten mir ja nicht aus dem Zimmer gehen, das heißt wohl springen wollten Sie draus? Wie Sie meinen, Frau Appendage, ganz nach Ihrem Belieben. Drauf ruf' ich meinen Kammerdiener, laß mir Toilette machen — et sic me serfasit Apollo!

Nach diesem Vortrage brach ein Sturm von Beifall und Heiterkeit los. Die ganze Gaststube erhob sich mit imposantem Tumulte. Alle Arme fuhren mit ihren Gläsern empor, Mann für Mann, Tisch für Tisch stieß an, und wie auf ein Zeichen erscholl's im Chorus: Unser Bruder Henning der soll leben! Dazwischen sprang der Pfälzer, kirschroth vor Begeisterung, in die Mitte und fing mit bombenähnlicher Betonung der ersten Note zu singen an: Feierlich schalle der Jubelgesang! Auf einmal schrie eine Stimme: Einen Kranz! einen Kranz! eine Bürgerkrone für den Retter Kleindeutschlands! Der Vorschlag zündete augenblicklich; die Gesellschaft ruhte nicht bis des deutschen Kaisers Bronele einen Strohkranz aus der Küche geholt hatte. Der pfälzische Schreiner ergriff ihn, und um Fallstaff's Wort zu bethätigen: ich bin nicht nur selbst witzig, sondern auch Ursache, daß Andere Witz haben, — schickte er sich an, die Krönung des witzigen Schriftsetzers mit einer witzigen Ansprache vorzunehmen. Er sprang auf einen Stuhl, hielt pathetisch den Kranz über Henning's Haupt und sprach: Meine Herren! ich fühle die Ohnmacht in mir, eine Rede zu halten. Und da der Mensch die moralische Verpflichtung hat, jedes Talent, das ihm versagt ist, zu gebrauchen, so werden Sie mir Ihr gütiges Mißfallen nicht entziehen, wenn ich meinen Rednermangel hiermit glänzen lasse. — Aber schon stockte er. Der Kreis fing bereits an, ihn auszulachen, als er sich wieder sammelte und fortfuhr: Ruhig! Das war nur eine Kunstpause. Eine Kunstpause, die sich stets dann am Geeignetsten einstellt, wenn die Gedanken eine Naturpause machen. Zum Teufel auch mit allen Gedanken! Wozu braucht der Mensch Gedanken? In der That, wir brauchen nur Einen Gedanken hier! Diesen Einen Gedanken — wären wir darauf vorbereitet, wir ließen ihn ausgeschnitten in geöltem Papiertransparent über dem sinnreichen Haupte unsers Gefeierten leuchten. So leuchte er denn mit Flammenschrift in unsern Herzen und mit Flammenzunge sei er ausgesprochen der große, weltgeschichtliche Gedanke:

Gott verläßt keinen Deutschen!

Henning brummte unter ſeinem Strohkranze: Das ſag ich auch! Ich gebe die Hoffnung nicht auf, daß ich noch gehängt werde. Und ſogleich fiel der Chorus ein: Unſer Bruder Henning der ſoll hängen! Aber . . . Feierlich ſchalle der Jubelgeſang! —

In dieſem Augenblicke that ſich die Thüre auf, und Alles begrüßte — den Rector magnificus. Der Eintretende mochte Scenen, wie ſie die Gaſtſtube mit ihrem ſtrohgekrönten Mittelpunkte jetzt darſtellte, ſchon gewohnt ſein, denn ohne ſich umzuſehen, durchſchritt er einfach grüßend die Stube und begab ſich ſogleich in's Extrazimmer. Alles drängte ihm nach mit dem Rufe: In die erſte Kajüte! auf, in die erſte Kajüte! Der deutſche Kaiſer kam mit einer Flaſche Bier gemächlich hintendrein. — Moorfeld beſann ſich auf die Geſtalt des Rector magnificus. Sie ſchien ihm ſo bekannt, daß er über den Mangel ſeines Gedächtniſſes faſt erſchrack, wenn nicht das fremdartige Bunterlei ſeines bieſigen Aufenthaltes die Verwirrung genügend erklärte. Als aber der Rector magnificus ſeine Stimme hören ließ, da löſte ſich ihm der Zweifel. Es war dieſelbe Stimme, die ihm in Mr. Mockingbird's Schule zugeflüſtert hatte: Ich danke Ihnen für dieſes deutſche Wort. Es war der Hilfslehrer Benthal.

Für Moorfeld gewann die Scene jetzt ein neues Intereſſe. Es war offenbar: der Angekommene nahm ſeinen Platz nicht wie jeder andere Gaſt in dieſer Geſellſchaft ein. Seine Miſſion ſchien eine beſondere hier. Und da das innere Zimmer von dem äußeren nur durch eine vorhangloſe Glaswand getrennt war, ſo bedurfte Moorfeld nicht langen Abwartens, um in ſeinem bequem ſituirten Winkel, dicht an eben dieſer Wand, Augen- und Ohrenzeuge deſſen zu werden, was Benthal's Ankunft in dieſen Räumen für Zwecke hatte. Wenigſtens überſah er auf den erſten Blick, daß der heitere Geiſt, der ſich ſo eben ausgelaſſen, eine ſchnelle Wendung zum Ernſte nahm: es gab auf einmal geſetzte Mienen, bedächtige Aufmerkſamkeit. Benthal nahm ein Tiſchchen ein, welches über das Niveau der übrigen Gaſttiſche durch eine kleine Eſtrade erhöht ſchien, er zog ein Notizbuch aus ſeiner Taſche, blätterte darin und bereitete verſchiedene Papiere, Schnitzel, Adreßkarten u. ſ. w. vor ſich aus. Er begann:

Was mich wundert, das iſt, daß unter uns Deutſchen, wie einſt unter den Juden, nicht längſt ſich die Sage von einem Meſſias ge-

bildet. So oft ich dieſe Bezirke betrete, — und ich betrete ſie gern, denn man liebt das Vaterland in zwölf Quadratſchuhen noch eben ſo ſehr, als in zwölftauſend Quadratmeilen, — ſo oft ich dieſe Schauplätze deutſcher Leiden und Kränkungen beſuche, geſchiebt es nicht ohne das Geleite irgend eines beſchämenden Gedankens. Heut fiel mir der Name Kleindeutſchland auf's Herz. Kleindeutſchland! Als die Griechen Italien anpflanzten, nannten ſie es Großgriechenland; die Engländer haben ihr New-Hampſhire, New-Jerſey, New-Caledonien, die Holländer ein Neu-Holland, die Franzoſen ein Neu-Orleans gegründet; nur Deutſche vermochten es, an ihr Vaterland den Begriff klein zu knüpfen: ſie ertragen, ſie wählen den Namen eines Kleindeutſchland! Wie wir uns hier verſammelt ſehen, würde ich ſofort die Tilgung dieſes Nennwortes beantragen; aber leider! das Schmerzliche unſrer Umſtände iſt, daß es paßt. Was hilft es, einem todten Stück Erde die Schmach abzunehmen, die dem Lebendigen bleibt? Von uns geht der Name auf dieſen Boden über. Wir ſind die Kleinen und Kleinlichen hier. Wir erröthen nicht, ein leeres und niedriges Daſein auf dieſer Sandſtätte hinzuſchleppen, und glauben Alles gethan zu haben, wenn wir den Namen unſers edeln Vaterlandes mit unſrer bleichwangigen Exiſtenz in's Spiel bringen. An einer Lüge wärmen wir uns, und indem wir den gemüthlichen Traum feſthalten, in Deutſchland zu ſein, kommen wir blos nicht dazu, in Amerika uns einzuwurzeln, es ſei denn in ſeinen Hoſpitälern und in ſeiner Verachtung. Meine Herren! ich beeile mich, Ihre Verzeihung nachzuſuchen, daß ich dem Schamgefühle, womit ich hierhergekommen, dieſes ſtarke Echo erlaube. Seien Sie überzeugt, nur Ihr Schickſal iſt's, das mich demüthigt, Ihr Anblick erhebt und begeiſtert mich. Es gibt nichts Herrlicheres auf Erden als Deutſche. In Ihrer Mitte denke ich mich, wie in einem Märchenkreis von verzauberten Fürſtenſöhnen. Königlich iſt Ihr Erbe und Großthaten werden Sie ausführen, wenn nur erſt die Entzauberung gelingt. Aber indem ich weiß, daß der Talisman dazu zwiſchen Himmel und Erde nirgend ſonſt wo liegt, als in Ihrer eigenen Bruſt, werden Sie einen ſtarken und eindringlichen Ruf dahin nicht mit Ihrem Mißfallen beſtrafen. Dieſen Ruf wollte ich vorausſchicken, denn er iſt der wahre Kugelſpruch unſrer Tage. Was ich von Daten und Notizen die Woche über eintreibe, liegt zuletzt nur wie ein Häufchen

Aſche vor uns; Alles kommt auf den Geiſtershauch an, der die Funken drinn anbläst. Ihr Muth, Ihr Wille, Ihre tapfere Entſchloſſenheit iſt Alles, dieſe Papierſchnitzel Nichts. Ein deutſcher Profeſſor, der ein deutſcher Charakter war, pflegte ſeine Studioſen zu begrüßen: Guten Morgen, Henker, Büttel, Gerichtsdiener, Richter, Staatsſecretäre, Miniſter, Kanzler! denn das Alles werden Sie machen aus ſich, je nachdem Sie Ihr Collegium hören. Meine Herren, ich denke wir ſtimmen dem alten Taubmann bei; und ſo wollen wir zu unſrer Tagesordnung übergehen.

Er ſichtete ſeine Papiere zurecht und fuhr fort: Ich habe in Erfahrung gebracht, daß in den Kupferminen am obern See Bergleute geſucht werden. Eine Geſellſchaft hier in Newyork ſchließt die Engagements ab und befördert gegen Vorauslage der Koſten an den Beſtimmungsort. Anmeldungen Murray-Street No. 218. Ich dachte an Sie, Herr Merbach.

Der Aufgeforderte antwortete langſam und unſchlüſſig: Ja — aber — in Freiberg baut man auf Silber Herr Rector. Ich weiß nicht — Kupfer oder Silber, in euern Neugroſchen läuft's auf eins hinaus, warf der Schriftſetzer dazwiſchen.

Benthal erwiederte: Ich gebe Ihnen mein Wort, Herr Merbach, ein amerikaniſcher Kohlengräber aus Pennſylvanien baut in ein paar Wochen auf alles Mögliche. Er fragt nicht: biſt du fähig? er greift zu und denkt: du wirſt fähig. Aber freilich, wenn Sie dieſe Beſcheidenheit in's Aufnahmsbureau mitbringen, ſo koſtet ſie Dollars. Man engagirt Sie nach der Höhe oder Niedrigkeit Ihres Selbſtgefühls. Entdecken Sie dann an Ort und Stelle, daß Ihre deutſche Sinnigkeit viel gewandter ſich in's Fremdartige findet, als Sie ſich zugetraut, ſo ſteigern Sie zu ſpät. Im tiefſten Hinterland, abgeſchnitten von aller Welt, ohne Reiſegeld, ſind Sie in den Händen des Geſchäfts zu jedem Preis.

Der Sachſe antwortete: Aufſchneiden kann ich nicht, aber in meinem Fach ſoll mich Keiner klein bringen.

Benthal fuhr fort: Die Reiſe nach Albany koſtet drei Dollars. Auf dem Eriekanal etwa fünf bis ſechs. Von Buffalo nach Chicago, tauſend engliſche Meilen, zahlt man nicht mehr als dreißig Dollars. Alles mit Verpflegung. Ich empfehle Ihnen, dieſe Preiſe zu merken, ſonſt

berechnet man Ihnen mehr. Auch werden Sie im Contract sich ausdrücklich Cajütenpassagier nennen lassen, sonst bringt man Ihnen die Cajüte in Abzug und verwendet Sie auf der Fahrt zu Schiffsdiensten.

Eine Stimme unterbrach diese Anweisung mit den Worten: Er mag thun was er will, betrogen wird er doch.

Benthal blickte auf und rief mit Verwunderung: Ei, Herr Sallmann, wie kommen denn Sie wieder hieher? Es war der Bäcker aus Altenburg, einer der früheren Gesprächsführer bei Moorfeld's Eintritt. Sallmann war eine stattliche Persönlichkeit. Eine wahre Bürgermeisterfigur. Alles an ihm hatte bessere Tage gesehen. Er schien ein Stück so recht aus der Mitte geschnitten eines deutschen Gemeinwesens, einer ehrbaren Häuslichkeit. Die Trümmer des gebrochenen Selbstgefühls waren kläglich anzusehen auf dieser vollen, fast herrischen Gestalt. Er saß da, in düsterer, grimmiger Resignation, und mit einer Stimme voll Bitterkeit antwortete er: Wie ich hieher komme? das will ich Ihnen sagen. Ich höre, Sie kennen das liebe Amerika; wohlan, merken Sie sich auch dieses Stückchen dazu. Ich hatte mein Metier, wie Sie wissen, mit einem kleinen Backofen in Miethe angefangen, und da mir für's Erste die Kundschaft fehlte, so trug ich auf eigenem Rücken mein Erzeugniß hausiren. Das war mir freilich nicht gesungen, als ich in Altenburg eben so die Adresse für unsern braven Moosbach herumtrug, der jetzt im Königstein faul. Aber in Gottes Namen! Keine Arbeit ist hier geschänd't und Frau und Kind wollen nachkommen so eher so besser: da greift man aus. Ich hatte mich also auf ein paar hundert Dollars gebracht, auf einmal ereignet sich's, daß ich das Capital anlegen kann im großen Styl, wie ich mein Geschäft gewohnt bin. Mein Nachbar will abreisen, und verkauft mir seine namhafte Kundschaft. Er läßt mit drei oder vier Bread-Drivers austragen, indeß ich allein mein Transportgaul bin. Wir waren des Handels bald eins. Als er das Geld hatte, machte er eine Spazierfahrt auf drei Tage, kommt zurück, sagt, er habe sich anders besonnen, und arbeite weitert in seiner Kundschaft. Mein Geld jedoch verweigert er mir mit frecher Lache. Natürlich, werde ich klagbar. Aber wie im Schlaraffenland der Dummste und Faulste König ist, so scheint das Recht hier eine Prämie des lumpigsten Lumpen. Denn was sagt die

Jury? Der Mann hat allerdings seine Verpflichtung erfüllt; er ist abgereist. Gegen seine Rückkehr stand aber nirgends eine Verwehrung in meinem Contract, dagegen könne ich denn auch nicht einschreiten. Pfui! meinem Jungen steckt' ich eine Ohrfeige, wenn er mit solchen Diebskniffen mir unter's Gesicht trät' — aber we are in a free country! So judiziren sie im Lande der Freiheit!

Diese Mittheilung des Mannes erregte unter den Uebrigen eine Art dumpfes Entsetzen, welches weit über den Antheil an dem Einzelnschicksal hinaus ging. Es war, als fühlte Jeder seine persönliche Sicherheit bedroht auf einem Boden, wo solche Gefahren möglich waren. Benthal ließ diese Regungen eines aufgeschreckten Instinctes sich aussprechen, eh' er selbst wieder das Wort nahm.

Ihr Unglück, Herr Sallmann, geht mir nah', sagte er, aber verzweifeln Sie darum am Lande der Freiheit nicht. Es ist die wahre und wirkliche Freiheit, glauben Sie, die sich im Buchstaben so leicht nicht einfangen läßt. Der Buchstabe muß auf's Bündigste und Bestimmteste gestellt sein, denn mit der Auslegung kommt schon die Willkür. So hat die Legislatur von Newyork kürzlich das Neun-Kegelspiel verboten. Gehen Sie aber auf den Broadway in Gothic-Hall, zweiten Stock, so finden Sie dort nicht weniger als fünf Kegelbahnen neben einander. Wird ein verbotenes Spiel hier gespielt? Bei Leibe nicht; die Parthie hat blos einen Kegel mehr bekommen. Man spielt ein Zehn-Kegelspiel jetzt.

Das sei wie's sei, seufzte der Bäcker, und stützte seinen Kopf in beide Hände; ruinirt bin ich doch! Adieu Weib und Kind, schlagt euch den Vater aus dem Sinn!

Benthal biß die Lippen und sah mit dem Blicke des schmerzlichen Mitleids auf den armen Verzagenden. Er schien einen Augenblick zu überlegen, dann sagte er entschlossen: Hören Sie mich an, Herr Sallmann, was mir da einfällt. Ein kurioses Mittel, aber es ist amerikanisch. Wir lassen ihr Abenteuer als Pamphlet drucken und machen den Kerl determinirt schlecht. Natürlich scherzhaft, witzig, mit der besten Miene zum bösen Spiel. In das Pamphlet wickeln Sie Ihre Semmeln und Brote, und *verschenken* sie Stück für Stück an die Kunden, die Sie gekauft haben. Geht auch der letzte Dollar dabei drauf, — meinen Kopf zum Pfande! die Kunden treten zu Ihnen

über. Wagniß und Scandal liebt der Yankee. Sind Sie auf gut amerikaniſch betrogen, ſo ſoll uns derſelbe Landesgeiſt auch zur Revanche verhalten. Man muß überall das Mittel beim Uebel ſuchen.

Der Schriftſetzer fügte hinzu: Und ich gehe beim Austragen neben Ihnen her und lache für einen halben Dollar per Tag. So haben Sie ſchon den erſten Lacher auf Ihrer Seite.

Damit war ein heiterer Ton angeſchlagen, worauf Benthal ſeine Tagesordnung fortſetzte. Herr Carrey, Inhaber der großen Kupferfabrik, Chatham-Straße No. 9, hat ſich gelegentlich der Präſidentenwahl mit einem Theil ſeiner Arbeiter entzweit, welche gegen ihn ſtimmten. Er entläßt ſie und erſetzt ſie durch neue. Ich notirte mir das für Sie, Herr Bertling.

Eine Stimme in thüringer Mundart antwortete: ne, ich hab's verred't. Die Kerls verdienen keinen Deutſchen. Wenn mein Vorſpann aus Deutſchland eintrifft, eröffne ich mein eignes Geſchäft.

Sie warten aber ſchon lange auf dieſen Vorſpann, bemerkte der Frankfurter Gärtner; und wer ſich inzwiſchen ein Thalerchen verdiente, wie? 's wär' beſſer als in Finger geſchnitten; nichts für ungut.

Iſt's meine Schuld, fragte der Kupferſchmied, daß es bei Ludlow in Brooklyn nur drei Tage dauerte? Was ein gelernter Meiſter iſt und ſoll ſich unter das Volk ſtellen — Menſchen von neunerlei Handwerk, die alle Sättel reiten, kein Teufel weiß, was für einen Profeſſioniſten man eigentlich vor ſich hat bei ſo Yankee, ein wahrer Rattenkönig von Handwerken, — probiren Sie das, meine Herren: lieber Fuchsprellen, werden Sie ſagen. Wie ſie die Branntweinblaſen hier machen, iſt die Conſtruction ſo, daß man die einzelnen Theile nicht auseinanderlegen und reinigen kann; nothwendig wird dabei das Product unreinen Geſchmacks, und der Deſtilateur hat noch eine zweite Arbeit mit'm Abziehen. An ſo einer Blaſe bekam ich mein erſtes Stück; da dacht' ich bollab! jetzt zeigſt du den Meiſter, und ſchlage die Sache vor nach deiner Art, nämlich mit den Schwarz'ſchen Apparaten. Was meinen Sie daß ich Dank dafür hatte? Ausgegrunzt wurd' ich noch. Eingeſtanden, daß mein Engliſch nicht fix war und meine Zeichnung nicht eben correct; was ſchadet's? ein Deutſcher merkt doch auf und faßt, was man ihm beibringt. Aber dieſe lang-

beinigen Rothhaare ſind wie ungeleckte Bären. Da iſt kein Sinn und Begriff drin. Was hilft der Kuh die Muskate? heißt's da. Wir ſchrieen uns die Ohren taub wie bei'm babyloniſchen Thurm und fuhren uns vor den Augen herum wie in der ägyptiſchen Finſterniß; ſie ſpuckten mir ihre Tabaksknülle ein paar tauſendmal vor die Füße, das war all ihre Kunſt. Garſtig becomplimentirten wir uns aus einander.

Danken Sie Gott, rief Benthal, Sie haben ſich ein Capital gerettet. Wie in aller Welt wandelt Sie die Großmuth an, Herr Bertling, daß Sie den Schwarz'ſchen Brennapparat ſo ohne Weiters zum Beſten geben? Werden Sie nicht ſelbſt Ihr Hauptgeſchäft damit machen, wenn Ihr Vorſpann, wie Sie ſagen, anlangt? O Deutſchland, wann wirſt du aufhören, die Welt auszuſtatten, und anfangen, an dich ſelbſt zu denken! Anſtatt die eigenen Kunſtgriffe für ſich zu behalten und fremde dazu zu lernen, machen Sie's umgekehrt; den Schwarz'ſchen Apparat geben Sie hintan und tauſchen nichts ein dafür von der hieſigen Technik. Herrn Ludlow auf Brooklyn kenne ich nicht, wie ich mir überhaupt in drei Tagen nichts Amerikaniſches kennen zu lernen getraue, aber laſſen Sie die Fabrik Carrey ja nicht ungeſehen als Fachmann. Sehen Sie ſich die großen Arbeiten für die ſüdlichen Zuckerſiedereien an, das kommt uns in Deutſchland doch nicht vor. Was ſag' ich? Betrachten Sie den nächſt beſten amerikaniſchen Nagel! Er hat an ſeinen vier Ecken feine ſcharfe Widerhacken, die ihn unausreißbar mit dem Holze verbinden, iſt auch gegoſſen, nicht geſchmiedet. Ich wollte, es läge auf allen deutſchen Agenturen nur ein einziger ſolcher Nagel auf, daß wir bis in's Kleinſte ein Bild davon bekämen, wie verſchieden von uns hier fabricirt wird. Mancher deutſche Profeſſioniſt wäre dann weniger raſch, auf ſeine Profeſſion auszuwandern.

Der Rector magnificus hat Recht, ſagt ein Berliner Maſchinenbauer; ich kam herüber in der Meinung, wenigſtens Werkführer oder Factor zu werden mit meinen Kenntniſſen. Es iſt mir auch nicht bange, daß ich's in einigen Jahren bin, für den Anfang aber muß ich froh ſein, auf halben Sold einen halben Lehrling zu machen. Es ſind ganz andere Conſtructionen hier. Es iſt ein Unterſchied, wie Feuerſteinſchloß und Percuſſionsſchloß; jedes Stift wird hier anders gehandhabt.

Und manches Metier kommt gar nicht an, setzte ein Hanauer Goldarbeiter hinzu. Ich fragte um Arbeit herum. — Sind Sie ein Uhrmacher? hieß es überall. Ich bitt' Einen: Goldarbeiter und Uhrmacher! Ob im Schmuckfache gar nicht gearbeitet wird? fragt' ich weiter. — Wenig, das kommt von Paris und London. Vergebens verdolmetsche ich den Leuten, daß wir Hanauer es nach Paris und London schicken, — wer glaubt es Einem? Und so arbeite ich jetzt auf Probe in einem Geschäft, — um's Wasser! rief der Hanauer mit Zorn und Mißmuth.

So verhält es sich, sagte Benthal, nur Eines verschweigen Sie, meine Herren. Eine rasche Kenntniß des Englischen, eine rasche Umwandlung in die Nationalformen des „sham" würde Sie als Maschinenbauer wie als Schmuckarbeiter ganz anders accreditiren. Sie müßten kein deutsches Wort mehr hören. Indeß rechte ich freilich nicht mit Ihrem vaterländischen Gemüthe, wenn es sich auch „beim Wasser" noch wohler befindet in — Kleindeutschland!

Der Sprecher hielt sich einen Augenblick lang über seinen Papieren auf, um diese Worte gehörig nachwirken zu lassen. Das betroffene Schweigen der beiden Vorredner bewies auch, daß er diesen Zweck, momentan mindestens, erreichte.

Hierauf fuhr er fort: Für Sie, Herr Poll, habe ich die Nachricht, daß in einer Apotheke auf dem Bowery eine Stelle offen ist. Sie trägt freilich nur fünf Dollar monatlich bei freiem Board; aber wie Ihnen die Verhältnisse bekannt sind —

Der Angeredete — ein munterer Lockenkopf in den letzten Faden eines studentischen Sammtrocks — rief mit erschreckener Stimme: Bei freiem Board? wie schade! Pardon, Herr Rector magnificus, aber auf eine Condition mit Beköstigung muß ich verzichten. Ich habe keinen Magen für dieses nasse glitschige Brod, für dieses ewige Schweinefleisch, für diese trocknen, ausgekochten Braten, für diese Talg- und Thran-Meere von öligen Saucen, für diese schlechten Gemüse, für diese alten Hülsenfrüchte, für diese Fuder von Pfeffer, Salz und Gewürzen, die ein Aufputz sein sollen für Alles, aber blos Gaumen, Zunge und Zahnfleisch zerfressen, für dieses abscheuliche Tischgetränk von gewärmtem und gewässertem Brandy, für diese —

Es ist wahr, unterbrach ihn Benthal, man muß sich die hiesige

Küche erſt anerziehen. Ich z. B. aß nur einmal in der Woche amerikaniſch, dann zweimal, dreimal, u. ſ. f. bis ich mich vom grünen Baum entwöhnt hatte. Man fällt auf Liſten, wie Demoſthenes, vorausgeſetzt, man hat auch von ſeinem Willensernſte Etwas.

Der Lockige antwortete mit einer Art komiſcher Tragik: Gewiſſe Dinge liegen außer unſrer Selbſtbeſtimmung, Herr Rector. Deutſch zu hungern, wird mir leichter, als amerikaniſch zu eſſen. Auf Ehre!

Benthal zuckte die Achſeln und ſagte: Zufällig habe ich noch etwas an der Hand für Sie. Es kam mir ein Brief zu Geſichte, ein deutſcher Arzt in einer Shaker-Gemeinde bei Pittsburg freut ſich darin über den Aufſchwung ſeiner Praxis, und da er bisher die Arzeneien größtentheils ſelbſt bereitete, wie es bei Aerzten kleiner Landſtädte hier Brauch iſt, ſo würde er dieſes Geſchäft jetzt gerne einem Collaborator überlaſſen. Notabene, er wünſchte ausdrücklich einen Deutſchen dafür. Vielleicht führt er denn auch noch deutſche Küche. Genug, ich notirte mir's gleichfalls für Sie, Herr Poll.

Dankſchuldigſt anerkannt! erwiederte der Gelockte, aber mit einem langen Geſichte und bedächtigem Griff in ſeine Rocktaſche, fragte er gedehnt: Bei Pittsburg, Herr Rector, ſagten Sie ſo?

In der Gegend von Pittsburg, ja!

Der Apotheker hatte eine Druckſchrift aus der zerriſſenen Rocktaſche zu Tage gewickelt und ſchlug jetzt mit der Hand, daß es klatſchte, in das entfaltete Papier. Richtig! Pittsburg, im Mai, da ſteht es! oh ich Schlemihl! rief er beſtürzt.

Alles blickte auf ihn und ſeine Papiere, umdrängte ihn und forſchte.

Das iſt ja im Narrenland! dieſes Pittsburg, brach Poll mit erhobener Stimme los. Und die Gruppe voll geſpannter, neugieriger Geſichter anredend, fuhr er fort: Stellen Sie ſich vor, meine Herren, ich promenire heute am Nordfluß, weiß Gott woran ich dachte, da kommt ein Bengel mit einem Austräger-Portefeuille auf mich zu, und ſchenkt mir dieſes Tractätlein. Man kennt die Waare, die ſich Einem ſo auf den Straßen an den Hals wirft; indeß, ich denke: du übſt dich im Engliſchen, und müßig wie ich bin, las ich den bedruckten Lumpen. Aber da hört doch Alles auf. Ich überſetze nicht ſo fließend, Sie bemühen ſich wohl, Herr Rector!

Benthal empfing das Blatt, überflog die erste Seite und fragte gleichgiltig: Hm! der Verein will das neue Jerusalem aufbauen und beschreibt den Tempel wie eine Art Blockhaus. Was weiter?

Die zweite Seite, wenn ich bitten darf, wo er das Costüm der Gläubigen vorschreibt.

Benthal wendete um und las vom Blatte weg deutsch:

Das Kleid, welches vollkommen dem Innern des heiligen Menschen und seiner reinsten Umgebung entspricht, soll beschaffen sein, wie folgt: die Hosen dürfen nicht zu weit und nicht zu eng sein, — die Unterhosen verbinde man so mit den Hosen, daß sie frei darin hängen und mit denselben angezogen werden. Jeder wählt sich die Farbe seiner Kleidung nach der Art des Schmutzes seiner Arbeit; zu den Zeiten aber, wo man keine schmutzende Beschäftigung hat, soll man tragen Hosen von glänzendem Hellgelb, einen schneeweißen Rock und einen glänzend gelben oder goldenen Gürtel. Ein goldener Hut, von glänzend hellgelber Farbe ist der beste. Er soll da, wo er am Kopfe anliegt, kleine Luftlöcher haben, welche durch lose Einfassung mit den edelsten Perlen und Steinen, so edel als man sie kaufen kann, verdeckt werden sollen. Die weiblichen Personen, welche von Natur lange Haupthaare tragen, sollen diese zu dem einzig richtigen Zwecke derselben, ihren Hals damit zu erwärmen, benützen, und sie auf passende Weise gebunden, um den Hals herumwinden. Die männlichen Personen, denen zur Beihilfe ihrer kürzeren Haupthaare auch Bärte gegeben sind, sollen diese nicht hinwegrasiren, denn der Bart ist ein Haupttheil des männlichen Körpers nach Gottes allmächtigem Willen, und durch wiederholtes Abrasiren desselben verwachsen die Wurzeln dermaßen, daß sie das Gesicht sehr verderben, und es kann auch das Abschneiden des Bartes nur von sehr naturwidrigen Folgen sein. Die im Amte stehenden Lehrer nnd Aeltesten des Volks sollen auf weißen Pferden reiten, denn die Pflichten ihres Amtes machen sie zur unmittelbarsten Umsicht im hellen Geiste aller Erkenntnisse verbindlich; weßhalb sich dieses Amt hiebei auch durch die Helle äußern muß. Die Richter sollen auf Pferden von lebhafter braunrother Farbe reiten; denn aus ihrem Amte soll der Eifer einer feurigen Energie sprechen. Die Kassenverwalter sollen auf schwarzen Pferden reiten, so wie die unmittelbarste Aeußerung ihres Amtes sich mit den Bedürfnissen be-

schäftigt, welche gleich einer Schattenseite des Lebens sich verändern und verschwinden. — Die Bewohner unsrer heiligen Stadt mögen nicht heirathen; denn welcher edle Christ wird bezweifeln', daß Gott vermag, dem Abraham Kinder aus Steinen zu erwecken."

Hier legte Benthal die Flugschrift lächelnd aus der Hand, und das schallende Gelächter der ganzen Gaststube begleitete ihren Abgang. — Sie haben gut lachen, meine Herren, sagte Poll, selbst lachend, aber ich armer Schächer! Dort riskire ich den Magen und hier das Gehirn. Adieu, — „Pittsburg im Mai!" Sie sehen, Herr Rector, ich muß leider noch einmal verzichten.

O schade! hieß es, ich möcht' ihn sehen im gelblakirten Hut —

Und im schneeweißen Rock —

Und wie er Kinder aus Stainchen zieht, sagte der Frankfurter Gärtner.

Das Gelächter fing von Neuem an.

Machen wir all unsre Tollhäuser auf, rief der Bäcker aus Altenburg; wenn in Amerika die Narren frei herum laufen, warum sperrt man sie ein in Europa?

Meine Herren, sagte Benthal, es ist uns Deutschen mit Recht eine Erquickung, daß wir an solchen Zerrbildern unsre eigne Kultur fühlen lernen. Dieser plumpe Prophet hier will geistige Tendenzen verfolgen und verwickelt sich dabei in Unter- und Oberhosen! Das ist echt amerikanisch. Freilich ist er zugleich auch praktisch wie ein Amerikaner. Was z. B. das Hängen-lassen der Unter- in den Oberhosen betrifft, so steht wohl Niemand unter uns, der als Lehrling oder Geselle in ungeheizten Kammern schlief und dieses Dogma nicht am Abend befolgt hätte zur großen Förderniß seiner Morgentoilette. Hierin sind wir wohl naturwüchsige Gläubige des neuen Jerusalems. Auch die Wahl unsrer Farben zu Gunsten der schmutzenden Berufsarbeiten, wie er sagt, ist, wenn nicht appetitlich, doch nützlich erinnert. Dabei läßt sich zugleich einsehen, warum unsere Bösewichter von Präsidenten, unsre Kieselherzen von Financiers, kurz das ganze feine, also lasterhafte Europa mit Vorliebe Schwarz trägt. Es ist die officielle Farbe des neuen Jerusalems für sehr schmutzige Beschäftigungen.

Ein donnerndes Bravo der Auswanderer krönte diesen radicalen Scherz.

Benthal fuhr fort: Gemach, meine Herren! Fremde Narrheit belachen iſt der Zucker des Lebens, heilſame Nutzanwendung davon das Salz. Was wollen Sie? dieſer Prophet da, wie Sie ſehen, hat ganz gute Verſtandesmaximen; komiſch wird er nur dadurch, daß er den Verſtand in die falſche Beleuchtung der Religioſität ſtellt. Aber macht es der deutſche Rationalismus anders? Den gemeinen Verſtand ſchiebt er an die Stelle der alten wunderthätigen Heiligthümer, und iſt ſo naiv, die alte religiöſe Begeiſterung für denſelben in Anſpruch zu nehmen. Und nun das Bart-Dogma! Iſt es nicht eine von den acht Seligkeiten des „Vater Jahn“ und haben wir — wenigſtens bis zur Juli-Revolution, — „Vater Jahn“ nicht mit Andacht ſeine Borſten-Religion predigen laſſen? Ach, meine Herren, die Narrenlinie iſt gleich der Linie des Aequators, ſie läuft um die ganze Erde herum. Daß alſo ein Geſcheidter in Kleindeutſchland verhungern ſoll, weil um Pittsburg herum Narren ſitzen, das ſcheint mir eine Logik, die vielmehr eine Verwandtſchaft als einen Gegenſatz mit den Pittsburgern beurkunden dürfte.

Bei dieſer Pointe hatte der Lockige ſeinerſeits eine kleine, freundſchaftliche Lache zu beſtehen; aber die Zärtlichkeit für ſein Gehirn war damit niedergeſchlagen. Er zauderte nun nicht mehr, das Offert anzunehmen. Die Geſellſchaft unterhielt ſich noch eine Weile damit, ihn als Mitglied des neuen Jeruſalems zu parodiren, während Benthal den ernſteren Wink anbrachte, ſeiner Landsleute zu gedenken, wenn er ſelbſt reüſſirte, — was die Spötter doch auch wieder gerne hörten.

Benthal fuhr hierauf in ſeinen Mittheilungen fort: Die hieſigen Verhältniſſe des Tuchmachergewerks — iſt Herr Sorau nicht hier? — leider! er verſäumt nichts; ſeine Profeſſion iſt gleich Null hier: das gröbſte Fabrikat ausgenommen, iſt Alles Import.

Er glaubte ſich auf die Teppichweberei einzuſchießen, ſagte der Bäcker Sallmann, den Abweſenden vertretend; wir hörten zu Hauſe, daß der Teppich hier allgemeine Mode ſei, — bis in die Bauernhütte herab.

Benthal antwortete: Das hat ſeine Richtigkeit, wie wir ſehen; nur webt ſich der Farmer von ſelbſterzeugter Wolle ſeine Hausteppiche ſelbſt in den müßigen Wintertagen. Was aber die feinere ſtädtiſche Waare betrifft, ſo engagirt man an den großen powerlooms oder Dampf-

webstühlen ausschließlich Leute vom Fach, die gut eingearbeitet sind, nicht Praktikanten. Ueberdies versteht Herr Sorau kein Wort englisch. Sagen Sie ihm also, es ist ein Glücksspiel wie Pharao, wenn er länger auf Verdienst in seinem Metier wartet.

Was soll er machen? fragte Sallmann achselzuckend.

Cigarren, antwortete Benthal hingeworfen.

Damit sind wir abgefahren, rief augenblicklich eine gute Anzahl von Stimmen.

Ich will Ihnen auch erzählen wie es zuging, antwortete Benthal. Sie nahmen die nächstbeste Zeitung zur Hand, und suchten und fanden darin Annoncen, nach welchen, wie es hieß, „unter den solidesten Bedingungen“ Lehrlinge angenommen wurden. Ist es so?

Ja! ja!

Die Bedingungen waren: vier Wochen Lehrzeit und zehn bis sechzehn Dollar Lehrgeld bei eigener Beköstigung. Waren das Ihre Bedingungen?

Ja! ja!

Sie gingen auf dieselben ein. Nach der ersten Woche waren Sie fähig, die ordinärste Penny-Cigarre zu fertigen. Dabei blieb's aber auch die drei folgenden Wochen. Ihr sogenannter Meister verharrte bei der Penny-Sorte. Sie aber kannten als Neulinge weder den geringen Tabak, noch den geringen Preis, Sie kannten die schlechte Rentabilität dieser Sorte nicht, wußten also auch nicht, was das ganze Manövre mit Ihnen zu bedeuten hatte. Es bedeutete aber dieses: Ihr sogenannter Meister hatte auf drei Wochen einen Arbeiter, den er nicht bezahlte, von dem er umgekehrt bezahlt wurde. Als Sie dann selbständig zu arbeiten anfingen, merkten Sie erst, auf welch' geringer Stufe Ihrer Ausbildung Sie standen. Die Penny-Sorte hatte zwar Ihrem sogenannten Meister rentirt, der ja Lohn sparte nnd Lohn empfing; Sie dagegen verdienten nicht das Salz dabei. Für die feinere Arbeit, die besser bezahlt wird, hätten Sie einer neuen Lehrzeit bedurft. Dazu fehlte aber jetzt: Muth, Geduld, Geld! So gaben Sie das Cigarrenmachen auf. Ist es so?

Ja! ja! war die einstimmige Antwort der Obigen.

Benthal fuhr fort: Ich habe mich speciell über diese Verhältnisse belehren lassen, weil ich annehmen muß, daß Viele von Ihnen davon

fortwährend werden Gebrauch machen wollen. Ich bedauere nur, daß Sie die Beute von Betrügern geworden sind, eh' ich das Vergnügen hatte, Sie zu besuchen. Die Richtschnur sich vor zukünftigem Schaden zu bewahren ist im Wesentlichen diese: der Lehrling accordirt ein Lehrgeld von zehn Dollar auf unbestimmte Zeit, d. h. bis er die Fabrikation sämmtlicher Cigarren-Sorten gut und tüchtig gelernt hat. Zugleich läßt er sich jedes selbstgefertigte, brauchbare Stück Cigarre bezahlen, und zwar zu dem üblichen Preis. Das ist das einzig reelle Verfahren. Meister, welche andere Bedingungen stellen, sind Schwindler; Sie finden aber auch auf diese noch der Ehrlichen genug. Ich notirte mir eine Reihe derselben zu Ihrem beliebigen Gebrauch.

Benthal gab eine Anzahl von Zetteln hintan zur großen Befriedigung Vieler, welche mit Eifer darnach griffen. Nur hin und wieder sah man eine Hand unschlüssig zucken — unschlüssig zwischen dem Drange der Noth und einem sehr bemerkbaren bürgerlichen Meisterstolz, der noch schnell zu überrechnen schien, ob seine Kasse vorhalten würde, auch ohne dieses dargebotene Auskunftsmittel. Hin und wieder hörte man aber auch den halb unterdrückten Seufzer eines Armen, der traurig die vertheilten Adressen an sich vorübergehen ließ, weil seine Umstände bereits so schlimm waren, daß sie ihm einen Aufwand von zehn Dollar Lehrgeld nicht mehr erlaubten. Personen dieser beiden Farben waren es, welche den Rector jetzt mit Fragen anlagen, was ihm Entscheidendes über ihre betreffenden Berufszweige etwa bekannt geworden. Benthal beschied sie so gut er's vermochte, ermangelnden Falls machte er sich Noten und versprach möglichste Auskunft für das Nächstemal. Daneben gab es aber auch welche, die sich selbst weder in diese noch in jene der bezeichneten Schicksalskategorien zu rangiren wußten, und offenbar noch keinerlei Mittel zwischen sich und der neuen Welt gefunden hatten. So z. B. gestand der Schneider aus Würtemberg unverhohlen, daß er sich in totaler Confusion über sein Geschäft befinde. Agenten, Briefe von Auswanderern, kurz Alles hätte zu Hause übereingestimmt, nichts sei sicherer und lohnender hier als die Schneiderei. Nun laufe er aber schon wochenlang ohne einen Stich in Newyork herum. Auch Landsleute am Hafen hätten ihm jede Hoffnung —

Nichts von den Landsleuten am Hafen! fiel Benthal lebhaft dazwischen, die Race kennen wir!! Das sind aller Welt Landsleute.

Schotte, Holländer, Deutscher, Franzose, — jeder ist ihr Bruder, jeden dutzen sie in seiner Muttersprache und verderben ihn ohne eine Spur von Gewissen. Wer ihnen traut, hat immer den schlechtesten Stand hier, sein Gewerbe ist immer das elendeste, es sei was es sei. Bis auf die letzte Ader saugen sie ihm den Muth aus der Seele und füllen sie dafür mit Whisky-Begeisterung und Arac-Moral. Sie schleppen ihn von Schenke zu Schenke, halten ihn frei, vermitteln ihm Alles und Jedes, lassen ihm keinen selbständigen Schritt zu, nur durch ihre Brille darf der „Landsmann" die neue Welt sehen. Endlich haben sie ihn für jeden Preis, schleppen den „glücklich Placirten" in seine Sclaverei, und wenn es je möglich ist, einen Menschen lebendigen Leibs zu viertheilen, so ist ein solches Opfer geviertheilt. Ein Viertel bekommt der Zubringer, ein Viertel der Herbergswirth, ein Viertel der Arbeitgeber und nur das letzte Viertel seines Verdienstes er, der Arbeiter selbst. Davon mag er vegetiren bis ihm der letzte gesunde Tropfen ausgepreßt ist, bis er hingeht, Lump mit den Lumpen, und den neuen Landsmann verdirbt, wie er selbst verderbt wurde. Wahrlich, vergebens jubelt der arme Auswanderer, der Pest und dem Ekel des Zwischendecks zu entfliehen: so wie er den Fuß an's Land setzt, verwandelt sich ihm das Schiffsungeziefer in Loafer's, Runner's und Rowdie's, und Fleisch und das Mark in den Knochen verschwindet unter den Freßzangen dieser Brut. Ich beschwöre Sie, meine Herren, würdigen Sie diese Hafen-Landsmannschaft Ihres Umganges nicht! Von dem Augenblicke an, als ich das Treiben dort kennen lernte, hielt ich es für meine heilige Pflicht, mein Glas Bier in Ihrer Mitte zu trinken, um das Wenige aber mindestens Wahre und Wohlgemeinte Ihnen mitzutheilen, was meine Zeit mir von hiesiger Ortskunde einzusammeln erlaubt.

Eine Stimme rief aus der Mitte der Uebrigen: Ist stets dankbar anerkannt worden, Herr Rector, und wir Alle wünschen, Sie machten uns endlich die Freude, und ließen sich eine regelmäßige Gratification für Ihre Bemühungen gefallen. Es wäre nicht mehr als in der Ordnung.

Benthal antwortete hurtig: Ich bitte das ruhen zu lassen, ich habe es eben so oft gewünscht. Sie wissen, daß ich kein Verdienst daraus mache, im grünen Baum einzukehren und mich mit Ihnen zu

unterhalten, ob von Wind und Wetter oder von Geschäften: 's ist immer Zeitvertreib. Das müßte noch ganz andere Maßstäbe annehmen, wenn es des Lohnes werth sein sollte. Ein Berichterstatter müßte seinen Beruf daraus machen, — was sag' ich, Einer? Ein ganzes Comité wäre nicht zu viel. Wahrscheinlich erleben wir auch die Gründung eines solchen; es müssen erst ein paar tausend unsers Volks zu Grunde gehen in den Händen der Hafenauskünftler. Das ist auch in der Ordnung! — Und abspringend von dem patriotischen Sarkasmus fuhr er fort: Ihr Gewerbe, Herr Eckerlein, hat goldenen Boden in Newyork, seien Sie ganz ruhig darüber. Die Sache ist einfach die: Sie haben die sogenannte „gute Zeit" ungefähr um Ostern herum auf der See zugebracht; nicht wahr? Herbst und Frühling ist aber auch hier die gute Zeit für die Schneider, und Winter und Sommer die schlechte. Indeß ist auch die schlechte keineswegs brodlos in Newyork. Es floriren da die sogenannten South-Shops, die großen Kleiderfabriken, welche ganze Schiffsladungen ihrer Waare nach dem Süden absetzen. Sie können denken, wie für die Schafhirten Virginiens, oder für die Neger der Reis- und Zuckerplantagen genäht wird. So bekommen Sie denn auch für ein Beinkleid fünfundzwanzig Cent, eine Näherin gar nur achtzehn, während in der eleganten Newyorker Season der Lohn ein, sogar anderthalb Dollar ist. Dieses Lohnersparniß macht natürlich den enormen Vortheil der South-Shops aus, während der Schneider selbst doch auch wieder Vortheil davon hat: den Vortheil einer stets offenen Versorgungsanstalt in seinen schlimmsten Tagen. Ich rathe Ihnen also, Herr Eckerlein, nehmen Sie bis zum Herbst mit so einem Shout-Shop verlieb.

Der Würtemberger antwortete: Ei, Herr Rector, ich frug schon herum bei Einigen, aber man schlug mir überall fixes Engagement vor, und da bat ich mir doch Bedenkzeit aus.

Benthal lächelte: Die Rackers! wie sie nur ein deutsches Gesicht sehen, versuchen sie gleich die Prellerei. Fixes Engagement in einem Shouth-Shop! Ein theures Linsengericht in einer hungrigen Stunde! Ueberhaupt, meine Herren, betrachten Sie das so ziemlich als Regel: wer Ihnen gar zu prompt festen Contract anbietet, der speculirt auf Ihre Landesunkenntniß, auf Ihre augenblickliche Noth, und will Sie zum weißen Sclaven machen. Nein, Herr Eckerlein, nichts von solchen

Engagements! Fahren Sie nur fort in den Shout-Shops Arbeit zu suchen; aber lassen Sie sich merken, daß Sie die Verhältnisse kennen, daß Sie noch Subsistenzmittel haben, ziehen Sie ein patentes Röckchen an, auch wenn's geborgt wäre, — und man wird Sie gerne annehmen, ohne daß Sie dem Teufel für die magre Season Ihre fette verschreiben. Probiren Sie's nur so.

Mir scheint, ich bin in dem gleichen Falle mit Herrn Eckerlein, hörte man die schwere Stimme eines Westphalen, die zu der schwäbischen Mundart des Würtembergers so markig contrastirte, daß Alles fast erschrocken aufblickte.

Sie sind? fragte Benthal.

In Deutschland war ich Tapezierer, antwortete der Westphale, was ich hier bin weiß Gott, ich nicht. Mein Bruder, der als Zimmermaler im bischöflichen Schlosse zu Münster Brod hatte, wurde abgedankt, weil er sich die Protestantin nicht ausreden ließ, da man ihm ein katholisch' Küchenmädchen zugedacht hatte. Indem er sich nun wegen der Auswanderung erkundigte, hieß es einstimmig: für Zimmermaler wär's nichts, man hätte nur Tapeten drüben. Hollah, dacht' ich, denn ich stand schon zuvor sprungfertig, der Eimer, der nicht Wasser hält, mißt doch Haser; das ist eine Hacke auf deinen Stiel. Ich geh' also voraus auf meine Profession, da sie die bessere ist, und sollte mich umthun, wie der zu Hause nachzubugsiren wäre: aber was sind' ich? wollte Gott, ich säh' selbst wieder die Lippe fließen, statt North- und East-River! Die Tapezierer, oder wie man's hier heißt, die Paperhangers, haben nur drei Monat' im Jahr: April, Mai, Juni; — das war just die Zeit meiner Ueberfahrt. Ich mußte also frischweg neun Monate warten — Bagatell! in neun Monaten wird sonst zwei aus eins; ich aber wurde Null. Daß dich der Schwed! dacht' ich, sollte denn die Papierleimerei das ganze Geschäft hier sein? Matratzen haben Sie doch! So frag' ich nach Polstererarbeit. Die macht der Möbelschreiner, hieß es. Auch nicht übel! Ich geh' nun zum Möbelschreiner. Ob ich anstreichen und malen könnte! Mich trifft der Donner! Anstreichen und malen! ich mal' euch was! Am Ende fragt das Beest, ob der Tapezierer ein Glockengießer ist! Aber so geht's hier; Herr Bertling hat Recht, wahre Rattenkönige von Handwerk findet man hier. Das eine Fach ist oft auseinandergeschlagen, daß man die Scherben in

'zehnerlei andern Branchen suchen muß, und umgekehrt mengseln sie Handwerker zusammen — es ist toll! Ich möcht' hier in keiner Bataille blessirt werden: ein Dankee-Chirurg ist im Stande und setzt mir den Fußknöchel in's Schulterblatt.

Geht mir's anders? hub ein Glaser an; aber Benthal unterbrach ihn: Mit Erlaubniß, Herr Thalhofer ist nicht zu Ende.

Der Westphale fuhr fort: Was meinen Sie nun, Herr Rector, soll ich meinen letzten Penny in die Cigarrenmacher-Schule tragen?

. Ist es der letzte? fragte Benthal.

Der allerletzte; und wenn der deutsche Kaiser sein Pöstchen einforderte —

Das sind freilich keine Umstände für einen Lehrcursus, erwiederte Benthal; mit Schulden anzufangen ist überall verdrießlich, doppelt in Auswandererslage, wo vielmehr stets ein paar Dollar Reisegeld übrig sein sollten für den Fall eines Unterkommens im Innern. Ich will Ihnen dieses sagen: In Williamsburg weiß ich zwei deutsche Doctoren, welche Pappschachteln machen; ihr Absatz ist bereits so gut, daß auch ein Dritter Arbeit fände. Fahren Sie einmal hinüber.

Der Tapezierer sagte bedenklich: Aber, Herr Rector, werden sich die Doctoren einen simplen Handwerksmann auch gefallen lassen?

Benthal schrieb ihm die Adresse auf und hielt den Einwand kaum der Mühe werth, mit Gemurmel darauf zu antworten: Ich hoffe, die Herren haben begriffen, daß sie in Newyork sind, und nicht in Schilda; — worauf er sogleich fortfuhr: Was wollten Sie sagen, Herr Loßbert?

Der Glaser antwortete: Neues gar nichts, Herr Rector, gar nichts. Ich bin eben dran, wie wir Deutsche alle. Der Goldarbeiter soll Uhrmacher sein, der Tuchmacher Teppichdampfweber, der Tapezierer Möbelschreiner, der Möbelschreiner Anstreicher — nur was der Glaser hier sein soll, konnt' ich noch nicht loskriegen. Aber daß er nichts ist, so viel weiß ich bereits. Auch ich tappe im Finstern herum nach einem Zipfel meines Handwerks und kann ihn nirgends erwischen.

Suchen Sie ihn beim Bautischler, antwortete Benthal.

Aber wenn auch dem Bautischler Arbeit fehlt? fragte der pfälzische Schreiner.

So hat sie der Zimmermann, war Benthal's Antwort.

Und wenn der Zimmermann feiert? erhob sich ein tiefbrauner Kopf mit dem länglich-scharfen Profil des Oberfranken.

Was! der Zimmermann feiert? rief Benthal; hier, wo jede Sommerstunde ein Haus ausbrütet, jeder Tag der Geburtstag einer Straße ist? Nicht möglich!

Dann lüg' ich, sagte der Franke kurz.

Benthal hielt einen Augenblick inne, hierauf erwiederte er: Sie mögen Recht haben. Newyork liegt an der Front von Amerika, es hat den stärksten Anprall der Einwanderung auszuhalten. Ich gebe die Localconcurrenz zu. Aber, ist Newyork die Union? Wo bleibt das weltgroße Hinterland? Gibt's nicht für tausende von Ackern Jahr aus Jahr ein Fenzen zu machen, ist Pennsylvanien nicht bedeckt mit Sägemühlen, die Alles beschäftigen, was seine Holzart führt?

Reisegeld! rief der Zimmermann, und das Wort traf in seiner baaren Bestimmtheit so schlagend die einfache Situation vieler Andern, daß man es augenblicklich nachhallen hörte: Reisegeld! ja, Reisegeld!

Reisegeld ist immer zu haben, antwortete Benthal; wer es so entschieden sucht, wie ich es hier äußern höre, der findet es am Hafenkrahn, bei den Eisenbahnen, beim Canalgraben, im Arsenal auf Brooklyn, mit der Handkarre, mit der Schaufel — wo und wie Sie wollen! Ich wüßte keine Sorte öffentlicher Arbeiten, welche nicht Taglöhner beschäftigte, so viel sich deren melden.

Das Wort Taglöhner machte einen aufregenden Eindruck auf die deutschen Handwerker. Einige fuhren wild durch einander, Andere scharrten mit den Füßen, Manche schrieen laut auf und schickten sich zum Weinen an bei der Nennung eines Wortes, das ohne alle Illusion eine desperate Lage bezeichnete. Ein Schmerzensausruf nach Deutschland erscholl, und Einer nahm dem Andern das Wort der Rückkehr vom Munde.

Benthal ließ all diese Aeußerungen eine Zeitlang ruhig gewähren, dann ergriff er wieder das Wort und sagte, als ob es nichts Besonderes wäre: Was die Rückkehr nach Deutschland betrifft, so habe ich eine Notiz darüber, welche von den Schiffsrhedern, wie es scheint, in tiefstes Dunkel gehüllt wird, denn es wäre sonst befremdend, daß sie nicht allgemeiner benutzt wird. Es besteht nämlich ein Gesetz, welches jeden Schiffseigenthümer verpflichtet, den Auswanderer, der binnen

Jahr und Tag keinen Erwerb hier gefunden, an den Hafenplatz, von dem er gekommen, wieder zurückzuführen, und zwar unentgeltlich. Diejenigen nun, welche im äußersten Falle —

Hier wurden die Worte des Sprechers unhörbar, denn die ganze Versammlung war wie elektrisirt bei dieser Mittheilung. Alles sprang von den Stühlen auf, als sollte es stehenden Fußes nach Deutschland zurückgehen. Der Zustand jedes Einzelnen schien mit Einemmale kopfüber gestürzt, jede Sachlage in ihr Gegentheil verwandelt, jeder gefaßte Entschluß unhaltbar, und nur der eine Gedanke lebensfähig: Rückkehr nach Deutschland. Wie ein ausfliegender Bienenschwarm entstand plötzlich eine äußerst lebhafte, ja tumultuarische Debatte in der Gaststube, und ihr Inhalt war — wenn in dem allgemeinen Durcheinander überhaupt sich ein Inhalt verfolgen ließ — daß Jeder dem Andern zu beweisen suchte, sein Erwerb sei unzulänglich, war es nie anders, und werde es nie anders sein; kurz, er sei im vollsten Rechte, jenes Gesetz zu seinen Gunsten in Anspruch zu nehmen. Dazwischen wurde mit glühenden Farben das Leben in Deutschland geschildert, es stellte sich sonnenklar heraus, daß man zu Hause das Beste verlassen und das Schlimmste dafür eingetauscht, man könne nicht schnell genug den Fehler gut machen; ja, die hitzigsten Köpfe ließen sogar den Vorwurf hören, daß Benthal diese Nachricht all' seinen übrigen nicht gleich vorausgeschickt, sie sei ja mehr werth, als das ganze Amerika.

Benthal versuchte ein paar Mal zu Worte zu kommen, aber vergebens: er wurde der Aufregung nicht mächtig. Mit schwülem Aufathmen griff er sich an die Stirne, that einen Zug aus seinem Glase, und sah über das ordnungslose Element dahin, mit einem Blicke, der halb dem verachtenden, halb dem erbarmenden Mitleid angehörte. Endlich gewann das Erbarmen die Oberhand, er sprang auf, und griff mit folgender Ansprache muthig an sein Steuer.

Meine Herren, rief er, da Sie sämmtlich nach Deutschland zurückkehren, so erlauben Sie mir ein Wort des Abschiedes, denn wir sehen uns in diesem Falle wahrscheinlich zum letzten Male heute. Nach diesen Worten wiederholte er einen Zug aus seinem Glase, aber wenn je eine Kunstpause wirkte, so that es diese. Es wurde plötzlich stille, man sah sich mit langen Gesichtern an, einige fingen zu lachen an. Diesen Moment ergriff Benthal, er setzte sein Glas ab, und lächelte

mit. Dann fuhr er fort: Ich muß nothwendig lächeln, wenn ich mir vorstelle, wie Sie selbst nach fünf oder zehn Jahren an diesen Augenblick zurückdenken werden. Sie führen dann Ihre großen Firmen auf dem Bowery, haben Häuser oder ganze Straßen gebaut, befahren durch Ihre Actien den obern See oder den merikanischen Meerbusen, sind Schul- und Kirchenvorstände, Stadträthe, vielleicht Deputirte und Gouverneure geworden, — denn das ist die Carrière des Deutschen: mit der Thräne im Auge fängt er an, und mit der Million endet er. Seiner weinerlichen und verschließenen Gestalt läuft heute der Straßenjunge nach mit dem Spottrufe: „ein Dutchman!“ und nach zehn Jahren complimentirt sich derselbe Straßenjunge mit einer Candidatenliste durch Ihren Clubb, und spricht: „Die Deutschen sind die besten Bürger Amerika's. Wir empfehlen Ihrer einsichtsvollen und patriotischen Wahl — u. s. w.“ Thun Sie mir den Gefallen, meine Herren, denken Sie an den grünen Baum zurück und an den Rector magnificus, der Ihnen das wörtlich so vorhergesagt hat. Ist es möglich, werden Sie ausrufen, wußten wir nicht selbst, daß aller Anfang schwer ist, und braucht uns Jemand den gemeinsten aller Gemeinplätze in Erinnerung zu bringen? Ja, es ist natürlich, so verkehrt es auch zu sein scheint: Reiten und Schwimmen lernen Tausende von selbst, aber Gehen und Stehen lernt jeder Mensch unter Anleitung.

Möchten Sie das Glück, wovon ich spreche, in Tagen und Stunden erreichen! wer wünschte es aufrichtiger als ich? Aber wie schnell ist auch eine Handvoll Jahre herum! Der Lehrling sieht sich als Geselle, der Soldat als ausgedient, der Gefangene in der Freiheit — Jahre sind kurz, wenn das Ziel feststeht, das dahinter liegt; ohne dieses wird auch ein Tag zur unerträglichen Last. Glauben Sie an Ihr Glück und es wird sich erfüllen. Was macht den Yankee groß? Daß er keinen Moment zu fixiren, sondern jeden zu überbieten strebt. Anders der Deutsche. Er liebt das Beharren, Alles, auch das Schlechteste, wird ihm zum Ruhepunkte. Fragen Sie sich selbst, wie Sie dahin kamen, dieses kleindeutsche Kartenhaus festzuhalten? Ihre anfängliche Absicht war es nicht. Man wollte nur vorläufig beisammen bleiben bis Jeder seinen Weg gefunden hätte, aber dieses „vorläufig“ wurde zur Gewohnheit. Man fand zwar seinen Weg nicht, aber doch einen winzig schmalen Pfad, und der Deutsche ist ja genügsam. Auf

diesem Pfad geht's nun dahin mit zerrissenen Kleidern und wunden Füssen: wer sein trocken Brod verdient hört schon zu streben auf, ja er theilt noch mit dem Andern, der es nicht verdient, und der nun gleichfalls zu streben aufhört im gewohnheitsmäßigen Genusse dieser Pension. „Bruder, ich verlaß dich nicht", heißt es; aber es sollte heißen: „Bruder wir verlassen uns selbst alle Beide".

Das geht uns an, murmelte der Schriftsetzer dem Frankfurter Gärtner zu.

Benthal faßte die Beiden in's Auge, schwieg einen Augenblick, dann sagte er: Ich nenne keinen Namen, aber ich verleugne auch nicht, wer sich selbst nennt. Allerdings, das geht Sie an, meine Herren. Herr Henning, metteur-en-page, absolvirter Gymnasiast, ein Mann, der nöthigen Falls irgend einen halblateinischen Humbuger von seinem Katheder jagen könnte, zieht den Ruhm der Bescheidenheit allen übrigen Erdengütern vor. Er findet sein Geschäft überfüllt am hiesigen Platze, feiert, und hat die Selbstverläugnung — Wassereimer zu schöpfen in dankbarer Erwiederung der Verdienste, welche Herr Birk die Großmuth hat, sich um Herrn Henning zu erwerben. Nun ist zwar Ziehbrunnenarbeit nicht die heilsamste Leibesübung für einen Menschen, welcher im letzten Stadium der Phthisis pulmonalis geboren zu sein den Anspruch macht, auch wird die Nützlichkeit dieser Beschäftigung nach einigen der heißesten Sommerwochen zu Ende gegangen sein: indeß bescheide ich mich gerne, vorwitziger zu sein als mir ziemt. Der Deutsche ist ja so unendlich reich an Hilfsmitteln — sicher ist das, was nach dem Ziehbrunnen kommt, noch immer origineller als meine dürftige Phantasie. Hat sich doch ein deutscher Offizier dem Glöckner an der Trinitatis-Kirche als Aushelfer für die Vergünstigung associrt, daß er die Sperlinge auf dem Trinitatis-Thurm schießen darf. Von diesen Sperlingen lebt er!

Der Schriftsetzer brummte: Was kann denn er dafür, daß auf dem Trinitatisthurm nicht Truthühner nisten!

Herr Birk selbst — fuhr Benthal fort — kam aus der Frankfurter Gemarkung, aus der Hochschule des deutschen Gemüsebau's und wird mit Schrecken inne, daß die Gemüseschüssel keine Rolle spielt zwischen den Fleischbergen der hiesigen Tafel. Mit Noth findet Herr Birk noch ein Stückchen Sand, das ihm einer der wenigen und schlechten

Gärtner hier in einen höchst pfiffigen Pacht gibt — so lange natürlich bis der Grund verbessert und die Frankfurter Gartenkunst vom Yankee abgemerkt ist. Herr Birk hat sich nicht mit Unrecht die Frage eigen gemacht, was der Zweck dieses Daseins sei? Deßungeachtet hat Herr Birk ausgesorgt auf diesem Sandparadiese — es liegt ja in Kleindeutschland! Freilich hat Herr Birk gehört, daß in Cincinnati eine gewinnreiche Blumenkultur florirt, daß ferner Cincinnati ein Hauptsitz der Deutschen ist, und also ohne Zweifel auch guten Gemüse-Consum hat: aber — hier bedrängt uns eine andere Verlegenheit — Reisegeld! Das ist der Punkt, „der Unglück läßt zu hohen Jahren kommen", wie Hamlet sagt. Zwar trete ich mit dem Rath hervor, Reisegeld im nächstbesten Taglohn zu verdienen — das heißt jedoch die große Allarmkanone abprotzen! Der deutsche Handwerksstolz ist empört bei dem Gedanken des Taglöhners, das deutsche Handwerk fürchtet an seiner Ehre zu freveln, wenn es Steine klopft oder die Schiffswinde dreht.

Meine Herren! wir alle hatten einen Hügel, von dem unsre Eltern, Geschwister und Freunde zum letzten Male ihre Taschentücher schwenkten; auch wir knüpften die unsrigen an die Wanderstöcke, das wehmuthsvolle Geflatter ging hin und her, wir glaubten nicht, daß es ein Ende nehmen könne. Als es aber doch zu Ende war, da rafften wir uns mannhaft empor und nun hieß es tapfer: Deutschland ade! Wir versprachen uns, als neue Menschen die neue Welt zu betreten. Wie, meine Herren, halten wir so Wort? Wehen die verweinten Taschentücher noch einmal? Wo bleibt der herzhafte Abschiedsruf: Deutschland ade? Ha, sind wir Auswanderer, die nicht ausgewandert sind? Das verhüte Gott, meine Herren, denn dann wären wir die unglücklichste Bastard-Gattung von allen Gattungen des Thierreichs.

Verstehen Sie mich recht, meine Herren. Sie haben keinen jener falschen Propheten vor sich, welche den perfiden Gemeinplatz ausbreiten, der Deutsche müsse sich möglichst schnell yankeesiren, um sein Glück zu machen. Nichts weniger. Ich beschwöre Sie sogar: schärfen und schleifen Sie alle Spitzen Ihrer Nationalität wie ein chirurgisches Besteck, und zerfleischen Sie Jeden damit, der Ihnen zu nahe tritt. Ihrem deutschen Tiefsinn stemmen Sie entgegen der routinirten Flachheit, Ihr deutsches Gemüth der höflichen Herzenskälte, Ihre deutsche

Religion dem trockenen Sectenkram, Ihr deutsches Persönlichkeitsgefühl dem heerdenmäßigen Parteitreiben, Ihr deutsches Gewissen dem Humbug und Yankee-Trick, Ihre deutsche Sprache dem Mißlaut und der Gedankenarmuth, Ihr deutsches Weinglas der Mäßigkeitsheuchelei, Ihre deutsche Sonntagslust dem Sonntagsmuckerthum Amerika's. Das Alles halten Sie fest; und hätten Sie bei Neufoundland oder zu Sandy Hook bis zum letzten Faden Schiffbruch gelitten, Ihre deutsche Sitte müßten Sie doch gerettet haben, oder ich wünschte, Sie wären mit zu Grunde gegangen. Aber Eins werfen Sie über Bord, wie die ausgediente Matratze eines Zwischendeckbettes — die deutsche Handwerks-Pedanterie. Sie könnten den Amerikanern eben so gut Ihre Fleißzettel aus der Schule vorzeigen, als daß Sie versessen sind auf das Handwerk, worin Sie Ihr „Meisterstück" gemacht. Die europäische Zunft war nur eine Schule des Handwerks; die Schule ist durchgemacht und nun fallen die Zünfte in Europa selbst, um wie viel mehr in Amerika. Wissen Sie, was hier Ihr Handwerk ist? Jedes Werk Ihrer Hand. Die Sache hat hier ihren ursprünglichen Wortbegriff. Finden Sie Ihr Handwerk im gewohnten europäischen Style hier — gut; wo nicht, so ergreifen Sie das verwandte und vom verwandten wieder das verwandte, und durchlaufen Sie den ganzen Kreis wie eine Windrose, bis Sie den Punkt gefunden haben, auf dem schön Wetter wird. So kommt der Amerikaner fort; das nennt er „sein Leben machen". Nur kein Leben auf halbe Diät! Ueberlassen Sie das den Kranken und Alten. Hier ist man jung und gesund und verwandelt sich zehnmal des Tags, unternimmt Alles und verzweifelt an Nichts. Das erste Laster in Amerika ist die Zufriedenheit. Beharren Sie in keinem Zustande, der Sie nicht ganz befriedigt. Hüten Sie sich überhaupt vor dem deutschen Triebe des Beharrens. Warum erschreckte Sie das Wort Taglöhner so außerordentlich? Weil Sie es mit deutschem Ohre hörten, weil Sie sich unwillkürlich ein Beharren in der Taglöhnerei dachten. Behüte der Himmel! Taglöhnern Sie ein paar Wochen, bis einige Dollars erspart sind zu der nächstbesten Unternehmung, sparen Sie bei dieser ein größeres Sümmchen zu einer noch vortheilhafteren Geschäftsart und fahren Sie so fort in diesem Staffelbau, es wird schneller gehen, als Sie denken. Vielleicht eben so schnell, als ob Sie nach Deutschland zurückkehrten und sich in die alten aus-

gefahrenen Geleiſe wieder einkarreten. Abgeſehen, daß Ihre Anſprüche auf jene geſetzliche Retourfahrt lange nicht ſo liquid ſein dürften, als Sie ſich vorzuſtellen ſcheinen. Wer aber ein wirkliches Recht daran hat, der mache es geltend — zum Scheine wenigſtens — denn der Erfolg wird dieſer ſein: der Schiffsmakler wird verſuchen, Ihnen ein paar Dollars Abſtandsgeld zu bieten, die nehmen Sie an, nachdem ſie ſo viel als möglich geſteigert haben, und nun haben Sie Reiſegeld! Gehen Sie damit nach Pennſilvanien oder Ohio und ich will „damned dutch“ ſein, wenn Sie dort die Arbeit nicht finden, die Ihnen hier verſagt. Das iſt der Gebrauch, den Sie von jener Mittheilung machen können. Ich wollte, Sie hätten dieſelbe, anſtatt teutoniſchen Rückwärts-Chorus anzuſtimmen, gleich ſelbſt in dieſem Sinne aufgefaßt; es wäre ein hübſches Zeichen geweſen, daß Sie vom amerikaniſchen Geiſte bereits ein paar Tropfen Taufwaſſer empfangen. —

Und nun, meine Herren, laſſen Sie mich noch einmal Abſchied nehmen. Nächſte Woche finde ich vielleicht Manchen von Ihnen nicht mehr hier, aber nicht weil er nach Deutſchland zurückkehrte, ſondern weil er nach Taglohn aus iſt — wenn ich mir's ſchmeicheln darf. Wer es immer ſei, der ſich zu dieſem Anfang entſchließen wird — er ſei beglückwünſcht! Und wer es nicht thut, der ſtöre mindeſtens den Andern nicht. Der Amerikaner achtet jede Arbeit, denn keine iſt ihm ein Dienſt. Diener und Dienſtherr ſpeiſen an demſelben Tiſche und jeder ſpuckt genau in dieſelbe Diſtanz vor ſich aus — ein äußerer Gradmeſſer ihres inneren Selbſtgefühls. Nur der Deutſche iſt's, der ſeinen Landsmann mißachtet, oder der ſich ſelbſt erniedrigt und verknechtet fühlt, und kaum zum Tageslicht aufzublicken wagt, wenn ihn Jemand mit der Schaufel in der Hand betritt, der ihn mit der Feder hinterm Ohr gekannt hat. Fluch dieſem Unſinn! Fluch dieſer Handwerksehre, welche Menſchenſchande iſt! Ich ſpeiſte einſt, meine Herren, bei einem Banquier in Deutſchland. Es war mitten im Januar und wir hatten friſche Erdbeeren und Pfirſiche zum Deſſert. Aber draußen auf der Galerie weinte das kleine Töchterchen des Hauſes, und fragte mich im Vorbeigehen, ob ich ihr kein Brodrindchen zuſtecken könnte. Nach drei Tagen war der Banquier todt und ſeine Leute begruben ihn ſchnell, damit die Giftflecke an der Leiche nicht zum Vorſchein kämen. Das war deutſche Handwerksehre! — Mein Mr. Mockingbird

hat mit einer Viertelmillion in Thran fallirt, und ſtreift ſich luſtig die Hemdärmel auf, um rechts ein Buſhel Zwiebel zu meſſen, und links ein Rudel Schulrangen zu Paaren zu treiben — der Anfang zu einer neuen Viertelmillion. Und ich, der Rector magnificus, wie Sie ſagen, heiſe ihm Zwiebel meſſen und Schulkinder kämmen, da ich doch jede Profeſſorenſtelle am Harvard-College verſehen könnte, — nur daß ich ſie noch nicht habe. Das iſt amerikaniſche Handwerksehre! Nichts iſt ſo gering hier, womit man nicht anfängt, aber nichts ſo hoch, womit man nicht enden wollte. Der Deutſche macht's umgekehrt. Es ekelt ihm vor der ſeichten Stelle, wo Fröſche laichen, er wagt ſich aber auch nicht hinaus, wo Silberflotten ſegeln. Er kennt kein Fortſchreiten von Einem zum Andern, ſondern ein hübſches Beharren in der Mitte. Meine Herren, das taugt nichts, und wär' es nicht ſchon ſo ſpät, ich würd' es eine Millionmal wiederholen: es taugt nichts! Dieſe freie Beweglichkeit, dieſe entſchloſſene Thatkraft, dieſe vollkommene Herrſchaft über ſich in allem äußern Handeln müſſen Sie von Amerika lernen. Fürchten Sie deßhalb nicht gleich im Yankeethum aufgehen zu müſſen. Sie können dem Yankee tauſend deutſche Tugenden dafür zurückgeben, und ihn eben ſo gut in unſerm Volksthum aufgehen laſſen. Das iſt ja der Plan, den die Vorſehung mit der deutſchen Einwanderung nach Amerika im Schilde führt. Die zwei reichſten Völker der Erde ſollen ihr Kapital auf Einen Satz einlegen, ein Product ſoll entſtehen, welches der beſte Jahrgang im Weinberge der Menſchheit wird. Der Amerikaner hält ſeine Hand über Meer und Erde, jede Muskel an ihm iſt ein Königreich werth — er iſt der Gott der Materie. Dafür hat er ſich auch das Geiſtige vom Halſe geſchafft und Kunſt, Wiſſenſchaft und Religion in einer blechernen Formelbüchſe getrocknet zum haſtigſten Verzehr mittelſt einer Kanne Theewaſſer. Der Deutſche kommt aus dem Lande der Waldvögel, der Dichter, der Univerſitäten, der Dome — er iſt ſelbſt ein lebendiger Dom, ein immerwährender Gottesdienſt der Begeiſterung. Aber er blieb auch unvollendet dieſer Dom, die Erde ließ ihn im Stiche, weil er ihr gradeswegs gegen Himmel davonlief. Wohlan, der rührige Yankee iſt ganz der Mann dazu, dieſen himmliſchen Stummel auszumauern. Laſſen Sie ſeine Winden und Hebel ſpielen an ſich, aber während er nur „Maſchinenarbeit in Acres“ zu machen

glaubt, ſchlage das Wunderweben des Doms zu den farbigen Spitzbogenfenſtern heraus, und Orgelton und Glockenklang und flammende Kerzen und beſeeltes Bildwerk werfe den Zunder eines höheren Lebens in ſein Herz, daß er vom Gerüſt herabkomme, ausgebaut in ſeinem Innern, wie Sie im Aeußern. — Ja, meine Herren, halten Sie Ihre Nationalität feſt: Sie ſind es dem Lande ſchuldig; aber fügen Sie ihr vom Yankeethum das brauchbarſte Stück ein: Sie ſind es ſich ſelbſt ſchuldig. — Gute Nacht, meine Herren, ich empfehle mich Ihnen. —

Kleindeutſchland ſaß noch lange um ſeine Lichter herum, als Benthal mit einem raſchen Verſchwinden zur Thüre hinaus war. Vor der Thüre aber fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter und eine klangvolle Männerſtimme ſprach: Ich danke Ihnen für dieſe deutſche — That!

Siebentes Kapitel.

Benthal wendete ſich dem Sprecher dieſer Worte zu, und erkannte denſelben ſchneller, als es zuvor umgekehrt der Fall geweſen. Freudig erſtaunt lüftete er den Hut, womit er ſich eben bedeckt hatte, und erwiederte Worte wie dieſe oder ähnliche: Herr Doctor, die Ehre Sie wieder zu ſehen iſt mir eine unſchätzbare. Moorfeld antwortete lebhaft: Nicht ſo, mein Beſter! Laſſen wir dieſe Sprache, wenn's beliebt. Die Höflichkeit kommt mir vor wie die Mönchsſchrift auf alten Pergamenten: ſie erbaut, ſo lang nichts beſſers da iſt, aber man beſeitige ſie, wenn ein guter Dichter unter ihr entdeckt wird. — Ich wette, Sie ſind ſelbſt Dichter, erwiederte Benthal auf dieſes Bild. Moorfeld lächelte ſchalkhaft: Um Verzeihung! keine Wette ohne Gegenwette; aber eine ſolche wünſchte ich nicht.

Die beiden jungen Männer nahmen ſich unter den Arm. Benthal behielt ſeinen Hut in der Hand, trocknete ſich die Stirn und lüftete den geringen Nachtkühle ein paar Knöpfchen. Moorfeld ſagte: Klopſtock

meint, die Unsterblichkeit ist des Schweißes der Edlen werth, ich möchte gerechter sein und es umkehren: der Schweiß der Edlen ist der Unsterblichkeit werth. Aber leider, daß der edelste Schweiß just am wenigsten auf die Nachwelt kommt! Darum bewundere ich immer von Neuem Männer wie Sie, welche die entsagende Größe haben, das Beste an das Vergänglichste zu setzen.

An das Vergänglichste! wiederholte Benthal; — freilich! aber wer weiß denn was vergänglich ist? Bis dieses Wissen kommt, handelt man im Glauben an dauernde Erfolge. Das kann unter Umständen sehr lange währen. Der Glaube ist dann das eigentlich Unsterbliche an der Sache.

Recht so! recht so! rief Moorfeld mit Wärme, der Glaube! der ist überhaupt Alles! Er ist die größte Heldenthat des Menschen. Ich werde nicht müde, das zu behaupten. Der Glaube ist der Vater der Menschheit; die Skepsis ist eine alte unfruchtbare Jungfer.

Benthal warf einen besorgten Blick auf seinen Begleiter. Moorfeld bemerkte es und fuhr lachend fort: Sein Sie ganz ruhig, Bester. Ich bin weder Jesuit, noch Kapuziner, noch Consistorialrath. Von jenem Glauben ist ja hier nicht die Rede. Oder vielmehr von ihm nicht allein. Glaube ist Selbstgefühl. Ich frage keinen Tischler, was er glaubt: er glaubt an seinen Hobel. Ach, Europa wimmelt von Tischlern, die nicht mehr an ihren Hobel glauben! Darum ergriff ich Ihre Hand, weil ich Sie so imposant glauben sah.

Benthal antwortete: Ach wohl! ich glaube wie jener Jude, der in Rom Christ wurde, der schlechten Christen wegen. So glaube ich hier an unser Volksthum. Wenn ich dem zerfahrenen Leben der Deutschen zusehe, und wie eifrig sie sich ihren eigenen Untergang angelegen sein lassen, so möchte ich mir oft mit Glüheisen meine deutsche Haut vom Leibe brennen. Es ist ein Schauspiel zum Rasendwerden. Wenn ich aber erstaune, daß ihnen ihre Selbstzerstörung doch nicht gelingt, daß sie immer wieder lebendig vom Boden aufstehen, auf dem sie todt hingesunken; wenn ich die hiesigen Natividten betrachte, wie sie im Besitze des mächtigsten Staatslebens der Erde Bollwerk um Bollwerk aufthürmen gegen diese armen verlornen Söhne; wie sie in ihrer Presse die raffinirtesten Gifte destilliren, um uns zum Teufel zu befördern; wie sie mit offenen Judenverfolgungen in unsre Quartiere einfallen; wie unsre

Fehler ihnen winzig dünken müssen, weil sie nur Herschel-Telescope in Gebrauch nehmen, wenn davon die Rede ist; kurz, wie die eitelste Nation der Welt ihr Frösteln und Beben nicht los wird vor einem Menschenhaufen, der noch gar keine Nation ist; wenn ich mitten unter diesen Wahrnehmungen täglich aufstehe und mich niederlege: so härtet sich mir, wie im zehnfachen Feuer, die Ueberzeugung: es gibt nur einen Gott, und die Deutschen sind sein auserwähltes Volk! Für diesen Glauben könnte ich dann eben so gut spießen und braten lassen, wie Torquemada für den seinigen.

Moorfeld sagte: Und Ihre Ketzer, glaube ich, wären noch etwas straffälliger. Ich hörte hier von schändlichen Proben des Humbugs. Kaum glaubt' ich sie, wenn ich persönlich nicht auch schon Erfahrungen über diese Galeeren-Moral hätte.

Eigentlich betrügt der reine Amerikaner nicht um der Beute willen, antwortete Benthal; kein Volk ist weniger habsüchtig und leichter geneigt, das erworbene Privatvermögen zu wohlthätigen und nützlichen Zwecken der Oeffentlichkeit wieder zurückzugeben. Seine Listen und Tücken sind's, die den Yankee nicht ruhen lassen, auch wenn er wollte. Er kann nicht leben ohne das Gefühl der Ueberlegenheit über Andere. Diesen Kitzel befriedigt er im Guten wie im Schlimmen. Seine Beute ist nicht sowohl ein Raub, als vielmehr ein Preis; denn stillschweigend besteht im ganzen Volke eine beständige Wette, wer es dem Andern an Kniffen zuvorthut. Tropf, paß auf! ist die allgemeine Losung. Sie betrügen nicht, sie gewinnen nur die Preise ihrer ewigen Nationalwette. Sie sind mehr Schelme als Schufte. Freilich hat auch der gemeine, echte Betrug um so leichteres Spiel unter diesem Schutze der öffentlichen Meinung. Und wieder ist der böseste Betrug der Verzeihung gewiß, wenn er gegen den Deutschen geübt wird. Den Deutschen herunterzubringen ist gleichsam Nationalsache. Viel verzeihen sich die Amerikaner einander, was nirgend sonst durchginge; aber — leider darf ich es sagen! Alles verzeihen sie sich dem Deutschen gegenüber. Es ist ein Deutscher! hat ihnen ungefähr die Bedeutung, wie den alten Spaniern: es ist ein Morisk! Hier fehlt jede Gränze. Vor Kurzem wurde in Newyork ein deutscher Familienvater erschlagen. Ein Amerikaner that's, mit dem der Deutsche Wortwechsel hatte; aber die brutalen Seevölker wechseln überhaupt nicht Worte, wie der den-

kende Deutſche: ſie antworten mit Hieb und Stich. Der Mörder wird vor Gericht gezogen. Zufällig ſteht ſein Name in der Klageſchrift nicht ganz correct, der Beklagte ſieht es, und wendet dem Gerichtshof mürriſch den Rücken. Warum man ihn ſeine Zeit verſäumen laſſe, fragt er den Anwalt, hier ſei eine Perſon mit einem Doppel-m citirt, was gehe das ihn an? er ſchreibe ſich mit einem einfachen. Vor dem engliſchen Geſetzbuche war das ein vollgiltiges Argument. Der Beklagte wird freigeſprochen. Eine neue Anklageſchrift mit correctem Namen iſt nicht mehr zuläſſig, denn Niemand kann deſſelben Vergehens wegen zweimal belangt werden. So geht der Mörder ungekränkt ſeinen Geſchäften nach, alle Welt kennt ihn als ſolchen — aber was ſchadet das? Er hat ja nur einen Deutſchen umgebracht! und in ſeinem Schul- und Kirchenvorſtand bleibt er das reſpectable Mitglied, als hätte er ein Schwein von Cincinnati geſchlachtet.

Entſetzlich! rief Moorfeld; Sie haben dieſe Geſchichte im beſten Henkerſtyl erzählt: kurz und kalt, wie ein Fallbeil. Ich träume heute davon, vorausgeſetzt, daß ſie mich ſchlafen läßt. Und nach einer Pauſe fuhr er fort: Sagen Sie, zu welcher Schönheit blickt man hier auf, wenn die Erde ihre wüſteſten Fratzengeſichter ſchneidet?

O weh, rief Benthal, Schönheit und Amerika! Aber Sie antworten ſich ſelbſt. Blicken Sie immerhin auf, droben wohnt überall die Schönheit, drunten nie. Der Schwindelnde macht's ja nicht anders: aufwärts ſieht er, nicht abwärts, um ſich zu halten. Darum haben ſie auch die Sterne zu ihrem Banner gemacht. Sie errietben's inſtinktmäßig, ihre Erde hat weniger Schönheit, ihr Sternenhimmel wird dringender geſucht, als irgend ſonſt wo. Ja, faſſen wir's feſt in's Auge: nicht was dieſes Volk iſt, ſondern was es bedeutet! Es bedeutet Höheres als Griechen und Römer, es bedeutet die Weltfreiheit! Von einem andern Sterne geſehen iſt nicht Rom, nicht Athen der lichteſte Punkt unſers Planeten — Waſhington iſt's. Amerika's Schönheit iſt Amerika's Idee!

Das ſagt' ich mir auch als ich herfuhr, antwortete Moorfeld, aber ich komme hinter den Fehler meiner Definition. Die Schönheit iſt nicht eine Idee, ſie iſt eine ſinnliche Form. Die Idee wird nur vom abſtracten Geiſte erfaßt; das iſt eine Mühe, kein Genuß. Wie exiſtirt hier das Herz?

Das Herz exiſtirt nicht in Amerika, war Benthal's Antwort.

Das ist ja nicht möglich! Wovon leben denn die Weiber?

Vom Putz und von der Bibel.

Leider, Sie scheinen Recht zu haben. Aber Sie — wovon leben Sie selbst.

Von meiner Pauline.

Gott segne sie! Es muß ein herrliches Mädchen sein, das Sie bei so viel Leidenkraft erhält. Ich bitte, erzählen Sie mir von ihr.

Es war einmal ein schönes Mädchen. Ich habe erzählt.

Klassischer Lacedemonier! Kleindeutschland hat Ihnen diesen Styl angewöhnt? Ein wahrer Pallisaden-Styl. Schroff, starr, Männer dahinter! Indeß der Frühling frägt nichts nach Pallisaden. Brauchen Sie zur Freundin einen Freund? Sie haben sich ihn heute erworben. Dann aber — Herz um Herz! Gilt's?

Benthal antwortete: Es hat gegolten, in jenem ersten Augenblicke schon, als Sie in Mr. Mockingbird's Schule eintraten. Ihre ganze Erscheinung war mir ein Freimaurerzeichen, das ich zu beantworten dürstete. Ich bin stolz darauf, daß Sie das, was ich in Kleindeutschland zu wirken versuche, für meine Antwort halten wollen. Aber von Paulinen wollten Sie hören. Sie ist, wie Sie leicht schließen werden, keine Amerikanerin, sie ist eine Deutsche. Auf dem Auswandererschiffe wurde ich bekannt mit ihr. Und da es mir schwer werden dürfte, von einer so verschlossenen, nur in Thaten sich äußernden Natur Ihnen ein Bild zu entwerfen, so will ich lieber das Geschichtchen dieser Bekanntschaft selbst erzählen.

Sie finden den dankbarsten Zuhörer, antwortete Moorfeld.

Benthal fuhr fort:

Meine Geschichte spielt auf dem Verdecke des Kauffahrers, der mich von Havre nach Newyork bringt. Da zähle ich die Schritte auf und nieder, und sehe in das viele Wasser hinaus. Möwen, Delphine, fliegende Fische und das übrige Etcätera der See ist die einfache Ausstattung der Scene. Bei heiterem Wetter kriechen aus Cajüte und Zwischendeck nach einander all die wohlbekannten Gesichter hervor, die man täglich mit stiller Freundlichkeit, mit resignirter Geduld grüßt, indem sich Jeder inwendig denkt: Ich wollte, ich sähe einmal was Anderes. Unter den Passagieren der Cajüte wandelt dann mit ihrem stillen, sittigen Frauenschritt eine ältere Dame — unendlich ruhig, un-

endlich mild: wie ein Sabbath unter den Wochentagen. Spuren der feinſten Schönheit ihres Geſchlechts verklären noch die zarten, blaſſen Züge der Matrone. Aber ſie führt ihr einſtiges Selbſt lebendig an der Seite in einem jungen Mädchen von etwa achtzehn Jahren, welches ſeinerſeits wieder ein Schweſterchen von fünf Jahren an der Hand führt. Beide Töchter ſind das reinſte Ebenbild der Mutter. Das ältere Mädchen hat braunes, ſchlichtgeſcheiteltes Haar, ein tiefes braunes Auge unter dämmerungsvollen Wimpern, ein edles Oval des Geſichts und in ihrer ganzen Erſcheinung einen ſo ergreifenden Ernſt, daß mir, ſo oft ich ſie einherwandeln ſah, immer dieſelbe Vorſtellung zurückkehrte: ich ſähe ein Mädchen zur Confirmation gehen. Man kann die weibliche Modeſtie in keiner andern Perſonification denken. Ich ſage abſichtlich Modeſtie, und nicht Beſcheidenheit: das Wort mit ſeinen zwei breiten Diphthongen klänge ganz unmalerisch für dieſen Characterausdruck. Modeſtie muß es heißen.

Wie artiſtiſch empfunden! rief Moorfeld mit der Freude des Kenners, ſagen Sie noch, daß Ihnen ein Bild ſchwer wird, ohne geſchichtlichen Grund! Ein rein dichteriſcher Zug, eine Nüance voll Plaſtik!

Ich bin kein Dichter, ſagte Benthal mit einer gewiſſen Genauigkeit der Definition, ich habe nicht die Imaginationskraft, zu ſchaffen, höchſtens, das Geſchaffene zu empfinden. Aber Moorfeld's Sympathie war in ihrem Kern getroffen, Benthal ſelbſt hätte es nicht mehr ändern können. In Kleindeutſchland hatte ihn Moorfeld achten gelernt, wie ein Mann den Mann achtet, dieſer Zug befriedigte das Beſondere in ihm, das Eigene. Er drückte unwillkürlich Benthal's Arm brüderlicher an ſich; dieſer fuhr fort: Die Matrone verkürzte ſich von Zeit zu Zeit die Langweile der Seefahrt mit Lectüre. Eines Tags ſah ich ſie mit einem alten Zeitungsblatt in der Hand an mir vorübergehen. Wie wurde mir, als ich nach dem Kopfe des Blattes ſchielend, eine liberale pfälzer Zeitung erkannte, an welcher ich unter dem bewegteſten Wechſel von Privat- und öffentlichen Geſchicken ein Hauptmitarbeiter geweſen! Mein Blick mochte lebhafter, als er ſollte, meinen Rapport mit dieſem Stück Papier ausgedrückt haben, denn die Dame reichte mir es, zwar nicht als Neuigkeit, wie ſie ſich entſchuldigte, aber ſolch kräftiges Stammholz halte ſich lange, ſagte ſie, man ſchneide ſich jetzt erſt mit gehöriger Andacht Reliquien daraus. Sie fügte dann zum

Lobe des leitenden Artikels noch Mehreres bei, aber ich unterbrach ſie mit den Worten: Madame, ein gewiſſes Gefühl ſagt mir, daß ich Sie nicht fortfahren laſſen ſoll, ohne Sie aufmerkſam zu machen, daß hier von keinem Abweſenden die Rede iſt. Der Verfaſſer dieſes Artikels hat die Ehre, ſich für Ihre Güte perſönlich zu bedanken. Die Ueberraſchung der Frauen war groß. Natürlich lag für mich die Aufforderung vor, von meiner Geſchichte ſo viel mitzutheilen, als ſchicklich war, die erregte Neugierde von Damen zu befriedigen. Ich erzählte das Drama des Hambacher Feſtes. Meine Betheiligung daran verſtand ſich von ſelbſt. Meine Flucht durch Frankreich und Einſchiffung in Havre war eine Folge jenes Mißlingens. So ſtand ich am Bord des Auswandererſchiffes. Als Gegengeſchenk erhielt ich nun auch von den Verhältniſſen der drei weiblichen Paſſagiere einen Abriß. Die Matrone war Witwe eines preußiſchen Beamten aus der Schule Steins. Die Vexationen der politiſchen Gegenſtrömung haben ihn aus der Activität gedrängt, vielleicht ſelbſt ſeinen raſcheren Tod mit verſchuldet. Die nächſte Verwandtſchaft ſchien dem jenſeitigen Lager ſo rückſichtslos anzugehören, daß es die verwaiſte Familie bis in's Innerſte ihres Privatlebens empfand. Die Matrone berührte den Punkt der Vermögensverhältniſſe mit keiner Sylbe dabei; doch hielt ich's für wahrſcheinlich, daß ſie namentlich auch hier viele Kränkungen erlitten und empfindliche Opfer gebracht. Mein Anerbieten, die Töchter im Engliſchen vorzubereiten, wurde mit ausweichendem Danke beantwortet; ich glaubte zu bemerken, daß es nach einem Geſetze entſagendſter Oeconomie geſchah. Leider verbot mir eben dieſer Umſtand die Anſpruchloſigkeit meines Offertes ſo weit zu betonen, daß ich die Urſache jenes Verzichtes zu errathen ſchien. Das Vertrauen der Matrone war überhaupt nicht leicht zu beanſpruchen. In der angeborenen Fähigkeit ihres Geſchlechtes, mit dem ſchicklichſten Muthe jene bebende Blumenſcheu zu verbinden, welche ſchon vor der Berührung ſich ſchließt, war ſie wohl einzig. Was ſagen Sie dazu, wenn der Hauptgrund ihrer Auswanderung der Gedanke war, daß die Heilighaltung des Weibes in Amerika ihren Waiſen einen beſſeren Schutz verſpreche, als in Europa? Iſt es nicht großartig, eine ganze Nation zur Hüterin ſeiner Hausſitte zu machen? — Indeß — eine Art Bekanntſchaft war immer eingeleitet, und wir begegneten uns jetzt nicht mehr auf dem Verdecke,

ohne daß ſich irgend ein Geſpräch anknüpfte. Eines Tages war von der Wortkargheit der Schiffsleute die Rede; ich bemerkte bei dieſer Gelegenheit, wie eigenthümlich mir's mit dem Kapitän ergehe: ich könne von ihm nur die geographiſche Breite erfahren, nie die Länge, unter welcher wir ſegelten. Meine Fragen nach der Länge ſeien ihm ſtets verdrießlich, aber ſein Stillſchweigen darüber mir noch verdrießlicher. Ich vergaß nämlich nicht, den Damen zu bemerken, daß nach den Längengraden der eigentliche Fortſchritt der Fahrt angezeigt werde. Bald darauf kam ich auf's Verdeck und fand Paulinen allein oben, was wohl zuweilen, aber nur auf Augenblicke vorkam. Ich hatte bereits aus der Ferne gegrüßt und wollte näher treten, da ging juſt der Kapitän an ihr vorbei. Er grüßte und blieb ſtehen, ſie ſchien ihn mit irgend einer Anſprache feſtgehalten zu haben. Es entſpann ſich eine Converſation, von welcher etwa Folgendes in meine Nähe herüberſcholl. Werden wir dieſen heitern Himmel behalten, Herr Kapitän? — Es iſt wahrſcheinlich, mein Fräulein. — Was war das für ein Fiſch, den Ihre Leute geſtern harpunirten? — Ein junger Hai, white shark heißt die Art. — Die Matroſen ſchienen ſehr erfreut; iſt das Thier ſo koſtbar? — Doch nicht, mein Fräulein, aber kleinere Fiſche einer andern Gattung begleiten ihn, und halten ſich wohl auch in ſeinem Rachen auf; die haben prächtige Farben, und ſchmecken wie die beſten Forellen. — Die Thierwelt des Meeres ſcheint nicht weniger intereſſant als auf dem Feſtlande und noch viel reicher. Schade, daß man ſie nicht in ſo beſtimmten geographiſchen Grenzen überblicken und behalten kann, wie etwa die Regionen der Gemſe oder des Rennthiers. — Das möchte ich in vielen Fällen doch ſagen. Wir kennen ſo ziemlich die Landſchaften und Provinzen, um den Ausdruck zu gebrauchen, in welchen jede Gattung vorkommt. — Das ſagt viel! Ich glaube, Sie ſind auf Ihrem Ocean zu Hauſe, wie wir in unſern vier Wänden? — Das geſchmeichelte Lächeln des Kapitäns machte einen breiten Riß durch ſein muskulöſes Geſicht. — Paulinen aber hörte ich fortfahren: In welcher Länge z. B. ſegeln wir jetzt, Herr Kapitän? Der Seemann riß die Augen auf, und maß das junge Mädchen mit einem verblüfften Geſicht. Er blickte auf dem Verdecke umher, gleichſam als ſuchte er die Quelle dieſer gelehrten Frage irgendwo außer der Fragenden. Zuletzt ſagte er zögernd: Sie meinen

doch von Ferro gezählt? — Ja, ſtotterte das Mädchen verwirrt, und wurde über und über roth. — Der Kapitän murrte ihr eine Antwort zu, die ich nicht mehr vernehmen konnte, und zog ſich dann ziemlich brummig zurück. — Wir ſegeln im vierzehnten weſtlicher Länge von Ferro berichtete mir hierauf Pauline, indem wir einander entgegen gingen. Ich empfing das Wort, wie man eine ſüße verbotene Frucht empfängt. Ich ergriff ihre Hand, küßte ſie, und behielt ſie noch in der meinigen, als ich ſie ſchon längſt geküßt hatte. Wir ſegeln im vierzehnten weſtlicher Länge von Ferro, wiederholte ich, — und klang mir das Wort nicht wie der ſeelenvollſte Vers eines Dichters? Sie ſehen, ſelbſt die Mathematik iſt nicht trocken, wenn — wenn es anders ſein ſoll! So wurde ich mit Paulinen bekannt, ſchloß Bentbal mit einer veränderten Stimme; — ich lehrte ſie von da an Engliſch, und ſie lehrt mich: Amerika ertragen, wo möglich — es beſiegen!

Moorfeld ergriff die Hand des Erzählers, und drückte ſie lebhaft: Ich danke Ihnen mit meinem ganzen Herzen für Ihr bereitwilliges Vertrauen! Noch liegt Kleindeutſchland nicht weit hinter uns, aber um wie viel näher ſind Sie mir wieder gerückt! Wird Einem doch erſt recht wohl am Menſchen, wenn man ihn lieben ſieht!

Ich wenigſtens, antwortete Bentbal, erkenne meinen günſtigſten Stern darin. Vielleicht ſäß' ich ſelbſt unter der verirrten Herde Kleindeutſchlands, ſchleppte in einem empfindſamen Thränenſack das Hambacher Andenken herum, und ſchliche als ein müſſiger Schatten durch die Jahre der Kraft. Mein Glück hat mich bewahrt davor. Es zeigte mir ſchon im Ocean, wofür ich am Ufer ringen ſollte. In jener Wüſte von Ekel, Langweile, körperlichem und geiſtigem Siechthum, welche eine Unmaſſe von Auswanderer-Kräften ſchon vorweg aufzehrt, und welche man eine Zwiſchendecks-Seefahrt nennt, — in dieſen matteſten Jammertagen eines menſchlichen Erdenwallens legte es ſeine Lunte an mich, und entzündete meine brennendſten Energien. Ein Glück nenne ich das, denn es iſt das Einzige, das den Namen Glück verdient. Nicht mit einem großen Lotterietreffer die menſchlichen Kräfte zu penſioniren, ſondern ſie im rechten Augenblicke mit einem Ziele höherer Begehrung aufzuregen, das iſt das Glück!

Moorfeld erwiederte: Im Namen der europäiſchen Poeſie müßte ich eigentlich Einſprache thun gegen dieſe Auffaſſung der Liebe. Sie

erscheint wie ein Nützlichkeitsprincip, wie eine dynamische Kraft nach Ihren Worten. Aber freilich sprechen Sie nicht von der Liebe, sondern von einer Liebe. Uns lyrischen Luxusmenschen ist Liebe, nicht Preis und Ziel eines Kampfes, sondern in sich selbst Kampf, ja, der Siedepunkt jenes Kampfes, welchen Geist und Natur (denn das sind ja Mann und Weib) in ihrer ewigen Gegensätzlichkeit mit einander auszukämpfen haben. Das ist eine heiße Bataille. Es ist etwas Dämonisches um die Liebe; was sag' ich, geradezu Feindliches, auf gegenseitige Vernichtung Ausgehendes; aber darin liegt eben der Genuß; das ist die berühmte Süßigkeit der Liebe, daß sie eine Extremität bezeichnet, eine Affaire, wo's um den Hals geht. So versteh' ich von Europa her die Liebe, wo man seine Kräfte hat, um den Himmel zu stürmen, und die Hölle zu verdienen. Hier wo es gilt, die Erde in Besitz zu nehmen, ist's freilich was Anderes. Hier gibt's außerhalb Kampf genug; hier sind allerdings Sie im Rechte, wenn Sie die Weiblichkeit als etwas Fertiges empfinden, als reine einfache Beseligung.

Ich nehme Ihren poetischen Protest doch nicht ungern zu Protocoll, antwortete Venthal. Ach, so wohlthuend ist die Erscheinung hier, die Sie lyrischer Luxusmensch nennen! Ueberhaupt macht der Europäer in Amerika den vornehmen Eindruck eines grand Seigneur. Da ist so viel Ueberfluß, so viel Unnöthiges, Unfruchtbares! Seine ganze moralische Landschaft ist wie eine Parkanlage; ein Sperling findet kein Kirschchen darin, aber ein Torquato Tasso die Stanzen des befreiten Jerusalems.

Brave, rief Moorfeld, einen Lorbeerkranz für dieses Wort! Ich glaube, Sie werden vollständig die Aufgabe lösen, die Sie unsern Landsleuten dort proclamirt haben: deutscher Geist, amerikanischer Arm!

Ich möchte es versuchen, sagte Venthal. Ja, lassen Sie mich's machen wie der Ruderer: — das Ufer, dem er zusteuert, hat er im Rücken, wovon er abstößt, im Angesicht. Lassen Sie mich in Amerika anlanden, das Auge geheftet auf Europa und seine besten Vertreter. Er drückte seinem Begleiter die Hand.

Was mich betrifft, antwortete Moorfeld, so bin ich fast in gleicher Lage, nur umgekehrt. Wir müssen nothwendig mit einander gehen.

Unsere neuen Freunde waren während dieses Gespräches wieder in der Nähe des Theaters, von welchem Moorfeld ausgegangen, ange-

langt; ſie ſtanden nämlich in dem Square an der City-Hall, welcher der Park heißt. In dieſem Mittelpunkte Newyorks, von welchem nach Norden und Süden die große Schlagader der Stadt, der Broadway, auslief, fand ſich Moorfeld vollſtändig orientirt. Er dankte für das fernere Geleite Benthals, deſſen Weg gegen den Oſtfluß zu, ſo wie ſein eigener weſtlich an den Hudſon hinab, alſo in direkter Entgegenſetzung auseinanderging. Die jungen Männer verabſchiedeten ſich hier und tauſchten ihre Adreſſen gegen einander aus zum Unterpfande fortzuſetzender Freundſchaft. Benthal gab die ſeinige mit den Worten ab:

Es iſt die Wohnung der Frau von Milden, meiner Schwiegermutter in spe, die ich Ihnen hier mittheile. Ich pflege meine freien Stunden dort zuzubringen, und wenn Sie es nicht verſchmähen, der Vierte in einem Bunde zu ſein, der ſich einander nicht kreuzigt und erdolcht, ſondern blos eine Parthie Whiſt ſpielt, ſo iſt Ihnen das Lorettohäuschen meiner Frauen, das ich ſonſt Niemanden öffnete, mit aller Beſcheidenheit aufgethan. Gewiſſermaßen ſind Sie ohnedies ſchon eingeführt dort, denn Ihr Beſuch in Mr. Mockingbirds Schule war mir eine zu wohlthuende, für Amerika zu ſeltene Erſcheinung, als daß ich ihn nicht auch unter meinen Frauen gefeiert hätte. Ja, und ſind Sie nicht der Ritter unſrer kleinen Malvine geworden, der Sie ſo freundlich aus der Noth halfen, als ſie auf einem Botengang zu mir ſich verirrte, und von halb Newyork im Stich gelaſſen wurde? Unſer Haus wird ſich freuen, Ihnen zu danken, es war ein Ereigniß in der kleinen Idylle! Das Kind fand ſeinen Weg ſonſt ſpielend zu Mr. Mockingbird, er iſt auch kurz genug; aber damals war das arme Schneckchen ein Opfer der Politik geworden; es lief einem Straßenaufzug der Clay-Partei und ſeinen Fahnen und Standarten nach, da trieb es im Umſehen mitten in Newyork, wie eine Bachforelle im Ocean. Die kleinſte der Damen Milden iſt nicht wenig liebenswürdig, wenn ſie von Ihnen ſpricht — was ſollen die großen dabei thun? Am Ende ſind's doch die Kinder, welche den Ton angeben!

Ich liebe die Kinder, ſagte Moorfeld; in der ganzen weiten Welt ſind ſie's allein, zu denen ein uneigennütziges Verhältniß möglich iſt. Die Natur unterwirft man der Kunſt, die Kunſt eiferſüchtelt mit der Natur — wir mögen uns ſtellen wie wir wollen: unſer Leben iſt

Neid und Verzweiflung. Das Kind allein iſt weder todte, objective Natur, noch bewußte und überbewußte Menſchheit: es hat zwiſchen beiden den rechten Moment, dieſen Moment lieb ich. Neben dem Geſpenſt, das den Menſchen draußen abſtößt und dem Geſpenſt das ihn innen zerfleiſcht, ſteht es in der Mitte, — ein anziehendes und verſöhnendes Geſpenſtchen. — Verlaſſen Sie ſich drauf, ich werde meine kleine Eroberung nicht vergeſſen. — Mit dieſen Worten händigte Moorfeld auch ſeine Karte aus.

Die jungen Männer hatten ſich eben getrennt, als Benthal, eh' er die empfangene Karte einſteckte, beim Lampenſchein einen Blick darauf warf. Er rief den Hinweggehenden ſogleich zurück und ſtellte ihm die Karte mit den Worten zurück: Um Verzeihung; ich habe hier keinen Dr. Moorfeld, ſondern einen Herrn von —

Moorfeld ergriff haſtig das dargereichte Blättchen und erröthete. Eine Verwechslung mit irgend einer fremden Karte, ſagte Benthal. — Sie irren, antwortete Moorfeld, oder ſcheinen zu irren. Es war mein eigener Name in Europa. Nach dieſem Geſtändniß folgte eine Pauſe zwiſchen beiden Männern. Von Benthal's Beſcheidenheit war nicht zu erwarten, daß er um Aufklärung bitten würde, obwohl ihn allerdings eine gewiſſe Empfindlichkeit anwandeln mochte — nicht über dieſes Incognito, als vielmehr über die ungenirte Weiſe, womit es ſich eingeſtand. — Moorfeld nahm endlich gegen Benthal das Wort: Sagen Sie, wie ward Ihnen zu Muthe, als Ihr Name zum erſtenmale von amerikaniſchen Lippen ausgeſprochen wurde? Vielleicht wie einem Badenden, dem ſeine Kleider geſtohlen ſind. Es war ein heilloſes Gefühl, wie? In Europa unter bekannten Verhältniſſen bezeichnete Ihr Name einen gewiſſen Werth, wie die Ziffer auf einem Münzſtücke: hier waren Sie eine Ziffer ohne das Münzſtück — Sie hätten eben ſo gut No. 20 heißen können. Iſt es ſo?

Ich kann Sie vollkommen verſtehen, antwortete Benthal. Die alte ſociale und ideale Bedeutung hat man am andern Ufer abgelegt, und doch bringt man noch den Träger derſelben, den Namen, herüber. Da iſt's nun ganz eigen, den Namen zu hören und zu wiſſen, daß dabei nicht mehr gedacht wird, was ſonſt gedacht wurde.

Sehen Sie! So trag' ich denn lieber einen angenommenen Namen für Amerika. Man kann ein- und denſelben Namen nicht zugleich

unter Cotta's Preſſe und in den Mund eines Waterclerks legen, der ihn mit ſeinem Kautabak ausſpuckt. Das geht nicht.

Benthal antwortete: Sie ſprechen von Cotta's Preſſe und ich muß mit Bedauern ahnen, daß Sie mir kein bleibender Freundesbeſitz ſind. Sie gehören alſo nicht, wie ich, mit Ihrer ganzen Zukunft dem Lande an? Sie treiben's mit dem Schweden nur zum Schein?

Ich treib' es mit dem Schweden nur zum Schein! wiederholte Moorfeld mit einer Nachbetonung, welche eine Einkehr in ſein innerſtes Selbſtbewußtſein verrieth. Ein ſonderbares Wort! Wie eigenthümlich ſchickſalsvoll klingt es mir! Sie ſtellen mich mit dem Gemordeten von Eger zuſammen?

Benthal erſchrack faſt über den Eindruck, den er ſo zufällig auf Moorfeld gemacht hatte, und nahm wieder das Wort zu Ausbeugungen, aber dieſer fiel ihm raſch in die Rede: Nein, nein, Sie haben nicht weniger als der Pappenheimer das Recht, Ihre Frage zu ſtellen, wie es Ihnen einfällt. Hingegen die Antwort darauf! Das iſt's, was mich ſo wunderlich hier berührt. Die gleiche Polarität mit dem Manne, der zwiſchen Küraſſieren und Sternen die ideale und reale Welt in ſich verbinden will. Steh' ich nicht eben ſo zwiſchen Europa und Amerika? Iſt mir's beſtimmt, in Prag eine Königskrone, in Eger eine Todeswunde zu holen? Ja, ahn' ich denn nur, in welcher der beiden Welten mein Prag, mein Eger liegt? So habe ich in Ihrem Citat eine jener Stimmen gehört, welche ſcheinbar von menſchlichen Sprachwerkzeugen kommen, aber es ſind keine Menſchenſtimmen. Sie faßte mich tiefer.

In dieſem Augenblicke kam auf dem Giebel von Aſtorhouſe ein rother feuriger Rand zum Vorſchein, — es war der abnehmende Mond, der in dieſer ſpäten Nachtſtunde aufging. Benthal ſtreckte die Hand aus und rief: Sehen Sie, da kommt unſer Landsmann! Der Mond iſt ein geborener Deutſcher. Dacht' ich's doch! wo zwei Deutſche beiſammen ſind, kann er nicht ausbleiben. Iſt das nicht ein Zeichen, daß wir verweilen ſollen? Der Park bekommt jetzt erſt ſeine rechte Magie und das marmorene Stadthaus dort mit ſeinen ſchlechten Verhältniſſen die beabſichtigte Nobleſſe. Der Marmor iſt überhaupt nur ein Stein für die Mondbeleuchtung. Und die Gedanken, die Sie da erregten — ſetzte er hinzu — die ſind erſt recht geſchaffen für's

Mondlicht! Wollen wir ſie nicht fortſpinnen? Ich werde dringender, ſeit ich weiß, daß ich Sie verlieren kann. Bitte, ſprechen Sie von ſich ſelbſt, wenn ich ſo viel eintauſchen darf für ein Geſpräch von Paulinen.

Pfui! rief Moorfeld, man ſollte die Geliebte ſelbſt nicht im Scherze nachſetzen. Von ihr zu hören, machte uns beiden Freude; aber mein Verhältniß zu Europa und Amerika? Freilich iſt's auch eine Dame, es iſt eine Sphinx! Die ſagt mir nicht, in welchen Längen ich ſegle — ſie gibt mir ſelbſt Fragen und Räthſeln auf. Schlimm wenn ich ſie nicht löſe, und ſchlimm wenn ich ſie löſe — ein König Oedipus! Doch Sie haben Recht. Profitiren wir von dem ſpäten Mondbeſuch, es plaudert ſich ganz hübſch zwiſchen Mond und fahrendem Poeten, es klingt ſo en famille! Gebt dem Dämmer was des Dämmers iſt!

Die beiden Freunde faßten ſich von Neuem unter dem Arm und gingen in den Lindenalleen des Parks auf und nieder. Moorfeld begann: Als ich vor einigen Jahren anfing, meinen Dichterberuf zu fühlen, überkam mich eine unermeßliche Unruhe. Ich ſah um mich her und fand, daß unſre geſammte poetiſche Literatur das nicht ausdrückte, was ſie ausdrücken wollte und ſollte.

Benthal machte eine überraſchte Gebärde.

Das fand ich, wiederholte Moorfeld. Ich fand mich in einen Hexenſabbath geworfen, in einen Maskenball, die ganze Poeſie kam mir vor, wie eine verabredete Vermummung, eine Verrätherei, eine Verſchwörung, und auf mich war's gemünzt. Ich fühlte einen ſtarken und eigenen Inhalt in mir, und die Masken huſchten in antiken und romantiſchen Lügengewändern um mich her, und wie das munkelte, ziſchelte, flüſterte, ſo ward mir nicht anders, als ſie wollten mich verleiten, zu horchen, damit ich meine eigene Stimme überhörte. Es war ein unnennbares Gefühl. Ich bin verlegen, es Ihnen ganz deutlich zu machen. Denken Sie ſich einen Muſiker, der mitten in einem rauſchenden Concert einen eigenen Einfall bekommt. Von dem Augenblicke an ſpielt ihm das Orcheſter in gräulichen Disharmonien. Mit größter Anſtrengung hält er den eigenen Gedanken feſt, es gelingt nicht, die äußeren Sinne überwältigen ihn, der Gedanke ſinkt, er geht unter, ſchon vernimmt er ihn nicht mehr, da ergreift ihn die

Angſt, er ſpringt auf, rennt was er kann aus dem Bereich des Orcheſters — und zu glücklich, wenn nicht der Nachklang noch fortfährt, ihm ſeine innere Stimme zu verwirren! Das ungefähr war mein poetiſcher Erſtlingszuſtand. Ich machte eiligſt eine Skizze von meiner Melodie, warf ſie in Cotta's Briefſchalter und rannte auf und davon nach Amerika. In der Stille des Hinterwalds will ich ſehen, ob ich die Skizze ausführe. — Moorfeld fuhr fort: Ich ſagte zuvor: unſre ganze Poeſie drückte nicht aus, was ſie ſollte und wollte: das befremdete Sie. Ich bin Ihnen, wie es ſcheint, eine Erklärung darüber ſchuldig?

Es intereſſirt mich, ſie zu hören, antwortete Benthal.

Ich meine es ſo, ſagte Moorfeld: die ganze Literaturgeſchichte zerfällt mir in zwei Perioden; die eine zähle ich von Homer bis Racine, die zweite von Racine bis in unbekannte Zeiten. Dieſe Perioden mögen Ihnen wunderlich dünken; in der erſten ſtehen z. B. die großen Gegenſätze von antik und romantiſch, chriſtlich und heidniſch unberückſichtigt neben einander, — aber ich finde ein Merkmal der Gleichartigkeit für ſie: den Ausdruck des nationalen Inhalts. Homer ſingt ſeine Griechen, Cervantes ſeine Spanier, Camoens ſeine Portugiſen, Shakespear ſeine Engländer, bis herauf zu Racine, welcher ſeine Franzoſen ſingt. Das iſt das einheitliche Moment dieſer Periode — die Poeſie der Nationalität. Nach Racine folgt eine andere Periode — die Poeſie der Individualität. Recht ſchlagend für dieſe Eintheilung mag ich zwei Engländer nennen — Shakespeare und Byron. Was wäre Shakespeare außer England, was Byron in England geworden? Nichts. Jener hatte die Nationalität, dieſer die Individualität zu ſingen. Ihre Poeſie iſt in der Wurzel verſchiedener, als die von Virgil und Taſſo. Sie repräſentiren die alte und neue Zeit meines Begriffes. — In Deutſchland, wie billig für deutſche Verhältniſſe, hatten wir keine große Nationalitäts-Poeſie; deſto ungeſtümer brach die Individualitäts-Periode an: — das war die Sturm- und Drang-Periode. Man hat von einem Abſchluß dieſer Periode durch Schiller und Goethe geſprochen. Aber Sie ſehen wohl, wie lächerlich das iſt. Haben wir denn bis auf dieſe heutige Stunde ſchon einen andern Inhalt gewonnen, als den der Sturm- und Drang-Periode — unſer armes drangvolles Ich? Oder iſt dieſes Ich ſo

verſöhnt, in ſeinen thieriſch-göttlich-menſchlichen Widerſprüchen ſo harmoniſch gelöst, der Glaube ſo ſtark, das Wiſſen ſo weit, die Erde ſo himmliſch geworden, daß uns der Zuſtand von Sturm und Drang nicht länger mehr zukäme? Ich dächte! Als ob Fauſt nicht ein diſſonirendes Fragment wäre! Als ob Wilhelm Meiſter nicht dadurch um die Piſtole herumkäme, daß die geſammte Weiblichkeit weniger pretiös vor ihm thut, als vor Werther's armen lechzenden Sinnen! Eigentlich hätte er ſich aus entgegengeſetzten Gründen erſchießen müſſen. Das Problem der erfüllten Sinnlichkeit und Sittlichkeit iſt auch in ihm nicht gelöst, denn Mignon ſtirbt und iſt eine Abnormität. Kurz, das Weimarer Miniſterial-Reſcript, mit ſeiner griechiſchen Contraſignatur, war eben eine Regierungsmaßregel, wie die meiſten andern: ſie drang nicht in's Volk, ſie war ein Willküract des Einzelnen. Und als die Olympier mit ihrer erkünſtelten Griechen-Harmonie ſchon längſt Ruhe und Ordnung geſtiftet zu haben glaubten, — ſiehe, da ſchlägt uns das unterdrückte Feuer auf einmal in einem engliſchen Lord zu Tage und wir hören das alte marktzerreißende Pan-Geſchrei aus Werther's brünſtigſten Tagen. Nichts iſt abgeſchloſſen ſeit Werther, gar nichts; höchſtens die Lotten heißen anders. Die Freiheit und die Nothwendigkeit, das ſubjective Recht und die objective Pflicht kämpfen mit einander nach wie vor. Unſre Religion, unſer Staat, oder der Weimarer reflectirtes Griechenthum haben die Ausgleichungsformel noch nicht gefunden.

Die Weimarer haben die Sturm- und Drang-Periode nicht abgeſchloſſen, ſondern blos unterbrochen und verwirrt. Als ſie von Werther und Karl Moor abfielen, fielen ſie vom ganzen modernen Weltalter ab. Sie legten den Inhalt der Poeſie aus der Individualität wieder in die Nationalität zurück; allerdings griffen ſie nach der ſchönſten Nationalität — nach der griechiſchen. Aber es war immer eine willkürliche Wahl und Andere konnten anders wählen. Das thaten denn auch die Romantiker. Sie führten die Poeſie in die indiſche, ſkandinaviſche, germaniſche, romaniſche, überhaupt in ſämmtliche Nationalitäten der Welt. Natürlich behauptet das Herz ſein Recht und ſelbſt Münchhauſen wird manchmal die Wahrheit ſagen. So verrieth ſich im nationalen Coſtüm gelegentlich das individuelle Herz. Aber ſonderbar! bei ſolchen Gelegenheiten lachte man ſich entweder ſelbſt oder

gegenſeitig einander aus: es war als ob man ſich die Löwenhaut verſchoben hätte und das Eſelsohr durchgucken ließe. Andere erkannten dann in dieſer kleinen Zerſtreuung wieder einen neuen Tollette-neffect, wie der junge Heine, und gingen auf abſichtliche Verſchiebungen und Entblößungen aus, um jenes ironiſche Gelächter häufiger zu erregen. Wieder Andere wären dagegen am liebſten in ihrer natürlichen Stürmer- und Drängerhaut einhergegangen, aber die Mode war ſtärker als ihre Courage, ſie entſtellten ſich wie Hölderlin mit einer griechiſchen, oder wie Heinrich von Kleiſt mit einer romantiſchen Fremdartigkeit und verdarben die wahre Diſſonanz mit einer falſchen. So wurde überall der Lüge kein Ende. In dieſem Zuſtande fand ich unſre poetiſche Literatur, als ich zum Bewußtſein derſelben erwachte, und darum ſagte ich: ſie drückte nicht aus, was ſie wollte und ſollte.

Ich floh. Sollte ich meinen Beruf erfüllen: eine moderne Individualität rein auszudrücken — ſo mußte ich das manierirte Deutſchland fliehen, wie Byron das verrottete England. Warum ich eben nach Amerika floh, das allein bliebe mir zu erklären noch übrig.

Es iſt hier von den ernſteſten Intereſſen der Menſchheit die Rede. Sie dulden keine Frivolität, keine Uebereilung. Man erſchießt ſich nicht, weil es hübſch knallt und ein wenig Lärm macht. Lotte kommt darum kein einzigmal weniger in die Wochen, es macht keinen bleibenden Eindruck. Unſterblich wird man nicht damit. Unſterblich iſt nur das Leben, nicht der Tod. Das erkannten Schiller und Goethe, als ſie die Partei des Todes verließen, und ſich für's Leben erklärten. Ihr ewiges Verdienſt bleibt es, daß ſie mit Ernſt und Würde nach dem ſuchten, was wir heute Weltordnung nennen. Die Beſchränktheit ihres Zeitalters bleibt es, daß ſie die Weltordnung nur im Reiche des Gedankens zu finden vermochten, daß ſie auf eine abſolute Trennung von Kunſt und Leben antrugen, und die Wirklichkeit preisgaben zu Gunſten „des ſchönen Scheins“. Aber wenn wir ihren Fund nicht annehmen dürfen, ſo müſſen wir doch von ihnen lernen zu ſuchen. Dieſe Pflicht bleibt uns. Und wer möchte verkennen, wie ſie ſehr uns heute erleichtert iſt, wie das Gebiet unſers Suchens heute ein weiteres iſt? Wenn die Lenze, die Hölderlin's, die Stürmer und Dränger den Styx am Leben verzweifelten, ſo war es das Leben ihres Schilda's mit der Thorſperre um acht, mit dem barſchen Bürgermeiſter und dem

süßlichen Stadtpfarrer. Darin gingen sie auf und unter, oder sie fanden im nächsten Schöppenstedt der Neuheit höchstens so viel, daß der Kirchthurm rechts stand, statt links, und daß der Mühlbach nicht Schleie hatte, sondern Gründlinge. Das Deutschland, in welchem Werther's Pistolenschuß fiel oder Karl Moor Räuber ward, — und das Deutschland von heute sind doch verschiedene Weltordnungen. Es lehrt uns, daß der Unterschied von Ideal und Leben kein stehender ist, sondern ein wandelbarer. Wir sind dem Ideale näher gekommen. Das ist eine große Entdeckung, ein wichtiger Fortschritt seit Schiller's und Goethe's Jugendtagen. Darum — und nicht weil sie griechisch gelogen haben, — sind uns ihre Jugendexcesse nicht mehr so leichthin erlaubt. Man muß nicht in das erlogene Reich der Schatten flüchten, man kann dem Ideale auf Erden näher kommen. Diese Wahrheit zeichnet den Stürmern und Drängern von heute ihre neue Bahn vor. Sie wandern. Der Poet wird künftig Tourist sein. Er sucht das Ideal auf Erden, oder vielmehr er lernt die Realität gründlicher kennen, eh er sie verdammt und zum Recht der Verzweiflung greift. — Byron ging nach Griechenland, ich nach Amerika. Er besuchte ein absterbendes Volk, ich ein aufblühendes. Ich glaube den bessern Weg gewählt zu haben. Mag der große glänzende Lord ein beneidenswertheres Aufsehen erregen als ich, der kleine ungarische nomes-ember; eins habe ich vor ihm voraus: ein tieferes Gewissen. Es ist mir nicht um eine vorübergehende Emotion, um eine nationale Rage zu thun, die nach dem Friedensschluß zusammenfällt wie ein luftleerer Schlauch. Nicht wie die Menschheit ihre Freiheit erkämpft, sondern wie sie ihre Freiheit täglich, stündlich, in Haus, Kirche und Schule gebraucht — das muß mir die Menschheit auf ihrem Gipfel zeigen. Darum ging ich nach Amerika. Hier sind die größten Maßstäbe, die weitesten Perspectiven, hier ist das Leben eine Wahrheit, und die Todten werden alle begraben, nicht blos theilweise, wie in Europa. Hier ist die Werkstätte des Ideals. Soll ich unsern Rationalisten glauben, daß die Menschheit die Gottheit ist — hier mußte sich's zeigen, wo mit jeder Erfindung, mit jeder neuentdeckten Naturkraft Gottheit entbunden wird; soll ich unsern Liberalen glauben, daß der Vernunftstaat im allgemeinen Stimmrecht liegt, und die geschichtliche Gewohnheit ein Fluch ist — hier muß' ich's erfahren, wo ich Gesetzgeber, die der Millionär

und der Schuhputzer des Millionärs gemeinſam gemacht haben. Hieher bracht' ich den Proceß zwiſchen Ideal und Wirklichkeit, die Entſcheidung über Leben und Tod in letzter Inſtanz. Hier iſt die höchſte Appellation in göttlichen und menſchlichen Dingen. Mißlingt auch auf dieſem Boden der Sühneverſuch unſrer widerſpruchsvollen Geiſt-Stoff-Ehe, muß ich mich ſcheiden von Menſchheit, Gottheit, Glaube und Liebe, und behält der teufliſche Geiſt der Verneinung Recht — wohlan, dann komm' ich zurück nach Europa, „und bin geſcheidter als alle die Laffen", die die Welt zertrümmern, weil ihr Röschen heirathet. Dann hab' ich mir meine Piſtole, meinen Wahnſinn verdient wie ein Mann, nicht wie ein Knabe. —

Hier ließ Moorfeld Benthal's Arm los, und verabſchiedete ſich raſch. Bitten Sie mir morgen Abend eine Taſſe Thee bei Ihren Frauen aus, rief er im Weggehen zurück, ſeinen Beſuch ſo nahe rückend gleichſam zur Entſchuldigung für dieſe heftige Trennung. Gute Nacht, Freund; damit verſchwand er in der Richtung gegen das Poſt-Office hinab. Benthal's Schritte hörte er aber nicht ſich entfernen; der Freund muß noch lange geſtanden und ihm nachgeſehe haben.

* * *

Moorfeld's Lebensgeiſter vermochten keineswegs die Ruhe zu ſuchen, als er in dieſer ſpäten Nachtſtunde ſein Zimmer erreicht hatte. Er lag noch lange im Fenſter. Auf New-Jerſey drüben flimmerte eine Villa in Illumination; der Bewohner mochte irgend ein Familienfeſt feiern. Wie ein Buſch voll Johanniswürmchen ſah das Glück des reichen Mannes auf dieſe Entfernung aus. Rings herum lag große, ernſthafte Nacht; die Baumanlage von Hoboken war eine majeſtätiſche Schattenmaſſe. Der Hudſon rauſchte, in der Finſterniß doppelt breit, unter den Kielen der Schiffe hin, welche mit einer melancholiſchen Wachtlaterne an Bord ſchlaftrunken in ihren Piers vor Anker lagen. Man hörte in der Nachtſtille das Plätſchern der Wellen an ihren Flanken. Zuweilen durchſchnitt auch ein Kahn die dunkelpolirte Waſſerfläche, lautlos, mit umwundenen Rudern, ſei's daß er das nachtſchleichende Verbrechen trug oder die nie ruhende Themis, deſſen Verfolgerin. Unten im Süden, wo der Strom in die Bai übergeht, ſtand

der Mond und umsäumte mit seinem vollen Glanze den Meereshorizont. Am äußersten Rande der Sehweite fand das Auge einen Ruhepunkt dort; ein dunkler Körper, anzusehen wie Harnisch und Gewaffen einer Heldentrophäe, lag großartig vereinsamt mitten im Meeresspiegel. Es war das Fort Gibson auf dem kleinen Eilande Ellis.

In diese Nachtscene träumte Moorfeld hinaus, aber sein Inneres war abgezogen von ihr. Die Bilder des heutigen Abends gingen an seiner Seele vorüber. Ein toller Menschenhaufe mit Ratten und Hunden durchwirkt steht als dramatische Kunstgenossenschaft vor ihm — wie verblaßt ist dieses übergrelle Bild schon! Der seltsame Engländer mit seiner Dogge, — Hoby, der Staßenjunge — ach, und mit diesem ein lichtes, lockendes Andenken — blast es hinweg wie ein Goldblättchen jenes Mädchenbild von der Battery! Kleindeutschland breitet sich aus in seiner Stimmung. Diese Urne voll Nieten rauscht verhängnißvoll an sein Ohr. Unheimlich und doch wohlthuend stellt sich dies Schicksalsgemälde vor ihn. Er sieht eine Reihe von Menschen, welche zu Grunde gehen ohne moralische Schuld, blos an der Unmöglichkeit der That. Er fühlt lebendiger als je, wie günstig das Loos des Sterblichen sei, dessen innerer und äußerer Census ihm erlaube, sich selbst zu vertreten, der in jedem Augenblicke an der Urne seines Schicksals das Votum einer ganzen und vollen Freiheit abgeben darf. Er freut sich des Gedankens an seine Ansiedlung; was Menschen so selten schätzen, schätzt er jetzt hoch, nämlich das Glück, daß überhaupt etwas möglich sei.

Und nun Benthal! Der junge Mann ist ein Stück deutsche Arbeitskraft, das nicht unterzugehen verdient. Und doch — wer schützt ihn auf die Länge davor? Wenn Moorfeld mit weniger Poesie und mehr Wirklichkeitssinn die sonderbare Stellung dieses Propheten zu Kleindeutschland abwog, so mußte er sich fragen: was ist wahrscheinlicher? daß der gesunde Eine die kränkliche Mehrheit bewältige, oder daß die Schwachen nach und nach den Starken sich einverleiben werden? Schien es doch jetzt schon, daß Benthal's Adhäsion an Kleindeutschland eigentlich auf einer verhängnißvollen Verwandtschaft der Extreme beruhe! Es lag etwas Nervöses, Ekstatisches in der Spannkraft dieses wackeren Ringers, das nicht blos aufgeregte Manneskraft verrieth, sondern zugleich einen gewissen weiblichen Zug des Charakters,

ein reizbar-ungeduldiges, ſchmerzhaft-ſehnſüchtiges Element, von welchem die Erweichung und Zerſetzung dieſes tüchtigen Kernes ausgehen konnte, wenn ihm nicht rechtzeitig Genugthuung ward. Und wer bürgte dafür, daß der junge Mann ſeine thätigen und ſtrebenden Kräfte nicht erſchöpfte, eh' er ſein Ziel erreichte und dann um ſo unaufhaltſamer die Beute der weiblichen Seite ſeiner Natur wurde?

Wie, wenn Moorfeld dieſem Retter auf dem Schauplatze ſeiner Thaten begegnet wäre, um ihn ſelbſt wieder zu retten?

Es liegt etwas Herzerhebendes in dem Gedanken, auf eine Exiſtenz außer uns beſtimmend wirken zu können! Ja, der ſogenannte egoiſtiſche Menſch datirt eigentlich erſt von da an ſein Glück, wo es ihm möglich wird, einem Mitgeſchöpf die Richtung zum Glücke zu geben. In neuen Perſpectiven erblickt Moorfeld jetzt ſeine Anſiedlung im Urwald. Welchen Sinn gewinnt ihm dieſes Project! Sollte es nicht berufen ſein, der Ausgangspunkt einer Exiſtenz zu werden, die, einmal in ihrer Wurzel befeſtigt, gar nicht abſehen ließ, in welchen Radien der Palmenfächer ihrer Triebkraft ſich ausſpannen wird? Können denn überhaupt die neuen Freunde ſich je wieder trennen? Bentbal, die poſitive, handelnde Natur mit ihrer tiefen Andacht für das Ideale, Moorfeld, der Idealiſt mit ſeinem tiefen Bedürfniß, ſich realiſtiſch zu erfüllen, — begegnen ſich dieſe zwei Charaktere nicht gewiſſermaßen typiſch, und iſt nicht die ganze Menſchheit hergeſtellt, wenn ſich dieſe Individuen ergänzen? Welche Wirkungen laſſen ſich hoffen aus den Anfängen eines ſo naturgemäßen Bundes! Wahrlich, es wäre auf dieſem Boden nicht das erſte Mal, daß zwei junge ſtrebende Männer Väter einer Stadt geworden ſind. Moorfeld brauchte nicht einmal Dichter zu ſein, um ſo weit zu phantaſiren.

Romulus und Remus! — Unternehme es, wer ſich ſtolz genug dazu fühlt, die Nachtgedanken unſers Freundes zu Ende zu denken! — Solche Momente ſind ſelbſt für die Poeſie zu groß. Die Poeſie iſt die Kunſt des „ſchönen Scheins", hier iſt von ſchöner Wirklichkeit die Rede. Die Poeſie iſt die Sprache des Wunſches, hier winkt Beſitz. Wir können von dieſer Stunde kein Gedicht unſers Freundes überliefern. Er dichtet nicht. Der Dichter beſingt die Geliebte: am Brautabend verſtummen die Hymnen.

Moorfeld fühlt ſich am Vorabend eines Unternehmens, das kein

deutſcher Dichter je vor ihm begonnen: kein deutſcher Vers iſt vorbereitet, ſich zum Ausdruck eines ſolchen Inhalts zu erheben. Aber Newyork und die Rolle des Beſchauenden reizt ihn nicht länger. Sein Gedicht iſt: daß er unverzüglich zu reiſen beſchließt.

In dieſem Augenblick erloſch die beleuchtete Villa auf New-Jerſey, welche bisher der Augenpunkt unſers nächtlichen Träumers geweſen.

Moorfeld ſtutzte.

Dann aber blickte er am Himmel aus — ob nicht das Licht des Morgenroths anbräche. — —

Am Tage fand ihn Jack — das Bett unberührt — im Fautreuil eingeſchlafen.

Achtes Kapitel.

Moorfeld behielt von der Trunkenheit ſeiner geſtrigen Nacht-Phantaſien am ernüchternden Tageslichte noch ſo viel Bewußtſein, daß er ſich heute mindeſtens vornahm, den neuen Freund über ſein Project auszuholen. Denn das ſagte er ſich nach dem Ausglühen jenes dichteriſch angeſchürten Traumzuſtandes, daß es noch ſehr die Frage ſei, ob Benthal ſeine Stellung in Newyork überhaupt ſo hoffnungsdürftig, wie er ſelbſt, betrachte, und die Stadt mit dem Urwald auch willig werde vertauſchen wollen. Enthielt ſich Moorfeld aller Ueberredung und verſprach er gewiſſenhaft, wie es ſolche Fälle heiſchen, eher zu wenig als zu viel, ſo erſtaunte er jetzt, daß er dem werthen Genoſſen eigentlich nicht mehr zu bieten hatte, als etwa einen freien Platz im Schiffe; Gunſt oder Ungunſt der Fahrt blieb immer noch das Wagniß des Andern. Freilich hielt er ſich vor, daß ein tüchtiger Mann größere Unterſtützungsmittel ſich kaum bieten ließe, und daß das Selbſtgefühl des Thatkräftigen nicht mehr verlange, als der Grieche in ſeinem δος μοι ποῦ στω,*) oder Archimedes in jenem Punkt außer der Erde,

*) Gib mir, worauf ich fuße.

von welchem er seinen Hebel an diese zu setzen versprach. Aber solch einen Punkt hatte Benthal in seiner Lehrstelle zur Noth eben auch, es blieb also immer seine Geschmackssache, ob er von einem Hinterwälder-Blockhaus oder von Mr. Mockingbird's Volksschule aus seine Hebel würde ansetzen wollen. Diese Ueberzeugungen schlugen unsern Freund ziemlich darnieder. Er hatte sich den Gedanken an Benthal's Genossenschaft so rasch und feurig eigen gemacht, daß dieser Gedanke, wie ein Gerüst nach dem Brillantfeuerwerk, heute noch fest stand, wenn auch ohne die magische Verklärung von gestern. Viel ehrer erwartete das Gerüst die Wiederholung des Feuerwerks als das Schicksal, abgetragen zu werden.

Bei dieser Stimmung sah Moorfeld mit Ungeduld der Stunde seines gestern angekündigten Abendbesuches entgegen. Endlich brach sie an. Auf Flügeln eilte er fort. Doch, wir wollen ihm, wie er es im Geiste längst selbst that, in Person voraneilen und uns um einige Augenblicke den Vortritt vor ihm herausnehmen.

Im letzten Tagesdämmer finden wir uns in einer der einsamsten Straßen Newyorks — und außer dem Broadway und Bowery können sie sehr einsam sein diese weiten Straßen Newyork's — wir finden uns in einer der Nebenstraßen des Winkels von Bowery und Grandstreet vor einem kleinen niedlichem Framehause von drei Fenstern Front. Es ist hellgelb angestrichen, hat grasgrüne Jalousien und ein paar Acazienbäumchen vor'm Eingang. Der gewöhnlich holländisch-amerikanische Aufputz. Wir treten durch ein paar das Basement überbauende Stufen in's Parterre. Nach hiesiger Sitte würden wir hier das Parlour finden. Aber in den Glücksverhältnissen der deutschen Mietherin ist weder von Parlour noch von Drawing-room die Rede. Im Parterre wohnt die Hauseigenthümerin selbst, die pensionirte Wittwe eines Seeoffiziers, der im letzten englischen Kriege gefallen. Wir besteigen demnach das Gestock. Dieses ist Frau v. Milden's Wohnung. Zwei kleine Zimmer und ein Cabinet bilden den bescheidenen Haushalt, welchen Benthal sein „Lorettohäuschen" nennt. Mit dem Geisterrechte, einzutreten ohne anzuklopfen, und zu lauschen ohne erröthen zu dürfen, stehen wir jetzt im ersten dieser Gemächer. Da es kein Bett enthält, würde es der Pariser einen Salon nennen; bilden wir uns also ein, wir stehen im Salon der Frau v. Milden. Es ist eine schweigsame Pisite, die wir

da machen. Eine ſummende Thermaſchine erfüllt die vier Wände mit ihrer myſtiſchen Sourdinen-Muſik; ſonſt regt ſich kein Laut darin. Ueberblicken wir die Gruppe, die, „um des Lichts geſellige Flamme“ verſammelt, den runden Tiſch inne hat, und von einer Milchlampe, unter der Blende ihres Lichtſchirms, beleuchtet wird. Es iſt eine Gruppe von drei Frauenköpfen, welche auf den erſten Blick die Gleichheit des Familienzugs erkennen läßt. Es iſt Frau v. Milden mit ihren beiden Töchtern. Die Gruppe befindet ſich in dem Zuſtande jener vollkommenſten Ruhe, in welcher der Künſtler ſein Modell zu beſchauen liebt. Frau v. Milden heftet ihr Auge auf eine feinere weibliche Arbeit, eine von denen, welche den Geſichtsausdruck denkend beleben, aber doch die Sicherheit des Gelingens nicht beunruhigen. Ein zartes, ſinniges Antlitz. Ein mädchenhafter Schmelz liegt auf dieſen Zügen, eine nervöſe Geiſtigkeit, welche es vor dem gemeinen Altern ewig bewahren wird. Die Spuren der Jahre ſind in ihren Mienen zwar zu leſen, aber nicht in jener groben Runenſchrift der ſogenannten Erfahrung, ſondern nur in dem geübteren Ausdruck einer angeborenen weiblichen Intuitionskraft. Ihr gegenüber erblicken wir Pauline, die ältere Tochter. Im Anſchauen dieſes Mädchens glauben wir erſt die Jugendlichkeit der Mutter zu verſtehen. Es iſt die gereiftere Milde, von welcher die Matrone verſchönt wird, man fühlt, die Mutter kennt den Umgang der Grazien, ſie kann lächeln, ſie nimmt das Menſchliche menſchlich. Der Tochter bezweifeln wir das. Es iſt ein ergreifender Anblick dieſes Mädchen. Die volle Strenge der Jungfräulichkeit. Ihr ganzes Bild iſt in Ernſt getaucht. Vor ihr ſteht der dampfende Theecomfort, ſie hält eine Art veſtaliſche Flammenwacht daran. Eine nicht zu bezwingende Innigkeit liegt in dem Blicke, womit ſie — der Spiritusflamme zuſchaut. Man erſchrickt faſt über ſo viel feierlichen Ausdruck in Mitte der Alltäglichkeit, man ſieht eine Seele, die kein Hauskleid zu tragen weiß. Benthal nannte ſie die verkörperte Modeſtie; der Charakter liegt in dem Worte, aber das Wort iſt noch ſeine Gränze nicht. Zwiſchen der Mutter und Paulinen bücken wir uns etwas tiefer zu dem dritten Frauenbild oder Bildchen herab, und blicken der kleinen Malvine in ihr friſchfrohes, ſinnliches Kinderauge. Ihr petulantes Geſichtchen iſt zu einem kräftigen Nachdenken angeſpannt, ſie hat ein engliſches Leſebuch vor und mag nicht wenig ſtudiren. Auch dieſe Trägerin der leichteſten Blut-

wellen ſtört alſo die allgemeine Stille unſerer Gruppe nicht. Frau v. Milden mit dem kleinen Mädchen nimmt die eine Hälfte des Tiſches auf einem ſchmalen Canapee ein; neben ihrer Schweſter an der untern Seite hat Pauline Platz, an der oberen neben Frau v. Milden ſteht ein leerer Stuhl mit Manuſcripten und einem Schreibzeug davor. Indem wir uns um den Inhaber deſſelben umſehen, entdecken wir die Umriſſe eines jungen Mannes, der regloß am Fenſter verweilt, halb von der zurückgeſchlagenen Gardine, ganz aber von dem großen kreisrunden Schatten verborgen, womit der Lampenſchirm die Mitte des Zimmers verdunkelt. Es iſt Benthal.

Die Ruhe, in welcher wir dieſe Geſtalt verharren ſehen, iſt es wahrſcheinlich, welche auf die tiefe Stille im Zimmer zurückwirkt. Man wird ihn nicht ſtören wollen.

Draußen aber am abendlichen Himmel hallt ein Gewitter.

Benthal hat das halbe Fenſter geöffnet (das amerikaniſche Fenſter iſt nur halb zu öffnen) und ſcheint in die Scenerie am Himmel vertieft. Pauline ſucht ihn von Zeit zu Zeit mit einem Blicke jener zärtlichen Inſpiration, worin ſich nur die bräutliche Angehörigkeit zweier Perſonen ausſprechen kann.

Der Donner hallt näher, Blitze begleiten ihn, und raſch, wie Amerika's Wetter ſich entladen, rauſcht ein Platzregen nach. Die Luft iſt ſtill, aber wie ſie vom Waſſerſtrom jetzt durchſchnitten wird, fangen die Fenſtergardinen lebhaft zu wehen an.

Erkälten Sie ſich nicht, Theodor, ſpricht Frau v. Milden bei dieſem Ausbruch zu dem Träumer am Fenſter hin. Es iſt das erſte Wort, welches ein langes Schweigen unterbricht.

Benthal ſchließt das Fenſter, d. h. nach der hieſigen Conſtruction, er ſchiebt es zu, den Frauen zugewendet aber antwortet er: Mama, wir hatten an der Rokolbank wohl andere Gelegenheit uns zu erkälten!

Seitdem iſt mir's eben gründlich verleidet, was man romantiſch „den Aufruhr der Elemente nennt", ſpricht Frau v. Milden zurück.

Ich bewundere auch nicht den Aufruhr bei ſolchen Scenen, ſondern die Ruhe, antwortete Benthal. Ich halte mir vor, daß auch die höchſten Winde und Wolken, von den fünfzehn Meilen unſrer Lufthöhe nur in den zwei unterſten ihr Spiel treiben, und daß das heftigſte Meer

unter einer Tiefe von zehn Klaftern unbewegt liegt. So dünn ſind die Platten, zwiſchen welchen wir unſre Eindrücke empfangen — und der Erdenwurm ſpricht von einer „empörten Schöpfung“!

Wenn Frauenumgang bildend den Excentricitäten der Männer ſteuert, ſo war's einer jener leiſen aber ſichern Frauengriffe an's Steuer, als Frau v. Milden mit einer unſchuldigen Stimme jetzt fragte: Wie meinen Sie, Theodor? Sie ſtrafte das Verſchobene, indem ſie es nur zur Erklärung ſeiner ſelbſt aufforderte.

Aber Pauline hob einen bittenden Blick zur Mutter auf und ſagte: Laß, Mama, wie ſollte die Welt nicht klein werden, wenn es das Leben iſt!

Benthal wandte ſich raſch um. Er ſah das Mädchen verſtimmt an. Pauline erſchrack. In Benthal's Blick erſt ward ihr's bewußt, daß ſie die harmloſe Berührung der Mutter mit einer viel empfindlicheren parirt — und doch hatte ſie nichts gethan, als ihr tiefſtes Verſtändniß für ein mitgefühltes Lebensweh ausgeſprochen.

Frau v. Milden ſchien das Mißliche von Paulinens Wort zu empfinden und redete Benthal ablenkend an: Wollen wir die Geſchichte von Pennſylvanien für heute in den Schrank ſchließen?

Demüthig ſagte Pauline: Oder laß mich ſchreiben und dictire du. Du concipirſt fließender, wenn der Kopf allein arbeitet.

Das läßt ſich hören, antwortete Frau v. Milden. Unſer Baron — auf einen Blick Benthal's verbeſſerte ſie ſich — unſer Doctor Moorfeld, wollte ich ſagen, kommt bei dieſem Wetter ohnedies nicht mehr.

Mama! rief die kleine Malvine halb trotzend, halb bittend.

Du bildeſt dir doch nicht ein, wies die Mutter das Kind zurecht, daß man in ſolchen Wolkenbrüchen Viſiten macht? Oder biſt du ſo ſelbſtſüchtig, dir zu wünſchen, was andern Menſchen Beſchwerde macht?

Aber der Doctor kommt doch, antwortete das Mädchen vergnügt, ohne einen Zug von Eigenſinn.

In dieſem Augenblick geſchah ein betäubender Donnerkrach, ein jacher Windſtoß riß in das Zimmer herein, denn die Thüre war aufgethan und Moorfeld ſtand im Zimmer.

Die Wirkung dieſes Zuſammentreffens war ſo ſchlagend, und Malvine jubelte ſo trunken, daß Frau v. Milden nicht umhin konnte, den vorausgegangenen Augenblick von Prophetie zu erzählen.

Moorfeld nahm das kleine Mädchen beim Kopf und küßte es lebhaft.

Die Herzhaftigkeit, womit das Kind es litt, glaubte die Mutter mit einer üblichen Neckerei rügen zu müſſen. Sie ſagte: Nun wirſt du aber auch einen ſo ſchwarzen Ungarbart bekommen, wie der Herr Doctor.

Ach! replicirte die Kleine, da hätte Pauline ſchon längſt einen blonden Ungarbart bekommen, ſo groß!

Die Wirkung dieſes naiven Kinderwortes und der vierfach variirte Ausdruck von der Verlegenheit der Erwachſenen wäre nicht wohl wiederzugeben, wenn nicht in demſelben Augenblicke ein vernünftiger Donnerſchlag der Familie die willkommene Veranlaſſung geboten hätte, zu erſchrecken und zu überhören. Frau v. Milden ergriff überdies das Wort, und bewunderte Moorfeld's Ausgang bei dieſem Wetter.

Ich gehe oder fahre in ſolchem Wetter am liebſten aus, antwortete Moorfeld, ich kenne kein größeres Vergnügen als eine Platzregen-Promenade durch die eleganten Paſſagen einer Stadt. Wie wunderſchön das herabklatſcht in die lackirte und friſirte Puppenſchachtel! Nennen Sie's nicht Schadenfreude. Es iſt ein äſthetiſcher Eindruck. Es iſt komiſch und pathetiſch zugleich. Ja, es iſt der einzige Fall, wo vom Erhabenen zum Lächerlichen gar kein Schritt iſt. Auch leide ich ja mit. Aber im Geiſte bin ich dann gar nicht auf der Erde, ſondern droben. Wie ſympathiſire ich mit dem grauen Ungeheuer in ſeiner Vogelperſpective! Das kam über Land und Meer dahergerauſcht, ſcheuchte den Bären hier, brach die Ceder dort, plötzlich hängt es auf ein Stückchen Boden herab, wo der Pelz zur Peliſſe wird, die Ceder zum Glockenthurm, die Wildhöhle zur City-Hall — ein goldenes, zuckernes Ding, Stadt genannt, unter Glasſturz zu ſtellen. Und nun die Fluten, die Blitze, die Orkane da drein! das erquickt! Da weiß man doch, wer noch das große Wort im Hauſe führt, die Glacehandſchuhmacher oder die Natur?

Sie hatten eine heitere Ueberfahrt? fragte Frau v. Milden.

Ja, das iſt ein Anderes, rief Moorfeld, indem er ſich augenblicklich in dieſe Frage fand und ernſthaft ward; wenn Sie einen Seeſturm erlebt haben, dann verzichte ich darauf, Sie für Sturmpoeſie zu begeiſtern. Gott weiß es, woher die Dichter ihre prächtigen Seeſtürme haben, wahrſcheinlich aus ſonnigen Garten-Veranden, aus Cajüten

nimmermehr. Herumzukollern wie eine Kugel im Roulett, auf dem Boden, an der Decke, in allen Ecken, Schwindel im Kopf, das jüngste Gericht im Magen, die Lucken voll Seewasser, sämmtliche Passagiere sprudelnde Fontainen — hinweg davon, auch im entferntesten Andenken! wir wollen dieser appetitlichen Theekanne ihren Beruf nicht sauer machen!

Auf dieses Signal setzte sich die Gesellschaft zu Tische. Moorfeld konnte bald sehen, daß seine lebhafte unmittelbare Natur gefiel. Die Unterhaltung nahm einen frischen Gang, Wirth und Gast fanden sich schnell und angenehm in einander.

Im Flusse des liebenswürdigsten Beisammenseins hatte natürlich Moorfeld's Frage an Benthal der günstigen Gelegenheit zu harren. Dieses diplomatische Apropos spannte ihn keineswegs unangenehm, nur war er nicht geduldig genug, es lange auszuhalten. Er suchte bald nach einem Anknüpfungspunkte. Beim Niedersetzen der kleinen Theegesellschaft war eine Mappe mit Manuscripten vom Tische entfernt worden. Moorfeld erinnerte sich an den Bäcker Sallmann aus Kleindeutschland, und bat sich dringend aus, das Pamphlet zu hören, welches Benthal demselben versprochen, wenn es dort vielleicht eben unterm Ambos liege. Aber die Mappe enthielt es nicht mehr. Benthal hatte es bereits geschrieben und in die Druckerei geschickt. Es beschäftige ihn ein anderer Aufsatz, erklärte er auf Moorfeld's Bewunderung dieser raschen Thätigkeit, und wie er diesen ebenfalls gerne schon druckreif sähe, so treibe eines das andere. Moorfeld erstreckte seine Bitte natürlich auch auf Mittheilung dieses zweiten Artikels. Benthal machte Einwände und ließ sich lebhafter nöthigen, bis er die Lectüre nach dem Thee zusagte.

Der Name Kleindeutschland, der jetzt genannt werden war, gab Moorfelden die Gelegenheit, die er suchte. Er bewegte sich ein paar Augenblicke um dieses Thema, und wie im Vorbeigehen bat er dann den Rector magnificus, ob er ihm ein paar tüchtige deutsche Arme verschaffen könne — einen Zimmermann und einige Ackerleute; er denke nämlich ernstlich daran, demnächst seine Ansiedlung in Ohio zu begründen. Bei dieser vorläufigen Ankündigung hielt er inne, und erwartete den nächsten Eindruck derselben.

Der Eindruck war ein bedeutender. Zwar erwiederte Benthal das Geschäftsmäßige von Moorfeld's Frage mit der rücksichtsvollen

Faſſung, die ihn nicht leicht verließ: er werde ſich, ſagte er, die Sache angelegen ſein laſſen, er hoffe jedenfalls die gewünſchten Arbeitskräfte zu gewinnen; dann aber, — und er bedurfte einer Pauſe um überhaupt weiter zu ſprechen, — ſetzte er hinzu, dieſe Mittheilung überraſchte ihn lebendig. Kaum erinnere er ſich noch, daß das Wort Urwald flüchtig geſtern genannt worden ſei und mehr bildlich als eigentlich, wie es geſchienen, es klinge ihm heute neu, und er habe gewaltige Ehrfurcht vor Moorfeld's Gewiſſenhaftigkeit, der ein Land, um es zu ſtudiren, gleich kaufe. Er ſagte dieſe Worte mit immer wachſender Bewegung, die Frauen blickten ihn an und blickten dann ſich ſelbſt an. Auch ihnen, ſah man, gab das Gehörte zu denken.

Frau v. Milden that — was in ſolchen Momenten das Tactvollſte iſt — ſie ſprach die Bewegung, die vorhanden war, freimüthig aus. Mit der richtigen Miſchung von Gelaſſenheit und Antheil in ihrer Stimme ſagte ſie zu Moorfeld: Sie beabſichtigen eine Anſiedlung, Herr Doctor? Ich glaube es gern, daß es Herr Benthal überhört hat, er wird es ungerne gehört haben. Wenn man ſich im menſchlichen Umgang nur an eine Art Aſtronomie gewöhnen könnte! die Menſchen wie Sterne zu nehmen; — ſie kommen und gehen am Horizont und man hätte das freie Intereſſe der Wiſſenſchaft an ihnen. Aber das Gemüth will alles gleich feſthalten und in Eigenthum verwandeln: das iſt freilich ungezogen. Ich fürchte, Herr Benthal wird Ihnen eine kleine Ungezogenheit dieſer Art abzubitten haben.

Jetzt war Moorfeld's Augenblick da. Gnädige Frau, ſagte er, ſeine Spannung unter einem Scherz verbergend, daß wir Beide, Herr Benthal und ich, nur nicht jenen zwei Bettlern gleichen, welche ſich im Dunkeln wechſelſeitig um Almoſen angeſprochen haben! Für Herrn Benthal ſetze ich hinzu: sans comparaison! für mich aber nicht. Ich fühle mich nämlich gerade jetzt einen rechten und ſtandesmäßigen Bettler, daß ich nicht einen virginiſchen Grundbeſitz kaufen kann, ſondern höchſtens ein paar tauſend Acres. In jenem Falle würde ich zu meinem Sterne ſagen: wollen Sie mein Intendant ſein? in dieſem darf ich höchſtens ſagen: wollen Sie mein Mit-Bauer ſein? und, hier liegt der Bettler. Deßungeachtet bin ich nicht blöde genug, es nicht wirklich zu ſagen, wenn ich erſt hoffen darf, daß es mir verziehen wird. Alſo: Herr Benthal, wollen Sie — was ſein? was, weiß ich ſelbſt

nicht. Sie wissen das besser als ich. Sie haben es gestern so schön gesagt, daß man in Amerika nur Eins und ein Einziges ist — ein Mann! Wohlan, will es dieser Mann statt mit Mr. Mockingbird mit mir und meinem Urwald versuchen? — Der Bettler hält Ihnen seinen Hut hin. Meine Hand, wenn Sie das Gold Ihrer Fähigkeiten dreinlegen wollen, steht Ihnen stets offen.

Diesmal blickten die Frauen nicht mehr auf, und selbst Benthal sagte mit niedergeschlagenem Auge: Es läßt Ihnen wohl, Herr Doctor, mit lachendem Munde Geschichte zu machen. Was Sie da sprechen, ist so wichtig, daß Prosaiker nicht ermangeln würden, es wirklich wichtig zu traktiren. Aber der höhere Mensch, welcher weiß, daß wir nur beginnen können, und daß unermeßliche Schicksale weiter führen was sich aller Voraussicht entzieht, der hat Recht, wenn er seine Saatkörner auswirft, wie Bonbons im römischen Carneval. Ihre Worte sind das Signal zu einer neuen Richtung meines Lebens. Sie sind ein Wendepunkt in einer oder mehreren Biographien. Daß die Wendung eine glückliche ist — wer möchte vor dem Gegenbild von Mr. Mockingbird's Volksschule daran zweifeln? Der Zweifel liegt hier anderswo. Ich sehe in Ihren Worten allerdings den Hut, den Sie mir hinhalten. Aber — soll ich was hineinwerfen, oder — soll ich was herausholen? Das ist die Frage hier. Es ist eine Ehren-Frage. Reizend verwirrt, nehmen sich solche Fragen denn doch auch prosaisch gelöst nicht schlecht aus.

Moorfeld verbiß sein Lächeln, er wußte wohl was er für einen Charakter vor sich hatte, und war gefaßt darauf, daß ihm ein bischen Metaphern-Spiel nicht so leicht durchgehen würde. Mit ganz verändertem Tone sagte er dann: Der Mann, der in Hambach nicht gefragt hat, ob er in einem Kerker verfaulen wird, sollte in Ohio nicht fragen, ob er emporblühen wird. Mißverstehen Sie mich nicht. Ich muthe Ihnen nicht zu, die Ehre Ihres Unglücks an den nächstbesten hergelaufenen Freund zu verkaufen. Was Sie der Nation geopfert haben, darf Ihnen nur die Nation vergüten, und ich habe kein Mandat von Deutschland. Es ist nicht der Rede werth, was ich Ihnen biete. Ein paar Kornähren zur Nahrung, ein paar Schafe zur Kleidung und rings herum starre Wildniß, das ist kein Lebensglück. Halten Sie es dafür, so setzt dieses Dafürhalten Ihr Verdienst, nicht das meinige. Sie denken dabei an ihre große Productionskraft, welche die rohe

Vorbedingung des Lebens erst in Lebensglück verwandeln muß. Und wahrlich, an diese Kraft dachte ich auch bei meinem Anerbieten. Ich bin der Krämer, der einem Shakespeare ein Buch Papier überreicht mit den Worten: hier, mein Herr, haben Sie die Unsterblichkeit, — sie thut sechs Pfennige. Der Werth meines Materials und der Werth Ihrer Arbeit liegt lächerlich weit aus einander. Ja, ob ich Ihnen selbst diese sechs Pfennige schenke, ist noch die Frage. Ich schenke sie aber nicht, sondern ich lege sie auf furchtbaren Wucher. Sie wissen besser als ich, daß ein Mensch hier viel, ein Grundstück wenig Preis hat. Um einen Kopf mehr gedacht, um eine Hand mehr gerührt auf meinem Farm, erhöht seine Rente. Ich treibe Agiotage mit meiner Gastfreundschaft. Kurz, es ist hier von einem Compagnie-Geschäfte die Rede; ich schieße das Geld dazu her und Sie ein Capital, das Geldes werth ist. Ich bin Poet und ein schlechter Wirthschafter. Eine Strophe kann mich am Erntetag gründlicher beschäftigen als die ganze Ernte. Ein paar Kälber verkauf' ich vielleicht zum günstigsten Preis nicht, weil mir die Zeichnung ihrer Haut gefällt. Fragen Sie nicht, ob ein solcher Wirth die praktische Vernunft zu Gaste bitten darf. Mein Einfall, Grund zu besitzen, konnte überhaupt nur auf der Hoffnung ruhen, daß das Glück seine Ausführung übernimmt. Besitzer von Gütern zu sein, ist ein Talent, so gut, als Besitzer von Ideen zu sein. Mir fehlt jenes Talent. Will ich Grund besitzen, so ist es mein Vortheil, den Vortheil Anderer daran zu knüpfen. Ich muß mich mit meiner Erde durch Procuration vermählen lassen.

Moorfeld hatte sich in eine Ueberzeugung gesprochen, die ihn des Sieges gewiß machte. Jetzt zog er sich wohlweislich auf sein Ziel, gleichsam wie auf eine Rückzugslinie, zurück, und sagte mit jener Mäßigung, die der Abschluß einer Sache ist: Ich gebe Ihnen gerne zu, daß Sie für den Augenblick noch kein klares Bild von dem Verhältnisse haben. Ich verlange daher auch Ihr klares unumwundenes Wort nicht. Es genügt mir schon, daß wir uns in der Vorfrage orientirt haben. Auch ist meine Stimme nicht die einzige Potenz für Ihre Entschließung. Mit aller Ehrfurcht erkenne ich höhere Potenzen. Der nächste Stand der Dinge bleibt daher, wie er ist. Sie behalten Mr. Mockingbird's Schule; ich gehe meinem Projecte nach auf eigene Hand und Gefahr. Ich reise nach Ohio. Ich sehe

mich um, ich wähle, ich kaufe. Ich mache aus meinen Gedanken eine fertige Thatsache. Diese fertige Thatsache lege ich Ihnen vor, Sie werden Ihr Verhältniß zu ihr dann selbst finden. Sind wir aber so weit — ein Wort für Alle, liebster Herr, Sie lassen mich nicht sitzen! Sie bleiben selbst nicht sitzen in Kleindeutschland! Sie bringen mir die Besten Ihres Volkes mit und den ersten rücken spätere nach und, den wenigen mehrere und eine Stadt zimmern wir uns auf, darin sind Sie Pastor primarius, Rector magnificus, Redacteur en Chef, Kaufmann en gros und en Detail, kurz, was ein Amerikaner in einer jungen Ansiedlung ist: eine indische Gottheit mit hundert Händen und Füßen. Ich aber verkaufe meine Acres um das Hundertfache und werde Millionär. Mit dieser passiven Rolle begnüge ich mich neben Ihrer activen. Darauf ziel' ich; daß ich es nur gestehe! ein freiwilliges Geständniß ist immer ein mildernder Umstand. Das sind meine Tendenzen. Freilich sollt' ich sie nicht am Theetisch enthüllen. Eine „Loretto-Kapelle" ist keine Börse. Was werden unsre verehrungswürdigen Damen denken! Ein Dichter ist angemeldet und ein Landspeculant kommt. Welch ein Abfall von gestern und heute! Sehen Sie, so schnell entartet die europäische Race in Amerika. Es ist Zeit, daß ich abbreche und von ganzem Herzen um Verzeihung bitte.

Damit erledigte Moorfeld seinen Antrag für's Erste. Und wie nach solchem Thema nicht wohl ein leichterer Ton wieder anzuschlagen war, so erinnerte er sich jetzt rechtzeitig an Benthal's zuvor versprochenen Aufsatz. Er zweifelte nicht, daß derselbe jenes Element enthalten werde, dessen die Situation jetzt bedurfte: irgend ein gedankenreiches Etwas, fähig, die Stimmung, ohne ihr Zwang anzuthun, an ein neues Interesse zu fesseln. Er wiederholte daher seine Bitte. Aber Benthal war jetzt noch zurückhaltender, als er sich gleich zuerst gezeigt hatte. Man sah ihm eine große Verlegenheit an. Er suchte Ausflüchte, er behauptete, kein Augenblick ließe sich ungünstiger, als der gegenwärtige wählen, die Lectüre sei ganz und gar nicht an ihrem Platze jetzt. Auf Moorfeld's Befremden verrieth er endlich so viel: es sei in jenem Schriftchen von Amerika etwas hetzrodor gesprochen; eine günstigere Meinung müsse sich nothwendig davon verletzt fühlen; eine solche Dissonanz getraue er sich aber nicht zu verantworten, am wenigsten in gegenwärtigem Augenblicke.

Moorfeld hörte dieſe Erklärung überraſcht, faſt betreten an. Er antwortete: Ich würde mich ſehr mangelhaft ausgedrückt haben, Herr Benthal, wenn ich eine Vorliebe, oder ein Vorurtheil für Amerika an den Tag gelegt hätte. Man hält es für ein Land der menſchlichen Vollkommenheiten in Europa und darum macht' ich mich auf, es kennen zu lernen. Das iſt Alles. Ich will es mir anſehen, wie ein Pferd das ich kaufe. Daß ich die Neigung hätte, *abſichtliche Täuſchungen* darüber feſtzuhalten, ſollte ich, wie mir dünkt, mit keinem Worte verrathen haben. Es wäre auch entfernt nicht der Fall. Abgeſehen, daß der Einzelne, bei der freundlichſten Abſicht mich zu ſchonen, den Andrang einer allgemeinen Enttäuſchung doch nicht abwehren könnte von mir. Was Sie eine günſtige Meinung nennen, hatte ich über Amerika's Stadtleben eigentlich nie und meinen Glauben an die Urwalds-Poeſie möchte ich eben auch nicht zu abſtract cultiviren; ein wenig Bilderdienſt wird ihn ſtets unterſtützen müſſen; warb ich doch ſo eben um einen lieben Heiligen für meine Waldkapelle! Nein, leſen Sie immer, ich bin wohl der Mann zu hören. Glauben Sie überhaupt nicht, daß die Poeſie noch Täuſchungen liebt. Die moderne Poeſie iſt ſkeptiſch. Eine Negation iſt uns lieber, als ein Wahn.

Eine Negation iſt uns lieber als ein Wahn! wiederholte Benthal — ja, dann darf ich leſen, rief er beſtimmt, faſt freudig. Seine Haltung veränderte ſich augenblicklich. Hatte ſie ſo eben noch jene ergebene, rückſichtsvolle Schüchternheit, die Moorfeld bei Mr. Mockingbird an ihm gefunden, ſo zeigte ſie jetzt den mannhaften Aufblitz, die entſchiedene unerbittliche Sicherheit, in der ihn Kleindeutſchland kannte. Der Mann, von äußeren Lebenslagen in den Schatten geſtellt, ging immer im vollſten Lichte wo er auf dem Boden von Ueberzeugungen ſtand. Im Selbſterrungenen fühlte er ſich.

Er holte ſeine Manuſcripten-Mappe. Moorfeld rückte zurecht. Frau v. Milden nahm wieder ihre Arbeit vor; die Mädchen räumten den Theetiſch ab. Die Kleine machte ihre Sache flink und zierlich. Sie bot in ihrer Thätigkeit ein Schauſpiel voll ſchicklicher Angewöhnungen; Alles war Applicatur an ihr. Dabei hatte ſie nichts von jenen Uebergeſchäftigen, die wir die Koketten der Häuslichkeit nennen möchten. Sie huſchte hin und wider mit einer dezenten, faſt dürften wir ſagen, vornehmen Geräuſchloſigkeit. Moorfeld beobachtete ſie innig

vergnügt. Nicht Malvine, Möwe muß sie heißen, sagte er, als er ihr eine Zeitlang so zugesehen. Das Kind reichte ihm die Hand und lächelte ihn freundlich an. Sie schien zu glauben, er habe sie mit einem großen Ehrentitel beschenkt.

Benthal hatte inzwischen einige Octavblätter von seinem Postpapier aus seiner Mappe geholt und leitete jetzt seine Lectüre mit folgenden Worten ein: Eine der ersten Zeitungen Newyorks machte unlängst mit einem Leitartikel Aufsehen, welcher die politische und sociale Entwicklung Amerika's seit dem letzten Kriege behandelte. Der Hause fand sich von seinem Sclaven, den er die freie Presse nennt, so maßlos darin geschmeichelt, daß der wirklich freie Mann unwillkürlich in Opposition dagegen gerieth. Ich will nun eben nicht sagen, daß dies mein Fall war, aber ich fühlte doch mein Recht die Sache auf meine Weise anzuschauen. Genug, die Gelegenheit war mir ein Antrieb, einiges von dem niederzuschreiben, was ich dem Lobredner mündlich entgegnet hätte; da ich aber gern Zwecke vor Augen habe, so schrieb ich gleich auf Postpapier, und werde nun den Artikel, der die hiesige Lynch-Censur doch nicht passiren würde, vielleicht an Cotta für die Augsburger Allgemeine schicken. Ich würde es als eine Art Sühne betrachten für unsre politisch-liberalen Schönfärbereien von weiland. Meine Hambacher Collegen werden freilich wieder einmal Verrath wittern, aber — amicus Platonis u. s. w.

Moorfeld nickte schweigend vor sich hin. Er saß still und in sich gekehrt. Benthal begann:

„Zur Beurtheilung des Bestandes der nordamerikanischen Gesellschaft.

Als ich vom Havrer Landungsplatze meinen Gang durch Newyork antrat, war die erste Neuigkeit, die mich anzog, ein riesiges Plakat an der Ecke der Greenwich- und Liberty-Street. Ein Verein „the Workies" genannt, lud zu einer Generalversammlung ein. Was sind das für Leute? fragte ich zwei Bürger, welche vorübergingen. Tollhäusler! sagte der Eine, ein Deutscher; Lichtzieher, die Präsidenten werden wollen, lächelte giftig der Andere, ein Amerikaner. Ich aber pflanzte mich auf und studirte nun selbst das jener Einladung beigefügte Programm der Workies.

Das Programm bestand aus Forderungen einer socialistischen Arbeiter-Organisation. Die Sprache war ohne Schwung und prophetische Salbung, ohne das Kostüm des europäischen Ikarismus, sie war klar und einfach wie eine Möglichkeit. Und doch war es nichts geringeres als eine jener Schuldforderungen der Besitzlosen an die Besitzenden, welche mit dem Bankerott beantwortet werden. Sie klang aber viel eher wie eine fürstliche Cabinetsordre, welche Degradation verhängt. Sie sprach wie ein trockener Machtgebrauch, wie eine simple Pflichtübung. Es wurde mir sehr leicht, mich zu belehren.

Was sind die Workies?

Die Workies sind eine Verbindung von Arbeitern. Sie sind nicht nur in Newyork, sondern in allen größeren Städten verbreitet. Sie verfügen über eine gut redigirte Presse und über Straßenecken so viel sie deren begehren. Kein Hausbesitzer wagt, ihre Plakate zu beleidigen.

Was fordern die Workies?

Die Workies fordern streng genommen nur Eins: Gleiche und allgemeine Erziehung. Es ist falsch, sagen sie, wenn man behauptet, wir hätten keine privilegirte Aristokratie im Lande. Wir haben vielmehr die gehässigste Sorte derselben, die Aristokratie der Kenntnisse. Wir nennen sie die gehässigste, weil sie vor unsern Augen täglich und stündlich wird und nicht im mildernden Dämmer der Geschichte geworden ist. Jedes Kind, welches zur Schule geht, begründet sich eine Herrschaft über dasjenige, welches zur Fabrik geht. Der Arbeiter ist von der Gelegenheit höheren Unterrichts abgeschnitten, d. h. er ist von den höheren Staatsämtern ausgeschlossen. Die Staatsämter werden in der That unter eine kleine Klasse der Gesellschaft vertheilt; diejenigen dagegen, welche die Kraft des Landes ausmachen, gelangen nie zur Aussicht, aus den Regierten unter die Regenten einzutreten. Das ist eine Unvollkommenheit. Diese Unvollkommenheit muß abgestellt werden, erklären die Workies, wenn die Freiheit eines Amerikaners mehr als ein eitler Schall sein soll. Sie erklären feierlichst nicht eher ruhen zu wollen, als bis jeder Bürger in der Union denselben Grad der Bildung erlange, wie sein Mitbürger. Eh' aber die Workies von diesem Programm die obere Gränze erreichen, begnügen sie sich (und das ist das Bedenkliche an der Sache) mit der untern Gränze. Bis sie in höhere Bildungsregionen aufsteigen, ziehen sie die

Gebildeten zu sich herab, wie sich denn schon mehr als Eine Legislatur genöthigt gesehen hat, Vermächtnisse ihrer freien Bürger umzustoßen und Fonds, für Universitäten bestimmt, niederen Schulen zuzuwenden. Sagen die Workies doch ausdrücklich, und wir zweifeln, ob es blos in der Blume gemeint ist, es verrathe eine schlechte Volkswirthschaft, wenn die Einen sich in Champagner baden, indeß die andern schändliches Wasser trinken. Das öffentliche Vermögen müsse offenbar so vertheilt sein, daß Jeder Brandy haben könne. So umschreibt sich die Theorie von „demselben Bildungsgrad" in der Praxis. Derselbe Bildungsgrad wird, das ist klar, durch Degradation eben so gut erreicht, wie durch Avancement.

Diese Logik haben denn auch die Reichen bewunderungswürdig schnell begriffen. Sie kommen den Workies durch ihren Cynismus entgegen. Zwar wählen sie Lichtzieher noch nicht in's Repräsentantenhaus, aber Repräsentanten haben sich doch schon beohrfeigt und angespieen wie Lichtzieher. Das ist immer auch anzuerkennen. Und als Präsident Jefferson am Abende seines Lebens gefragt wurde, welche Staatsbeamten ein erfahrener Politiker für die tauglichsten halten würde, antwortete er: solche, die sich nicht betrinken. So hört man auch in den alten Staaten bejahrte Notabilitäten darüber klagen, daß sie nur noch von den englischen Traditionen zehren und das Grab der Bildung sich täglich erweitere. Zur Colonialzeit hätten ärmere Bürger mehr Cultur besessen, als jetzt die reichsten. Der Fremde geht noch weiter. Nicht nur der Abgang der Bildung ist's, sondern geradezu die Verachtung derselben, ihre offene Prostituirung, die ihn hier so schneidend verletzt.

Moorfeld blickte auf.

Hat nun der Einwanderer — fuhr die Lectüre fort — zum ersten Gruß ein solches Workies-Plakat gelesen, so ist das denkende Wesen in ihm aufgefordert und er reflectirt den Zuständen des Landes weiter nach. Die Thatsache eines amerikanischen Socialismus ist so zerstörend in das Gewebe seiner Rosenträume gefahren, daß er jetzt erst mit wachen Augen um sich blickt. Und wie an dem Sommerhimmel New-Orleans ein Gewitter von allen Seiten zugleich aufsteigt, so schwärzt sich ihm jetzt der Horizont der Union an mehr als einer Stelle von drohenden Zukunfts-Gesichten. Aber noch kann er die Workies selbst nicht vergessen.

Ist's auch nur ein Proletariat, das Präsident werden und nicht blos satt werden will, so weiß er wohl: der Nothschrei Lear's um seine hundert Ritter und der schlesische Nothschrei nach einem Mißjahre sind beide ein Nothschrei. Die Noth, die welterschütternde, treibt hier wie dort, und wer heute noch den Luxus bedarf, bedarf morgen schon das Bedürfniß. In der That: um dieses Heute und Morgen bewegt sich Europa's und Amerika's ganze Differenzial-Rechnung vom Glücke. Darum wird man sich hüten, die Workies gering anzuschlagen. Man wird sich hüten, zu wähnen, es sei hier von einer jener unzähligen Parteien im Staate die Rede, welche sich in Gottes Namen gegen einander reiben, und „im feurigen Bewegen ihre Kräfte kundthun" mögen. Gewissen Organismen wohnt die Prädestination der Alleinherrschaft inne. Die Bauern in Latium waren nicht ein kriegerischer Volksschlag neben andern Völkern Italiens; sie wußten es gleich von vorn herein nicht anders, als daß sie die Welt erobern würden. Die verachtete Secte der Nazarener fühlte sich nicht etwa collegialisch neben der Secte der Sadducäer, Pharisäer und Essäer: sie nannte als ihren Beruf — „hinzugehen in alle Welt". So die Workies. Ihre Anfänge sind die geringsten, denn Amerika ist überwiegend mehr ein Ackerbau- als ein Industriestaat; ihre Zukunft dagegen ist die größte, denn der erste Blick auf die Oberfläche des amerikanischen Bodens zeigt uns einen so ungeheuren zu Tage liegenden Schatz von Kohlen und Eisen, ein so vortreffliches System von Meer-, See- und Fluß-Bahnen, daß wir dem Lande wie an der Stirne seinen Beruf lesen: der erste Industriestaat der Welt zu werden. Bedenken wir dazu, daß die hiesige Bevölkerung in rascheren Proportionen als irgend auf der Erde zunimmt, bedenken wir ferner, daß der Geist nicht nur des heutigen Gouvernements, sondern die National-Eitelkeit des ganzen Volkes nach der verhängnißvollen Ehre einer großen Industrie wahrhaft dürstet und das Unglaublichste leistet um eine solche rasch möglichst emporzukünsteln: so werden wir nicht daran zweifeln, daß dieser unendlich mit sich selbst multiplicirte Kankrin sein Ideal bald und gründlich erreichen wird. Ja, auch Amerika geht den Zuständen entgegen, in welchen Millionen Existenzen von der Nachfrage um ein einziges Fabrikat abhängen; auch hier wird diese Nachfrage einem beständigen Schwanken unterworfen sein und das Pendel Reichthum und Ueberfluß auf die eine, Noth

und Verzweiflung auf die andre Seite beständig umherschnellen. Die Veränderungen der Mode, die Ueberführungen der Märkte, auswärtige Kriege mit ihren Absatzstockungen und Bankrotten, tausend Ursachen werden auch hier beständig unterwegs sein, große Menschenmassen ihres Unterhalts zu berauben und dem Hunger zu überliefern. Diese Hungernden aber werden — Souveraine sein! Wenn der europäische Besitz, ich will nicht sagen in der Waffenmacht, sondern in den Rechtsbegriffen der Besitzlosen selbst, eine Bürgschaft seiner Unantastbarkeit genießt und im Ganzen genommen sich des Gehorsams erfreut, so wird der amerikanische Besitz nicht berechtigt, sondern nur geduldet sein, und die Duldung wird ihm versagt werden, so oft sie Opfer erheischt. Der ganze Gesellschafts-Contract zwischen Besitz und Arbeit wird in Amerika so lauten, daß die Arbeit mit dem Besitze zwar den Vortheil, nicht aber den Nachtheil trägt; den letzten wird sie vielmehr mit der vollen Wucht eines agrarischen Spoliations-Systems der Gegenpartei aufladen. Ob solche Contracte aber unter wahrhaft Freien eingegangen zu werden pflegen, und ob sie den Bestand, das Glück und den Flor der seltsam situirten Theilhaber verbürgen, das werden praktische Rechtsgelehrte besser als ich zu beantworten wissen. Die Geschichte wenigstens hat keine Beispiele davon. Das Schauspiel der Workies-Regierung wird beispiellos sein. Die Kämpfe der Gracchen erröthen davor und flüchten in's Genre der Idylle.

In gegenwärtigem Augenblicke sind die Vereinigten Staaten vor revolutionären Erschütterungen vielleicht sicherer, als irgend ein Staat in der Welt. Sonderbarer Weise schreibt der Amerikaner aber dieses Glück nicht dem Umstande zu, daß der größte Theil der Nation vorläufig noch Eigenthum besitzt, sondern er hält es für eine Wirkung seiner „unverbesserlichen Constitution“ und bedenkt nicht, daß diese Constitution eben nur für eine agrarische Bevölkerung mit Eigenthum berechnet ist. Was „unsre unverbesserliche Constitution“ — „das unüberwindliche Bollwerk unsrer Freiheit“ — aber leisten soll, wenn der Hunger im Repräsentantenhause und der Bankrott im Senate sitzen wird, das verlangte mich den Geistern der Zukunft abzulauschen. Unter den Menschen habe ich mich vergebens umgethan, die wunderwirkende Kraft der amerikanischen Constitution kennen zu lernen. Ich konnte nur sehen, daß sie ein Ding sei, welches Allen wohlgefällt;

beſtrebt' ich mich aber hinter die Urſache dieſes Wohlgefallens zu kommen, ſo merkt' ich wohl, daß meine Beſtrebung eitel Pedanterie war, denn der Liebenswürdigkeit muß man keinen Grund abfragen. Solch' eine grundloſe Liebenswürdigkeit iſt die amerikaniſche Conſtitution. Die Liebhaber derſelben deſinten ſie, wie Liebhabern billig, auf die confuſeſte Weiſe. Fragt man den Präſidenten der Vereinigten Staaten, worin das Weſen der Regierung beſtehe, welche er mit ſo viel Ehre für ſich und mit ſo großen Vortheilen für ſein Vaterland verwaltet, ſo wird General Jackſon antworten, ſie ſei ein Gouvernement der Conſolidation, mit voller Macht begleitet, ihre Beſchlüſſe in allen Diſtricten der Union durchzuſetzen. Fragt man den Vice-Präſidenten, ſo wird er das Gegentheil antworten: das Gouvernement ſei nur conföderativ und rückſichtlich ſeiner Beſchlüſſe von der freien Einwilligung der Einzeln-Staaten abhängig. Fragt man Mr. Clay oder Mr. Webſter, worin das Geheimniß ihrer großen âme incomprise, der Conſtitution beſtehe, ſo werden ſie wahrſcheinlich das Privilegium, den Handel des Landes nach Gutdünken zu beſteuern und aus den Zolleinkünften Straßen und Schulen zu bauen, dafür anſehen wollen. Man richte dieſelbe Frage an General Hayne und Mr. van Buren und ſie werden behaupten, dieſes Gewaltſyſtem nach der einen und Protectionsſyſtem nach der andern Seite hin ſei eine Doctrine der beleidigendſten Tendenz und gehe aus einer nicht zu duldenden Auslegung der Conſtitution hervor. Dennoch ſtimmen alle überein, daß dieſe Conſtitution das höchſte, deutlichſte und fehlerfreiſte Werk aller menſchlichen Geſetzgebungen ſei. Solche Mißverſtändniſſe müſſen ſich offenbar ſchwer rächen. Nicht nur daß die Conſtitution unter dieſen Umſtänden kein Bollwerk gegen Anarchie iſt, ſo ſcheint ſie weit eher noch ein Saamen- und Treibhaus derſelben. Und hier berühren wir eine andere Seite. Es wird gar nicht des ſocialen Gährungsſtoffes bedürfen, um das, was ſich heute Union nennt, aufzulöſen; politiſche Ereigniſſe können den Zerfall ſchon früher herbeiführen. In der That vergeht kein Jahrzehnt, daß nicht irgend eine politiſche Kriſis die Vitalität der Union auf eine harte Probe ſtellt. Zur Zeit der Hartforder Convention war Onkel Sam nahe daran den Geiſt aufzugeben; vor anderthalb Jahren litt er entſetzlich am Carolina-Fieber. Und iſt von letzterem Krankenbette nicht das tödtliche Gift der Nulli-

fications-Lehre im Leibe zurückgeblieben? Kann man von einer Bundes-Einheit sprechen, wo jedes einzelne Bundesglied sich das Recht zuschreibt, die Beschlüsse des Ganzen für seinen eigenen Theil unbefolgt zu lassen? Und kann man von der Vortrefflichkeit — was sag' ich? — nur von der nothdürftigsten Zulänglichkeit einer Constitution sprechen, wenn die übrigen Bundesglieder dem renitenten, oder wie es hier heißt, dem nullifizirenden Mitglied die Pflicht des Gehorsams aus dem Wortlaut dieser Constitution keineswegs klar und unzweifelhaft nachzuweisen vermögen? Wären die Vereinigten Staaten eine gleichartigere Masse, so könnte man diese Lockerheit ihres Zusammenhangs noch ruhiger ansehen; man tröstete sich, daß die Nothwendigkeit selbst die Stelle des geschriebenen Buchstabens supplirt. Diese Nothwendigkeit aber war höchstens in den dreizehn Staaten vorhanden; in den heutigen sechsundzwanzig dürfte sie wenig mehr zu entdecken und bald wird sie gänzlich verschwunden sein. Die ungleichartige Masse wächst täglich über die gleichartige hinaus, was einst Organismus war ist jetzt oder demnächst nur noch Aggregat, zusammengehalten von der Einbildung, die durch die alten Traditionen noch genährt wird, aber verflüchtigt von dem Augenblicke an, wo die Interessen stärker sein werden, als die Einbildung. Diese Betrachtung wird Diejenigen aus einem süßen Traume wecken, welchen es das Herz erhebt, so oft das Sternbanner mit einem neuen Sterne sich bestickt. Denn was sie für Macht-Zuwachs halten, erscheint jetzt als Beförderung des Zerfalls. Aber sie mögen sich's selbst sagen! Welche Verwandtschaft ist zwischen dem Franzosen in New-Orleans und dem Puritaner in Boston? zwischen dem Palmenlande Florida und den Eisblöcken in Maine und Vermont? Ja! schon die geographische Ausdehnung der Union protestirt gegen die Zusammengehörigkeit ihrer Bundesglieder. Wer wird auf die Dauer Deputirte von Archangel nach Madrid schicken? Und wenn die Union, wie es ihr Project ist, erst den stillen Ocean erreicht haben wird — was dann? Dann mag sie den Regierungssitz von Washington selbst an die centralste Stelle, nach irgend einem bisher noch namenlosen Sumpf in Nebraska verlegen, sie wird eine Rotation um diesen Mittelpunkt, sie wird eine Centripedal-Kraft von Maine und Californien doch nicht erkünsteln können. Die Meridiane haben auch ein Wort dreinzureden. Man sage nicht,

Petersburg und London müssen eben so riesige Dimensionen ihrer Regierungsgebiete bezwingen. Rußland centralisirt durch den Despotismus und den Schnee, England colonisirt für den Abfall. Und wahrlich, Amerika geht diesen beiden Schicksalen zugleich entgegen. Mit dem Abfall bedroben sich Nord und Süd schon jetzt, ist das stille Meer erreicht, so werden sich auch Ost und West damit bedrohen. Der Despotismus wird gleichfalls seine Entrepreneurs finden.

Diese letztere Behauptung könnte die kühnste, und in Bezug auf ein so großes menschliches Ideal, wie Amerika's Freiheit, wahrhaft unsittlich scheinen. In der That wäre sie zu unverantwortlich, als Raisonnement, man wird sie schon als Thatsache gelten lassen müssen. Die Anfänge dieser Thatsache aber sind da. Denn wenn wir die Ungleichartigkeit der amerikanischen Bestandtheile nicht nur im allgemeinen betrachten, sondern, was für Republiken ein so zarter Punkt ist, sie speciell als Ungleichartigkeit der Machtverhältnisse auf's Einzelne anwenden, so finden wir die Thatsache, daß drei große westliche Staaten: Newyork, Pennsilvanien und Virginien, in Besitz einer Macht sind, wodurch sie in Wahrheit an der Spitze der Sternbanner-Republik stehen, allen republikanischen Gleichheitstiteln ihrer Geschwister zum Trotz. Diese Macht ist freilich kein constitutionelles Vorrecht, aber sie ist das natürliche Vorrecht des Reichthums, der Intelligenz, der politischen Erfahrung, kurz, materielle und moralische Macht. So sind jene Staaten ein Triumvirat, das die Angelegenheiten der Republik nur mit einem höflicher betonten: Roma locuta est*) entscheidet, sie sind ein politisches Rund für sich, das nöthigen Falls nicht dem Uebrigen zu folgen braucht, wohl aber folgt das Uebrige ihm. Was fehlt da noch zum Begriffe der Oberherrschaft oder des Despotismus? Wie groß ist der Unterschied, ob der Despot ein Einzelner oder eine Provinz sei, ob seine Autorität mit friedlicher Instinctmäßigkeit anerkannt, oder unter härterer Nöthigung erduldet wird? Das Fehlende aber kann, und was höchst wahrscheinlich ist, es wird im Laufe der Zeiten auch noch hinzutreten. Denn wenn die sociale Revolution oder der politische Zerfall, wovon wir gesprochen, unter einer Reihe von Bürgerkriegen nun vor sich gehen wird, so werden die Generäle dieser

*) Rom hat gesprochen.

Bürgerkriege wohl nicht ſämmtlich Männer von Waſhington's Tugend oder Mittelmäßigkeit ſein. Militär-Dictatur war immer der Steigbügel zur Monarchie und wie die genannten Staaten die beſitzreichſten ſind, diejenigen die am meiſten zu verlieren haben, ſo wird ihr ſtärkeres Intereſſe für den Frieden ſie auch am eheſten geneigt machen, abzuſchließen und unter irgend einer Form, ich ſage unter irgend einer ihr wichtiges Güterleben in Sicherheit zu bringen. Vielleicht, daß ſogar ſchon die erſte Panique über den Bruch der Union, über die Entzauberung ihres allmächtigen Talismans ſie zur Beute des Uſurpators macht. Derſelbe wird ja ohnedies als Republikaner anfangen; er wird hier Protector, dort Conſul, am dritten Orte Präſident heißen, er wird hier raſcher, dort langſamer an ſeiner Krone ſchmieden, überall aber wird ſie fertig werden."

Hier legte Benthal ſein Manuſcript nieder und ſagte: An dieſem Punkte bin ich einſtweilen zu Ende mit meiner Lectüre, wenngleich nicht mit dem Aufſatze ſelbſt. Ich werde im Folgenden noch der Sclaven-Verhältniſſe gedenken, die ich bei den Schlagwörtern Carolina-Fieber und Nullification im Conterte noch zur Seite liegen ließ. Es gebührte dieſem Thema eine eigene Ausführung. Es iſt in doppelter Beziehung verhängnißvoll für den Beſtand der Union, nämlich erſtens als religiös-humaniſtiſche Frage, wobei der Norden die Bekämpfung des Südens als Gewiſſensſache führt; dann aber auch als nationalökonomiſche, wobei Sclaven- und Nicht-Sclavenſtaaten dadurch feindlich zuſammentreffen, daß jene für den Freihandel, dieſe aber für den Zolltarif intereſſirt ſind. Ohne das Sallmann'ſche Pamphlet hätte ich dieſe Schlußſtelle wahrſcheinlich heute noch ausgeführt; entſchuldigen Sie nun, daß Sie ein Bruchſtück gehört haben.

Bei Gott, ein Bruchſtück! rief Moorfeld unter der Laſt des Gehörten — Alles geht ja hier in die Brüche!

Bei dieſem Worte wendete ſich Pauline an Benthal: Haſt du nicht etwas zu ſtreng geurtheilt? fragte ſie beſcheiden. Moorfeld fühlte die ganze Aufmerkſamkeit dieſer Frage für ſich. Er vergalt der Fragenden mit einem dankbaren Blicke. Aber des Mädchens Auge war niedergeſchlagen, ſie konnte ſeinen Blick nicht geſehen haben. Deßungeachtet erröthete ſie.

Benthal ſagte zu Moorfeld: Nun, richten Sie den Richter! Wie paſſiren mir meine Negationen?

Aber Moorfeld fuhr in ſeiner Ergriffenheit fort: Und mich wollten Sie geſchont haben! Herr, wie ſpannt ſich Ihnen ſelbſt noch eine Ader für das Land, über welches Sie ſo ſchreiben konnten?

Weil handeln immer mehr werth iſt als ſchreiben, antwortete Benthal, und in dieſem Lande darf ich handeln.

Dämon von einem Manne! Aber ich begreife Sie doch nicht. Wie ſagten Sie geſtern? „Amerika's Schönheit iſt Amerika's Idee" — „Waſhington bedeutet höheres als Rom und Athen, es iſt das Capitol der Weltfreiheit." — Und das Alles durften Sie ſagen mit dieſem Manuſcript im Pulte?

Wir bemerken wohl, antwortete Benthal, es iſt hier nicht von der nächſten, ſondern von der fernen Zukunft Amerika's die Rede. Für unſre Zeiten bleibt die Sternbanner-Republik das Kleinod der Welt. Amerika iſt die Baumſchule, in welcher die Freiheitsbäume Europa's gezogen werden; Amerika iſt die große Ciſterne, welche die Erde grün erhält in den Hundstagen des Abſolutismus. Dieſen Beruf habe ich im Auge, wenn ich ſpreche wie geſtern. Von Amerika's Gegenwart kann ich nicht groß genug denken. Seh ich aber dunkler in Amerika's Zukunft, ſo benimmt mir das nicht die Spannung meiner Adern, wie Sie ſagen, denn in dieſer Zukunft erblicke ich wieder eine andere Größe — unſre, die deutſche Größe. Das nämlich iſt meine Ueberzeugung und mein Wiſſen, wie ich von den Fingern meiner Hand, wie ich von den Haaren meines Hauptes weiß: dieſes Amerika geht nicht zu Grunde bis Deutſchland ſeine Stuart-Periode durchgekämpft, bis es ſeine Revolutionen, hinter welchen ſeine Einheit und Freiheit liegt, vollendet hat. Wie England ein Geſäß des äußerſten Elends war, als es die Beſiegten und Geächteten ſeiner Bürgerkriege an dieſes Geſtade warf, ſo kämpft Deutſchland dieſelbe Geſchichts-Periode heute durch, ſo werden deutſche Auswanderer jetzt Amerika erfüllen und ſich über die angelſächſiſchen herlagern als eine ſecundäre über die primäre Schichte. Unſer neunzehntes Jahrhundert iſt das ſiebzehnte der Engländer. Deutſchland zeugt von heute an keine andere Generationen mehr, als Hambacher Jugend. Die erſte, vielleicht auch die zweite wird unterliegen, aber die dritte, längſtens die vierte wird uns jenen Zuſtand erkämpft haben, den in England das Haus Oranien bedeutete. Und wahrlich, ſo lange kann ich warten. So lange ſoll deutſches Volksthum in dem Leben, das ich

vererbe, lebendig bleiben. Oder wie? Was die deutschen Bauern Pennsylvaniens in tiefster Bewußtlosigkeit gewußt haben: deutsches Leben ein Jahrhundert lang festzuhalten, so festzuhalten, daß heute noch ganze Gemeinden von ihnen kein englisches Wort verstehen, das sollte ich mit dem begeisterten Bewußtsein deutscher Art und Bildung weniger weit tragend zu überliefern vermögen? Ich fürchte es nicht. Nein, ich werde ausdauern, Deutscher im Yankeethum, und der Sturz, den ich diesem Mischvolke bevorstehen sehe, kann mich so wenig bekümmern, als uns das Loos einer Ziege kümmert, die einen Jupiter groß gesäugt hat. Mag's dann hereinbrechen, wie diese Blätter zu prophezeien wagen, wir werden in den Bürgerkriegen der Union nicht zu Grunde gehen. Deutschland wird seine Flotte schicken, und seine deutsche Provinz Pennsylvanien sich zu schützen wissen. Was sag' ich: Pennsylvanien? Ganz Nord-Amerika wird deutsch werden, denn unsre Einwandrung stützt sich dann auf ein mächtiges Mutterland sowie sich Yankee-Englisch auf Alt-England stützte. Aber was sag' ich ganz Nord-Amerika? Die ganze Welt wird deutsch werden, denn mit Deutschland's Aufgang wird England untergehen, wie Holland vor England unterging, und sämmtliche englische Colonien werden dann dem Deutschthume zufallen, wie die Franzosen in Canada, die Spanier in Florida, die Holländer auf dem Kap und die Portugisen in Indien den Engländern gewichen sind; die Wachposten der Cultur werden auf dem ganzen Erdenrund abgelöst und mit deutscher Mannschaft bezogen werden. Deutschland erwacht, und kein Volk der Welt behauptet seinen alten Rang, denn Alle leben vom deutschen Schlafe und verderben mit deutschem Auferstehen.

Und ich heiß' ein Dichter! rief Moorfeld, als Benthal's letztes Wort in diesem Erguße verhallt war. Er trat an's Fenster und sah nach dem Himmel, der mit all seinen Sternen auf ihn zurückblickte. Das Gewitter war fort.

In der Stube aber umfing die Gesellschaft jene tiefere Einigkeit jetzt, welche mit Wortumtausch nicht mehr gefördert werden kann. Moorfeld war voll von Benthal's Charakterbild, das wie ein scharfer Abdruck in heißem Wachs von ihm empfangen wurde, die Frauen konnten nie aufgehört haben, den neuen Urwalds-Gedanken, der ja unmittelbar sie selbst anging, stillbildend weiter zu denken, Benthal

endlich, um einen Freund reicher, einer Braut näher, auf zwei Seiten, wie durch eine plötzliche Flankenbewegung, zugleich siegesglücklich, mußte am strömendsten bewegt sein. Alle fühlten einen Geist der Zusammengehörigkeit über sich verbreitet, der sich jetzt noch nicht aussprechen ließ, der aber nicht duldete, daß Anderes ausgesprochen würde. Man konnte sich nicht mehr als Gesellschaft behandeln, man fühlte sich als Gemeinde.

Bei dieser Stimmung trennte man sich für heute. Benthal ging nach Hause und Moorfeld begleitete ihn. Es gefiel unsrem Freunde, daß Benthal und Pauline beim Abschied sich küßten, und nicht prüde genug dachten, die bräutliche Gewohnheit jedes Tags vor dem fremden Besuch aufzugeben.

Die jungen Männer aber setzten sich nach ihrer Tasse Thee noch zu einer guten Flasche in Railroad-House. Wir bleiben nicht zweifelhaft über den Zweck dieser Einkehr, denn als sie an der Einmündung der Centre-Street in den Park sich verabschieden, hören wir die Worte hin und zurück: gute Nacht, Bruder!

Neuntes Kapitel.

In tiefen Gedanken wandelte Moorfeld Tags darauf durch die Wallstreet, als ein Tilbury vor ihm anhielt und ein Kopf, ganz Stirn und Nase, wie ein Luft-Meteor in seine Träume hereinfiel. Guten Tag, Herr Doctor, so eben fahre ich zu Mr. Bennet; darf ich Ihnen die Hälfte meines Wagens anbieten? ich werde das Vergnügen haben, Sie vorzustellen. — Es war Moorfeld's Logen-Nachbar von vorgestern, der seltsame Lord Ormond.

Moorfeld erinnerte sich kaum noch des Begegnisses; — Kleindeutschland, Benthal, der Urwalds-Traum, in's unmittelbarste Stadium der That tretend, das Alles erfüllte wie eine Welt für sich die achtundvierzig Stunden seit der Vorstellung des „Kapitän Ebenezer Drivole". Auch lehnte er dankend ab, er sei auf einem Geschäftsgang zu seinem Banquier begriffen.

Aber der Lord war nicht irre zu machen. Er ſprang aus dem Wagen, den er ſelbſt kutſchirt hatte, warf die Zügel dem Bedienten zu und nahm Moorfeld unter den Arm, indem er ihm auseinander ſetzte, wie nothwendig er ihn heute vorſtellen müſſe.

Der Mann hat wirklich einen Sparren, dachte Moorfeld bei ſich; wäre der Engländer nicht jüngeren Alters geweſen, ſo hätte er faſt geglaubt, mit dem nämlichen Sonderlings-Exemplar zu thun zu haben, welches, nach Graf de la Garde's Memoiren, auf dem Wiener Congreß durch ſeine Sucht, vorzuſtellen und vorgeſtellt zu werden, eine Art Berühmtheit erlangte und dem Prinzen Ligny zu einem ſeiner unzähligen Bonmots Veranlaſſung wurde. Wenn ſich Moorfeld ihm doch überließ, ſo geſchah es nur, weil die Gelegenheit in der That keinen Aufſchub geſtattete. Der Engländer theilte nämlich mit, die Familie Bennet ſtünde auf dem Punkte nach Saratoga in die Bäder zu gehen, und eben heute ſei letzter Empfang in der Stadt, nachdem im Landhauſe drüben auf New-Jerſey die große Abſchieds-Soiree vorgeſtern Statt gehabt. Das alſo war die beleuchtete Villa geweſen, welche ihm vorgeſtern in Stunden unausſprechlicher Phantaſien vor Augen geruht! Zu jenem Wonnetraum ſeiner amerikaniſchen Zukunft hatte dem Dichter der Freund der Dichter wie zu einer Brautnacht die Fackel vorgetragen! Von dieſer Aſſonanz des Zufalls fühlte ſich Moorfeld ſeltſam angeklungen. Eine ganz neue Luftſtrömung ging durch ſein Gemüth und änderte auf einmal das innere Wetter. In der That entſchied ihn dieſer Umſtand. Er ergriff den dargebotenen Gedanken erſt jetzt mit voller Lebendigkeit, wie einen freudigen, eignen Entſchluß. Er zog dem Namen Bennet gleichſam mit klingendem Spiel entgegen. Er folgte dem Engländer.

Unterwegs ließ ihn aber ein Zufall bedenklicher Art ſeine raſche Fügſamkeit faſt wieder bereuen. Lord Ormond hatte ſeine Dogge bei ſich, an die er ſchon im Theater ſo verwunderliche Anſprachen gehalten. Auf dem Hannover-Square begab es ſich nun, daß das edle Thier Geſellſchaft fand und nachdem es mit ſeinem intelligenten Näschen eine ſorgfältige Wappenprobe an dem neuen Standesgenoſſen gehalten, zu der Ueberzeugung gelangte, daß es die Würde ſeines Stammbaumes bei dieſem Rendezvous nicht im Geringſten compromittire. Man ſah alſo eine Verbindung eingehen, welche den Freunden und Verwandten

beider Parteien gewiß eine ehrenvolle gedäucht hätte, anders aber dem eigensinnigen Briten. Er rief seinen Hund zurück, faßte ihn sanft beim Ohr und sah ihm mit einem wehmüthigen Blick Aug' in Auge. Ist das Ihre Aufführung, Omar? Erröthen Sie nicht? Wie oft habe ich Ihr rücksichtsloses Betragen gegen Personen des anderen Geschlechts verabscheut! Empfinden Sie nicht das Unanständige Ihrer Galanterien? Sehen Sie mich an, Omar! Können Sie diesen Blick über sich ergehen lassen, ohne eine bessere Regung zu fühlen? Leichtsinniger! Sie werden meine Geduld noch erschöpfen. — Der Hund hörte diese zwecklosen Reden mit der ganzen Fassung eines unbefangenen Naturwesens, Moorfeld aber erschrack lebhaft darüber. Er schielte mit scheuem Blicke seitwärts nach den Leuten, welche anfingen stehen zu bleiben, und indem ihm der Resler, der von der Tollheit seines Begleiters auf ihn selbst zurückfallen mußte, nichts weniger als gleichgiltig war, sagte er zu diesem auf französisch: Lassen Sie uns gehen, Sir, dieses Volk scheint mir wenig im Stande, den Humor Alt-Englands zu würdigen. Der Lord ignorirte die Begaffer mit der Sorglosigkeit des vornehmen Mannes, zu Moorfeld aber sagte er im Weitergehen: Pardon, Sir, ich möchte es nicht für Humor gehalten wissen, was ich mit dem jungen Omar spreche; mir gilt es den Ernst. Wie denken Sie von der Perfectibilität der Thierseele, Sir? Ich weiß nicht, ob Sie dieses Philosophem Ihres speciellen Interesses zu würdigen pflegen, was mich betrifft, so thue ich es. Und um mein Bekenntniß über diesen Gegenstand abzulegen, so gestehe ich gerne, daß mir eine nicht zu umgehende Consequenz darin zu liegen scheint, von der Bildungsfähigkeit der menschlichen Seele auf die des Thieres zu schließen. Denn wo, dürfen wir fragen, liegt die Grenzlinie zwischen der einen und der andern? In Wahrheit, man hat sie bisher noch nicht feststellen können; oder, um mich genauer auszudrücken, man hat eine Thatsache der Erfahrung, die nur nach einer Seite galt, irrthümlich für beide gelten lassen. Man schließt von der Thatsache, daß die Thierseele bisher nicht in dem Zustande der menschlichen Cultur erblickt worden ist, auch auf die Unmöglichkeit, daß sie diesen Zustand erreichen könne; aber man bedenkt nicht, daß man umgekehrt oft genug Menschen im Zustande völliger Thierheit vorgefunden hat, ohne daß es indeß versucht worden wäre, auch in diesem Falle die Perfectibilität zu leugnen.

Darin liegt eine Inconſequenz. Dieſe Inconſequenz nun ſehen Sie mich in der Behandlung meines Omar's aufheben, indem ich rückſchließend alſo denke: Iſt es möglich, daß ein Thier, welches der Jäger bald für eine Wildkatze geſchoſſen hätte, nachträglich noch ein Menſch wird, bloß darum weil man es zum Menſchen erzieht: warum ſoll, darf oder muß ich nicht vielmehr von dem Thiere, das wir hier vor Augen haben, gleichfalls erwarten, daß es durch Erziehung erzogen werden kann? Man zeige mir die Lücke in dieſem Syllogismus. Nein, mein Herr! kann die Menſchheit zur Thierheit verwildern, ſo kann die Thierheit zur Menſchheit veredelt werden: dieſer Satz muß nothwendig gelten, wenn von Logik überhaupt die Rede ſein ſoll. Aber gewiſſe Entſcheidungen werden ſtatt durch die Logik, durch unſern Egoismus gefaßt. Dahin gehört unſre ganze Behandlung des Thierlebens. Wir regieren die Thierwelt nicht loyal-conſtitutionell, ſondern mittels lettres de cachet. Weil der Stoff des Thieres uns zum Verbrauche dient, ſo hütet ſich unſer Eigennutz, den Geiſt des Thieres in ſeinen verfaſſungsmäßigen Rechten anzuerkennen. Sie ſehen wohl, es iſt hier von Gewalt, nicht von Vernunft die Rede. Nehmen wir z. B. dieſe Union hier. Sie bedient ſich einer unzähligen Menge von Menſchenkörpern ſtofflich, indem ſie die ſchwarzen Sclaven ganz ſo verbraucht, wie man ein Hausthier verbraucht. Der Nigger iſt Thier. Sie erweitert das Thierreich mit einer neuen Species. Umgekehrt wird die große britiſche Nation durch das glorreiche Beiſpiel der Sclaven-Emancipation eine Thier-Species, um mich ſo auszudrücken, in die menſchliche Gattung avanciren laſſen. Da haben Sie die Wandelbarkeit der Grenzlinie, wovon ich zuvor ſprach. Aber laſſen wir das bei Seite. Fleiſchеſſer mögen ſagen, es iſt Nothwendigkeit, den Thiergeiſt zu ignoriren, um den Thierſtoff zu verbrauchen, Sclavenhalter mögen ſagen, es iſt Intereſſe, die Nigger-Perfectibilität zu leugnen, um die Nigger-Hausthier-Arbeit nutzbar zu machen: meinem Hunde gegenüber fallen dieſe Rückſichten weg. Ich will weder ſein Fleiſch verzehren, noch ſeine Arbeitskraft benützen, ich habe keinen Grund das intellectuelle Weſen in ihm aufzuopfern. Der Jeſuit Pater Bougeant hindert mich wenigſtens nicht, indem er die Thierſeele für eine Teufelsſeele erkannt wiſſen will. Es liegt auf der Hand, daß ſein Syſtem nur der Verſuch einer Vermittlung zwiſchen dem Mißbrauch

des Thierſtoffes und der Anerkennung des Thiergeiſtes iſt. Wir nehmen Act von der philoſophiſchen Seite ſeines Bekenntniſſes und laſſen die theologiſche auf ſich beruhen. Ich behandle alſo meinen Omar als Geiſt. Ich ignorire ſeine niedere Natur und wirke auf ſeine höhere. Ich wecke ſeine ſchlummernde und gebundene Sittlichkeit. Ich begegne ihm mit Achtung und werde dadurch ſeine Selbſtachtung anregen. Kurz, ich verfahre mit ihm, wie man mit jenem Wilde verfährt, welches Wurzeln gräbt, Gras ißt, Vögel und Ratten jagt, unartikulirte Laute ausſtößt, behaarten und zottigen Leibes iſt, und welches man doch nicht im Stalle, ſondern im Boudoir erzieht, weil es nach Familien-Erinnerungen und Kirchenbüchern ſich als eine Baroneſſe ausweiſt. Sie werden ſagen, dem Thier fehlt die Sprache. Dieſer Eine Mangel ſtehe ſeiner Perfectibilität entſcheidend im Wege. Aber fehlt die Sprache den Taubſtummen nicht auch? In der That, Sir, ſobald ich meinen Omar nur ſo weit gebracht habe, daß das Perſönlichkeitsgefühl in ihm wach iſt, ſo will ich es auch mit der Zeichenſprache verſuchen. Man hat zu Boſton ein vortreffliches Taubſtummen-Inſtitut. Omar ſoll hin, denn ich zweifle nicht, daß der Director ein vorurtheilsfreier Mann ſein wird.

Hier ſchwieg der Engländer. Moorfeld hatte dieſe ganze Demonſtration mit jener Bewunderung angehört, die ihr nicht wohl zu verſagen war. Er ſann im Stillen darauf, wie er ſich der Einführung durch einen Mann entziehen könne, der nach dieſer Probe offenbar die bête noire der Salons ſein mußte. Aber ſchon hatte unſer Paar Whitehall-Street quer durchſtrichen und das Schmuckkäſtchen Neuyorks, die Battery, that ihre Pracht und Herrlichkeit auf. Die olympiſche Luft, die durch dieſe Park-Anlagen, durch dieſe Palaſt-Enfiladen voll geſchäftsloſer Ruhe und vornehmer Verſchloſſenheit wehte, goß alsbald ihren berauſchenden Duft um die dichteriſchen Sinne unſers Freundes. Hier iſt Mr. Bennet, ſagte der Lord auf ein Haus deutend, das ſchönſte des ganzen Quartiers, eine wahre Blume von Bauſchönheit. Moorfeld erſchrack mächtig, wie lyphängeriſch-trüb er ſonſt hier promenirt haben müßte, daß ihm dieſe Perle nicht längſt in die Augen geleuchtet. Eine Begierde, eine Art leidenſchaftliche Genußſucht hier einzutreten, ergriff ihn ſogleich, die ihm über alles Andere hinweghalf. Er dachte von dem Engländer jetzt mit einer gewiſſen Liberalität, ſeine vorigen

Bedenken ſchienen ihm kleinlich, er beurtheilte ihn auf einer Höhe, wo ſelbſt der Narr berechtigt iſt und die Tollheit nur für sport gilt. Zu ſolch geiſtiger Vornehmheit erhob ihn der Anblick eines Gebäudes! Das Haus hatte aber wirklich ſeines Gleichen nicht in allem Glanz ſeiner Umgebung. Es ſtand da, wie ein Menſch, der nichts Gemeines denkt, unter Menſchen, die ihre Gemeinheit mit Gold bedecken. Seine Verhältniſſe waren einfach, ſeine Ornamente ſchicklich, jede Linie mit dem Tacte des Genies getroffen. Das Auge lief auf und ab daran und empfand nichts Störendes, nur Harmonie und höchſte Idealität der Formen. Moorfeld fragte nach dem Baumeiſter — es war freilich eine Copie des Palazzo Pandolfini Neneini in Florenz und die geborene Kunſtſchönheit hatte den Plan dazu gemacht — Raphael.

Ein Reflex der untergehenden Sonne warf ein charakteriſtiſches Schlaglicht über das Haus und die Ulmen-Parthie vor demſelben und adelte den Anblick noch mehr. Moorfeld pries die gute Stunde, da er gekommen; ſein Gefühl für dieſen Beſuch wurde immer voller, immer ahnungsreicher. So ſtieg er die geſchliffenen Granitſtufen der Freitreppe hinan, der Lord zog die Klingel, ein Neger in weißen Glacehandſchuhen öffnete. Wie befindet ſich der junge Herr? rief derſelbe ſogleich die Dogge an, die ihm wedelnd entgegenſprang. Er iſt eurer Geſellſchaft überlaſſen, ich hoffe ſie iſt eine gute, ſagte der Lord, worauf der Neger ſich ernſthaft verbeugte. Aber Moorfeld hatte keine Zeit mehr, dieſen Eintritt ſich zu Herzen zu nehmen. Jetzt galt ihm's, von dem Hauſe, deſſen Aeußeres Raphael war, das Innere in ſich aufzunehmen, das Bennet war. Er ſtand im Veſtibül. Der Eindruck war ein vollkommener. Marmorboden, Marmorwände, Marmortreppen mit vergoldetem Bronce-Geländer u. ſ. w. verſtand ſich von ſelbſt. Worauf es hier ankam war das Wie? Moorfeld hatte manch reichornamentirtes Vorhaus geſehen, reicher als dieſes. Im Hauſe ſeines Banquiers hüteten zwei marmorene Sphinxen den Eingang; ohne Frage ein prächtiges Ornament, aber die Sphinxen trugen blau und roth gemalte Schabracken. Andere Veſtibüls waren mit Gold- und Lackfarben im Arabesken-Styl ausgemalt, aber leider hatte man auch die Pracht gemalter Fenſtergläſer über dem Hausthore nicht miſſen wollen und Niemand fühlte, daß die einfallenden Buntlichter mit den inwendigen Malereien einen optiſch-gräßlichen Krieg

führten. Mr. Bennet's Vestibül dagegen war einfach und nichts als dieses. Das Tageslicht transparirte durch milchweiße mattgeschliffene Spiegelscheiben, die Marmorwände waren glatt und flach, durch Nischen, Canellirungen, Pilastern und Büsten nicht unterbrochen; das Vorhaus wußte was es zu sein hatte, ein Vorhaus. Nur eine Zierde besaß es, aber eine klassische; in der Mitte stand auf römischem Sockel — ein Appolino. Selig blickte die Schönheit des nackten Gottes dem Eintretenden entgegen, Prüderie hatte den Anblick in keinem seiner Theile beleidigt. Moorfeld faßte den höchsten Begriff von dem Hausherrn.

Der dienstthuende Neger meldete die Gäste und öffnete die Flügelthüren des Parlours. Mit höherem Herzschlage trat Moorfeld über diese Schwelle. Es war das erstemal in Newyork, daß ihm die menschliche Fähigkeit der Pietät wieder in Uebung gebracht wurde.

Das Gemach, in welchem er jetzt stand, war ein Füllhorn von Reichthum und Kunst. Der Fuß versank in den Blumen und Blättern eines kostbaren Brüsseler Teppichs. Das Auge taumelte an den Wänden von Goldrahmen zu Goldrahmen durch einen Himmel italien'scher Schönheitswunder. In Ottomanen, Fauteuils, Bergéren und Taburets strahlten die Meisterwerke französischer Ebenisten und Tapezierer umher, von der Decke hingen zwei schwere, goldene Kronleuchter. Ein prächtiger Goldspiegel über dem Kamin und auf dem Gesimse des leztern eine Copie der Dannecker'schen Ariadne in Alabaster schmückten den wirthlichen Mittelpunkt des Salons. Das Tageslicht fiel durch gelbseidene Gardinen ein, welche in reichen Falten, von lanzenförmigen Haltern getragen, an den Boden herabflossen. Vor den Fenstern blühte in einer Art Glashaus ein kleines Schiras von seltenen Pflanzen und Blumen, dazwischen hingen vergoldete Käfige mit Kanarienvögeln, ein noch seltnerer Luxus dieses Vogelsang-losen Landes. Im Wandpfeiler zwischen den zwei mittlern Fenstern stand die Statue einer Diana unter einem Laubwerk von Epheu. Die beiden obersten Erker des Gemaches nahmen zwei Scagliola-Tische ein, bedeckt mit Nippes und Büchern in Pracht-Einbänden. Der Farben-Grundton des ganzen Gemaches klang unter dem Reichthum dieser Ausstattung eben nicht übermächtig durch, die Tapeten schienen broncefarbige Seide mit Golddruck.

Dies war das rasche Totalbild des Saales, welchen Moorfeld im

ersten Augenblicke nur flüchtig mustern konnte. Die Person des Hausherrn stand vor den Eintretenden.

Der Engländer präsentirte seinen Begleiter mit dem Air eines Habitue's: Doctor Muhrfield, ein literary gentleman aus Deutschland, Kunstkenner und —

Selbst Künstler, ergänzte Mr. Bennet in eben jenem Charakter von Bequemlichkeit. Ich setze das voraus, Mylord, bei meinen verehrten Gästen aus Deutschland. In Deutschland entspringt der Geschmack an den Künsten aus der angebornen Fähigkeit sie auszuüben. Ein wunderbares Land, dieses Deutschland. Ich war in Wien in ein Collège eingeführt — ein Estaminet das unsern irischen Brandy-Stuben nicht unähnlich sah — aber da hieß es: dieser Herr hat die Ahnfrau gedichtet und jener Gentleman die Todtenkränze und ein dritter den östreichischen Dialect auf den Parnaß erhoben und die Spitze von Allen war ein kleiner unansehnlicher — Shopkeeper hätte ich bald gesagt, aber man nannte ihn Beethoven! In Stuttgart zog ich mein Wagenfenster auf, als ich durch die Friedrichsstraße fuhr, aber im nämlichen Augenblick rief auch schon mein Begleiter: Sehen Sie da, so eben tritt Uhland aus jenem Hause. Mit dem ersten Luftzug hatten wir einen Dichter ersten Rangs geschnappt. In Weimar erwartet man nichts anders als eine Peerage von Genies; neben dem ehrwürdigen Goethe, den ich noch zu sehen das Glück hatte, verschwinden dort Namen, die bei uns nicht Planeten, sondern Sonnen eines eigenen Planeten-Systems wären. Fährt man von Weimar über Leipzig und Dresden nach Berlin — ein Gebiet beiläufig wie eine Baumwollen-Plantage, oder das Jagdgebiet eines einzigen Indianers, — so lernt man auf dieser Spanne deutscher Erde mehr Verdienst für Kunst und Wissenschaft kennen, als in den fünf Zonen der übrigen Erde zusammen. In Berlin könnte man bequem ein Bataillon formiren aus Männern, welche Jeder den Marschallsstab eines klassischen Werkes in ihrer Patrontasche tragen. Ich sage klassisch, Mylord, und unterscheide ausdrücklich von modisch. Ich heiße Sie bestens willkommen, Herr Doctor!

Dieser Empfang war mehr, als Moorfeld erwartet hatte. Sein Auftreten im Hause Bennet war ihm durch die Einführung des abenteuerlichen Engländers also nicht nur nicht verdorben — wovon er freilich nicht schon im ersten Augenblicke Symptome fürchten durfte —

ſondern die Zuvorkommenheit des Wirthes übertraf nach der entgegengeſetzten Seite noch das Maß des Gewöhnlichen. War's möglich, daß Deutſchland in Amerika ſo gehuldigt wurde? Freilich huldigte der Amerikaner eigentlich ſich ſelbſt, wie überhaupt ſeine ganze Empfangsrede nach europäiſchen Begriffen von gutem Tone zu lang und wortreich war. Aber Moorfeld kannte bereits den transatlantiſchen Styl und die Perſönlichkeit Mr. Bennet's rechtfertigte denſelben vollends. Mr. Bennet war eine mittelgroße Figur von ſchlanker Beweglichkeit, raſchen Gebärden, reizbarem Mienenſpiel, um den Mund etwas humoriſtiſcher Lebemann, im Blicke geiſtreich, ſcharf, raſtlos, wie auf beſtändigem Bienenflug der Gedanken, in ſeiner Haltung freier und entwickelter, als es dem Amerikaner ſchon ſeine phyſiſche Bruſtbildung zuläßt: das ganze Charakterbild ſchien überhaupt mehr franzöſiſche, als angelſächſiſche Race; Moorfeld urtheilte, daß mindeſtens das galliſche Blut Irlands in Mr. Bennet's Adern fließe. Er hatte ihn während ſeiner Rede wie vor einem Flintenlauf viſirt, aber auch Bennet vertiefte ſich in Moorfeld's halbwilden, urmenſchlichen Blick mit einer Art von Bezauberung. Die beiden Männer fühlten, daß ſie ſich gegenſeitig am höchſten Maße maßen. In Jedem regte ſich das Eigenſte beim Anblicke des Andern. Sie ſtanden einen Augenblick lang wie im Duell und indem ſie wechſelweiſe die Macht ausübten ihr Perſönlichkeitsgefühl auf die Spitze zu treiben, erkannten ſie ſchnell den gemeinſamen Familienzug des Genies in ſich. Ihr vis-à-vis befriedigte, denn es verſprach.

Mr. Bennet bat ſich die Ehre aus, ſeinen neuen Gaſt der Hausfrau vorzuſtellen, was dieſer dankbar annahm. Die drei Herren verfügten ſich in die Etage und durchſchritten eine Reihe von Zimmern, wobei ſich der Wirth mit dem Gaſte im gelegentlichen Geſpräche vor manchem Kunſtgegenſtand aufhielt, indeß der Lord mit dem Gewohnheitsrechte des Hausfreundes ſeinen Weg in's Drawing-room allein fortſetzte. Dieſen Umſtand benutzte Moorfeld, ſich über ſein Verhältniß oder Nicht-Verhältniß zu dem bedenklichen Mann ſo weit zu erklären, als es die Rückſicht gegen Bennet und die Rückſicht für ſich ſelbſt in die Möglichkeit legte. Bennet ſeinerſeits befand ſich in dem nämlichen Falle, daher eine Verſtändigung wie von ſelbſt erfolgte. Ein Original! lächelte Mr. Bennet, ein Doppel-ſportman, bei dem ſich Menſch und

Thier wohl befinden. Die Thiere erzieht er zu Menschen und die Menschen bringt er einander näher. Letzteres hat ihm so eben meinen Dank erworben; wir wollen Sr. Lordschaft darum mit Anerkennung gedenken. Ich sage, Sr. Lordschaft, und darin liegt meine Erkenntlichkeit schon. Denn eigentlich ist er ein jüngerer Sohn seines Hauses und ein noch jüngerer Sohn der Fortuna, welche seinen Maßstab am grünen Tische einst so verjüngte, daß es Se. Herrlichkeit seitdem vorzog, in unsrer Mushroom-Aristokratie der erste, statt im Londoner-Westend der zweite oder zweihunderiste zu sein. Nun, er ist willkommen! Sind wir doch alle ein Volk von Flüchtlingen hier; die politischen Flüchtlinge des Pharao dürfen auch nicht fehlen. Damit war der Gegenstand, so viel hier nöthig, abgefertigt; das Saitenspiel der Göttin Medisance sollte vorerst nicht weiter ausklingen über dieses dankbare Thema. Moorfeld's Aufmerksamkeit war bei den Kunstsammlungen Bennet's. Er machte auch gar kein Hehl daraus, daß er wie ein Wilder, oder wie ein neugieriges Kind diese Säle durchschreite, er genieße wieder das erste jugendliche Gefühl seiner Gesundheit hier; in Newyork lähme der Schlag eine ganze Menschheitsseite, und wirklich sei die Stadt so unbefangen, das Haus Bennet ungefähr wie die Adresse eines berühmten Arztes zu nennen. Die Bevölkerung sei stolz darauf, aber ohne das Gefühl, ähnliche Ehren erwerben zu sollen, jeder Einzelne bezahle seine ästhetische Schuld höchst sorglos mit einer Anweisung auf Mr. Bennet. Und doch gab es eine Zeit, antwortete Bennet, indem das geschmeichelte Lächeln seines Antlitzes schnell dem Ernste, ja einem gewissen Zug von Kummer wich, doch gab es eine Zeit, wo die Sache ganz anders lag. Ich habe eine seltsame Position zu meinen Mitbürgern. Sie lieben mich und meine Richtung eigentlich nicht, aber sie schmeichelt ihrem Nationalstolze. Einen guten Ruck zur Versöhnung würde ich vielleicht thun, wenn ich meine Sammlungen geradezu Bennet's Museum oder noch besser amerikanisches Museum taufte. In der That haben mir Wohlmeinende diesen Schritt wiederholt gerathen. Als ob die Cabinetstücke eines Privatmanns zu solchem Titel berechtigt wären! Aber dergleichen bedenkt man hier wenig. Wenn's nur klingt. Und dann bekenn' ich aufrichtig, daß mich die Aussicht disgustirt, einem gewissen Spectakel-Humbug zu verfallen, den ich von diesen Räumen nicht abhalten könnte, wenn ich

ihnen einen öffentlichen Charakter verliehe. Kurz, ich kann mich zu dieſer Avance nicht entſchließen. Auch denk' ich der dringendſten Nöthigung überhoben zu ſein. Die eigentlichen Kämpfe ſind beſtanden.

Moorfeld ahnte in letzterem Worte, was gleich im Entree dieſes Hauſes zum lebhafteſten Gefühle kommt, und verſagte ſeinem Wirthe die Anerkennung nicht, es laut auszuſprechen. Er bewunderte vor allem Bennet's Muth, ſeine Kunſtpflege ſo rein durchgeführt zu haben, daß er auch dem höchſten aber zarteſten Stoff der Kunſt, den Darſtellungen des Nackten, nicht aus dem Wege gegangen ſei, ein Muth, der den flüchtigſten Kenner der hieſigen Sitten noch mehr überraſchte, als das Vorhandenſein dieſer Kunſtpflege ſelbſt. Und ich bin ein Mann, der drei Töchter hat! antwortete Bennet, gedenken wir dieſes Umſtands nicht zuletzt, mein Herr. Jede Verdammungsthesis wider mich fand ihren Vorder-, Mittel- und Schlußſatz in meinem eigenen Hauſe. Ja, mein Herr, General Jackſon hat viel Muth bei New-Orleans bewieſen, gegen die Bank noch mehr, aber gegen die Prüderie ich den meiſten. Und doch macht mich Niemand zum Präſidenten dafür, ich bin froh, daß ich das Leben davontrage, das nackte Leben! ſcherzte der aufgeweckte Mann mit einem wohlangebrachten Sinnſpiele. Er fuhr ſich mit einem echt franzöſiſchen Wurf durch den Buſch ſeiner Stirnhaare, wobei der Solitär an ſeiner Hand, gleich einem Stern aus Wolken blitzte, und ſagte, wie im Andenken großer Erinnerungen: Zweimal ſpielt' ich va banque mit meinem Leben, zweimal warf ich den Würfel eines kühnen Entſchluſſes über meine bürgerliche Exiſtenz. Das erſtemal war's eine Handelsunternehmung. Ich befrachtete mit einem kleinen oder auch großen Capital — denn es war mein ganzes väterliches Erbe — ein Schiff nach der Habanna in Seide. Ich war vierzehn Jahre, mein Steuermann ſiebenzehn. Wir hatten einen luckigen Eindecker, der kaum noch See hielt, dazu Gegenwind aus Südweſt, und um ſchneller reich zu werden, ſparte ich auch noch die Aſſecuranz. Kurz, ein completer Knabenſtreich. In Europa hätte man uns mit der Ruthe nach Hauſe gejagt, hier ſtanden die Leute am Ufer und wetteten um den Punkt, wo wir ſcheitern mußten. By Jasus! am Cap Hatteras! ſchrie der Eine; Good damn! ſie kommen nicht über Shandy-Hook, fluchte der Andre; 'pon honour! im Florida-Golfſtrom gehen ſie auf den Grund, betheuerte der Dritte.

Ich hatte eine gute Ladung Cognac im Kopf, und diese Wetten machten mich vollends des Teufels. Beim Old Nick! schrie ich außer mir, nun wett' ich auch, ich! Jungens, wenn ihr die grüne Erbsensuppe schlucken müßt, verschwor ich mich meinem Steuermann-Buben und seinen vier Matrosen — denn das war unsere ganze Bemannung — wenn's euer Leben gilt, so halt' ich mit, ich jage mir ein Loth Blei in den Kopf. Dabei rief ich Umstehende, Fremde und Freunde zu Zeugen an, und nur ein alter Geistlicher verhinderte mich den Notar zu rufen. Enfin, die Buben lavirten sich durch, auf halber Fahrt schlug der Wind um, wir hatten den Concurrenz-Vorsprung, und machten enormen Gewinn. Das aber ist gewiß, kam's anders, so war ich Mann genug mein Wort zu halten. Rathen Sie nun, was ich jener Wagethat an die Seite setze? die That als ich zwanzig Jahre später — den Walzer hier einführte. Ja, Herr, das war mein zweites va banque! Man hatte bis dahin nur langweilig-sittsame Quadrillen und Grossaisen gekannt; daß man im Tanze die Taille eines Weibes berühren könne, ging über all unsre Vorstellungen. War ja noch vor meiner grande route ein Pariser Ballet nach Newyork herüber gekommen — es ist schlechterdings mit Worten nicht wiederzugeben, welches Aufsehen seine Vorstellungen erregten. Ich war bei der ersten zugegen. Schon der bloße Anblick der kurzen Balletröcke brachte eine Bewegung im Hause hervor, die dem Ausbruch eines Volksaufstandes nicht unähnlich war. Als aber die erste Pirouette gemacht wurde, besagte Röcke rundum flogen und die Beine eine horizontale Richtung nahmen — da schrieen die weiblichen Zuschauerinnen laut auf, und die nicht auf eigenen Füßen hinausstürzten, die wurden ohnmächtig fortgetragen. Die Männer aber erhoben ein Gelächter — kein wohlgefälliges, bewahre, ein satyrisches, ein Hohngelächter, nur lächerlich schien ihnen diese Kunst; die Sprache der Grazie verstanden sie nicht darin, in ganz Newyork war keine Ahnung darüber aufzutreiben. So sah das Land aus, in welches ich bei meiner Rückkehr von Europa den Walzer verpflanzen wollte. Lassen Sie mich sagen, mein Herr, neue Städte gründen ist etwas, aber neue Sitten gründen, mehr. Noch habe ich die Geige im Glasschrank stehen, womit der deutsche Tanzmeister meinen Töchtern den Senfsaamenwalzer einstudirte, — Gott weiß es, ich vergesse diese Klänge nie wieder. Der Ballabend brach

an. Meine Töchter konnten damals noch für unmündig gelten, meine Frau ließ ich auf's Land gehen, — ich wollte die Verantwortung allein tragen. So ging ich in die Schlacht. Die Quatrillen und Ecossaisen schickt' ich natürlich voran. Als aber das Orchester den ersten Bogenstrich vom Senfsaamenwalzer machte, als ich meine Cölestе an die Hand nahm, in die Mitte des Saales trat, und nun anfing unsern freien und aufgeklärten Bürgern das böse Beispiel eines Walzers zu geben — sehen Sie, Sir, da lief mein unversicherter Eindecker von Neuem gegen den Wind aus. Meine bürgerliche Existenz stand zum zweitenmale auf dem Spiele. Mit dem Angstschweiß auf der Stirne erwartete ich die Wirkung. Mein Gott, ich durfte nicht lange warten! Da war die Miß Arabella Comonach, früher Fabriksmädchen in Lowell, jetzt eine Fregatte von Würde und Anstand, die fiel in eine pomphafte Ohnmacht und schrie um ein Riechfläschchen. Da war die Miß Lydia Huntington, die Frau des Hauptpastors an der Trinity-Church, die schoß wie eine Brandrakete zum Saale hinaus, und grollte mir wüthend zu, sie glaube in Singsang zu sein, d. h. im Zuchthaus. Da war aber auch der Colonel Burr — erinnern Sie sich gefälligst an diesen großen, jetzt verschollenen Namen. Sie wissen, dieser Satan war nahe daran, König von Amerika zu werden. Seine Verschwörung, — ein unsterbliches Meisterwerk von menschlicher Weisheit und Frechheit, mißglückte zwar, aber so stark war der Anhang dieses Catilina, daß kein Gerichtshof ihn zu verurtheilen wagte, aus Furcht vor seinen Dolchen. Entlassen mit einem „Nichtschuldig", aber geschreucht und gemieden von aller Welt, lebte er seitdem vereinsamt in Newyork, mein Salon allein war's, der dieser unheimlichen Existenz noch offen stand. Ich verehrte das Genie in ihm; ich hatte Herz für sein Familienunglück. Denn seine Tochter ist heutiges Tags noch nicht wiedergefunden, da sie sich in der flagrantesten Krisis der Verschwörung auf eine Landreise von tausend Meilen aufgemacht hatte, um sich mit ihrem verfolgten Vater zu vereinigen. Kein Mensch weiß was aus ihr geworden; eine Beute der Räuber, der wilden Thiere und der Novellendichter verschwand sie in unsern ungeheuren Wildnissen. Nun, dieser Colonel Burr kommt auf mich zu, — es war das Letztemal, daß ich diesen kleinen muskulösen Raubvögelkörper, diesen Alligatorenblick, diese Jupiterstirn sah, und mit

der Haltung, womit er in seinen besten Tagen die Menschen wie Wachs bewältigte, sagt er mir unter die Augen: Wenn meine Tochter in diesem Augenblick so herumgeschleift würde, so möchte ich sie lieber todt wissen. Ich wollte Amerika beherrschen, aber nicht zerrütten, Mr. Bennet. Ich danke von heut an für Ihre Gastfreundschaft. — Wenn Sie ein graues Haar auf meinem leidlich schwarzen Kopf finden, so bekam ich's jene Nacht. Colonel Burr, der sich gegen einen Walzer empört! Lange wälzt' ich mich schlaflos auf meinem Lager, und sann darüber nach, wo der Gränzstein der menschlichen Natur stehe. War ich wirklich der Felddieb, der ihn verrückt hatte, und morgen vor ganz Amerika die Stäupe dafür bekommen sollte? Es war eine Hölle, das zu fragen und die Antwort darauf abzuwarten wie ein wehrloses Schlachtopfer. Gegen Morgen endlich hatt' ich einen gescheidten Einfall. Ich sprang auf, nahm hundert Dollar, wickelte sie in ein Papier und adressirte sie an eine unsrer ersten Redactionen, daß sie das Tagesereigniß freundlich bespreche. Darauf wurde ich ruhiger und schlief ein paar Stunden in den hohen Tag hinein. Als ich aufwachte lag die gedruckte Zeitung schon auf meinem Toilettentisch. Meine Apologie strahlte heller darin, als die frische Morgensonne. Der Mob machte Chorus dazu, und ich war gerettet. Das ist die Geschichte des ersten Walzers in Amerika.

„We are in a free country!“ murmelte Moorfeld erschüttert.

Bennet, dem das Wort „frei“ an's Ohr klang, bezog es anders und jubelte auf: Es lebe die freie Presse! ja ja, mein Herr, das ist die Perle unsers aufgeklärten und glücklichen Landes. Die Knechtung der Presse ist ein vortreffliches Mittel der Freiheit; denn das Publikum bildet sich in diesem Falle sein eigenes Urtheil; aber die freie Presse ist ein köstliches Werkzeug der Tirannei, — der Mob vertraut ihr und betet ihr blind nach. Das Mittel mit dem Walzer schlug mir noch öfter an. Ich muß immer ein sardonisches Lächeln bekämpfen, wenn mich die Leute fragen, was meine Apollino, meine Ariadne und dgl. gekostet hat. Ich weiß wohl, wem ich diese göttlichen Nacktheiten am theuersten bezahlt habe. Es lebe die freie Presse!

Moorfeld zuckte zusammen. Er stierte mit einem todten Blicke vor sich hin. Was haben Sie? fragte Bennet, Anlage zur Melancholie? Hang, die Sachen von ihrer schwarzen Seite zu nehmen? Auf,

in Frauengesellschaft! Meine arme Frau! Sie muß schon seit einer Stunde auf die Perfectibilität der Thierseele schwören. Kommen Sie, ich will ihr eine schöne Menschenseele vorstellen!

Wenn die Artigkeit des Herrn Bennet nicht ein angeborener, liebenswürdiger Hang zur Galanterie war, so konnte sie Moorfeld jetzt in einem neuen Lichte sehen. Es schien ihm nicht unmöglich, daß Herr Bennet seinen fremden Gästen darum so viel Aufmerksamkeit, ja, Devotion erzeige, um den Ruf seines Salons auch in Europa auszubreiten. Eine Rückwirkung davon auf sein eigenes Vaterland mochte dem amerikanischen Kunstmäcen, nach dem was Moorfeld gehört, in der That weder gleichgiltig noch selbst entbehrlich dünken. Und Moorfeld gestand sich, daß er auch — Tendenzverse dichten könne.

Er trat jetzt an der Seite seines Wirthes in das Drawing-room, dessen offenstehende Flügelthüren schon auf die Entfernung mehrerer Zimmer das Innere dieses Boudoirs in's Auge fallen ließen. Moorfeld glaubte in einen Blumenkelch zu blicken. Decke, Plafond, Wände Möbel, Teppiche, Tapeten — das ganze Gemach schmolz in ein einziges Laubwerk, in eine große Blätter-Arabeske zusammen. Nichts war Bedürfniß hier, Alles Ornament, Nichts Kante und Ecke, Alles Wellenlinie, Nichts Stein und Holz, Alles eine lockere Blüthenschneedecke, Auflösung in Faser, Falte, Flocke, Spitze, ein Sommernachtstraum aus Seide und Flor, eine Phantasie, ein Duft. Die Pracht hatte sich hier verflüchtigt, als scheute sie, durch irdische Schwere zur Last zu fallen, nirgend drückte die Erinnerung an Goldgehalt oder Karatgewicht, der Besucher konnte in Mitte eines unschätzbaren Werthes glauben, Alles sei mit größter Leichtigkeit da, quelle aus sich selbst wie eine Schaumperle auf. Die alabasterne Orchislampe an der Decke schien noch das einzige Stück von Masse hier; wie sie den schweren, goldenen Kronleuchtern im Parlour contrastirte, so ungefähr verglich sich dieser Empfangsalon der Hausfrau dem des Hausherrn. Wenn wir sagen, Moorfeld trat in dieses Gemach ein, wie Faust den Himmelsathem der weiblichen Temperatur im ärmlichen Bürgerstübchen trinkt, so sagen wir zu wenig. Anders und höher noch athmet dieser Geist doch, wenn im Boudoir der Millionären die Flammen unendlichen Reichthums aus allen Fugen schlagen und der Taubenflügel der weiblichen Bescheidenheit tuschend und dämpfend das Ganze zur Ruhe niederfächelt.

Die Bewohnerin dieses reizenden Aufenthaltes war eine kleine zarte Dame — eine Vignette von einem Frauenbild. Tiefe Blässe bedeckte ihr Antlitz, nicht jene Blässe der Amerikanerinnen, die einer immerwährenden Dispepsie entspringt, es war eine ächtere Aetherfarbe. Stille und Sinnigkeit lag um sie her, und der Ausdruck des allgemeinen Frauenloses, Geduld und Duldung. Wie sie im einfachen grauseidenen Kleide, die feine Hand im rosa Glacehandschuh, den zarten Fuß im gestickten Atlaspantoffel, den Nacken von einem schmalen Spitzenkragen umrändelt, ohne Gold und Juwelenschmuck da saß, und von dem weitgeschlungenen Schaukelstuhl fast nur den kleinsten Raum einnahm, so war es ein Anblick, als ob das weiche Glück zwar nicht wie eine Bürde auf ihr ruhte, aber wie jener Flaum, womit man das Leben eines Entschlafenen erprobt, und der sich nicht regt. Nicht bescheiden, — ergeben in ihren Stand schien dieses milde, ruhige Frauenbild.

Herr Bennet machte die Vorstellung Moorfeld's französisch; Mistreß Bennet antwortete in derselben Sprache und mit einem Accente, womit man nur die Muttersprache spricht. Moorfeld konnte sie ohne Frage für eine Pariserin nehmen. Es schien ihm diese Wahl nicht der unbedeutendste Charakterzug für Bennet's Geistesrichtung — ob er auch ahnen durfte: für das gedämpfte Lebensgefühl der verpflanzten Seine-Blume?

Mrs. Bennet sprach von den Schönheiten des Rheins und der deutschen Literatur. Moorfeld antwortete mit Paris und Frankreich. Seine Lobesäußerungen wurden mit Dank erwiedert, aber das Thema nicht fortgesetzt. Moorfeld ging auf Saratoza über. Mrs. Bennet sagte: sie hoffe viel für das Vergnügen ihrer Kinder von diesem Ausfluge. Die Formalität schlang dann noch einige andere Fragen und Antworten in ein loses Bouquet zusammen, das man sich gegenseitig überreichte, und als sich Moorfeld wieder erhob, erfüllte sich dieses Bild auch im eigentlichen Sinne; die Hausfrau reichte dem Gaste aus einer Blumenvase ein feines Sträußchen von Vanille-Blüthen. Es schien damit eine ständige Sitte beobachtet, denn selbst der Engländer, der Habitur des Hauses, hielt, wie Moorfeld sehen konnte, eine solche Gabe zwischen den Fingern.

Den sich Entfernenden schloß sich auch die Person des Letztgenannten jetzt wieder an. Die drei Herren traten jetzt in eine andere

Enfilade von Zimmern über, als durch die sie gekommen, in die Gesellschaftssäle. Hier waren die Gardinen bereits niedergelassen, die Kronleuchter angezündet, und Alles für den Empfang der abendlichen Gäste in Verfassung. Aber Moorfeld that seinem Wirthe die Bitte, beziehentlich Abbitte, er möge ihm erlauben flugs nach Hause zu fahren und Toilette zu machen, er habe sich dieses Umstands verhängnißvoller Weise keinen Augenblick früher als im Boudoir der Hausfrau zu erinnern vermocht, dort aber zu seiner großen Verlegenheit. Herr Bennet lachte und sprach von poetischen Charakterzügen; er ersuchte übrigens seinen Gast zu bleiben, er sei ja nur auf einen Rout gekommen. Es ist dieses eine Gesellschaftsform, erklärte er auf Moorfeld's freimüthige Aeußerung sie nicht zu kennen, welche vor einigen Jahren von England ausgegangen ist, und in Newyork sich schnell eingebürgert hat. Sie empfiehlt sich See- und Handelsvölkern durch eine gewisse demokratische Saloperie, wie sich etwa ein bequemer Sürtout empfiehlt, der für jede Gestalt paßt, aber freilich keine hervortreten läßt. Man könnte den Rout fast den Clubb nennen, in's Privathaus verlegt. Seine wahre Form ist eigentlich die Formlosigkeit. Der Engländer setzte hinzu, seines Wissens seien im Westend und Downingstreet die ersten Routs in der sogenannten Restaurations-Periode gehalten worden, in jener Zeit der politischen Aufregung, wo der Ernst des Tagesgesprächs angefangen habe, der Handhabung der Frauen zu entwachsen, und die Behandlung von Fragen, welche fast lauter Lebensfragen waren, den leichteren Conversationston unmöglich zu machen. Der Rout sei ganz eigentlich ein Männer-Convent. Es ist seltsam, reflectirte der Engländer weiter, daß hier in Amerika, wo der Cultus der Frauen so hoch wie in keinem Lande der Welt getrieben wird, der Einfluß der Frauen auf die öffentlichen Formen außer allem Verhältniß gering, ja eine Tonangebung des weiblichen Elements im Grunde gar nicht vorhanden ist. Der Typus aller Geselligkeit ist hier ein schroff männlicher; der Rout herrschte schon längst in Amerika, eh' ihm England den Namen lieh. Um Bennet's Lippen spielte ein pikantes Lächeln bei dieser Bemerkung, nach einer Pause nahm er das Wort. Sie sprechen von der Abwesenheit der Frauen aus unsern geselligen Zirkeln, sagte, er — meine Herren, ich will Ihnen ein Geschichtchen erzählen. Es war bei einer der

glänzendsten Matinées des vorigen Präsidenten in Washington und Mädchen und Frauen die wünschenswertheste Menge anwesend. Sie waren da mit ihren Herren Brüdern, Vettern, Ehegatten, Senatoren, Offizieren, Staatsbeamten aller Grade und Würden. Den Reiz der Gesellschaft erhöhte ein Indianer-Häuptling, eine rothhäutige Majestät aus dem Westen, ein wild-malerischer Kriegsgott. Er war auch der Abgott manch schönen Augenpaars, das die Salonfähigkeit dieses romantischen Mitmenschen gewiß nicht bezweifelte. All men are equal! Der Präsident führte seine Gäste in den Sälen herum und ließ sie die Sehenswürdigkeiten seines Hauses in Augenschein nehmen. Der stolze, schwarze Blick des Indianers verfolgte Alles mit lebhaftem Antheil; jeder Cigarren-Aschbecher, jedes Feuerzeug-Etui interessirte ihn. Endlich ging's in den Bildersaal. Hier zeigte ihm der Präsident die Portraits unserer politischen Größen, unserer Land- und Seeheroen, Abbildungen unserer merkwürdigsten Bau-Denkmäler, unserer schönsten Fregatten. Unverhofft machten diese Bildwerke den geringeren Eindruck auf unsern Naturſohn. Nun, Krieger, sagte der Präsident ihn bei der Hand fassend, was denkst du davon? — Bruder, antwortete der Häuptling, — diese groß sind, sie leben und athmen und ganz gegenwärtig sein; diese großen Gemälde, ich sage dir, sehr wirklich groß sind; aber ich habe noch besser. Und dabei drehte er sich um, bückte sich, zog seinen Mantel über den Kopf, und sagte, indem er mit der flachen Hand sich auf die beiden Schenkel klatschte: Schau, Bruder, hier tätowirt ist Alligator, und hier Waschbär; sind das nicht prächtig Bild? — Es wird mich im letzten Stündchen noch erheitern, was im Bildersaale das selbst für ein Bild war: die kreischenden Weiber, die lachenden Männer, die Verlegenheit des Präsidenten, die Stellung des Indianers! Ich möchte das Bild gemalt haben, es ist ein Symbol. Es ist das einzig richtige Bild von der amerikanischen Gesellschaft, obgleich Genre, ein wahres Historienbild! Aber Sie sehen wohl, meine Herren, wie nahe uns noch die Wildniß liegt, wie das vorherrschende Kostüm unsrer Zirkel noch die Inexpressibles sein müssen, nicht die Roben. Denn wo Frauen unsicher sind, sind sie nicht. — Bennet fuhr fort: Wie lange nur ist's her, daß ich und einige Gleichgesinnte den Anfang machten, die Meldung der Hausbesucher einzuführen? Noch vor wenigen Jahren konnte man zu den ersten

Parthien geladen, nichts als ein Oellämpchen im Vorhause antreffen, häufig auch das nicht, noch weniger einen Concierge, kurz nichts. Es geschah öfter als einmal, daß man auf gut Glück nach dem Salon tappte und in ein Gemach gerieth, wofür man seine Glacehandschuh nicht angezogen. Mir selbst widerfuhr es einst. Und doch, wie übel nahm man mir meine Neuerung! Denn kein Luxus ist den Amerikanern zu luxuriös, aber jede Form zu formell. Ach ja, sie sind schwer zu disciplinirten außer dem Schiffe!

Moorfeld hatte während dieser Conversation — die Herren standen im äußersten Ende eines Eckzimmers und blickten von einer Art Erkerbalkon auf die noch tageslichte Straße hinab — seine Aufmerksamkeit zu theilen gehabt zwischen drolligem Hören und drolligem Sehen. Sein Auge war auf der Straße. Ein wunderliches Schauspiel zog es hinaus. Ein Rudel junger Schweine, wie Menschen gekleidet, schlumperte das Trottoir herab, eine absurde Sammlung von Jünglingen, zu kenntlich für die Maskerade, zu unkenntlich als Wirklichkeits-Wesen, Kerle, die eine Garderobe trugen und eine Toilette gemacht hatten, welche phantastisch sein sollte, aber nach einem Style es war, als ob sich die Göttin Phantasie an irgend einem Mondkalbe versehen hätte, da sie die Stutzer-Witze dieser Erbärmlichen gebar. Der Eine trug schlotternde Pumphosen mit schuhgroßen Quarrés, das Beinkleid des andern war eng und knapp wie Tricots. Dem Einen hing die Weste über den Bauch herab, dem andern endete sie auf der Herzgrube, dieser balancirte ein Spazierstöckchen kurz und dünn wie eine Stricknadel, jener schleppte einen Prügel wie eine Herkuleskeule. Die Cravatte des Dritten war ein Zwirnsfaden, die des Vierten eine mäßige Gartenmauer. Der Fünfte hatte seinen Kopf durch einen Pfannkuchen gesteckt, so flach war sein Hut, der Sechste trug eine Kopfbedeckung von der halben Höhe seiner ganzen Person. Was sonst Rock oder Frack heißt, war am Leibe dieser Dandy's ein Stück tollgewordenes Segeltuch, das den Fiebertraum träumte, nach allen Winden zugleich zu hängen und die widersprechendsten Formen, die es je angenommen, in einen einzigen Moment zu vereinigen. Dazu hatten die Wichte einen Gang wie Känguruh's, ein Mittelding zwischen Rutschen und Stolpern, indem sie entweder, weil sie es für Fashion hielten, oder aus wirklicher Marklosigkeit, bei jedem Schritt in die Knie brachen und die

Unterbeine liederlich nachschleifen. Moorfeld sah diesem Zuge mit einer Art Fassungslosigkeit zu; er hatte im Straßenleben Newyorks ein solches Ensemble von Karrikaturen noch nicht gesehen. Aber wie ward ihm, als das Gesindel an Mr. Bennet's Haus die Klingel zog! Unwillkürlich blickte er den Hausherrn an; Herr Bennet senkte mit einiger Verlegenheit sein Auge, dann aber sagte er achselzuckend: Die Armen! Wo sollten sie sich bessern lernen, wenn ich ihnen auch noch mein Haus verschlösse! — Moorfeld fand diese Antwort groß. Die doppelte Liberalität gegen sich selbst und gegen die Andern, denen er noch Besserungsfähigkeit zuschrieb, schien ihn den Nagel einer noblen Gesinnung auf den Kopf zu treffen. Uebrigens, setzte Bennet hinzu, ist ihr ärgerliches Aeußeres das Aergste an ihnen. In der Gesellschaft sind sie die unschädlichsten Hasenfüße die man sich wünschen kann. Es ist nie erhört worden, daß ein Dandy on short allowance — denn das ist ihr Kunstname — die Sitte des Salons freventlich durchbrochen hätte. Ihre ganze Selbständigkeit liegt in der Affenfratze ihres Anzugs, ihr innerer Affe murt nicht in der Welt des guten Tons. Sie sollten sehen, wie lammesfromm sie unter Damen sind, wie sie das Pfötchen reichen, wenn meine Frau oder Töchter von ihrem Dasein Notiz nehmen. Und das geschieht zuweilen. Denn die Weiber haben bei aller Verachtung für unmännliche Männer doch auch eine Art Gutherzigkeit gegen den armen Narren, der so unglücklich ist, ihre Verachtung zu verdienen. Sie entdecken mit ihrem mikroscopischen Blick sein geringstes Verdienst, sie sagen selbst der Null, daß sie eine Composition aus Wellenlinien ist. So haben meine Frauen auch diesen Jünglingen ihr Gutes abgelauscht. Der Eine weiß z. B. wo man die hübschesten Handkneipchen kauft, der Andere will ein Putzpulver erfinden, gelbes Elfenbein wieder weiß zu machen, der Dritte besitzt eine Nagelfeile, womit er den plattesten Nagel convex feilt. Besonders meine Jüngste, Goleste ist es, die solche parfaits dans le petit, sublimes en bijoux, grands inventeurs de riens ich sage nicht zu schätzen, aber doch zu erziehen weiß. Das Mädchen lebt in einem Babel von Bagatells, sie umgibt sich stets mit dem Ueberflüssigsten, das superflu, chose très-nécessaire ist eigens für sie gesagt. Die Sachen selbst sind ihr unendlich gleichgiltig, die Wahl reizt sie, das Arrangement, eine Art schöpferischer Geist, der sie treibt.

Wenn etwas bildend für diese Bursche sein kann, so ist es sie. Von der Auswahl eines netten Hemdknöpfchens bis zur Würdigung eines Raphael'schen Gemäldes kann ich mir sehr wohl eine Stufenleiter denken. Heute schickt man den Gallopin nach Hemdknöpfchen aus, morgen läßt man ihn ein hübsches Muster für durchbrochene Strumpfzwickel auftreiben, übermorgen schon eins für Fußschemel oder Lichtschirme, so wird das Hämmelchen in die bildende Kunst eingeführt. Auch deliriren die Kerls nicht immer so in ihrer Garderobe. Wie wir sie heute sehen, läßt's keinen Schluß zu auf morgen, es ist ihnen nicht habituell. Schon im nächsten Salon können sie so wohlgekleidet eintreten, wie andere Vernunft-Wesen. Sie sind eben die Schaumperlen einer Geld-Aristokratie, die in der Gährung begriffen ist. Der Reichthum hat seine Flegeljahre jetzt in Amerika. Er ist in einem Stadium der Abgeschmacktheit begriffen, aber es ist nur ein Stadium. Denn Geld wird immer zu Geist. Das ist mein Wahlspruch. Völker, die Geld ohne Geist hatten, wie Phönizier, Babylonier u. s. w. sind heute doch nicht mehr möglich. Die Bildung ist cosmopolitisch geworden.

Moorfeld ließ sich diese Apologie gar wohl gefallen. Der geistreiche Mann hatte seinen Verdruß über jenes melée wie weggehaucht. Mr. Bennet befestigte sich immer mehr in der Meinung, die ihm Moorfeld entgegengebracht.

Inzwischen hatte sich die jeunesse dorée durch die Gesellschaftssäle — auch den letzten — verbreitet und betrug sich ziemlich säuberlich. Moorfeld entdeckte sogar, daß sie erröthen könne. Denn als Einer der Bengel ihn durch sein Kneif-Lorgnon etwas ungezogen anstarrte, steckte Moorfeld sein eignes Lorgnon vor und fixirte ihn eben so. Da erröthete der Junge, ließ sein Lorgnon fallen und ging. Moorfeld und Bennet lächelten sich zu.

Nach und nach fand sich zahlreichere Gesellschaft ein. Im Laufe einer Stunde war schon so viel „Welt" da, daß die Dandies on short allowance sich erträglich genug darin verloren. Zwar blieb das Publikum noch immer gemischt, wie Moorfeld im Kommen und Gehen dieser Menschen überhaupt einen erstaunlichen Grad von republikanischer Sittenfreiheit wahrnahm; auch bedauerte Mr. Bennet wiederholt, daß er Moorfelden nicht vorgestern auf New-Jersey bei

sich gesehen, die Elite der Gesellschaft wohne jetzt draußen, und der heutige Rout sei mehr eine Förmlichkeit gegen die Stadt, gewissermaßen eine Beobachtung der demokratischen dehors; doch zweifle er nicht, es werde sich noch immer eine kleine Geistes-Gemeinde für's Estaminet zusammenfinden, an die halte man sich dann und lasse den Mob laufen.

In der That erschienen bald darauf einige von den Häuptern, auf welchen ein dem Europäer mehr oder minder bekannter Name ruhte. Die erste dieser Gestalten war ein Mann von majestätischer Hoch-Statur, stark gewölbter Brust und noch ausgebildeterem Abdominal-System, das plastisch-viereckige Haupt bis an den Scheitel kahl, im Nacken aber mit einer derben Fülle herabfallender Locken beschwert, was ein seltsamer Anblick war und einen Ausdruck von unzerbrechlicher Manneskraft gab. Das Erhabene war vorherrschend in diesem Bilde, wenngleich nicht alleinherrschend, denn seine Augen waren klein und die etwas hervortretende Unterlippe, so wie das weiche schwellende Kinn verriethen, daß der Mann den gutschmeckenden Dingen dieser Welt nicht allzu ungerecht begegnete. Es war Doctor Channing, der erste Prosaist Amerika's, nach der Stimme des Landes — Amerika's Cato! wie Mr. Bennet Moorfelden zuflüsterte, die öffentliche Vorstellung mit einer geheimen ergänzend.

Diesem Mann auf dem Fuße folgte sein directestes Gegenstück. Es war ein hageres, fast gebrechliches Männchen, dessen graue Augen schüchtern wie die eines Schulmädchens blickten, indeß sein kleines fleischloses Köpfchen auf die Seite neigte, als ob es ihm durch zu viel Lernen beschwert wäre. Er war nicht alt, sah aber aus als ob er nie eine Jugend gehabt hätte und die Knabenjahre wie ein nothwendiges Uebel so schnell als möglich passirt wäre. Mr. Bennet begrüßte ihn mit tiefer Hochachtung und stellte ihn als Doctor Griswold vor, Bibliothekar an der neu errichteten Universität in Newyork, der fleißigste Gelehrte des Landes, ein Mann, der eine ganze Akademie werth ist, setzte er Moorfelden in obiger Weise hinzu.

Auch der vormalige Präsident Monroe erschien. Eine schwache abgemagerte Gestalt, gebeugt von Alter, oder alt-machenden Gemüthsstimmungen. Moorfeld sah in ein mildes aber glanzloses Auge, auf eine breite und gut begrenzte aber platte Stirn, es verdroß ihn überhaupt, daß der ganze Charakter-Ausdruck des Mannes, der den edelsten

der Indianer-Stämme um ſein Land betrogen, nicht einmal von geiſtiger Ueberlegenheit oder energiſchen Leidenſchaften zeugte. Moorfeld haßte ihn noch von ſeinen glühendſten Studentenjahren her, in welche die Unterdrückung der Georgia-Creeks gefallen, und unſer Freund, den wir nur nicht „Jüngling“ nennen, um ein pathetiſches Wort nicht abzunützen, hatte jene Jahre nicht ſo weit hinter ſich, daß ihm der Anblick dieſes Mannes nicht immer noch eine lebhafte Mißſtimmung verurſacht hätte. Nur der Umſtand, daß Monroe, wie er hörte, jetzt in Armuth lebe, und von den Beſtechungen, die in jenem diplomatiſchen Räuberroman geſpielt, nicht perſönlich gewonnen habe, milderte zum Theile ſeine Empfindungen.

Noch ſtand Moorfeld über dieſes Thema mit Mr. Bennet im Geſpräche, als durch die Säle eine ehrerbietige Bewegung ging, von denjenigen ausgehend, welche die Perſon des jetzt Eintretenden kannten, und um ſo ſpannungsvoller fortgepflanzt auf die, welche ſie nicht kannten. Man machte dem Ankömmling links und rechts Platz und doch begleitete ihn von allen Seiten das Gedränge eines natürlichen Wohlwollens. Mr. Livingſtone, Amerika's erſter Juriſt, ſagte Herr Bennet. Verfaſſer des claſſiſchen Carolina-Strafcoder? fragte Moorfeld — von welchem ich Ihnen eine Geſchichte erzählen will, eine Geſchichte in zwei Worten, ſetzte Bennet hinzu. Das Manuſcript dieſes Coder ging Abends um zehn Uhr bei einer Feuersbrunſt ſeines Hauſes in Flammen auf. Morgens um ſieben Uhr ſaß Livingſtone in einem andern Hauſe vor einem andern Buch Papier und begann es von Neuem. Das iſt nicht von einem Gelehrten erzählt, ſondern von einem Enthuſiaſten, werden Sie ſagen. Ich widerſpreche nicht. Livingſtone iſt Dichter in ſeinem Berufe!

Wirklich war Mr. Livingſtone eine außerordentlich gewinnende Perſönlichkeit. Seine Geſichtszüge konnten keineswegs fein heißen, aber eine Herzenswärme lag darin, die Alles, was ſelbſt Herz und Menſchlichkeit hatte, gefangen nahm. Seine Statur war über Mittelgröße, ſeine Manieren die des vollendeten Gentlemans. Das Gepräge einer natürlichen Zartheit und Harmonie des Gefühls adelte ſie, ſeine Sitte war Sittlichkeit.

Dieſe Perſonen wurden alsbald die Mittelpunkte von Gruppen, in welchen ſich das eigentliche Leben des Routs kryſtalliſirte. Zwar

wurde Moorfeld, der literary gentleman, noch immer einer Anzahl von Anwesenden vorgestellt, welche ein großer, zum Theil weltbewegender Name in Handel und Industrie ebenbürtig neben die geistigen Koriphäen der Gesellschaft stellte. Es verdroß ihn aber bald, daß er Kaufleute, Fabrikanten und Schiffsrheder als Oberste, Colonels, Kapitäns u. s. w. durch alle Grade der Kasernen-Hierarchie zu salutiren hatte. Ein Land, das in seinem ganzen Begriff das Friedensreich der modernen Bürgerlichkeit bedeutet, mit so viel Vorliebe im Epauletten-Nester sich bespiegeln zu sehen, war dem Europäer, dem zu Hause schon sein „Soldaten-spielen" culturwidrig dünkt, eine der widerwärtigsten Schwächen des amerikanischen Volkscharakters. Er dankte Gott, daß Mr. Bennet selbst seine Musen und Grazien nicht nach irgend einem imaginären Korporalstock dirigirte. Wie entlegen und eigenthümlich waren die Momente, die hier zur vollen Würdigung eines Mannes beitrugen!

Vom andringenden Strome der Gäste war in den letzten Augenblicken der Hausherr Moorfeld's vorherrschendem Besitze entführt worden, und bis sie zu stillerem Begegniß sich wieder zusammenfanden, gefiel sich unser Freund, auf eigene Hand aus den Wellen der Gesellschaft zu schöpfen. Den bedeutendsten Personen auf's rücksichtsvollste vorgestellt, war ihm der Charakter des Fremden benommen; er hatte den Vortheil, in die einzelnen Gruppen einzutreten und sie zu verlassen nach freier Wahl und Bequemlichkeit. So konnte er wie in einem lebendigen Inder die amerikanischen Zustände durchblättern: dort stand ein Kapitel Bankwesen, hier Schutzzoll und Freihandel, in diesem Trinkzimmer zechte die Sclavenfrage, in jenem die Indianer-Expropriation, in der Nische rechts zupfte die neue Universität an den Gardinenquasten im eifrigen Vortrag über die literarischen Landeszustände, in der Nische links kritisirte ein Börsensyndicus, d. h. ein Oberstlieutenant die Bankrote vom Jahre dreißig und stellte das Prognostikon der nächsten Calamität.

Das war nun ein Amerika, nicht aus papierenen Quarterly-Reviews, noch aus dem Tabakskoth öffentlicher Sittenrohheit zu studiren, sondern im Goldrahmen eines kunstsinnigen Salons, unter den Blumen des Landes. Diese Gedankenflora durchschwärmend, mußte sich's zeigen, ob Moorfeld auf einem jener optischen Punkte hier stand, wo

ihm das Grau und Kalt des amerikanischen Reifschauers zu schönem Farbenspiel aufloderte — ein [illegible], der seinen Ahnungen in all diesen Tagen gläubiger oder verwandter vorgeschwebt. Wie er hier stand, fühlte er, stand er auf einem Gipfel; — haben die Götter einen heiteren Tag geschenkt, oder liegt ein Nebel auf der vielverheißenden Aussicht? Moorfeld war ganz Empfänglichkeit.

Die Rolle des unbetheiligten Beobachters blieb ihm aber nicht ganz so frei überlassen, als es in seinem Wunsche und in der Freiheit des Routs selbst gelegen hätte. Er war heute der einzige Fremde aus Europa, der in Mr. Bennet's Salon eingeführt war, es wurde ihm dadurch eine Aufmerksamkeit zu Theil, deren Vortheile er lieber entbehrt, hätte. Auch war diese Aufmerksamkeit selbst nicht ganz von der wohlthuenden Art; der Mangel an Frauen verursachte, daß sie nicht eigentlich als zarter Persönlichkeitssinn, sondern vielmehr als sachliches Interesse für Europa gegen ihn sich kund gab, wenigstens glaubte unser Freund, dem wir ein feines Gefühl für diese Unterscheidung wohl zutrauen dürfen, etwas Aehnliches durchzuempfinden. Wenn es bekannt ist, daß der Amerikaner keine Frage beantwortet, ohne eine Gegenfrage zu thun, so kam Moorfeld überhaupt zunächst weniger zum Empfangen als zum Geben; die Neugierde forderte ihren Tribut, obgleich in der geglättetsten Form. So fiel es ihm auch auf, daß die Männer, deren Namen und Bedeutung wir zuvor genannt, nicht ganz jene stillbewußte Zurückhaltung beobachteten, womit in Europa der Mann von Verdienst sich bekleidet; sie wußten im Gegentheil vortrefflich die Attitude zu finden, die sie ihren Mitbürgern im vollen Rund darstellte. Ebenso nahm sich Moorfeld vor, scharf darüber zu beobachten, ob die Artigkeit, die ihm mit einer wahren Farbenpracht von allen Seiten entgegen getragen wurde, wirklich vom ächtesten Stempel des Yonton's sei, oder eine gewisse tendenziöse Beflissenheit gegen den „literary gentleman" durchblicken ließ, der ohne Zweifel über seine Reise ein Buch schreiben würde. Kurz, unser Freund, der es nachdrücklich betont hat, nicht auf „absichtliche Täuschungen" nach Amerika gegangen zu sein, verwahrte sich auf diesem Boden, der ein Boden des idealisirten „shams" sein konnte, außerordentlich sorgfältig dagegen rosiger zu sehen als er sollte. Dürfen wir fragen, ob es mit der geheimen Lust geschieht, schwarz zu sehen?

Zuerst finden wir unsern Gast in der Gesellschaft des Mr. Livingstone, des Criminalgesetzgebers von Louisiana, dem Moorfeld für die Abschaffung der Todesstrafe in diesem Staate seine ganze Pietät ausdrückt. Er spricht von den Hoffnungen der europäischen Reformers über diesen Punkt, oder vielmehr von dem Stand der Frage, da die „Hoffnung" noch weit aus die Minorität der europäischen Gewissen habe. Moorfeld findet es frappant, daß Livingstone die Todesstrafe eine — Präventivjustiz nennt. Denn, da der Mord durch seine Verdoppelung nicht sittlicher wird, sagt der Rechtsphilosoph, so könne von einer Sühne des verletzten Sittengesetzes durch eine Hinrichtung nicht wohl die Rede sein. Man habe daher die Talions-Theorie mehr und mehr aufgegeben, oder thue es noch täglich, dafür spreche man desto überzeugter von einem Rechte der Nothwehr, welches durch die Todesstrafe ausgeübt würde. Die Gesellschaft müsse sich schützen gegen den Feind der Gesellschaft. Nun wird sich aber die Gesellschaft gegen das geschehene Verbrechen kaum noch schützen können, sondern nur gegen das künftig zu wiederholende. Das heißt also man spielt dem bösen Prinzip ein Prävenire durch Hinwegnehmung des Lebens. Allerdings die sicherste Präventivhaft ist das Grab. Moorfeld sprach die Vermuthung aus, ob Mr. Livingstone den ersten Keim seines großherzigen Systems, nicht in dem Bestreben gefunden habe, zunächst das Leben der Sclaven ihren Herren gegenüber zu sichern. Der herrliche Mann antwortete lächelnd: Verzeihung, mein Herr, man tödtet ein nützliches Hausthier nicht leicht. Die Todesstrafe bestand zwar in Louisiana wie sie in andern Sclavenstaaten noch jetzt besteht; aber die Praxis bringt sie fast gar nicht zur Anwendung gegen den Sclaven. Das Tribunal findet in den meisten Fällen eine ausbeugende Interpretation des tödtlichen Paragraphen. Ein Virginier, in dessen unmittelbarer Nähe die Unterhaltung geflogen wurde, wendete sich gegen Moorfeld, und sagte mit würdevoller Einfachheit: Ich darf mir vielleicht erlauben hinzuzusetzen, wie das Loos unserer Sclaven überhaupt ein menschliches, und besserer Vorstellungen würdiges ist, als unsre Gegner verbreiten zu können das traurige Glück haben. Es entgeht uns nämlich an diesem Punkte nicht, daß die öffentliche Meinung Europa's über die Sclaverei fast allein das Product des Nordens ist, der seit allen Zeiten durch die

Literatur, durch die Einwanderung, durch den Fremdenbeſuch weit aus inniger mit der alten Welt zuſammenhing, als wir Südländer. In Wahrheit, wir ſtehen dieſen Einflüſſen gegenüber eigentlich unvertreten in Europa da. Wir handeln mit Europa nicht wie der Norden, unſre Zeitungen gehen nicht dahin, Gäſte kommen uns nicht daher, oder in der Regel hat doch der Reiſende früher den Norden beſucht, und betritt den Süden mit den Inſpirationen unſrer glücklicheren Brüder. Vielleicht halten Sie es unter dieſen Prämiſſen für einen verzeihlichen Eigennutz, mein Herr, wenn ich Sie geradezu einlade, von virginiſchem Gaſtrecht nach Ihrer Möglichkeit Gebrauch zu machen. — Der Pflanzer nannte County und Hof nebſt ſeinem Namen — es war der ariſtokratiſche der Mortons — und Moorfeld glaubte nur mit der Mittheilung ſeines unaufſchiebbaren Vorhabens die edle Zuvorkommenheit dieſes Anerbietens ablehnen zu dürfen. Doch ſetzte er mit der Feſtigkeit, womit er ſeinen innern Widerſpruch bisher nie unter ein äußeres Schweigen gebeugt, offen hinzu, daß auch das liberalſte Gaſtrecht mit dem illiberalſten aller Prinzipien ihn nicht ausſöhnen würde.

Der Virginer ſchüttelte leiſe das Haupt und antwortete mild lächelnd, als ob von den angenehmſten Dingen der Welt die Rede wäre: Ich zweifle, mein Herr, daß Sie Ihr Herz dem Zauber dieſes illiberalen Prinzips verſchließen würden. Sie würden unſre Neger wohnen ſehen in geſunden und freundlichen Hütten, gekleidet nach Bedürfniß, genährt mit Freigebigkeit, wie ihre vollen und kräftigen Glieder beweiſen. Sie würden ſehen ein Volk von zufriedenen Familien, das ſein Leben zwiſchen zweckmäßiger Thätigkeit und freier Erholung ſo nützlich-angenehm hinbringt, wie wir nur immer menſchliche Zuſtände, wenn nicht im goldenen Zeitalter, welches abſoluter Müſſiggang geweſen ſein ſoll, doch im ſilbernen, will ich ſagen, uns dichteriſch ausmalen mögen. Sie würden bei ihnen Arbeit mit Geſang, Fleiß mit Muße, Anſtrengung mit Genuß, die ernſte Handlung ihres Lebens mit der ſcherzhaften ihrer Volks-Comödien naturgemäß wechſeln ſehen. Sie würden überall die wünſchenswertheſte Herrſchaft der Vernunft erblicken. In der That, die Vernunft des Negers iſt ſein Herr. Sie ſteht verkörpert außer ihm, und das iſt das Ganze des Unterſchieds zwiſchen Freien und Sclaven. Wie der Dichter mit der glücklichen Kunſt des Contraſtes das empfindende und das denkende Weſen in uns oft in zwei getrennten Per-

sonificationen darstellt — Ihr Goethe liebte das — so stellen wir den Carlos, den Antonio, den Mephisto, wenn Sie wollen, und unsre Sclaven das instinctivere Wesen des Clavigo, des Tasso, des Faust dar. Aber nicht die Vernunft allein, auch die Liebe lassen wir ihr göttliches Amt erfüllen in unsrer Obergewalt über den schwarzen Bruder. Wir betrachten unsre Neger als Glieder unsrer Familie; ihre Kinder sind die Gespielen unsrer Kinder, wir nehmen wechselseitigen Antheil an den freudigen und traurigen Ereignissen, womit das Schicksal in der Colonnade des Herrn wie in dem log cabin des Sclaven einkehrt. Wir haben unsern Negern Schulen errichtet, Spitäler und Versorgungshäuser, wir unterrichten sie im Christenthume. Kurz, Sie erblickten in unsern Sclaven einen glücklichen und zufriedenen Bauernstand, und würden lächelnd inne, wie seltsam-kindisch das Spiel ist, das die Menschen mit Worten treiben. Was noch von Resten alter, romantischer Schauer in Ihnen zurückbliebe, verschwände vollends, wenn Sie, da ich jetzt nur von der schwarzen Race sprach, Ihren Blick auf die weiße Race eines Sclavenstaates richteten. Bei uns erfüllt die weiße Race den Sinn des allgemeinen Gesetzes, daß die Mehrheit für die Minderheit arbeitet, durch wirkliche Cultur und nicht blos durch äußerlich-scheinbare. Die Arbeit unsrer Sclaven gewährt uns die Muße, den höheren Functionen der Menschheit obzuliegen. Wir lieben Künste und Wissenschaften, pflegen die Literatur, verfeinern die gesellige Sitte, bilden uns für den Staat und die schwere Erfüllung unsrer patriotischen Pflichten. Wir liefern dem Congreß die hervorragendsten Mitglieder, der Republick die besten Präsidenten, Washington selbst war ein Sclavenhalter. Von all diesen Vorzügen ist im „freien" Norden nicht die Rede. Der Fabriksarbeiter lebt thatsächlich schlechter, als unser wohlverpflegter und sorgenfreier Sclave, der Fabriksherr selbst aber kommt über den Unruhen seines bürgerlichen Erwerbes und als unfreies Glied in der Kette eines Credit- und Concurrenzsystems, das ihn willenlos fortreißt, eben so wenig zur Veredlung seines menschlichen, noch weniger zur Ausbildung seines großen staatsbürgerischen Daseins. Wenn Amerika seine Freiheit verlieren kann, so wird die erste Gefahr von dort ausgehen, bei uns werden die unerschöpflichen Hilfsmittel eines wahrhaft republikanischen

Patriotismus sein. Ja, ohne alle Paradoxie dürfen wir behaupten, die Sclavenstaaten sind die besten Stützen unsrer Freiheit.

Quantum periculum immineret, si servi nostri numerare nos coepissent! *) sagte Moorfeld mit tiefer, ernsthafter Betonung. Ob Seneka's Wort, fuhr er fort, nur vom römischen und nicht naturgemäß und nothwendig von jedem Sclavenstaate der Erde gilt, mögen die Götter in der praktischen Beantwortung eben so auf sich beruhen lassen, wie ich in der theoretischen. Ich gestehe gerne, daß ich über diesen Gegenstand — Kundigeren das Wort lasse.

Mr. Livingstone nahm den Wink auf und antwortete zwischen Moorfeld und dem Virginier: Da die Virginier nach den Gesetzen der Vernunft und der Liebe ihre Sclaven behandeln, so muß es ihnen außerordentlich unangenehm sein, überhaupt noch Sclavenhalter zu heißen. Wäre es nicht besser, sie erklärten ihre Sclaverei demnach für aufgehoben? Thatsächlich änderte ja dieser Großmuthsact nichts, denn die Sclaven, die sich heute so glücklich fühlen, würden sich wohl hüten, das bestehende Verhältniß zu lösen. Löseten sie's aber doch — nun, dann hätten sie sich eben n i c h t glücklich gefühlt. Und das ist der einfache und immer wiederkehrende Syllogismus, wenn vom Glücke der Sclaven die Rede ist. Laßt es auf ihre Wahl ankommen! — In der That, Herr General, in diesen Tagen, da uns zu jeder Stunde die Nachricht werden kann, das englische Parlament hat die Emancipationsacte erlassen, fühlt die Union ein tödtliches Herzklopfen, und wir sind aufgeregter als je, unser Herrenrecht über unsre Sclaven uns selbst und Andern recht unzerstörbar einzureden. Als ob das Gift im Magen durch die Einbildung, es sei Honig, auch nur eine Secunde lang in seinen tödtlichen Wirkungen inne hielte! Von ganzem Herzen beglückwünsche ich Mortonhall, daß es diesen Honigtraum zu träumen vermag; daß es ihn zu träumen verdient, bezeuge ich dem edlen Besitzer desselben mit größtem Vergnügen. Aber der ganze übrige Süden lebt in einem fürchterlichen Wachen! Aus allen Regionen zwischen dem Red-River und Potomac werde ich stündlich mit Briefen überhäuft, in welchen die Sclavenbeglücker mit jenem Angstschweiß

*) Welche Gefahr drohte uns, wenn unsre Sclaven uns zu zählen anfingen!

auf der Stirne, den die Verurtheilten der Geschichte an schwülen Vorabenden schwitzen, mich um Rath in ihren Gesetzgebungen bestürmen. Wie seltsam! Sie meinen, ich könne Gesetze erfinden, nach welchem eine Person zugleich als Sache zu behandeln, eine Macht zugleich als Recht auszuüben ist; diesen Widerspruch zu lösen schwebt ihnen als eine Kunst vor, und sollte ihnen doch als eine Unmöglichkeit einleuchten. Eben so gut könnte der Räuber von mir Gesetze verlangen, die seinen Raub, den Erwerb einer Gewaltthat, garantiren. In der That haben auch die Räuber Gesetze unter sich, die sie mehr oder weniger gut beobachten; nur schade, daß sie von uns Andern gleichmäßig gehängt werden. Die Unglücklichen! sie wollen gerecht sein, und merken nicht, daß sie es nicht können! Aus einer ungerechten Prämisse wollen sie gerechte Consequenzen ziehen! Es ist nicht wahr, daß ihr eure Sclaven so gut behandelt wie eure Hausthiere. Ein unaufhörlicher Argwohn, eine Eifersucht, die durch nichts zu beschwichtigen ist, leitet das Betragen des Herrn gegen den Sclaven. Die Interessen Beider liegen in einem ewigen Kampfe, und nie und nimmer, auch bei seinem besten Willen nicht, kann der Herr den Sclaven in dem Lichte erblicken wie seinen Esel oder sein Pferd. Denn das Thier ist ihm sicher, der Sclave mit nichten; ohne Sicherheit aber kein Vertrauen, und ohne Vertrauen keine Behandlung, die eine gute heißen könnte. Könnt ihr den Sclaven aber nicht einmal als Hausthieren gerecht werden — und das wäre doch euer Geringstes! — wie mögt ihr euch überreden, ihnen als Menschen gerecht zu werden? Ihr unterrichtet sie? aber die fünfundzwanzig Buchstaben des Negers werden sogleich ein Kriegsheer gegen euch, denn er liest die Reden eines Wilberforce und Canning damit, und wird euch erwürgen. Ihr erzieht sie zu Christen? Aber der Schwarze wird über den Weißen herfallen, und — auf St. Domingo ist es geschehen — mit Rachegeschrei euch anklagen: die Weißen haben den Heiland ermordet! Wahrlich sie brauchen nur die Art für die Gattung zu nehmen, — ein sehr gebräuchlicher Tropus! — so sind ihre Massacres mindestens eben so gerecht, als die Judenverfolgungen unsrer mittelalterlichen Christen: denn die Juden waren doch unzweifelhaft Weiße und nicht Schwarze! Seht, so unversöhnlich ist ein Verhältniß von Sclaven und Herren, daß selbst die alles-versöhnende Bildung den Abgrund nicht schließt, ihr mögt hineinwerfen was ihr

wollt. Nein, ein unsittliches Prinzip ist nicht sittlich zu handhaben. Zu verbessern ist nicht, was nur aufzuheben ist. Der Modus der Aufhebung kann allein hier Gegenstand des vernünftigen Nachdenkens sein, oder sagen wir besser: des ernstlichen Bestrebens. Leider verabscheuen meine Consulenten im Süden die Aufhebung in all ihren Modalitäten. Was habe ich nicht versucht, Ganzes und Halbes! Ich habe das mild-menschliche Sclavenwesen Asien's und Afrika's studirt, und von dort her mindestens die erträglichsten Formen des Sclavenbesitzes entlehnen gewollt. Denn so trostlos liegt leider die Sache, daß Amerikaner, die exactesten Christen der Welt, von Muhamedanern lernen könnten! Ich habe das Beispiel aufgestellt: auf dem Sclavenstande hafte im Orient keine Schande. Der Muhamedaner hat nicht Racenhaß; die schmähliche Sophistik, den Negern die volle Menschheit abzusprechen, womit sich Christen befleckt haben, ist den Ungläubigen nie in den Sinn gekommen. Der Muhamedaner hat keinen Code noir; die Verbrechen der Sclaven werden von ihm mit einer sehr richtigen Würdigung ihrer bürgerlichen Unzurechnungsfähigkeit in allen Fällen nur mit der Hälfte der Strafen belegt, welche das gleiche Verbrechen des freien Mannes träfe. Wir Christen machen es bekanntlich umgekehrt. Eben so habe ich angerathen, gleich den Muhamedanern, die Sclaven vom Herrn erben, ja sie in die Familie heirathen zu lassen; welch letzteren Gebrauch christliche Sclavenhalter leider in gleichfalls umgekehrter Tendenz, und zwar dergestallt pflegen, daß der Herr, oder sein Sohn mit der Sclavin Kinder erzeugt, um aus Herrenblut Sclavencapital zu münzen, statt entgegengesetzt. Gebet es auf, habe ich gepredigt, eure Verhältnisse zu den Schwarzen als das von Herren zu Sclaven zu betrachten; betrachtet es besser als ein Nebeneinander zweier Nationen: ihr wäret die siegende, jene die besiegte Nation. Wohlan, vermischt euch, rieth ich, Sieger und Besiegte, zu einer neuen Nationalität, wie sich die Normanen mit den Sachsen zur englischen vermischt haben. Von eurem Blute tragen sie ja doch längst schon in sich, und von eurer Intelligenz ebenfalls; physisch wie geistig stehen eure Niggers den afrikanischen Bozals, was ihr auch sagen mögt, bereits ferne. Sie sind Bürger eures Bodens, erkennt es an und euer Uebel ist geheilt. Aber sie wollen nicht. — Andere zeigten sich besser gesinnt, riefen aber rath-

los: Wohin mit unsern Freigelassenen? Gerne wären wir bereit unser überflüssiges Capital an sich selbst zu verschenken, aber wohin damit? Liberia hat sich als ein Puppenspiel erwiesen, die weißen Staaten wehren und erschweren den Eintritt von Niggers auf jede denkbare Weise — wie abolitioniren wir das Uebel? Und in der Verlegenheit wissen sie sich nicht andern Rath, als das Uebel fort und fort einander sich zuzuwälzen, jeden neu der Union zuwachsenden Staat mit allen bösen Künsten der Partei-Politik für den Fluch ihres Sclavensystems zu werben, wie kürzlich wieder Missouri, und athmen hoch auf, wenn die Geisel eine Secunde lang ruht, blos darum weil ein neuer Riemen hineingeflochten wird. Denen schrieb ich: ist's möglich, daß wir bei dem guten Willen für Liberia nicht längst schon einen näher liegenden Gedanken gefunden haben? Räumen wir unsern Niggers ein Territorium in der Union ein! Machen wir sie zu einem Stern unsers Sternbanners, gönnen wir ihnen ihr eigenes Staatsleben in einem unsrer eigenen Staaten. Ein Liberia jenseits des Oceans hat sich als unpraktisch ausgewiesen, ein Liberia jenseits des Mississippi wird praktisch sein. Aber sie wollen wieder nicht. Sie wollen nichts. Sie wollen nichts was sie können, sie können nichts was sie wollen. So läßt man den Ernst des Augenblicks herankommen, man zittert der englischen Abstimmung entgegen, man erkennt die Solidarität der Sclavensache in ihrer ganzen fürchterlichen Wahrheit, und doch scheut man die Solidarität mit der Klugheit und dem Muthe der englischen Emancipations-Politik. Unser Sprichwort sagt: die Engländer prügeln die ganze Welt, aber die Amerikaner prügeln die Engländer. Wollte Gott, wir thäten's den Engländer auch diesmal nicht zuvor, sondern nur nach, und nur zu Hälfte nach. Das erstemal, daß wir uns hier auf einer Lüge ertappen lassen, kann uns vorderhand für immer. In Wahrheit, meine Correspondenten im Süden sind darauf gefaßt, daß mit der ersten Nachricht von der Freiheit der englischen Sclaven der Sclavenaufstand in Amerika ausbrechen wird. Entsetzliches Angstgestöhn liegt in meinem Pulte. Alle die weißen Hände, die heute noch an mich schreiben, haben das Vorgefühl, sie können binnen Jahr und Tag von der Erde verschwunden sein. Ja, meine Herren, die größere Hälfte der Union, durch Sclavenarbeit ein Paradies, kann schauderhafte Sclavenarbeit bald in eine ausgebrannte

Wüſte, in einen Leichenanger voll gebleichter Gebeine verwandelt haben — We are in a free country! bebte es unwillkürlich von Moorfeld's Lippen; der Virginier aber ſagte blaß lächelnd: er vertraue der göttlichen Vorſehung. Mr. Livingſtone ſchwieg.

Die beängſtigende Pauſe unterbrach der barocke Lord Ormond, der wie die luſtige Perſon nach der Tragödie ſich jetzt zu unſrer Gruppe fand. Er mußte dem Geſpräche aus der Nähe gefolgt ſein, denn er redete Mr. Livingſtone an: Erlauben Sie, mein Herr, daß ich auf meinem Standpunkte Ihrer Philoſophie mich anſchließe. Sie haben die Bemerkung ausgeſprochen, daß die amerikaniſchen Nigger um vieles höher ſtünden, als ihre afrikaniſchen Stammgenoſſen. Dieſe Bemerkung iſt ſo fruchtbar an Folgerungen, daß ſie noch weit über Ihr gegenwärtiges Ziel hinausführt. Sie haben die Perfectibilität der Negerrace ausgeſprochen; — bei dem Worte „Perfectibilität" wußte Moorfeld ſogleich, wohin der edle Lord ziele. Er ſah ſich nach einem paſſenden Rückzuge um, der Engländer aber nahm ihn freundlich bei der Hand und hielt ihn feſt. Moorfeld ſeufzte. Der Engländer fuhr fort: — und doch iſt dieſe Perfectibilität ſeit dem Anbeginn der Schöpfung in Afrika latent geblieben. Wäre ſie in Amerika nicht zum Vorſcheine gekommen, man hätte ſie ganz und gar geleugnet. Das iſt wichtig. Denn nun werden wir mit Recht weiter gehen und fragen dürfen: Hat ſich der Bozal durch den Umgang mit einer gebildeten Race veredelt, müßte ſich eine Art von erſchaffenen Weſen, die zunächſt unter den Bozals ſtünden, im Verkehre mit dieſen nicht gleichfalls vermenſchlichen? Ja, dürfen wir dieſe Frage auf jeder nächſt tieferen Stufe der beſeelten Schöpfung nicht ſtets von Neuem wiederholen? Gewiß dürfen wir das. Damit iſt aber eine Continuität der intellectuellen Welt gewonnen, welche die unlogiſchen Grenzen zwiſchen Menſch und Thier aufhebt. Sie ſprechen von der Emancipation der Neger, — ich ſpreche von der Emancipation der Thiere ſelbſt. Ich wünſchte nichts ſo ſehr — denn noch iſt es nicht allen Menſchen verliehen, einen Syllogismus wie eine Thatſache auf ſich wirken zu laſſen, — ich wünſchte nichts ſo ſehr, als daß es neueren Entdeckungsreiſenden gelingen möchte, den Gorilla-Affen wieder aufzufinden, deſſen Gattung der karthagiſienſiſche See-Forſcher Hanno geſehen hat und deſſen Menſchenähnlichkeit in dem „Periplus" ſo

merkwürdig beſchrieben iſt. Hätten wir dieſen Gorilla-Halbmenſchen, dieſen Einen ausgebrochenen Zahn in dem Uhrwerke der lebendigen Schöpfung, ſo würden wir wohl für immer aufhören, die Natur in eine thieriſche und menſchliche zu zerreißen, d. h. wir würden anfangen, das Thier zum Menſchen zu erziehen. Bis dahin, meine Herren, — und ſo demonſtrirte der britiſche Philoſoph weiter. Wir wiederholen im Salon nicht mehr was wir ſchon auf dem Wege dahin zu bewundern Gelegenheit hatten. Zu bedauern fand es Moorfeld nur, daß es ſich auch hier wiederholte. Nach der tief-ernſten Stimmung, welche der vorige Gegenſtand angeregt, war dieſe Farce doch recht unpaſſend an ihrem Platze. Sie wirkte nicht komiſch, ſie war nur widerwärtig.

Noch mehr.

Eine Bewegung im Saale erweckte Moorfeld's Aufmerkſamkeit. Drei Damen hatten einen Gang durch die Geſellſchaftszimmer gemacht — ihr Bild traf Moorfeld's Auge nur noch wie ein Streiflicht. Die mittlere der drei Frauen war Mrs. Bennet, die Hausfrau; aber Moorfeld verwunderte ſich, daß auch eine der beiden andern, ein blonder Mädchenkopf, ihm nicht unbekannt ſchien. Wie ein Strahl blitzte es auf in ihm, wie aus einem Traume fuhr er empor, er riß ſich von dem Engländer los, er ſtaunte, er drängte der Erſcheinung nach, welche mit den reizenden Bewegungen eines jugendlichen Körpers am Arme der älteren Dame und unter dem Andrang allſeitiger Huldigungen ſich durch die Wogen der Geſellſchaft wand. Er kam zu ſpät. Der Engländer hatte im Eifer ſeiner Diſſertation ihn wie mit Greifſcheeren feſt gehalten. Ja, zu ſeinem Verdruſſe glaubte Moorfeld ſogar zu bemerken, daß das Blondköpfchen die Zuhörergruppe des verrückten Lords mit einem fein-ſatyriſchen Lächeln auf den Lippen vorübergewandelt.

Das Ganze war das Werk eines Augenblicks.

Dieſe Epiſode riß unſern Freund aus allem Zuſammenhang mit dem Rout. Er ſtand eine Weile lang in jener tiefſten Vereinſamung, welche mit Unrecht Geiſtesabweſenheit heißt. Sein Geiſt war von der Außenwelt abweſend, wie es ein Taucher von der Erde iſt. Er verſenkte ſich in ein Element, worin keine Geſellſchaft möglich iſt. Die Damen verſchwanden mehr und mehr in die Tiefe der Säle hinab und

Moorfeld's Auge folgte noch immer, gleichsam wie man einen Gegenstand oft in perspectivischer Entfernung betrachtet und hofft, seines Bildes sich deutlicher zu versichern als in der Nähe.

In diesem Zustande fand ihn Mr. Bennet. So in Gedanken, Sir? Nicht wahr, man kann recht sich selbst leben auf einem Rout? Aber was höre ich! General Morton aus Virginien sagt mir soeben, Sie beabsichtigten demnächst eine Ansiedlungsreise an den Ohio? Ist es an dem? Im Schreck darüber ließ ich den Bischof Parton stehen, der mich just zum Vertrauten seiner Kirchenbedürfnisse gemacht hat, und dem ich doch artig sein muß, denn der Zelot hat Einfluß und ich erwarte jeden Augenblick eine Ladung Gipsabgüsse — nach dem Museo Borbonico!

Es war Moorfeld eigenthümlich zu Muthe, jetzt an sein Urwalds-Project erinnert zu werden. Er erschrack fast.

Bennet fuhr in seiner affablen Manier fort: Freilich gratulire ich uns anderseits wieder, daß Sie ein Bürger unsrer Staaten werden wollen. Und dürfte ich dreinreden, so würde ich erinnern, daß unser Hudson hier auch ein angenehmes Flüßchen ist. Seine Naturschönheiten —

Ich halte die Winter-Saison vielleicht in Newyork, antwortete Moorfeld. Das Wort war gesprochen, er wußte nicht wie. Doch fühlte er sein brennendes Erröthen darüber.

Tant mieux! tant mieux! jubelte Mr. Bennet. Moorfeld hörte ihn und mußte sich zusammen nehmen, ihn auch zu sehen. Sein Auge war wie gebannt. Und doch waren die Damen in der Reihe der Säle längst nicht mehr sichtbar, nur die Bewegung der Gesellschaft kräuselte noch, wie Furchen die der Schwan zieht, den Verschwundenen nach.

Ich bin gekommen, fuhr Bennet fort, Sie um Ihre Gesellschaft ins Theepavillon zu bitten. Wir wollen unsern Thee nehmen, wenn es Ihnen gefällig ist. Mr. Livingstone wird von unsrer Parthie sein und noch einige andre Gentlemens meiner engeren Bekanntschaft.

Sollte Moorfeld seine augenblickliche Stimmung opfern, so that er's noch am liebsten in Bennet's Gesellschaft. Er folgte.

Der Hausherr führte seinen Gast die Conversationssäle, Spielzimmer und Trinkstuben entlang an das äußerste Ende der Appartements. Dort lud sich ein niedlich versteckes Plaudercabinet erkerartig auf eine Terrasse aus, welche mit einer Fülle tropischer Gewächse besetzt war. Das Cabinet bildete eine Art Glaspavillon, seine Form war die des Achteckes. Ein runder in diesem Augenblicke reich garnirter Theetisch nahm die Mitte des Gemaches ein; den übrigen Raum erfüllten breite Divans, niedrige Fauteuils, sogar einige Schaukelstühle, zum Beweis, daß das reizende Redult, außer seiner Bestimmung als Estaminet, auch schöneren Besuches gewürdigt wurde. Die acht Ecken des Gemaches verzierten Blumen- und Fruchtkörbe aus japanischem Bambusrohr auf vergoldeten Postamenten. Das Licht fiel von oben durch eine Construction von Spiegelgläsern ein, welche aber ein Netz von Schlingpflanzen so anmuthig überkleidete, daß vom ganzen Apparat nichts zu sehen war, als seine Leistung selbst, eine milde dämmerige Mondeshelle. Die Gardinen der Fenster waren niedergelassen mit Ausnahme eines einzigen. Dieses zeigte im Vordergrunde eine charakteristische Laubmasse vom Battery-Park, darüber ein ritterliches Stück Mauerwerk vom Castel Garden, im Hintergrunde das Meer. Vor- und Mittelgrund lagen in tiefer Nacht, das Meer warf von seiner fernen Höhe das letzte purpurne Abendlicht herein. Der offene Fensterraum contrastirte zu den Gardinenfarben, die ihn rechts und links einrahmten, und zu der eigenthümlichen Beleuchtung des Cabinets so täuschend, daß der Eintretende im ersten Augenblicke keine natürliche Aussicht, sondern ein bezauberndes Landschaftsbild, durch irgend einen optischen Effect erzeugt, vor sich zu haben wähnte. Moorfeld schickte aus vollster Seele dem Meere seinen Gruß hinaus.

Den Eingang des Cabinets bildete nach gewöhnlichem Brauch englischer Trinkstuben ein Vorhang. Dieser Vorhang war bald zurückgeschlagen, so daß ein Theil des hier beschriebenen Inneren den Ankömmlingen schon aus einer gewissen Distanz bemerkbar wurde. Moorfeld erkannte von den anwesenden Gästen Dr. Channing, Dr. Griswold und Mr. Livingstone. Er erblickte aber noch drei oder vier andere Herren an der Tafelrunde, welche ihm unbekannt waren. Herr Bennet erklärte sie ihm folgender Weise: Rechts neben Dr. Channing sitzt Oberst Gault, Director der Militäraakademie in

Westpoint. Ein sehr gelehrter Militär, der aber möglicherweise den ganzen Abend den Mund nicht öffnen wird, wenn wir nicht zufällig von Mathematik sprechen. Auf der andern Seite erblicken wir Mr. Wood mit Schwager und Schwiegersohn. Die drei Herren sind die Firma einer patentirten Licht- und Seifenfabrik; sie zogen es aber, wie wir sehen, heute vor, in ihren glänzenden Uniformen zu erscheinen. Die beiden jüngern tragen weißes Beinkleid, blauen Frack und Lederzeug von rothem Maroquin. Es ist die Uniform der Kaufleute von den Freiwilligen-Compagnien unsrer Miliz. Mr. Wood, der ältere, ist Major eines Freiwilligen-Schützenbataillons und trägt die theatralische Uniform der Bergschotten. Das Costüm ist durch W. Scott's Romane fashionable geworden. Diese Schwäche ausgenommen, sind es vernünftige Leute, die keine Partie verunzieren; sie besitzen vielmehr einen gewissen Verfeinerungstrieb, womit sie, wie ich mich ausdrücken möchte, ungefähr auf der Grenze von Böotien und Attika zu stehen kommen. Ohne selbst Juwelen zu sein, gleichen sie jenen Folien etwa, welche der Joailleur unter seine Juwelen legt, um ihren Glanz zu erhöhen. Sie sind als anregende und secundirende Elemente verwendbar. Dabei besitzen sie die seltenste Eigenschaft eines Amerikaners: Autoritätsglauben. Bemerken Sie gefälligst, Dr. Channing, unser Cato, hält wieder einen seiner catonischen Vorträge. Er macht so eben unser Volk schlecht. Der Mann hat ein eigenes Talent dafür. Er secirt uns so delicios, wie man eine Trüffelpastete zerschneidet. Und sehen Sie, die Herren Decorationsoffiziere sitzen dabei und beobachten eine bewaffnete Neutralität. Das ist viel für einen Amerikaner.

In der That war es so. Die imposante Gestalt Dr. Channing's saß, wie ein heraldisches Brustschild, hinter einem Eisaufsatz, welcher eine Fruchtpyramide bildete, bestehend aus künstlich geformten Trauben, Granatäpfeln, Ananasorangen, Citronen, Mandeln und ähnlichen Fruchtformen. Das Hauptstück dieser Pyramide war eine Melone, gefüllt mit zusammengefrorenem Champagnerschaum. Indem Dr. Channing die Rinde dieser Eismelone anschnitt, redete er unter einem Duftstrom der köstlichsten Aromen ohne Barmherzigkeit auf die Herren Woods ein, welche mit gesenkten Häuptern zuhörten und in der köstlichen Süße des Augenblicks den Contrast des Herben geduldig mit

hinunterschluckten. Die Herren mußten ihre amerikanischen Institutionen gepriesen haben; denn Moorfeld hörte in dem Augenblick, den wir beschreiben, von Channing's Rede noch Folgendes:

In Einer Hinsicht haben unsre Institutionen uns Alle getäuscht. Sie haben nicht jene Veredelung des Charakters bewirkt, welche die köstlichste und in Wahrheit die einzig wesentliche Segnung der Freiheit ist. Unsre Fortschritte des Gedeihens sind in der That ein Weltwunder geworden, aber dieses Gedeihen hat auch viel dazu beigetragen, dem veredelnden Einfluß freier Institutionen entgegenzuarbeiten. Besondere Umstände der Zeit und unsrer Lage haben einen Strom von Wohlstand über uns ausgeschüttet und die menschliche Natur ist nicht stark genug gewesen, dem Anfalle einer so schweren Versuchung zu widerstehen. Tugend ist theurer geworden als Freiheit. Die Regierung wird mehr als ein Mittel zur Bereicherung des Landes als zur Sicherung der Einzelnen betrachtet. Wir sind mit dem Gewinne als mit unserm höchsten Gute eine Ehe eingegangen und Niemanden darf es wundern, daß aus dieser Ehe die gemeinsten Leidenschaften entsprossen sind, welche alle bessern moralischen Stützen unsers Gemeinwesens entfestigen, während selbstische Berechnung, Neigung nach äußerm Schein, Verschwendung, unruhige, neidische und niedere Begierden, wilder Schwindelgeist und tolle Speculationswuth die Stelle dafür einnehmen. In Wahrheit, es geht ein Geist der Zügellosigkeit und der Verwilderung durch unser Land, der, wenn er nicht unterdrückt wird, der gegenwärtigen Gestaltung der bürgerlichen Gesellschaft die Auflösung droht. Selbst in den älteren Staaten der Puritaner nehmen Pöbelhaufen die Regierung in ihre Hand und eine verworfene Zeitung findet es leicht, die Menge zur Gewaltthätigkeit anzureizen. Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß die überhand nehmenden Beispiele unsrer Volksjustiz, denen nicht das dunkelste Rechtsgefühl, sondern bloßer Hang zur Ausschweifung zu Grunde liegt, uns als ein Volk hinstellen, welches von den ersten Grundsätzen der Freiheit keinen Begriff hat.

Der weiche schwellende Mund, der diese Strafrede gehalten, erquickte sich hierauf mit der besagten Eismelonenschnitte. Die Milizoffiziere dagegen erquickten sich gar nicht. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, unter welchen Gefühlen diese glänzenden Herren in

ihren koketten Uniformen daſaßen, und keines Einfalls, keiner Erwiederung fähig waren, um deretwillen ſie den Mund hätten öffnen können.

Die Niederlage, ſah man, war vollſtändig auf ihrer Seite.

Endlich erhob doch Mr. Wood, der Bergſchotte, ſeinen Blick von dem ſilberplattirten Korkzieher, mit dem er bisher gedankenlos geſpielt, und ſagte kleinlaut:

Aber unſre Erziehung, Doctor! unſre Schulen!

Und ſogleich ſtimmten Schwiegerſohn und Schwager des Herrn Wood mit ſichtlich erleichterten Herzen ein:

Ja, ja, unſre Schulen! das iſt's. Welche Nation der Welt thut ſo viel für ſie wie wir? Unſre Schulen mehren ſich täglich, und mit ihnen wächst ſtündlich die Hoffnung —

Unſre Schulen mehren ſich täglich, antwortete Doctor Channing gelaſſen, aber mehrt ſich der Geiſt, den unſre Schulen zu überliefern haben? Wie wird der junge Amerikaner erzogen? fragen wir uns vor Allem das, meine Herren. Der Geiſt unſrer Pädagogik iſt nicht der, Menſchen zu bilden, ſondern Rechenmaſchinen zu machen. Der Amerikaner ſoll baldmöglichſt ein Dollar erzeugendes Automat werden, das allein iſt's, wofür die Schule zu ſorgen hat. Für ſein warmes, aufquellendes Menſchenherz kümmert ſich kein gemietheter Lehrer, der ja ſelbſt nur Dollars erzeugt aus dem menſchlichen Rohſtoff ſeines Schülers. Eine zartere Vorſorge findet der Amerikaner eigentlich nur in ſeiner früheſten Kindheit; da aber allerdings mehr als bei jedem andern Volke. Die Mühe und Sorgfalt, die auf die Wartung und Ausſchmückung unſrer Kinder verwendet wird, iſt in der That groß genug, den reichſten Mann arm zu machen, wenn ihm der Himmel der Nachkommen Viele beſchert. Die weichlichſte Pflege entkräftet frühzeitig den Körper, die Fütterung mit ſüßen und ſtarkgewürzten Sachen verdirbt den natürlichen Geſchmack, die Stubenerziehung und Verhätſchelung erſtickt den derben Kern der Geſundheit. Freilich ſind unſre Kinder dafür wahre Modells von Engeln, und ich gebe gerne zu, es ſei kein holderer Anblick in der Welt als ein amerikaniſches Baby. Trauriger Ruhm, daß wir die ſchönſten Puppen erziehen, zu unſchönen Menſchen. Denn kaum vermag nun das kleine Händchen und Füßchen zu regen, ſo läßt man

diesen zarten Spiegel der Volkssouverainetät bereits nach Herzenslust schalten und walten. Wo sich Trotz, Muthwillen, Starrsinn und Hang zur Widersetzlichkeit kund gibt, wird sie mit Freude begrüßt, als ein Zeichen künftiger Mannestüchtigkeit. Die Kinder üben vollkommene Ueberlegenheit gegen ihre Eltern. In die erste Schule kommen sie schon als unbeugsame Republikaner-Gamins, und die Lust, nach ihren Einfällen ihre Kraft zu versuchen, wächst mit jedem Tage. Sie lernen bereits nach ihrem Tadler mit Pistolen schießen, und schieben das erste Primchen Kautabak in den verschlemmten Süßmund. Auch betrinken sie sich. Mit dem zwölften Jahre wird der Knabe in die höhere Schule geschickt, er denkt aber wenig mehr an Schulen, sondern an Dinge, welche die Natur sonst nur auf die Gedankenbahn bringt, wenn der Bart keimt. Sein Griechisch und Latein, seine Physik und Mathematik und endlich jene banausische Mischung von Denk- und Naturgesetzen, Sittenlehren und Geschichts-Anekdoten, welche man Philosophie nennt — das Alles nimmt ihm nur vier, oft nur zwei Jahre weg. Von einer tieferen classischen Bildung, welche dem Jüngling die geistigen Besitzthümer der Menschheit alter und neuer Zeit übermittelte, welche ebenmäßig seine Seele ausbildete und ihm ein- für allemale die Gerechtigkeit und die Schönheit, statt die Nützlichkeit zum Lebensprinzip machte — von einer solchen Bildung ist in unsern Schulen nicht die Rede. Es wird schnell und oberflächlich viel gelernt, der Unterricht in der Weltgeschichte fällt so gut wie gänzlich weg. Kann der Knabe nur die Aeußerlichkeit, die Handgriffe einer Sprache oder Wissenschaft zur Schau tragen, so ist man sehr zufrieden. Bei den öffentlichen Prüfungen ein Stück her zu übersetzen, darauf allein steuert man los; gerade so wie der Musiklehrer am Besten fährt, der statt das Verständniß eines mehrstimmigen Tonsatzes zu lehren, viele neue und melodische Musikstückchen einfingern läßt. So werden die Klassen durchlaufen, die Zeugnisse darüber in die Tasche gesteckt, die Schule ist abgethan. Der junge Mann, denn Mann ist er nunmehr, und hätte er auch das sechszehnte Jahr nicht zurückgelegt — der junge Mann schlendert hierauf eine gute Weile frei und müssig umher und nennt das, die Welt kennen lernen. Diese Welt sind die Promenaden, die Austernkeller, die Kegelbahnen, die Theater, die Matrosenkneipen und — die dritte Avenüe! Aeußerst zufrieden mit sich selbst, sieht man ihn durch die Straßen

stolziren, den Mantel malerisch, nämlich für Carricaturmaler, um die Schultern geworfen, den langen nackten Hals über den niedrigen Hemdkragen emporstreckend, das schnell verknöcherte Haupt in einer Tackelage von zottigen Locken. Die ganze Welt steht ihm offen, er ist Bürger des freiesten Volkes der Erde. Die Weichheit und Keuschheit, die Begeisterung des ersten Jünglingsalters liegt schon lang hinter ihm, oder besser, er hat sie nie gekannt. Jetzt steht sein einziger Ehrgeiz darnach, der Welt zu zeigen, was er für ein Mann ist. Zu diesem Ende wird er Mitglied einer Feuerlöschcompagnie, liest die Zeitungen, entscheidet sich für eine Partei, und spricht klein von großen Verdiensten. Aber das Alles greift ihn fürchterlich an. Er muß bereits seine erste Gesundheitsreise machen. Gewiß, er muß nach dem Süden, oder nach den Rocky-Mountains, oder nach Baden-Baden, nach Nizza, nach Vauxhall. Ohne die letzte Suppe mit der Familie zu essen, ohne den letzten väterlichen Gruß, aber mit desto mehr väterlichen Wechseln sitzt er eines Morgens auf der Eisenbahn, im Schiffe, und durchstöbert die Erde, so weit der letzte Cent reicht. Man könnte dies Schwärmen dichterisch nennen, wäre nur etwas Gemüth dabei, etwas Lust oder Qual. Aber er langweilt sich, genießt gähnend und im Contrast mit der Fremde beschleicht ihn dann doch ein gewisses Bewußtsein seiner Scheinbildung. Das Alles macht ihm das Reisen unbehaglich. Zu Hause aber sagt er, die Sehnsucht nach unserm freien und aufgeklärten Lande habe ihn heimwärts getrieben, denn Alles Uebrige wäre ja doch nur Bettel. Jetzt ist er zwanzig Jahre alt und beginnt seine Bekehrung. Er überzeugt sich, daß er zu dem sham seiner Studien, zu dem sham seiner Reisebildung, zu dem sham eines weit gereisten smart-mans zu guter Letzt auch den sham des Christenthums nöthig habe, um unter seinen Mitbürgern zu reüssiren. In dieser Stimmung trifft ihn der Prediger, der Freund seiner Mutter. Er redet auf den jungen Mann ein, er zeigt ihm, wie viel Geld das tolle Leben kostet, wie wohlfeil dagegen das Abonnement eines Kirchenstuhls sei. Er empfiehlt ihm das Sacrament der Ehe — natürlich mit einem reichen Mädchen. Er stellt ihm die Ausgaben für die dritte Avenüe und die Einkünfte aus dem Vermögen einer „respectablen" Frau so faßlich gegeneinander, daß Zahlen, welche Alles beweisen, in diesem Falle auch die Tugend beweisen. Zuweilen kommt es aber auch vor, daß die Bekehrung länger

auf sich warten läßt. Dann ist die gewöhnliche Krisis eine heftige Scene zwischen Vater und Sohn. Der Letztere verläßt noch einmal das Haus und jahrelang hört und sieht man nichts von ihm. Fragt man den Papa, wo John sei, so heißt es: John ist gegangen, er wollte nicht gut thun, er wird eines Tags wohl wieder kommen — und im Stillen setzt er hinzu: als Millionär.

Und so kommt er auch! randalirte Mr. Bennet, im scherzhaften Charakter eines Yankee-Boys, indem er mit seinem Gaste jetzt vortrat — hören Sie, Doctor, die Million ist sehr gut! Aus Geld wird Geist, kein armes Volk bringt's zur Cultur. Es lebe die Million!

Die Tischgesellschaft blickte auf. Jubelnd begrüßte man den Hausherrn. Jubelnd applaudirte man seinem Impromptü zu, alle Gläser erhoben sich, und im bachanalischen Chor scholl es von Mund zu Mund: Es lebe die Million! Man sah es den vergnügten Gesichtern der armen Milizoffiziere an, wie unendlich froh sie über diese glückliche Ausbeugung waren.

Bennet und Moorfeld nahmen ihre Plätze ein. Moorfeld fand es nicht ohne Reiz, daß in einem amerikanischen Salon Reden gehalten werden konnten, wie er zuvor von Mr. Livingstone und jetzt aus Dr. Channing's Munde gehört. Diese Strafoden schienen ihm ein weit besseres Zeugniß für Amerika's Kraft und Gesundheit, als seines Herrn Staunton's Bausch- und Bogen-Patriotismus. Er sah in Bennet's Salon einen jener Centralpunkte, in welchem die wahrhaft vorwärts treibenden und idealisirenden Kräfte einer Nation pulsiren. Nicht plattes Selbstlob, sondern der aristokratische Ton der Absprechung, der Voltairianismus, die Kritik, die Satyre — horazische wie juvenalische — verrichten dieses Amt. Man erweitert die Volkssitte, indem man sie negirt; der Spott ist productiv und der Tadel wird zum Verdienst in solchen Zirkeln, man beleidigt das Volksleben nicht, man nützt ihm. Man bricht das Herkommen, man macht Zukunft.

So war es der Yankee selbst, der sich zum lustigen Verbrauche dieses Kreises hergeben mußte. Der Ton, den Dr. Channing angeschlagen, klang fort, nur seit dem Eintritt Bennet's und Moorfeld's in minder tragischer Weise. Der heitere Schaumwein von der Marne moussirte, die Temperatur der Anecdoten-Blüthe entwickelte sich. Man

deutete das originelle Volksthum Oncle Sams in zahllosen Charakterzügen aus: von vielen derselben erkannte Moorfeld wohl, daß sie zu jenen gestempelten gehörten, dergleichen jede Nation als stehende Symbole ihres Begriffes aufzuweisen hat. Andere aber waren unmittelbare, rein persönliche Erlebnisse. Mr. Bennet erzählte z. B., er habe in Rom eine Parthie alter kostbarer Italiener verpackt, als über dieser Arbeit ein Yankee aus Connecticut in's Bureau des Spediteurs trat. Ei, ei, Mister, rief er sogleich, ich rathe, Ihr werdet da ein dickes Stück Geld Eingangszoll bezahlen; Oelgemälde bezahlen doch Zoll, das wißt Ihr. Aber was thut's? Ofenschirme bezahlen keinen. Nun, Mister, ich wäre meines Vaters schlechtester Sohn, rathe ich, wenn ich nicht eine Auflösung aus Kalk oder Leim nähme, und den ganzen Krickelkrackel damit übertünchte. Verdammt seien meine Augen, ich importirte das Zeug wahrhaftig unter Ofenschirm-Declaration; an Ort und Stelle ließe sich der Anstrich ja wieder ablösen. Das thät' ich, oder ich will nicht mehr weiß spucken, Mister. Und in der That begriff der smart-man aus Connecticut nicht, was mich abhielt, seinen vortrefflichen Rath zu befolgen.

Von der naiven Roheit des amerikanischen Kunstgefühls erzählte Moorfeld, der diese Saite nicht stärker berühren mochte, als er sonst wohl gekonnt, jenen artigen Zug aus der ersten Stunde seines Landens, da er ein Kinder-Träubchen in die Mitte zweier spielender Neger-Orchester sich stellen sah, weil sie „zwei Musik" hören wollten.

Der gelehrte Doctor Griswold ließ den stets verehrten Ton seiner dünnen Kinderstimme hören und sagte: Von diesem Thema können wir nicht sprechen, ohne des unsterblichen Factums zu gedenken, daß eine ganze Nation ein Spottlied auf sich selbst in Text und Musik verkennt und es zu ihrer National-Hymne macht. In einem satyrischen Schlagworte, Parteinamen u. dgl. sich selbst zu ironisiren, ist bekanntlich ein historischer Lieblingszug der Völker: aber Satyre und Ironie gar nicht zu merken, das konnte nur unserm Bruder Jonathan passiren. Ich spreche von dem Ursprunge des Yankee-Doodle. Sie wissen, meine Herren, wie lange uns dieser Ursprung apokryphisch war, und heute noch weiß man im größeren Publikum nicht, welcher der vielen Versionen darüber man die historische Aechtheit zusprechen soll. Authentisch aber ist folgende Version: Im Anfange des Jahres

1755 versammelten sich die Colonialtruppen von Neu-England bei Albany, um mit den Truppen des Mutterlandes unter General Johnston gegen die Franzosen in Crownpoint zu marschiren. Die Amerikaner bildeten den linken Flügel, die Europäer den rechten der britischen Streitmacht. Von der altenglischen Truppe berichtet die Chronica nichts, wohl aber von der unsrigen. Der Aufzug der amerikanischen Milizen soll nämlich so lächerlich gewesen sein, wie das Corps jener wahrhaft Unsterblichen unter Sir John Fallstaff. Einige waren in langen Röcken erschienen, Andere in kurzen, wieder Andere in gar keinen. Einige trugen ihre Haare kurz geschoren, nach Art der Rundköpfe Cromwell's, Andere stolzirten in gravitätischen Puderperücken à la Louis-quatorze. Ihre Uniformen imitirten alle Farben des Regenbogens, ihre Bewaffnung spielte mitunter ins Nachtwächterliche. Von ihrer Feldmusik war das neueste Stück zweihundert Jahre alt. Letzteren Umstand benützten die englischen Offiziere, die schon längst darauf gesonnen, für das Ridikül einer solchen Kameradschaft mit einem lustigen Streich sich zu entschädigen. Dieser ganzen Pyramus- und Thisbe-Truppe, sagten sie, fehlt nichts, als daß ein Tonsetzer, so wie sie leibt und lebt, sie in Musik setzte. Die Kerls müßten offenbar nach einem travestirten Feldmarsch marschiren, der ihre militärische Lächerlichkeit auch musikalisch ausdrückte. Gesagt, gethan. Die Engländer hatten einen Spaßvogel unter sich, einen gewissen Dr. Shelbourg. Dieser erinnerte sich einer Schweinstreiber-Melodie, die er einst von einem Hanneveraner gehört hatte, welcher sie von einer westphälischen Bauernhochzeit herübergebracht. (Unsre National-Hymne ist also deutsch, schaltete der Doctor verbindlich gegen Moorfeld ein.) Dieser Dr. Shelbourg, fuhr er fort, war ein Stück von einem Componisten, daneben Dilettant in der Poeterei, vor Allem aber, wie es scheint, ein Genie in der bas-comique. Er schrieb also seine Dudelsack-Melodie al marchia nieder, verschnörkelte sie und dichtete einen spaßhaften Text dazu — d. h. spaßhaft wie man es vor hundert Jahren war. Satyrische Stupfer mit Zaunpfählen. Als ein Humorist von Tact versäumte er aber auch den eingestreuten Ernst nicht. So scheinen namentlich die zwei Verse im Refrain:

Yankee wahr' die Küste dein —
Kehr' dich nicht an Droh'n und Schreih'n —

unſere Vorfahren dergeſtalt ſatisfacirt zu haben, daß ſie darüber den burlesken Ton des ganzen Liedes, beſonders aber den katzbuckelnden Bedienten-Styl in der fortwährenden Wiederholung des Wortes Sir, Sir, nicht im mindeſten krumm nahmen. Die Chronik ſagt, das Offiziercorps ſoll ſich halb todt gelacht haben, als Dr. Shekbourg ſein Machwerk zum erſtenmal producirte. Natürlich kam alles auf die mimiſche Selbſtbeherrſchung an, womit dieſer ſeinen Bären aufzubinden verſtand. Und nun ſeh' ich den närriſchen Kauz von den Schuhſchnallen bis zur Stutzperücke mit ſeiner Habichtsnaſe und ſeinen kleinen klugen Augen hinter der großen Brille leibhaftig vor mir, wie er gravitätiſch in unſer Lager hinüberſchreitet und die Yankee's mit der ernſthafteſten Miene von der Welt verſichert, ihre Brüder am jenſeitigen Flügel hätten ſich ihre veraltete Feldmuſik zu Herzen genommen. Er bringe da ein neues, feines Feldſtückchen, habe auch neue liebliche Verſe dazu, das Alles ſei fine, very fine. Sie möchten ſich nur bedienen, die Engländer gäben es gern. Ihr großer Händel verſorge ſie überflüſſig mit ſo galanten Sachen, — dies ſei freilich eins der galanteſten. In Wahrheit, der alte luſtige Herr muß ſeine Sache gut gemacht haben, denn unſre Jugend tanzt nun für ewig nach ſeinem Dudelſack. Der Pfiff war vollkommen geglückt.

Unſer Theezirkel erbaute ſich, ſo harmlos, als ſie erzählt war, an dieſer Entſtehung von Amerika's National-Hymne. Nur die Milizoffiziere lächelten etwas ſäuerlich dazu, eingedenk, daß ſie den Vollgenuß ihrer ſtrahlenden Uniformen ſelbſt nur unter den ſüßen Klängen des Yankee-Doodle feierten, wenn ſie nämlich zweimal des Jahres, am 14. Juni, dem Gründungstage der Newyorker Feuerwehr, und am 4. Juli, dem Unabhängigkeitsfeſte der Union, in voller Parade ihre Aufzüge hielten. Mr. Wood, der hochſchottiſche Seifenſieder, der nie ermangelte, den Director der Kriegsſchule zu Weſt-Point Herr College zu tituliren, ſtrengte darum ſchleunigſt ſeinen Witz an, das Thema des amerikaniſchen Kunſtgefühls mit einem dankbareren zu überbieten. Er erzählte Anecdoten aus dem Gebiete jener National-Eigenſchaft, die der Amerikaner „smart“ nennt und worin ſeine ſtärkſte Seite liegt. Von der Kunſt, dem Geſetze eine wächſerne Naſe zu drehen, wollte er ſelbſt folgende zwei Beiſpiele erlebt haben. In Connecticut, wo am Sonntag das Reiſen verboten iſt, fuhr ich mit einem Eingebornen am Sonntag ſpazieren. Mitten auf der Landſtraße wurde

die Equipage von einem Konstabler angehalten. Der Konstabler hielt uns das Gesetz vor, und forderte uns auf, sofort mit ihm umzukehren. Gott bewahre, mein Freund, rief der Mann aus Connecticut ohne Anstand, wenn es bei uns Gesetz ist, am Sonntage nicht zu fahren, was ich leider nicht wußte, so kann dem Gesetze nicht prompt genug Folge geleistet werden. Ich darf die Pferde jetzt keinen Huf mehr aufheben lassen, weder vor- noch rückwärts. Es bleibt uns nichts anders übrig, als auf diesem Punkte hier stehen zu bleiben und den Montag abzuwarten. Das ist klar. Nicht wahr, Herr Major, Sie bringen unsern heiligen Institutionen dieses Opfer. Mit Vergnügen, sagte ich. Der Konstabler machte ein langes Gesicht und zog ab. Als wir ihn aus den Augen verloren hatten, fuhren wir weiter. — Ein andermal begegne ich meinem alten Freund, dem lustigen Kapitän Tim Aufvice, auf der Straße von Newburyport nach Salem in Massachusetts. Der gute Alte hatte längst „beigelegt“ und rauchte seine Friedenspfeife im sicheren Port, damals aber trabte er einen wahren Bräutigamstrab mit seinem hartmäuligen Cyrus; ich denke, es gilt irgend eine capitale Wette. Wo hinaus, flotte Seele? ruf' ich ganz erstaunt über den närrischen Ritt, ich rathe, Ihr habt des Orts hier herum eine halbe Million aufzuheben? Nicht doch, lieber Major, ich will bloß die hübschen Mädchen in Salem küssen. Gut, dann reiten wir miteinander, sag' ich lachend. Das sollt' Euch übel bekommen, ich denke, Ihr seid noch ein wenig zu jung dazu, Herr Major. Ich will verdammt sein, wenn man nicht schon einen bessern Scherz von Euch hörte, sagt' ich empfindlich, denn das werd ich bald. Gut, dann seid Ihr verdammt, lieber Major, denn ich rathe, es ist mein bester Scherz, den ich da vorhabe. Was meint Ihr? Ich lese auf meine alten Tage allerlei alten Schnack durcheinander, unter anderen auch die Geschichten und Rechtsgewohnheiten unsrer Neuenglandstaaten hier. Nun haben die Narren zu Salem heutiges Tags noch ein Gesetz, lieber Major, ein puritanisches Gesetz, das lautet buchstäblich wie folgt: Wenn ein junger Mann ein Mädchen ohne Zustimmung ihrer Eltern anzureden wagt, oder wohl gar es küßt, so soll er das erstemal um fünf Pfund, das zweitemal um das Doppelte bestraft, und das drittemal eingesperrt werden. Wie gefällt Euch der Spaß? Nicht wahr, das ist „schlechte Medicin“ wie ein Indianer sagen würde. Ihr

ſeht aber wohl, daß ein alter Nigger, wie ich, nirgends ungeſtrafter küſſen kann als in Salem. Denn das Geſetz ſagt nur: wenn ein junger Mann — und die Jury möcht' ich wohl ſehen, die mir beweist, daß ich ein junger Mann bin. In Wahrheit, Sir, ich werde denen zu Salem einen hübſchen Eſel bohren, rath' ich. Darauf allein reit' ich jetzt aus. Hi, Cyrus, hi! Good evening, Sir! Und ſo ritt der alte Schelm von dannen.

Mr. Livingſtone ſagte: Was der Amerikaner mit dem Worte „smart“ bezeichnet, ſcheint in unſerer Luft ſelbſt zu liegen, nicht bloß in unſrer Race; denn smart kann der Nigger ſo gut ſein, als der Weiße. Natürlich wird bei dieſem mehr oder minder die gentlemänniſche Form, der Tact des Maßes und der Schicklichkeit fehlen, und der Charakter des Grotesken oder Burlesken dafür an die Stelle treten. Solch ein burlesker smart-man war jener Neger Scipio, ein freier und ſtimmberechtigter Bürger der Union, ſeines Berufes aber Dienſtmann im Hauſe des berühmten Girard zu Philadelphia. Das Geſchichtchen, von dem ich ſpreche, trug ſich bei Gelegenheit der letzten Präſidentenwahl zu. Girard hielt natürlich, wie alle großen Financiers, zur ſchwarzen Cocarde, der Neger Scipio war für Jackſon. Girard's Charakter iſt bekannt. Er konnte großherzig wie ein Lord und mesquin wie ein Holländer ſein, und letzteres war er ſicher, wenn ihm irgend etwas gegen ſeinen eigenſinnigen Gascogner-Kopf ging. Er ſchämte ſich dann der kleinlichſten Tracaſſerien nicht, ſich an ſeinem Widerſacher auszulaſſen. So ärgerte ihn die politiſche Gegnerſchaft ſeines Hausnegers. Er war feſt entſchloſſen, den General Jackſon um die Stimme dieſes Einen Mannes zu bringen. Am Wahltage erſann er ſich alle möglichen Arbeiten, um den armen Neger ſo zu beſchäftigen, daß es ihm unmöglich ſein ſollte, ſeinen Stimmzettel abzugeben. Scipio ließ ſich Alles gefallen. Zuletzt, als ſchon der Tag zu Ende ging, und die Wahlurne nur noch eine halbe Stunde offen ſtand, beordert ihn Girard auch noch auf's Dach hinauf, er möge den ſchadhaften Schieferziegeln nachſehen. Scipio that auch das. Schon war der intriguante Franzoſe ſeines Sieges gewiß. Solch blödes Nigger-Vieh iſt doch für Dollar-Klang ein willenloſes Werkzeug, dachte der goldgewaltige Eigenthümer von zwanzig Schiffen; — und das will Staatsbürger ſein! Scipio revidirt indeß ſeine Dachziegel. Auf

einmal nimmt er die Miene an, als erblickte er vom Dachfirſt herab einen Kameraden auf der Straße und ruft mit überlauter Stimme herab: Lauf, lauf, Tom, du ſtimmſt doch für Jackſon, mein Goldjunge? Dann thu mir den Gefallen und nimm deine Beine über Achſeln, und lauf was du kannſt! Ein Schuft, der nicht für Jackſon ſtimmt! Jackſon for ever! fort mit dem Schwein! und ſo randalirt er im Nu die Straße voll Leute zuſammen. Ruft mir den ſchwarzen Hallunken herunter! ſtürzt der Franzoſe in ſein Bureau, die verdammte Plattnaſe verführt mir ganz Philadelphia. Und als er ſeinen Hausmann vor ſich hat — hier iſt dein Lohn, ich brauche keinen Spektakelmacher in meinem Hauſe, mach' daß du fort kommſt. — Nicht alſo, Miſter, antwortet Scipio ruhig, wenn ich abgedankt ſein wollte, ſo hätt' ich Euch offen Widerſtand geleiſtet. Denkt Ihr denn, ich merkte den ganzen Tag über nicht, wo Ihr hinaus wolltet? Nun aber hat die Geſchichte Aufſehen gemacht — Euer eigenes Dach war meine Kanzel — das Volk weiß, um was es ſich handelt, und wenn ich wegen Jackſon von Eurer Schwelle gejagt werde, ſo zündet es Euch das Haus an, verbrennt Eure Magazine und Schiffe, denn Ihr wißt wohl, daß das Gros der Bevölkerung überall für den alten Hickorry iſt. Ich rathe, Miſter, Ihr laßt mich im Dienſte. Du biſt mein Mann, ſagte Girard, du bleibſt und rückſt vor, Leute von ſolchem Charakter lieb' ich in meinem Geſchäfte. Und Scipio lief ſchnell noch auf's Stadthaus, und gab ſeinen Wahlzettel ab. Ob nun der Franzoſe bloß ſtaatsklug oder aus einer wirklich edlen Regung dieſen Ton anſchlug, bleibt bei der Doppel-Natur jenes merkwürdigen Mannes ungewiß; gewiß aber iſt, daß ein armer Neger diesmal ſmarter war, als der ſmarteſte Kaufmann der Union.

Unter ſolchen und ähnlichen Erzählungen waren die Zungen trocken geworden, und als Mr. Bennet die Gläſer von Neuem füllte, hatte Mr. Wood den Einfall, einen Toaſt auf die bevorſtehende Saratega-Badereiſe auszubringen. Bei dieſer Gelegenheit nahm Dr. Channing wieder das Wort. Ein ſatyriſches Lächeln ſpielte um ſeine vollen, üppigen Lippen, und wie in Mr. Livingſtone's Anecdote zuvor Stephan Girard, der großmüthigſte Privatmann der Welt, ein Mann, der der Stadt Philadelphia ſechszig Millionen Dollars zum Geſchenke gemacht, dem Witze und dem patriotiſchen Gewiſſen eines armen Negers nachſtehen

gemußt, ſo lag es ganz in der attiſchen Liberalität dieſes Kreiſes, daß jetzt der Hausherr ſelbſt von der Laune ſeiner Gäſte nicht unberührt bleiben ſollte. Denn Dr. Channing, von dem Toaſte Gelegenheit zu einem ſeiner ſatyriſchen Streifzüge nehmend, erwiederte denſelben zwar in der gebührenden Haltung, entwarf aber gleich hinterdrein folgendes Bild von der Saratoga-Saiſon: Ich ziehe mich mit Vorliebe nach Saratoga zurück, ſagte er, wenn ich von Geſchäften ausruhen will. Man ruht nirgends gründlicher aus als dort. Wie Bären einen Winterſchlaf halten, ſo iſt Saratoga gleichſam die gemeinſame Höhle, in welcher freie und aufgeklärte Bürger einer Art Sommer-Erſtarrung genießen — man erlaube das paradoxe Wort. Der Saratogabrunnen, ſchien mir von jeher das, was die Alten ihren Lethe nannten. Es iſt wirklich der Hoch- und Fein-Gehalt jener Langweile dort, welche Fremde in unſrer ſonſtigen Geſelligkeit mitunter entdeckt haben wollen — zumal an Sonntagen. Saratoga iſt eine Welt voll Sonntagen. Eigentlich iſt von Welt nicht wohl die Rede mehr in Saratoga; das Wort iſt viel zu körperlich, Saratoga fängt erſt an, wo die Welt aufhört. Saratoga iſt eine Null, die Umgränzung eines leeren Raumes mit einer Linie. Wir ſind auch hierin verzüglicher als andere Völker, welche ihre Bäder mit den lockendſten Anreizungen zur Sünde ausſtatten. In Saratoga ſündigt man nicht. Das Leben iſt dort ſo rein von Flecken, wie ein Menſch, dem man die Haut abgezogen hat, von Sommerſproſſen. Man trinkt Morgens ſeinen Brunnen und macht eine Promenade. Die Gäſte, welche natürlich alle verdauungskrank ſind, unterhalten ſich dabei ſtets von ihrem Magen und nie von ihrem Herzen. Das iſt eine moraliſche Converſation; denn das Herz iſt verderbter als der verderbenſte Magen, wie fromme Leute behaupten, in deren Munde dieſer Satz ſeine vollſte Glaubwürdigkeit hat. Zu Mittag ſpeiſet die ganze Geſellſchaft in einem langen ſchmalen Saal mit einer niederen Decke, der, wie ich mich erinnere, mir den Eindruck eines Sarges gemacht hat. Die Gäſte unterhalten ſich über Tiſche von ihren Verdauungsbeſchwerden, was eine heilſame Reaction auf ihren Appetit ausübt, wobei dem Laſter Fraß und Völlerei ein Damm geſetzt wird. Iſt abgeſpeiſt, ſo lehnen ſich die Herren über die Balkons und rauchen eine Cigarre, die Damen ſitzen in ihren Geſellſchaftszimmern, leſen, ſtricken Filet, oder quälen ein verſtimmtes Piano mit

falschgegriffenen Noten. Abends ist in diesem oder jenem Hôtel vielleicht Ball; junge Herren, die in irgend einem Quäcker-Seminar Tanzstunden bezahlt haben, riskiren eine Ecossaise, welcher man nicht leicht anmerkt, wie viel Honorar-Marken in ihr stecken. Die Tänzerin unterhält gewöhnlich den Tänzer von ihren Verdauungsbeschwerden. Sie lenkt dadurch auf eine keusche Weise seine Phantasie von den Bahnen der Sünde zwar räumlich nur wenig, im Uebrigen aber desto gründlicher ab. Ich habe in Saratoga oft den Gedanken gehabt, eine Zeitung für Unverdaulichkeit herauszugeben. Bei der ungemeinen Popularität dieses Themas, welches in Saratoga von der Elite unserer Bevölkerung repräsentirt wird (die Stadt ist ein wahrer Congreßort, ein zweites Washington dafür) könnte ich mich zu der ersten Macht des Landes dadurch emporschwingen. Ich bitte die Herren um Discretion, denn vielleicht setze ich mir wirklich noch die Krone der Dispepsie auf dieses Haupt. Inzwischen bin ich mit der Tagesordnung unsres reizenden Badeaufenthaltes zu Ende. Zuweilen verabredet man aber wohl auch eine Vergnügungsfahrt nach einem kleinen See, der wenige Stunden in der Nähe liegt. Dort steht die ganze Gesellschaft auf einem plattbehauenen Steine am Uferrand, wirft ihre Angeln aus und hat Geduld. Uebereingekommener Maßen nennt man das ein Vergnügen. Ein Vergnügen mag es wohl sein, aber eines jener bescheidenen, von welchen Goethe sagt, daß sie von Leiden kaum zu unterscheiden. Freilich ereignet sich's fast in jeder Saison einmal, daß eine junge Lady aus dem Institute wirklich ein Schneiderlein fängt. Dieser Fisch wird dann mit großem Jubel aufgenommen, blos weil er lebendig ist. Es ist ein Ereigniß, das nicht ohne erschütternden Einfluß auf das Gleichgewicht der Alltagsstimmung bleibt. Die Geister beginnen wilder zu schwärmen. Die junge Lady, die sich überzeugt hat, daß nicht blos in Bilderbüchern, sondern in der Natur selbst Fische vorkommen, wächst auf einmal über ihren See hinaus. Sie phantasirt vom Erie und von den „Fällen". Der Einfall zündet, und an diesem Punkte ist es, wo wir das fashionable Saratoga aus unsern Augen verlieren. Eh' wir es uns versehen, ist die ganze Gesellschaft am Niagara. Sie ist fort, unaufhaltsam fort. Man brauchte den Gedanken nur anzuregen, um ihn auszuführen. Denn der Yankee liebt die erhabene Natur und hat einen angebornen poetischen Sinn

für ſie. Er macht weite Reiſen und läßt ſich ſeine geliebten Dollars nicht reuen, um einen Waſſerfall, oder einen Löwen zu ſehen. Freilich würde es ſeinen Genuß wunderbar erhöhen, wenn der Waſſerfall zugleich eine Mühle triebe und der Löwe einen Bratſpieß drehte.

Mr. Bennet ſtimmte dem Spötter lachend bei. Sein Geſchmack ſei Saratoga nicht, aber jeder rechtgläubige Yankee müſſe Einmal in Saratoga, wie jeder Mahumedaner in Mekka geweſen ſein. Und in der That freuten ſich ſeine drei Ladies auf das Schneiderlein im See mindeſtens eben ſo ſehr, als er, Doctor Channing, auf ſeine Unverdaulichkeitszeitung. Man ſcherzte noch weiter über dieſes Thema, bis Bennet die Gläſer von Neuem füllte, da er es dann nicht anders als paſſend fand, nach Mr. Wood's Toaſt auf Saratoga, einen Toaſt auf das Ohio-Project ſeines verehrten Gaſtes, Doctor Moorfeld, auszubringen. Die Amerikaner hörten von Moorfeld's Vorhaben, wie dieſer ſogleich bemerken konnte, mit geſchmeicheltem Selbſtgefühle. Ein Europäer, der weder aus Noth, noch aus Speculation, ſondern — wie es hier lauten mußte, was wir nur in ſtiller Mondnacht einem ſtillen Deutſchen gegenüber ſinniger gehört haben, — aus Liebhaberei in den Schatten ihres Sternbanners ſich begab: eine ſolche Erſcheinung war ihnen offenbar ſehr wohlthuend. Es verbreitete ſich jene Temperatur behaglicher Eitelkeit im Kreiſe, ohne die der verfeinerte Menſch nicht leben mag, und die ihn um ſo comfortabler im Inneren durchwärmt, je mäßiger ſie durch die vornehme Kühle des äußeren Anſtandes ausſtrahlt. Das ſüße Schlürfen in Negationen ging in ein poſitiveres Nationalgefühl über; die Heiterkeit des Tones blieb zwar, aber ſie nüancirte aus dem Humoriſtiſchen ins Pathetiſche. Man machte dem Gentleman-Urwäldler die Avance, ſeine Phantaſie auf den Schauplatz ſeines künftigen Wirkens zu führen. Man verlegte die Unterhaltung in die Geſchichte der erſten Anſiedlungen Amerika's. Das heroiſche Zeitalter des Landes wurde der Stoff des Geſpräches. Homeriſche Helden tauchten aus dem Champagnerſchaum empor und blutige Scalps und blutriefende Tomahawks erfüllten das elegante Theepavillon. Jene härteſten Männergeſtalten ſchritten im Geiſte vorüber, die im Kampfe mit dem ſchlachtgierigen Indianer, im Kampfe mit Panther und Alligator, im Kampfe mit einer tauſendjährigen Waldwurzelung den Boden für eine Handvoll Mais eroberten, den das

Füllhorn der Kultur jetzt mit Perlen und Juwelen bedeckte. Da stürzte der Schlachtengel Whalley, der wunderbare Einsiedler von Hartford, sich zwischen die mordheulenden Indianer und das unbeschützte Christenhäuflein im Gotteshause; da wurden Michael Fink und Johann Wetzel die Märtyrer für Pennsylvaniens Anbau; da brachen Daniel Boone und Simon Kenton, der Diomedes und Odysseus Amerika's, in die pfadlosen Wildnisse Kentucky's vor und Städte erblühten aus ihren Fußspuren. Endlos reihte sich die Iliade der Thaten und Abenteuer im Munde der kundigen Patrioten, staunend überblickte der Zuhörer mehr als ein Privatleben, das die Geschichte eines Landes war. So wuchs das Pathos der Unterhaltung aus markvollem Schafte in die Höhe und Breite, weihevoller saß die Gesellschaft da, wie unter dem Baldachin ihres Götterolymps, und als Doctor Channing mit der klangvollsten Bruststimme, die Moorfeld in Amerika gehört, jetzt in die Saiten des modernen Dichterfürsten griff, und aus Byron's Don Juan jene sieben Stanzen recitirte, welche Daniel Boone's schlicht urmenschliches Kraftleben feiern: da waren Schwungfedern ausgespannt, auf welchen wohl Gemüther sich wiegen mochten, die zur Größe sich genießend, nicht aber erzeugend verhalten.

Anders Moorfeld. Für ihn ging diese Wendung über die Freiheit der Conversation hinaus. Das Spiel der Rede rührte an den vollsten, brennendsten Ernst seines Lebens. Er saß da, wie ein Mensch, der sich persönlich getroffen fühlt. Eine flammende Röthe durchloderte sein Antlitz, es war ihm zu Muthe, als müßte er diesen Glaskäfig direct durchstoßen und aufsteigen den Winken ewiger Geister nach. — Er fühlte sich tief und schmerzlich vereinsamt. Das Symposion des Theepavillons hatte sich selbst aufgehoben. Mit einem Ruck seines Fauteuils wendete er sich der Aussicht nach dem Meere zu. Aber der violettne Abendschimmer darauf war erloschen, das magische Bild von zuvor nicht mehr vorhanden. Kein äußeres Symbol kam der Sehnsucht seines Innern entgegen. Er stand auf und verließ unter irgend einem Vorwande das Pavillon. Er machte einen Gang durch die Gesellschaftssäle. Uebervollen Herzens warf er sich in die Einsamkeit des dichtesten Gewühles.

All seine Kräfte trieben im Sturme. Es war eine jener Lunten an ihn gelegt, welche unmittelbar zum Handeln auffordern. Daniel

Boone und Lord Byron! Und ein Name, der an die Möglichkeit glaubt, zwei solche Namen in sich zu vereinigen! Und dieser Name namenlos auf einem nichtswollenden Newyorker-Rout!

Wie ein Löwe der Wüste streifte er durch die prunkvollen Appartements — die Kronleuchter brannten ihm matt — die Luft war schwül und entnervend — seine innere Staffage brandete und blitzte. Die Poesie in ihm lechzte nach Thätigkeit. Glücklich pries er den südlichen Improvisator, der in jedem Momente aus der Menge heraustritt, Markt, Wiese, Meerstrand zu seinem nie versagenden Schauplatz hat und ein Volk um sich her, das die Begeisterung versteht, wo sie auftritt. Die Gesellschaft sollte das Pathos entweder nie zu erregen wissen, oder in ihren Formen phantasievoll genug sein, ihm Raum zu geben.

In diesem Augenblicke fesselte eine Gruppe seine Aufmerksamkeit, welche auch von der trunkensten Verinnerlichung nicht leicht übersehen worden wäre. Im Fond des nächsten Salons erblickte er die Schaar jener toll costümirten Stutzer wieder, der Dandies on short allowance, wie sie Bennet genannt hatte, denen er außer dem Momente ihrer Ankunft nicht weiter begegnet war. Sie standen auf einen Haufen gedrängt, wie Kaninchen, nach dem Volksglauben, um ein Licht sich versammeln, und das Licht war — ein blonder Mädchenscheitel — ein Antlitz —.

Moorfeld sah und sah wieder.

Da kam Lord Ormond ihm in den Weg. Er sah Moorfeld's beobachtende Stellung, und indem er der Richtung seiner Blicke folgte, redete er ihn an:

Gut, daß ich Sie finde, Sir. Ich werde Sie jener Dame dort vorstellen müssen. Ich habe es leider versäumt, als Mistreß Bennet mit Ihren Töchtern zuvor dem Rout die Honneurs gemacht, d. h. nach hiesiger Sitte die Appartements einmal hin und zurückpassirt. Aber wir behandelten eben, ich erinnere mich, das wichtige Thema der Thieremancipation, ich hoffe darum auf Ihre Entschuldigung. Die beiden ältern Schwestern haben sich inzwischen zurückgezogen, — ich werde mich bei denselben verantworten. Erweisen Sie mir die Ehre, Sie der jüngsten Tochter des Hauses, Miß Céleste, jetzt zu

präſentiren. Der Moment iſt günſtig, Sie werden die Cour des Winkels verbeſſern.

Die Cour des Winkels? fragte Moorfeld — was iſt das? mir iſt Name und Sache dieſes Ausdrucks gänzlich fremd; ich muß um Erklärung bitten.

Ihnen zu dienen, Sir. Die Cour des Winkels iſt eine amerikaniſche Form von Salongalanterie. Ein Kreis von Herren umringt eine Dame und ſucht ſie im Geſpräche allmälig nach einer Ecke des Saales zu drängen. Natürlich wird das Geſpräch angenehm, feſſelnd, intereſſant ſein müſſen. Und zwar ſowohl von Seite der Herren, als der Dame ſelbſt. Iſt die Dame unzufrieden, ſo wird ſie mit einer leichten Wendung den Kreis durchbrechen; ſind es die Herren, ſo wird ſich ihr Ring allmälig auflöſen. Gelingt die Cour des Winkels aber, d. h. wird die Dame der Ecke glücklich zugeführt, ſo heißt ſie „die Dame des Winkels.“ Sie iſt dann die Königin des Abends. Wir ſehen, dieſe Art Huldigung ſpielt ein wenig auf der Grenzlinie der Equivoque. Der Grundgedanke iſt frivol genug, die Ausführung aber ein Spielraum für Geiſt und Grazie. Man ſollte die Erfindung für franzöſiſch halten, daß ſie amerikaniſch iſt, leuchtet in der That nicht recht ein. Jene Dandies aber — Snobs ſollte ich ſagen — haben vollends keinen Begriff ihrer Aufgabe. Wie ſie das arme Mädchen umdrängen! Sie erſticken ſie faſt in dieſer Sommerſchwüle. An ihrer Stelle hätte ich den Kreis längſt durchbrochen. Aber ſie weiß ſich nicht zu helfen. Sie iſt noch halb Kind. Hält auch nichts von der Perfectibilität der Thierſeele. Aber kommen Sie, Sir!

Da blieb keine Wahl. Die Poeſie des Augenblicks hatte jetzt ihre Muſe. Dort ſtand ſie verkörpert. Sie ſtand auf dem Scheidewege von Saratoga nach Ohio. Moorfeld erkannte die Göttin Gelegenheit und verzieh ihr die capriciöſe Wahl ihres Sendlings. Er nahm den Arm des Engländers an.

Die Herren promenirten die beiden Säle hinab, im Vorbeigehen an der Gruppe winkte der Engländer mit dem vertraulichen Gruß des Hausfreundes dem jungen Mädchen zu und ſagte mit einer Handbewegung gegen Moorfeld: Doctor Muhrfield, a literary gentleman aus Deutſchland.

Die langen Hälse der Snobs drehten sich auf ihren Wirbeln herum, den Vorgestellten neugierig musternd. Das satyrische Lächeln, das sie bei der Annäherung des Lords gezeigt, verschwand sofort wieder beim Anblicke Moorfelds. Es machte dem Ausdruck eines gewissen Verdrusses Platz, einem undefinirbaren Mienenspiel von Einfalt und Naseweisheit, welches verrieth, daß sie zwar zu dumm waren, ein höheres Genie als sich selbst zu erkennen und zu fürchten, aber doch auch zu feig, sich ganz behaglich und sicher dabei zu fühlen. Jedenfalls wies sich dem Ankömmling eine Gallerie von übelwollenden Gesichtern. Moorfeld ließ sich das nicht anfechten. Sein Auge feierte den Anblick Célestinens. Es war zum ersten Male, daß er ihr in Front gegenüberstand. Damals hatte er sie aus einer gewissen Ferne und nur flüchtig gesehen; auch trug sie an jenem Morgen ein Peignoir und eine Coiffüre von kleinen Ringellöckchen; heute war sie à l'enfant frisirt, und das glatte Leibchen ihrer eleganten Robe von indischem Musselin hob ihre feine Taille eben so edel hervor, als jener Morgenüberwurf sie dem Blicke verhüllt hatte. Kurz, die äußere Erscheinung bot zwei ganz verschiedene Bilder, und Moorfeld erschrack fast, wie treu er das eine festgehalten. Auch die Gesichtszüge des Mädchens schienen nicht geeignet, der Imagination sich scharf einzuprägen; da sie Blondine war, so fiel der Begriff einer „markirten" oder „ausdrucksvollen" Schönheit von selbst weg. Fänden wir es nicht tadelnswerth, das Lebendige durch seine eigene Nachahmung zu definiren, so würden wir mit dem schlechten, aber viel gebrauchten Behelf, unser Kunstmittel einer andern Kunst zu entlehnen, uns etwa so ausdrücken: nicht die Zeichnung, sondern das Colorit war das Bezaubernde ihres Kopfes, sie war kein Buonarotti, sondern ein Guido Reni. Die Rose der Gesundheit war zu dem zarten Rosa der Mandelblüthe auf ihren Wangen verfeinert, der Strahl ihres Auges leuchtete weich und mild wie Mondesstrahl und hatte etwas Ueberwachtes, einen Dämmer süßer Müdigkeit, welchen die fatiguirteste Aristokratin dem kleinen verwöhnten Bürgerkinde Newyorks beneidet hätte. Es schien ungefährlich, in dieses Auge zu sehen. Es athmete einen Ausdruck von Ruhe, welche capuanisch sicher machte. Der Beschauer vertiefte sich darin mit vollkommenster Freiheit; aus dem Arsenal der Mädchenwaffen zuckte ihm keines der wohlbekannten

Geschosse entgegen. Aber eine schwüle Atmosphäre, ein narkotischer Duftnimbus zitterte mit magischen Schwingungen um den ganzen Horizont dieses Mädchens und überwand alle Seelenkräfte. Die Ruhe ihres Anblicks war orientalische Ruhe. Die Phantasie fühlte sich vor ihrem Bilde wie in ihrer Urheimath und all ihre Kulturfrüchte wuchsen wild in diesem Clima. Das war das Fesselnde, das Unvergeßliche auch ihres flüchtigsten Anschaun's.

Das Mädchen erwiederte die Vorstellung Moorfeld's mit einer der üblichen Redensarten, woran sie die Frage reihte: Sie kommen aus dem alten Lande, Sir? Wie gefällt Ihnen Newyork? Die junge Amerikanerin that diese Frage — deutsch.

Moorfeld antwortete sogleich mit einer Anspielung auf diesen Umstand: die Stadt wendet viele Kunst daran, auf ihre Weise schön zu sein; aber es sind doch nur die schönen Schöpfungen der Natur, welche uns überall heimisch ansprechen.

Céleste schlug das Auge nieder und gab sich Mühe, ein geschmeicheltes Lächeln zu verbergen. Auch unterdrückte sie den Eindruck dieser Antwort sogleich mit der neuen Frage: Kommen Sie unmittelbar aus Deutschland, Sir?

Die Snobs vermerkten mit großem Mißvergnügen die Absicht ihrer Huldin, den Ankömmling im Gespräche festzuhalten. Sie gaben diese Seelenregung durch ein unartiges Scharren mit den Füßen zu erkennen, indem sie demselben einen Platz in ihrer Mitte einräumten. Der Engländer hatte den Tact, sich zu entfernen.

Moorfeld aber war nicht gestimmt, conventionell zu antworten. Er benutzte das Terrain der Poesie, das ihm das Gegenüber dieses reizenden Mädchens bot, und ließ den dithyrambischen Flutungen seiner Begeisterung jetzt freien Lauf.

Ich komme zunächst von Cuba, Miß, antwortete er ohne Anstand.

Von Cuba? rief Céleste mit einem Anflug von Schwärmerei — ah, wie herrlich! Da haben Sie die Perle der Welt gesehen!

Ich gehe seitdem wie mit einem Gefolge unsichtbarer Genien. Die Bilder, die Schatten dieses Paradieses sind eine selige Begleitung auf jedem meiner Schritte. Noch umwölben mich — doch ich bin egoistisch. Warum soll sich dieser Saal nicht in einen Salon de verdure verwandeln, der die Königin der Antillen uns vergegen-

wärtiget? Kann die Phantaſie dieſen Zauber vollbringen, dann umwölben uns die Laubdome großblättriger Bignonien und Piſang's, hoher luftiger Caſſien, ſtolzer und mächtiger Latanen, deren Blätter, an langen Schaften gerollt, einer grün glänzenden Sonne gleichen; es umſchattet uns der dunkle, majeſtätiſche Lebensbaum, und ſein prächtiger Contraſt, der helle, glänzend belaubte Kampher; die Magnolie, die ihre breiten Roſen hoch trägt, das ganze Gebüſch beherrſcht und keine Nebenbuhlerin als die Rieſenpalme hat, welche mit leichter Grazie ihre grünen Fächer in den Lüften ſchaukelt, der Wollbaum, bewaffnet mit ritterlichen Stacheln, der weithin die dicken Aeſte verbreitet und ſeine gefingerten Blätter in bewegliche Maſſen gruppirt; weißſtämmige, großgeblätterte Cecropien werfen ihr phantaſtiſch durchbrochenes Gitterwerk zwiſchen uns und das Himmelsblau und ein Heer von namenloſen Waldkoryphäen erdrückt uns in ſeinen bilderreichen Korallenarmen. Ein Volk von buntgefiederten Papageien ſchwirrt über uns hin, läßt ſich ſchreiend auf Blüthengipfeln nieder und pickt in ſaftige Granaten. Durch undurchdringliche, tauſendfarbige Schmarotzerpflanzen, Convolven und andere Waldparaſiten ziehen ſich Schnüre blattloſer milchiger Lianen, die mit ſpiralförmigen Stengeln bald von ſtolzwogenden Gipfeln fallen, bald freiſchwebende Guirlanden bilden, welche von unſichtbaren Feenhänden getragen ſcheinen. Die Buffi's des ſüdlichen Thiertheaters, die Affen, ſpringen humoriſtiſch von Zweig zu Zweig, ſchüchtern flieht die Gazelle in tieferes Gebüſch, ſchmelzend erhebt die Nachtigal aus traumhaftem Walddunkel ihre Liebesklagen, während die hellen Töne der Cicaden durch ihre Monotonie die Seele in ſüße Melancholie verſenken. Myriaden glänzender Käfer durchſchwirren die Luft und blicken gleich Edelſteinen aus herrlichen Blumen. Unſchädliche Schlangen wetteifern an Glanz mit den Farben des Regenbogens, und ſchaukeln ſich gleich Lianen von den Gipfeln der Bäume. Pfeilſchnell durchſchwirrt der Kolibri, der kleine Liebesgott der Blumen, ſein immer blühendes Serail. Von Bewegung ein Vogel, von Pracht und Feuer ſeiner Farben ein fliegender Smaragd oder Rubin, nennen wir ſeine Familien ein Potoſi in der Luft. Dieſes Paradies umfluthet uns Tag und Nacht mit Duftwellen, welche gleich Weihrauchwolken gegen den Himmel wallen, daß der kühnſte Luftſchiffer die Grenze ihres würzigen Bezirkes nicht erreichte. Die

kleine chinesische Thuja und die königliche Magnolia vermischen nachbarlich ihr Aroma. Die zarte Vanilleblüthe, der süßathmende Orangenhain, Auen von honigreichen Paullinien und die würzigen Blumenbüschel unzähliger Palmenarten unterhalten eine Ebbe und Flut von Wohlgerüchen. Wasserfälle, die sich unaufhörlich ihr eigenes Grab wühlen, contrastiren mit natürlichen Springbrunnen, die ihren Gischt fröblich gegen Himmel spritzen und wetteifern im Aushauch erquickender Kühle. Dort schlummert ein Wiesengrund sanft in eines Stromes traulichek Umarmung. Kolokinthen kriechen vom Fuße der Tulpenbäume bis zu ihren Gipfeln empor und bilden hundert Grotten, Thore und Dächer; sie ranken von Zweig zu Zweig über Bäche und Flüsse hinweg, und hängen Blumenbrücken zwischen den dichtbewachsenen Ufern auf. Mimosenbäume folgen den Windungen mäandrischer Flußränder und umsäumen sie malerisch mit Doppelcolonnaden: der Abend sinkt nieder auf sie; sie falten schlaftrunken ihre Blätter zusammen. Seine Blätter schließt in den abendrothen Flußwellen der Lotos, die heilige Blume, die das Leben bedeutet, das keusche Mysterium der Weiblichkeit. Von den hohen Stämmen der Cedern hängt weißbärtiges Moos herab, — der Wanderer hält es für eine Geistererscheinung in Dämmerlüften, aber das Nachtgespenst hat keine Schrecken hier; denn jeder Lebendige fühlt, dieser Boden müsse noch den abgeschiedenen Geist festhalten, wie er den genießenden Sinnenmenschen beglückt hat.

Moorfeld hatte im Flusse dieser Schilderung Cölesten ununterbrochen ins Auge gesehen und ein leiser, lächelnder Zug sagte das Uebrige. Das Mädchen errieth bald, daß Moorfeld aus diesem Auge heraus und nicht aus einer Reiseerinnerung dichtete, daß sie selbst das Motiv dieser Arabesken, daß sie selbst Cuba sei.

Gleichzeitig hatte Moorfeld einige jener bedeutungsvollen vorschreitenden Bewegungen versucht, aus welchen Cölestе erkannte, daß der Fremde mit der „Cour des Winkels“ bekannt sei. Sie gab unvermerkt diesen Bewegungen nach.

Das Alles war stummes Spiel. Das Mädchen erwiederte die Beschreibung von Cuba aber auch mit einigen Dankesworten. Die Dandies on short allowance gebärdeten sich dabei wie Vergiftete. Einer derselben (er mochte den Gedanken irgendwo gelesen haben) antwortete ohne Weiteres: Pah, was mach' ich mir aus den Tropen!

Es iſt weltbekannt, die Tropen haben noch keinen großen Mann geboren.

Aber wenig große Männer gab's, die nach den Tropen ſich nicht geſehnt hätten, antwortete Cöleſte, das Mädchen, das der halb tolle Engländer für ein Halbkind ausgegeben.

Moorfeld machte die Geberde eines Suchenden und erwiederte augenblicklich: War mir's doch ſo eben, Sie hätten einen Juwel verloren, Miß.

Zur Antwort trat Cöleſte zurück, gleichſam wie man einem Suchenden Platz macht, aber es war eine Bewegung gegen den Winkel!

Unſer Freund geſtand ſich bald, daß dieſe „Cour des Winkels" eine höchſt liebenswürdige Nationalſitte ſei und die Telegraphie des Unausſprechlichen im Schooße der Convenienz recht anmuthig und glücklich bereichere.

Cöleſte indeß fuhr fort: Wenn ich rathen darf, Sir, ſo haben Sie gewiß auch den hohen Norden beſucht? Bitte, erzählen Sie uns etwas Freundliches von dem Eismeer.

Etwas Freundliches von dem Eismeer! Moorfeld berichtigte ſein Urtheil ſofort dahin, daß die Dame des Winkels ihren Pfad doch auch ein wenig epineuſe machen könne, vorausgeſetzt, daß ſie die Caprice geſchickt zu handhaben wiſſe. Er blickte der kleinen Verſucherin in's Auge, das ſo unſchuldig ſah, als ob es ſich nicht fern ſeiner Schelmerei bewußt wäre. Aber auch er blieb ſicher, die Phantaſie war ihm bereit. Mit freudiger Rüſtigkeit, wie ein Vogel die thaubenetzte Schwinge ſchüttelnd zur Sonne aufſteigt, griff er in's Füllhorn der Inſpiration. Er antwortete:

Sie haben richtig gerathen, theure Miß. Auch der eisſtarrende Norden hat meine Reiſeluſt in ſeinen ſtrengen Bann zu zaubern gewußt. Aber wahrlich, es erlebt ſich nichts Freundliches dort. Wo der Eskimo ſich und ſeine Lampe aus ein- und derſelben widerlichen Thranquelle nährt; wo der überwinternde Europäer ſeine Hand wie einen Handſchuh verliert und vor Hunger ſeinen Handſchuh verſpeist wie eine delicate Bärenklaue: dort iſt die Erde nicht freundlich. Höchſtens könnte ich das Nordlicht beſchreiben; aber ſeit Lord Byron ſich ein Nordlicht in Verſen nannte, hat die faſhionable Welt dieſe hehre

Naturerscheinung hinlänglich studirt. — Moorfeld genoß den Triumph, daß die Snobs um ihn her bereits triumphirend und auch Cölestr zweifelnd, wenn nicht enttäuscht blickte. Aber eben das wollte er. Er machte eine kleine „Kunstpause“ und fuhr dann mit einem leichten Selbstbelächeln dieser Koketterie fort: Zu glücklich preise ich mich daher, daß mich deßungeachtet das Eismeer mit einem Bilde beschenkt hat, welches mir ewig als der schönste Augenblick meines Lebens vorleuchten wird. Es war in der Baffinsbai. Wir lagen an einem Eisberge vor Anker, rings um uns her große, gewaltige Eismassen, funkelnd und farbenspielend unter den Strahlen der Mittagssonne. Das Wetter war ruhig, der Himmel blau und klar. Ein Theil der Mannschaft war ans Land gegangen, um Eier von wilden Seevögeln zu sammeln, welche an den einsamen Felsen und Abgründen der Baffinsbai nisten. Die übrige Schiffsbesatzung, ermüdet von den Anstrengungen des vorhergegangenen Tages, hatte sich der Ruhe in die Arme geworfen. Ich ging allein auf dem Verdecke auf und ab, die ganze Natur um mich her feierte ein tiefes, erhabenes Schweigen. Da bemerkte ich in der offenen See einen ungeheuren Eisberg, der in der Mitte durchbrochen war, so daß er eine Art Tunnel bildete. Ich konnte mich nicht erinnern, gehört oder gelesen zu haben, daß ein Reisender in den arktischen Regionen etwas Aehnliches gesehen hätte. Die Neuheit der Sache reizte mich, ich beschloß die Fahrt durch diesen Eistunnel. Bald fand ich auch zwei Matrosen, die bereit waren, mich zu begleiten. Das kleine Boot wurde ausgesetzt, die Entdeckungsreise angetreten. Wir näherten uns dem Koloß und erkannten, daß in der Höhle Wasser genug war, dem Boote die Durchfahrt zu gestatten. So wagten wir denn das Abenteuer. Wir ruderten langsam und schweigend in die Pforten des Eisberges hinein. Es war ein feierlicher Augenblick. Ich durfte mir sagen, daß ich jetzt sah, was kein Mensch vor mir gesehen, und nach mir kaum wieder einen sehen wird. Denken Sie sich einen ungeheuren Bogengang, breit, hoch, kühn gespannt und so regelmäßig gebildet, als ob er vom geschicktesten Baumeister ausgeführt wäre, an allen Stellen so glatt und eben, wie es nur der sorgfältigst polirte Alabaster sein kann, denken Sie sich das Ganze als eine halb durchsichtige Masse von der wunderbarsten, schönsten Opalfarbe — kurz einen Broadway aus Krystallglas gegossen, und die

selbst errichtet. Es war ein kühler, bläulicher Dämmerschein, zu durchsichtig für die Nacht, zu gedämpft für den Tag, ein weicher Perlenglanz, ein filtrirter Mond, ein klarer, duftig lasirter Mittelschatten, der sich wie Balsam auf das Auge legte. Ein wonnevolles Licht! Es berührte den Sehnerv so geisterhaft, so züchtig, möchte ich sagen, daß sich alle Sinne in Ruhegefühl tauchten, und doch war der Zustand Begeisterung und das ganze Dasein eine selige Aufregung.

Cöleste ließ die langen seidenen Wimpern über ihr schönes Mondauge fallen. Moorfeld hielt inne, als ertrüge er den Verlust dieser dichterischen Quelle nicht, oder besänne sich, wie weit er überhaupt, ohne die Allegorie zu nahe zu legen, von seinem Zauberlichte sprechen dürfte.

Nach einer Pause fuhr er fort: Als wir ungefähr in die Mitte unsers Tunnels vorgedrungen waren, änderte sich auf einmal die Scene. Eine überirdische Helle verbreitete sich in der Grotte. Verwundert blickten wir auf, und siehe! die ganze Kuppel des Eisgewölbes entlang regnete es Sonnenstrahlen herein. An Einer Stelle schossen sie in dünnen Goldfäden, an einer andern in breiten Feuergarben nieder, hier fielen sie in stumpfen, dort in spitzen Winkeln, hier direct, dort gebrochen ein — wir ruderten unter einem Kreuzfeuer von prismatischen Raketen. Wo das Licht unmittelbar den Spiegel der Eiswände traf, loderten sie auf wie geschmolzenes Gold und Silber; Parthien, die in Schatten lagen, contrastirten mit einem tiefkräftigen Dunkelblau voll Ernst und Majestät dazwischen, und der Uebergang von der blendendsten Strahlung zum vollsten Schatten belebte den Begengang mit einer Scenerie von Schein und Widerschein, von Licht- und Farbenspielen, die sich mit jedem Ruderschlag bilderreich auflöste und bilderreicher zusammensetzte. Wir trieben in einem unermeßlichen Kaleidoskop. Unsre Sinne umspannten die Pracht dieses Schauspieles nicht mehr. Der Sinnenmensch war todt, die Erde verschwand vor mir, ich war ein seliger Geist, die Pforten des Paradieses schienen mir aufgethan. Welch ein verklärender Wechsel! Die Eisgrotte, eben noch ein kühler, dämmeriger Knospenkelch, schlummerte traumblöden Zauberschlaf — ein Strahl von oben traf sie — und die Undine hatte ihre Seele empfangen!

Das Auge des Mädchens blitzte auf. Es begegneten sich sprechende Blicke. Eine Pause — Moorfeld fuhr fort:

Einige Secunden lang berauschte diese Scene uns völlig. Allmälig kehrte der Gebrauch der äußeren Sinne wieder zurück. Und jetzt geschah uns sonderbar. Wir bemerkten, daß das Meer um uns her in einen Wellenschlag gerieth. Auch die Wände des Eisberges schienen außer der Ortsveränderung unseres Bootes einer ihnen eigenthümlichen Bewegung zu folgen. Der Eisberg ruhte nicht, er schwamm. Gleichzeitig zeigte sich's, daß die Lichtzugänge ins Berginnere sich abwechselnd schlossen und öffneten und zwar in ziemlich rascher Folge des Einen wie des Andern. Bei dieser Beobachtung wurde uns überhaupt der Grund dieses Lichtzuflusses klar. Wir entdeckten, daß der Eisblock in seiner ganzen Breite von Einem Ende zum andern — zerborsten war! Dieser Riß war es, der zu Häupten uns den Himmel öffnete, indem er zu Füßen uns den Todesabgrund legte. Der schwimmende Eiscoloß konnte in jedem Augenblick in sich zusammenstürzen. Mit angehaltenem Athem flüsterte ich diese Entdeckung meinen beiden Gefährten zu. Sie nickten mir stumm zurück und die Bläße ihrer Mienen zeigte, daß sie unsern Zustand bereits kannten. Unsre Lage war fürchterlich. Wir sahen vor und hinter uns, überall schien der Ausweg eine gleich lange Bahn von Gefahr. Wir lauschten mit wirbelnden Sinnen, in welcher Richtung die Meeresströmung treibe; aber die Wellen taumelten unregelmäßig durcheinander. Endlich legten wir instinctmäßig die Ruder ein, Jeder von uns empfahl im Stillen seine Seele, und pfeilschnell schossen wir die Eiswände dahin. Glücklich gelangten wir unter den freien Himmel hinaus. Ein donnerndes Hurrah der Matrosen begrüßte ihn. Noch hatten wir unser Schiff nicht erreicht, da krachte die mürbe Eismasse zusammen, regte das Meer weit und breit auf und erfüllte es mit ihren Trümmern. Traurig sah ich sie treiben. Sie hatten mir einen Hochpunkt des Lebens geschenkt, und leicht vergaß ich, daß sie bald das Leben selbst dafür gefordert. Aber gibt sich die Schönheit überhaupt wohl für geringeren Preis? — Das, verehrteste Miß, ist es, was ich „Freundliches aus dem Eismeere berichten kann."

Das junge Mädchen war mit regsamster Phantasie dieser Erzählung gefolgt. Sie hatte zuletzt vergessen, daß sie Dichtung höre, sie hatte der „Cour des Winkels" vergessen, und wie sie ihre Anerkennung innerhalb dieser Sitte ausdrücken könne. Gefesselt stand sie

an ihrem Platze, und erhob ihr Auge zaudernd, faſt furchtſam jetzt wieder zu Moorfeld, indem ſich ihr Mund zu irgend einer Erwiederung öffnete. Aber nicht ihr Wort ſollte Moorfeld vernehmen. Die Gemeinheit begehrte auch ihres Rechtes. Moorfeld ſollte erinnert werden, in welcher Umgebung er ſtand, und daß er die Höhe dieſes Augenblicks nur der Niedrigkeit abkämpfen könne. Derſelbe Menſch, welcher zuvor geſprochen, trat jetzt wieder als Wortführer ſeines Cötus auf und ſagte raſch, in der deutlichen Abſicht, jedem andern Eindrucke zuvorzukommen: Wahrhaftig, Sir, Sie haben ſchöne Reiſen gemacht, das iſt ein Factum. Reiſen, will mich bedünken, iſt überhaupt das beſte, wozu ein Gentleman ſeine Mittel und ſeine Muße verwenden kann. Es hilft entweder große Lebensweisheit erwerben, oder mindeſtens — eine große Leere ausfüllen.

Sehr wahr, Sir, antwortete Moorfeld gemeſſen, aber leider ſehe ich Viele zu Hauſe bleiben, welche namentlich in letzterer Beziehung das dringendſte Motiv hätten, auf Reiſen zu gehen.

Moorfeld begleitete dieſe Zurechtweiſung mit einem entſprechenden Blicke. Sein Widerſacher war eine echte Rowdy-Geſtalt. Er handhabte eine Baguette, lang und dünn wie eine Macaroni, und fuchtelte höchſt ſittſam gegen ſein grotesk chinirtes Beinkleid damit. Alle Faſſung aber benahm es, zu ſehen, daß der Menſch in zweierlei Schuhen ging: der eine lief in eine Spitze zu, der andere war breit abgehackt. Moorfeld erfuhr bei einer ſpätern Gelegenheit, daß es ihm eine ſtarke Wette gegolten, in ſolchem Fußzeug Bennet's Salon zu beſuchen. Uebrigens genoß er vor ſeinen Cammeraden die Auszeichnung einer ſchönen und tüchtigen Männerfigur, die ihre Verballhornirung in forcirter Frechheit und Albernheit doppelt bedauern ließ.

Der Rowdy antwortete: Wir Amerikaner kommen weniger zum Reiſen, als irgend ein Volk der Welt. Denn erſtens haben wir zu viel zu thun, und zweitens reist ſich's nur als Garcon leicht; der Amerikaner aber heirathet früh, und das iſt jedenfalls das beſte was er thun kann.

Allerdings, die Ehe beſſert, ſagte Moorfeld.

Was wollen Sie damit ſagen, Sir? Bedarf unſre Jugend in Ihren Augen der Beſſerung?

Ich hoffe nicht, daß ihr die Fähigkeit dazu abgeht. Beruhigen Sie sich übrigens. Die Frage geht zur Hälfte auch die Frauen an. Und ich gestehe Ihnen gern, ich kenne Amerika's Frauen wenig.

Darf ich mir ein Urtheil erlauben, Sir, so sind Sie überhaupt ein Verächter des Geschlechts?

Ich bedauere, daß Sie einen so barbarischen Einfall ein Urtheil nennen. Woraus schöpfen Sie dieses sogenannte Urtheil?

Aus Ihren Reisen, Sir. Wo die Phantasie auf so großartige Bilderjagden auszieht, dort ist das Herz schwer zu fesseln. Sie haben zwischen Tropen und Pol viel Schönes gesehen, Sir, aber wir sind zu Hause geblieben, Sir, und sehen Sie, Sir, wir haben der Schönheit doch voller und unmittelbarer in's Auge geschaut.

Wir brauchen kaum zu bemerken, in welcher Haltung Cölesten gegenüber diese Worte gesprochen waren. Der Sprecher bemühte sich offenbar, sein Gespräch so beziehungsvoll als möglich zu wenden. Aber Moorfeld hatte kein Interesse ihn hier zu stören, sondern nur zu überbieten. Er antwortete:

Was Sie an Ihrem Platze Holdes und Vortreffliches bewundern, das gestehe ich Ihnen von ganzem Herzen zu, Sir. Ich sagte es ja: ich kenne Amerika's Frauen wenig. Und sehen Sie, Sir, daß ich selbst jetzt an diesem Platze stehe, das spricht nur für das Prinzip der Reisen: wie wäre ich sonst hergekommen? Weiber erfüllen freilich die ganze Welt; aber die ganze Welt will auch durchwandert sein, um das Weib zu finden, das Idealweib, die Blüthe und den Hochbegriff ihres Geschlechts.

Cöleste blickte fragend auf. Es war fast ein kindlicher Zug von dem Mädchen, daß sie naiv zweifelte, ob solch ein hohes Wort für sie gesprochen. Moorfeld's Auge aber mußte sie hinlänglich orientirt haben, denn sie schlug das ihre nieder und — gewährte als „Dame des Winkels" Raum zwischen sich und Moorfeld, den dieser sogleich einnahm.

Der Rowdy warf sich in Fechterpositur.

Nun, bei Gott, rief er emphatisch, so möchte ich mein Vaterland nicht hintansetzen! Sie werfen auf die Frauen Ihres Vaterlandes ein Licht, Sir —

Erlauben Sie, Sir. Das Wort Vaterland hat einen vollgehaltigen Begriff in der Politik. Der Amerikaner denkt sich ein leben-

volles, reichgegliedertes Gewebe von Parteiungen, Standpunkten, Interessen und Vortheilen darunter, — vielleicht denkt er sich auch Mädchenblick und Händedruck darunter. Es steht ihm das ganz frei. Ich aber bitte Jeden, mich aus dem Spiele zu lassen, der so geistreich ist, eine so große und rein menschliche Sache unter einem beschränkten Horizont zu betrachten: diese Beschränkung heiße nun Vaterland oder wie immer.

Cöleste sah den Dandy mit jenem Auge an, welches sagt: was willst Du darauf antworten? Zugleich näherte sie sich wieder dem „Winkel".

Der Nebenbuhler knirschte. Aber er schien entschlossen, die Parthie nicht aufzugeben. Das Idealweib! sagte er achselzuckend. Man muß das Weib auch mit seinen Schwächen lieben können.

Ich gebe Ihnen noch mehr zu, antwortete Moorfeld, nicht nur mit, sondern wegen seiner Schwächen! In den idealen Zügen der Weiblichkeit dürften die Schwächen wahrlich nicht fehlen. Nur müssen es auch wieder gewählte Schwächen sein.

Das ist unverständlich, sagte der Andere.

Verzeihung, Mr. Howland, das finde ich nicht, wendete Cöleste ein. — Bei dem Namen Howland erkannte Moorfeld auf einmal seinen Mann. Er sah jenen Rowdy-Elegant wieder, den er zuerst als Commandant eines Löschbataillons sein ritterliches aber kokettes Wesen treiben gesehen. Er verwunderte sich nicht wenig, daß man solchen Straßenhelden auf dem Parquet des Salons begegnen könne.

Howland antwortete kurz, fast rauh: Nun wohl, es ist nicht unverständlich. Sie haben Recht. Ich brauche auch nur jene Geschöpfe zu sehen, die wir hier deutsche oder vielmehr hessische Mädchen heißen, so verstehe ich sehr wohl, was Sie gewählte Schwächen nennen. Es ist eine Argumentation durch's Gegentheil.

Mich dünkt, um nicht pöbelhaft zu sprechen, spreche man überhaupt von dem Pöbel keiner Nation, sagte Moorfeld nachdrücklich. Cöleste aber trat begütigend dazwischen: In der That, meine Herren, wir können hier unmöglich eine Gelegenheit zu Mißverständnissen haben. Der Ruf der deutschen Mädchen erfüllt ja die Welt. Ihr weiblicher Charakter ist anerkannt der liebenswürdigste, ja er wird oft für den musterglltigen selbst gehalten. Haben wir nicht deutsch gelernt, um jener

Uhland'schen Königstöchter, um jener Goethe'schen Gretchens und Klärchens willen, die in der schlichten Tiefe, in der süßen Innigkeit, in der duftigsten Zartheit und gewagtesten Kraft ihrer Empfindung als reizende Typen des Geschlechtes, ja als der weibliche Genius überhaupt uns erschienen sind? Warum wollten wir diese Wahrheit leugnen, Mr Howland?

Der leichte Seufzer, womit das schöne Kind Newyork's dieses Wort begleitete, schien unserm Freunde nicht ohne einen Anflug gracisser Koketterie. Er hätte das weibliche Herz sehr mißverstanden, wenn er diese Anerkennung nicht mit einer leichten Schattirung von Medisance erwiedert hätte. Er antwortete:

Sie überzeugen mich auf's angenehmste, verehrte Miß, daß der Schönheitsadel aller Nationen mit Leichtigkeit an seinen gemeinsamen Familienzügen sich erkennt. Sie nennen glänzende Dichternamen als Träger des deutschen Frauenruhms und umgehen es mit Zartsinn, daß nur die eigene Vortrefflichkeit das Verständniß des Vortrefflichen vermittelt, und daß der goldenste Dichtermund ohne sympathetische Herzen so stumm wäre, als spräche er in einem Luftballon jenseits der Grenze, wo die Atmosphäre den Schall nicht mehr fortpflanzt. Aber ich muß mich vertheidigen. Nicht aus Widerspruchslust, sondern nur, damit die Imputation, welche dieser ehrenwerthe Gentleman aussprach, nicht mehr Wahrscheinlichkeit gewinne, als ihr gebührt, erlaube ich mir doch zu bemerken, daß der deutsche Frauencharakter weit entfernt ist, auf der Höhe jenes Abschlusses zu stehen, welcher den, der auch anderer Länder Menschen kennen lernen will, als einen Verächter des vaterländischen Ideals erscheinen ließe. Das poetische Deutschland ist nicht das wirkliche. Die Dichter sagen die Wahrheit, aber nicht die ganze Wahrheit. Der schöne grüne Jungfrauenkranz könnte immer noch schöner und grüner sein. Es liegt viel Mehlthau darauf. Empfindung ist häufig Sentimentalität, d. h. Empfindung ohne Gegenstand, oder ohne großen Gegenstand; vermeinte Sinnigkeit bedeutet oft die Abwesenheit der Sinne, und jene kühle, nur deutschen Mädchen eigenthümliche Schwermuth, welche aus dem dunklen Bewußtsein geistiger Kraftlosigkeit kommt; durch den Blumenflor aller weiblichen Tugenden schleicht sich die Prüderie und pinselt die schönsten Rosen mit Zinober an, gleichsam um mit Pferdekraft zu erröthen. Es ist viel Schwäch-

liches, viel Abgestandenes in dem blaßblonden Geschlechte Thusnelda's. Man hat in Deutschland, oder überhaupt in der alten Welt, einen Niederschlag des langen geschichtlichen Lebens, welchen man Philisterei nennt, und wovon Amerika gottlob keinen Begriff hat. Ich bin verlegen, Miß, wie ich Ihnen diesen Begriff definiren soll, denn Philisterei ist nicht sowohl ein Uebel, als vielmehr der Inbegriff aller Uebel. Philisterei ist Beschränktheit des Geistes und Herzens. Sie entsteht aus der Pflege des Hergebrachten, aus der Pflege der unveränderlichen Gewohnheit. Eine solche Pflege entwickelt stark den Detailsinn, Detailsinn aber ist nur bis zu einer gewissen Grenze gut. Innerhalb dieser Grenze macht man seine Sachen sauber, appetitlich, hat viel Empfindung für's Formelle, einen gewissen Kunstsinn, ist in Freundschaft und Liebe ein Bienenkorb voll fleißiger Aufmerksamkeiten. Innerhalb. Drüber hinaus aber wird's schauerlich. Da hat dann der Sinn für's Detail so überhand genommen, daß er höckerhaft auf alle edleren Organe drückt, und Herz, Phantasie, Enthusiasmus, rasche Entschlüsse, kühne Ideen, feurige Hingebungen, das Alles muß elend zu Grunde gehen. Detailsinn verschlingt in seiner Ueber- und Mißbildung den ganzen Menschen, der Mensch wird kleinlich. Diese Kleinlichkeit ist es, welche Philisterei heißt. Und ich bin leider das Geständniß schuldig: Philister und Philisterinnen sind im Hause der heiligen Germania ein sehr zahlreiches Genre.

Céleste trat, wie verwundert, einen Schritt zurück. Es war aber nur eine Bewegung gegen den Winkel. Moorfeld's Entgegnung war aufgenommen, wie er ahnte. Er fuhr fort:

Sie selbst nannten zuvor Clärchen, verehrteste Miß. Aber die Spuren der Philisterin entdecken wir auch in ihr. Wie sie ihren aufgeputzten Helden abtätschelt, seinen Sammt und seine Ordenskette anstaunt, das hat mir nie gefallen. Das ist philisterhaft. Das Mädchen, das ein Bube sein will, um ihrem Auserwählten die Fahne vorzutragen, mußte ihn überhaupt nicht als Ritter vom goldenen Vließ, sie mußte ihn im Reitercollet sehen wollen, das er in der Schlacht von Gravelingen trug. So gefällst du mir am besten! Aber solche Züge zeichnen den Charakter der deutschen Mädchen. Nur daß sie nicht die Brüsseler Bürger haranguiren und Gift nehmen, sondern zu Hause ihre vier Wände haranguiren und den Brakenburg nehmen.

Clärchens Entzücken über das goldene Vließ scheint mir so schlimm nicht, sagte Cöleste, indem sie mit einiger Verlegenheit die Augen niederschlug. Wir erinnern uns, daß sie selbst, nach den Worten ihres Vaters, in einem „Babel von Bagatell's“ lebte.

Schlimm! antwortete Moorfeld, was könnte das köstliche Mädchen schlimm kleiden? Ihre weibliche Größe macht vielmehr diesen Contrast des Minütiösen nothwendig. Schlimm wird das Kleinliche erst, wenn die Größe dazu fehlt, oder noch besser, wenn das Kleinliche selbst wieder zu einer Art Ungeheuerlichkeit ausartet. Schlimm war gewiß jene Herzogin von Buckingham. Der Herzog, ihr Gemahl, hatte in einem der Bürgerkriege Englands das politische Verbrechen begangen, sich besiegen zu lassen und wurde zum Tode verurtheilt. Er bestieg das Schaffot. Schon schwang der Nachrichter das Schwert über sein Haupt, da erscheint ein Bote von Mylady. Mylady läßt ihrem Manne sagen — es wäre doch schade, wenn seine diamantenen Hemdknöpfchen ein Erbe des Henkers würden; er möge nicht vergessen, sie im letzten Augenblicke abzulösen und umgehend zurückzuschicken.

Welch ein Rabencharakter! rief Cöleste.

Und doch war das gute Weib, fuhr Moorfeld fort, vielleicht kein Monstrum von Herzlosigkeit, sondern nur von Kleinlichkeit. Sie war gewohnt, ihre Sachen in Ordnung zu halten. Sie war ein Krüppel des Detailsinns. Sie war eine Philisterin.

Cöleste blickte nachdenklich, fast in sich gekehrt. Sie sah ihre Vorliebe für Bijouterientand offenbar in einem neuen Lichte; sie war in diesem Augenblicke zum erstenmale über die harmlose Mädchenliebhaberei zur Reflexion gebracht.

Mr. Howland, dem der häusliche Charakter des jungen Mädchens natürlich bekannter war, als unserm Fremden, der nur in flüchtiger Conversation davon gehört, wußte diesem Anflug von Bestürzung auch besser auf den Grund zu blicken, und glaubte davon gewinnen zu können. Jetzt, dachte er, sei der Augenblick gekommen, den lästigen Gast aus dem Felde zu schlagen. Er ergriff die Gelegenheit, sich um das beunruhigte Kind verdient zu machen und die Ausfälle auf den Nebenbuhler zu erneuern. Mit einer Siegesgewißheit, die bereits Schadenfreude selbst war, nahm er das Wort:

Ihr Urtheil drückt auf das zarte und leicht verletzliche Geschlecht mit einer Last, sagte er zu Moorfeld gewendet, die ich fast grausam nennen möchte. Sie verbinden, Sie ziehen Schlüsse, Sie combiniren Charakterzüge der unschuldigsten und gravirendsten Art mit einer so drakonischen Logik, daß Sie den Charakter des Weiblichen eigentlich aufheben zu wollen scheinen. Wenigstens sehe ich nicht, wie vor der Methode Ihres Urtheilens zwischen dem Liebenswürdigen und dem Abscheulichen noch eine Unterscheidung bestehen soll, wenn die leichteste Nüance eine Art Hängebrücke abgibt, auf welcher der kecke Fuß des Consequenz-Kundigen schwindelfrei hin und wieder hüpft. Was Sie Detailsinn oder Sinn des Kleinlichen nennen, wurde mir übrigens dankenswerth klar in Ihrer Ausführung; so klar, daß mir zu Muthe war, ich sähe diesen minütiösen Sinn gleichsam vor meinen Augen stehen. Und nicht nur jenem Geschlechte —

Mr. Howland dachte nicht anders, als er würde die Dame des Winkels mit diesem Plaidoyer der classischen Ecke anzunähern im Stande sein. Nur ein Schritt war noch zu thun. Aber Cöleste gewährte ihm diesen Schritt nicht. Sie stand vielmehr und erwartete mit unverhohlener Spannung Moorfeld's Antwort.

Moorfeld unterbrach seinen Gegner in dem Augenblicke, als jener eine directe Injurie ausgesprochen hatte und noch fortzuführen im Begriffe war. Er unterbrach ihn im Tone eines ruhigen, obgleich ernsten Verweises.

Halten Sie ein, mein Herr, sagte er. Wenn Sie für Frauen sprechen, so engagiren Sie Ihr Gespräch so, daß Sie Frauen nicht erschrecken. Sie haben herausfordernd gesprochen und wollte ich herausfordernd antworten, so würden wir eine Dame verscheuchen, die wir zu fesseln wünschen. Also nichts mehr von diesem Genre, wenn ich bitten darf. Und mehr gegen Cöleste gewendet, fuhr er fort: Es ist wahr, ich schließe von kleinen Zügen oft auf den ganzen Charakter. Diese Mikrologie mag ihr Grausames haben, wenn der Schluß ungünstig ausfällt. Ich gebe das zu. Ich sehe aber nicht ein, warum ich den Baum nur am Stamm und nicht auch in seinen zartesten Ausspitzungen erkennen sollte. Und ist es ein edler Baum, so erkenne ich seinen Adel eben so leicht an. So hat es einst mein günstigstes Vorurtheil erregt — aber ich will mir erlauben, den kleinen Zug zu

erzählen. Ich promenirte vor nicht langer Zeit hier auf der Battery. In einiger Entfernung von mir gingen drei junge Ladies in eleganten Morgentoiletten die Laubgänge entlang. Sie waren ohne männliche Begleitung — sei's, daß ihre Equipage am Eingang des Parks hielt, oder daß ihr Haus selbst in der Nähe lag, was das wahrscheinlichste war, denn sie gehörten, wie ich sehen konnte, jener Gesellschaftssphäre an, welche auf der Battery ihre Residenz hat. Diesen Damen kam ein Newsboy entgegen, welcher seine Zeitung ausrief. Der Junge handelte aber gleichzeitig noch mit einer andern Literatur und diese rief er eben so unverhohlen aus. Ich traute meinem Ohre nicht. Dicht vor den Mädchen erhob er seine Stimme zu einem obscönen Proclam, daß mir zu Muthe war, eine moralische Pulvermine fliege vor ihnen auf. Die armen Kinder konnten weder vor, noch zurück, noch seitwärts; der freche Knabe lief ihnen geradezu in den Weg; sie mußten hören wohl oder übel. Sie hörten auch. Die Eine begrub ihr Gesicht in's battistene Taschentuch, die andere wandte das Köpfchen seitwärts, als wäre sie eben geistesabwesend, die Dritte aber sah ich stille stehen. Sie hielt den Jungen an, nahm ihre Perlbörse zur Hand, winkte, und im nächsten Augenblicke flog das obscöne Portefeuille über den Batterywall ins Meer. Sehen Sie, sagte Moorfeld, indem er seine Stimme mit einem eigenthümlichen Timbre ausklingen ließ, dieser Zug gefiel mir. Den Buben zu ignoriren, sich zu stellen, als verstände man ihn überhaupt nicht, war freilich auch mädchenhaft, sogar mädchenhafter, aber in jenem Philisterſinne, von dem ich zuvor sprach. Es hatte fast etwas Komisches, etwas vom Vogel Strauß, wenn er seinen Kopf in den Sand steckt. Die Dritte fühlte das und trat mit einer edlen Freimüthigkeit aus der kleinlichen Modestie heraus, um nach einer größeren zu handeln. Das Unsittliche war freilich in der Welt, das konnte sie nicht hindern; aber sie ließ es nicht vorübergehen an sich. Der Moment, da es an sie herankam, war auch sein letzter. Eine Berührung ihrer reinen Hand und es verschwand. Das war ästhetisch. Es lag eine so schöne Harmonie in diesem Zuge, — man nenne ihn scheinlos, wie man will, aber ich schäme mich nicht zu gestehen, ich würde nach diesem Zuge jener Dame für ewig eine gewisse Genialität ihrer Weiblichkeit zutrauen.

Moorfeld schwieg.

Cöleſte ſtand da in tiefe Purpurglut getaucht. Sie ſtand da in einem Momente ihrer höchſten Mädchen-Schönheit. Freude, Scham, Stolz, der tiefſte Kern ihres weiblichen Bewußtſeins geſchmeichelt, wie es die Galanterie der Alltäglichkeit auch bei geräuſchvollerer Oſtentation nimmermehr in ihren Mitteln hat — der ganze Nimbus ihres Geſchlechtes umſpielte das reizende Mädchen. Sie wagte nicht zu Moorfeld das Auge zu erheben. Er hatte ſie erkannt — der Ton ſeiner Stimme, der ganze Accent ſeines Vortrages verrieth ihr's. Und wenn ſie jetzt den letzten Schritt nach dem Winkel zurückthat, ſo geſchah es kaum noch im conventionellen Sinne, — es war der natürliche Ausdruck des Augenblicks; ſie bebte zurück wie eine Venus verſchämt vor ihrer eigenen Schönheit flüchtet.

Die „Cour des Winkels" war jetzt zu Ende. Aber die Snobs waren wüthend. Mr. Howland ſann auf eine neue Tücke, ſeinem Nebenbuhler beizukommen. Und iſolirt wie er ſich ſah, fing er zu declamiren an:

Ich ſteh' auf hohem Berg' allein —

auf einmal blickte Cöleſte auf zu ihm. Der Dandy copirte jetzt ganz Moorfeld's Attitüde von zuvor. Er warf ſich in ein Air von Begeiſterung, welches das Vorgeben durchſchimmern ließ, den dichteriſchen Ausdruck allegoriſch zu gebrauchen, er heftete ſeinen Blick ſchwärmeriſch auf Cöleſten und declamirte aus ihrem Auge heraus:

Ich ſteh' auf hohem Berg' allein
In meinem Schmerz und denke dein;
Ein Brünnlein rinnt zu meinem Fuß
Und liſpelt leis: ich muß, ich muß
In's grüne Thal hinab von hier,
Dort grüß' ich heimlich ſie von dir!

O Brünnlein, Brünnlein hell und klar
Gleichſt meinen Thränen ganz und gar:
Es weint der Berg dich ſtumm und ſtill
Weil noch ſein Lenz nicht kommen will;
O rieſle, rieſle fort in's Thal
Und ſag' ihr das viel tauſendmal.

Das Gedicht heißt „Des Schäfers Botschaft“ wandte er ſich gegen Moorfeld, — wie gefällt es Ihnen, Herr Doctor?

Ich begreife zunächſt nicht, wie es hieher gehört, antwortete Moorfeld, erzürnt über die forcirte Störung.

Mit Erlaubniß, Sir, ein gutes Gedicht gehört überall hin.

Ein gutes!

Wie, Sir, iſt das Gedicht ſchlecht?

Ganz außerordentlich, Sir.

Hätte Moorfeld bei ſeiner eigenen inneren Fülle jetzt einen Blick haben können für den verſteckten Geiſt dieſes Augenblicks, ſo hätte es ihm auffallen müſſen, daß ſich eine eigenthümliche Verlegenheit in Cöleſtens Antlitz malte, während Mr. Howland mit einer fauniſchen Schadenfreude ſich die Lippen biß.

Ihre Gründe, Sir! Ihre Gründe! rief der Snob mit einem ungewöhnlichen Eifer.

Gründe! ſagte Moorfeld wegwerfend, mein Gott, ja! ſie ſind wohlfeiler als Brombeeren hier.

Nun, Sir?

Moorfeld antwortete mit einer Gelaſſenheit, die nur die Bändigung ſeiner inneren Aufregung war:

Betrachten wir, um einer amerikaniſchen Anſchauungsweiſe entgegenzukommen, das Gedicht zunächſt nur unter der Kategorie der Zweckmäßigkeit. Das Gedicht iſt eine Adreſſe. Es adreſſirt ſich an die Geliebte. Wie, denken Sie ſich nun, erreicht dieſe Adreſſe ihren Zweck? Der Kern des Gedichtes iſt der Vergleich eines weinenden Liebhabers mit einem weinenden Berg. Ein Liebhaber und ein Berg! Der Dichter hat auch nicht den leiſeſten poetiſchen Inſtinct für die Nebenbegriffe eines Bildes, ſonſt würde er ſich nicht ſelbſt zum Fallſtaff machen. Er thut es aber, und ſo iſt der Zweck ſeiner Adreſſe verfehlt. Die Schäferin ſoll doch nicht einen Fallſtaff lieben? Dies der Nebenbegriff des Bildes; nun aber das Bild ſelbſt. Iſt das Quellrieſeln eines Berges ein zweckmäßiges Bild für das Weinen eines Liebhabers? Warum ſoll der Berg weinen? „Weil noch ſein Lenz nicht kommen will“? Aber der Berg hat ſeit tauſend und mehr Jahren die Erfahrung gemacht, daß der Lenz regelmäßig kommt. Weinen denn wir, wenn einmal ein Frühling ſchlecht geräth? Und der Berg hat ungleich

mehr Zeit zu verſäumen. Sie merken alſo, der Gedanke des Gedichts iſt Unſinn. Und dieſer Unſinn ſoll der Geliebten viel tauſendmal geſagt werden! Ich danke ſchön. Es liegt auf der Hand, warum der Dichter ungeliebt iſt. Das Mädchen will von dem langweiligen Kauz nichts wiſſen. Er kann lange ſingen! Er wird keinen Eindruck machen. Er ſingt — ich wiederhole es, um Sie mit allen höheren Diſtinctionen zu verſchonen — er ſingt nicht zweckmäßig.

Howland hatte Mühe, den wilden Freudenglanz ſeines Auges zu verbergen. Cöleſte ſagte ſchüchtern, faſt bittend: Es iſt ja nur erotiſche Poeſie!

Moorfeld glaubte, das Mädchen ſtehe für Howland ein, und wolle ihm mit weiblichem Tacte aus der Klemme helfen. Aber ſelbſt wenn er dem Gegner dieſe Gunſt hätte gönnen wollen — und es wäre in in dieſem Augenblicke nicht gemeine Selbſtverleugnung geweſen — er durfte die Intereſſen der Poeſie nicht preisgeben. Er freute ſich vielmehr, daß Cöleſte ſelbſt an dem Stoffe theilnahm; es gab ihm Gelegenheit, ſich mit jener Wärme des Moments zu äußern, die er vor dem Andern nur mühſam zurückdrängte.

Voll Eifer antwortete er: Warum, theuerſte Miß, ſoll erotiſche Poeſie zur Trivialität verdammt ſein? Doch nicht, weil ſie den Frauen geweiht iſt? Aber in der That, das iſt die Urſache. Die erotiſchen Dichter begehen alle Einen Fehler. Sie glauben die Geliebte nicht genug feiern zu können und vergeſſen ſich ſelbſt. Sie raffiniren auf den forcirteſten Ausdruck der Liebe, der Zärtlichkeit, der Ergebenheit, ſie leiſten das Möglichſte und Unmöglichſte, um Herz zu zeigen, und thun nichts, um Charakter zu zeigen. Das iſt das Grundübel. Sie opfern Alle das männliche Element dem weiblichen. So geſchieht's, daß keine Kunſtgattung mehr Witz aufbraucht, ihre Ausdrucksmittel ſtets zu erneuern und zu verſtärken, und keine rettungsloſer der einen und ewigen Ohnmacht verfehmt iſt, als die erotiſche Poeſie.

Eine parabore Forderung: den Frauen zu huldigen und ſich ſelbſt dabei zu bedenken, warf Howland ein.

Als ob den Frauen gedient wäre mit Männern ohne Selbſtgefühl! antwortete Moorfeld. Der erotiſche Dichter gewöhnlichen Schlags ſcheint es aber faſt zu glauben. Er plagt ſich auf's Ausgeſuchteſte, die Leidenſchaft zu malen, und vergißt darüber, die Kraft anzu-

deuten, die von dieser Leidenschaft besiegt worden ist. Das ist's, was ich seinen Grundfehler nenne. Denn die Frauen wollen Männer erobert, nicht Strohhalme geknickt haben.

Howland entgegnete aufreizend: Ich finde es seltsam, Sir, welche Mühe Sie aufwenden, ein gutes Gedicht, das Sie herabsetzen wollen, nach einem Ideale zu messen, das nie existirt hat und nie existiren wird. Beispiele, Sir, Beispiele!

Endlich haben Sie Recht, rief Moorfeld lebhaft. Beispiele! Dabei allein kann uns wohl werden! Ich diene mit größtem Vergnügen. Nur die Poesie selbst kann die Poesie erklären.

Howland sah mit finsterster Miene, wie wenig Verlegenheit er seinem Rivalen bereitet, vielmehr wie glücklich er ihn gemacht zu haben schien. Moorfeld war plötzlich verwandelt, aus Ton und Haltung verschwand alle Bitterkeit der Polemik, man sah, ein Geist der Freude und Befriedigung kehrte in ihm ein, der Wohllaut einer schönen, reingestimmten Empfindung zog durch seine Seele. Mit diesem Ausdruck sprach er folgende Strophen:

Hinter dem Walde
Steht ein Hüttchen
Eng und nieder
Mitten im Flieder.

Aus dem Fenster
Lang' ich das Dach,
Netz' ich den Finger
Unten im Bach.

Eine Rebe
Faßte das Ganze
Schlangenwindig
In ihrem Kranze. —

Ach, wie kam es,
Daß dieser Zoll
Die Welt des Mannes
Bedeuten soll?

Höher am Hügel
Liegt ein Stein,
Oft ſitz' ich droben
Im Abendſchein —

Die rothe Erde
Rings um mich her,
Thäler und Hügel
Ufer und Meer:

O wie entzückt' es
Mir ſonſt die Bruſt!
Wie wogt' und drängte
Thatenluſt

Hinüber, hinüber,
Hinaus, hinaus,
Und nirgend die Heimath
Die Welt mein Haus —

Das iſt nun Alles
Nun Alles dahin!
Das enge Häuschen
Das bannt meinen Sinn!

Nicht ſpreitete drinn ſich
Der kleinſte Baum:
O Leben, o Jugend,
Dir gibt es Raum! —

Was ſoll ich wünſchen?
Daß es ſo bliebe?
Daß es einſt ende?
O Liebe! Liebe!

An dieſer Stelle würde ein anderer Liebhaber vielleicht zu ſeufzen erſt anfangen, ſagte Moorfeld; — der unſrige braucht es nicht. Die Empfindung an ſich zu halten, iſt unter allen Umſtänden ausdrucksvoller, als ſie auszudrücken. Hier der Schauplatz der Weiblichkeit — das enge niedrige Hüttchen, — dort der Schauplatz der Mannhaftigkeit, — die weite thätige Welt — und das Hüttchen

Siegerin in dieſem Contraſte. Das ſagt genug. Aber Sie ſehen, eben dieſes Contraſtes bedurft' es.

Hören Sie weiter, fuhr Moorfeld fort. Von dem Geiſte der Poeſie hingeriſſen, aufgeregt in ſeiner tiefſten Klangfähigkeit, war ihm Howland kaum noch etwas Anderes als ein blindes, ja günſtiges Zufallsſpiel, das ihm erlaubte, an erwünſchteſter Stelle das Hochgefühl dieſer Stunde auszuſtrömen. Er recitirte folgendes Gedicht:

Erſt baute der Mann die Hütte, den Herd,
Und fühlte nur ſich und das Seine;
Sein Weib, ſein Kind war ihm Alles werth,
Sie umſchloſſen die ganze Gemeine.
Da ſtand vor den Laren im häuslichen Flur
Die älteſte Gruppe der Natur.

Dann erwachte das mächtige Stammgefühl,
Dem Gleichen verband ſich ein Gleicher,
Häuptern ſtürzten in's Kampfgewühl,
Es belebte die Erde ſich reicher:
Das verwandte Blut, zur Menge geſellt,
Umſchaarte das patriarchaliſche Zelt.

Und die Stämme vereinten zum Volke ſich,
Und ergoſſen ſich durch die Geſchichte;
Die Fehden ruhten, der Hader wich,
Und die Einheit drängte zum Lichte;
Ein Herr, eine Sprache, ein geiſtiges Band,
Ein theures, ein heiliges Vaterland!

Doch die Menſchheit wuchs und der Geiſt gebar
Die großen, die letzten Gedanken;
Das Volk und das Land, wie geliebt es war,
Er zerbrach ſie wie dürftige Schranken,
Er umſpannte die Welt, er umarmte das All
Und erſtürmte der Endlichkeit äußerſten Wall! —

Der Ring iſt geſchloſſen, der Kreis iſt erfüllt,
Und zum Anfang ſtrebet das Ende.
Des Denkers Haupt in Ideen gehüllt,
Wie er Welten zum Preiſe verbände:
Er ſinnet und ſinnt in die Ferne hinaus
Und ſinnet das Glück des Lebens nicht aus!

Es erfreuet ihn nicht der begeisterte Kiel
Und die schönen, geschriebenen Träume,
Es bevölkert kein luftiges Schattenspiel
Des Hauses einsame Räume;
Der Freund der Menschheit, der Bürger der Welt,
Er weinet, daß ihm das Nächste fehlt!

Und der stolze Geist, er kehret zurück
Zu der Menschheit ältestem Triebe,
Das erste sucht er, das süßeste Glück
In des Weibes Schönheit und Liebe;
Die Hütte wird ihm, der häusliche Herd,
Die Stimme des Herzens das Höchste werth!

Wohlan denn, so klag' es und sag' es nur:
Dies Herz, es leidet und liebet!
Mit ihm ist ja ewig die Macht der Natur,
Und alles Andre zerstiebet.
Es singet der Menschlichkeit sterbender Schwan,
Wenn des Weibes vergißt der vergeistigte Mann!

Hier ist der Liebe, sagte Moorfeld, nichts Geringeres als die ganze Menschheitsgeschichte entgegengesetzt. Familie — Stamm — Volk — Cosmopolitismus — vier Weltalter überwindet sie und setzt sich als ihr Letztes, wie sie ihr Erstes war. So verstärkt sich das Gefühl durch die Macht der Idee. Was hilft es, den Professor zum Schäfer zu verkleiden, und im Zeitalter der Reflexion das Haferrohr des Naturlauts zu blasen? Viel besser, man gesteht diese Reflexion tapfer ein, holt aber eben aus ihr die tiefere und tiefste Begründung des Naturlauts. Ist das geschehen, dann darf der Liebende wieder weinen wie das erste einfachste Menschenkind, und wahrlich, er weint dann erschütternder, als der Berg weint, „weil noch sein Lenz nicht kommen will." Thränen, die über Gedanken rieseln, das sind Thränen! die sind des Weibes werth!

Howland antwortete auf diese Demonstration mit einem gänzlichen Abspringen von derselben: Wahrhaftig, Sir, sagte er, ich finde es wenig paßlich, in Amerika ein amerikanisches Gedicht herabzuwürdigen!

Jetzt erkannte Moorfeld die deutliche Absicht dieses Menschen, einen Eclat herbeizuführen. Hatte er so lange ihm Rede gestanden,

so geschah es aus Achtung vor Ort und Umgebung; diese Achtung gebot endlich die entgegengesetzte Behandlung. Moorfeld wandte ihm schweigend den Rücken.

Aber Howland drang heftig in ihn: Was sagen Sie, Sir?

Mit dem Aufwande seiner letzten Geduld antwortete Moorfeld: Die amerikanische Lyrik theilt gegenwärtig das Schicksal aller Nachahmer; sie copirt die schlechten Seiten ihres europäischen Originals. Wir dürfen hoffen, dieses Stadium wird vorüber gehen.

Wie, Sir, also sind Sie ein- für allemal entschlossen, unsern Dichter en chien zu behandeln? Ich sage Ihnen aber, eine Lady hat diese Verse gemacht; werden Sie jetzt Ihr Urtheil mildern, Sir?

Moorfeld, dem der Ausdruck „Verse machen" allein schon ein Gräuel war, antwortete kalt: Das ist für die Kritik ein Adiaphoron.

God damn, Sir! Miß Céleste Bennet hat diese Verse gemacht; wie nun?

Der Dandy hatte seinen Zweck erreicht. Die Sitte ist nur für den Sittlichen und das Gesetz für den Gesetzlichen da. Wie ein Vandale eine kostbare Vase zerschlägt, so war der glänzende Augenblick jetzt in Trümmer geschlagen. Céleste erlag unter einer Wucht von Scham, Zorn und Betrübniß; das Weinen trat ihr nahe. Howland, ihr Beleidiger, brüstete sich als ihr Ritter, Moorfeld, der ihr Blumen der zartesten Huldigung gereicht, wurde als ihr Beleidiger angegriffen, — alle Schönheitslinien liefen verwirrt durcheinander, die Rohheit war Meisterin der Situation.

Céleste flüchtete aus dem Kreise. Howland nahm sich dabei heraus, sie an der Hand zu fassen, und seine Frechheit zu krönen, wandte er sich an Moorfeld mit den Worten:

Mein Herr, ich fordere im Namen dieser Dame Genugthuung von Ihnen.

Der Herr Doctor wird sie ihr geben, erscholl eine Stimme über Howland's Achsel.

Moorfeld wandte sich um und sah mit Verwunderung, daß sich der größte Theil der Gesellschaft als Zeuge dieser Scene eingefunden hatte. Der Saal war fast voll gedrängt von Menschen. Herr Bennet und der Kreis seines Theepavillons standen unter den Vordersten.

Herr Bennet trat zwiſchen Moorfeld und Howland vor. Der Herr Doctor, ſagte er zu Howland, werden die Saiſon an dem Ohio zubringen, indeß ich ſelbſt nach Saratoga gehe. Wir beide ſtehen auf dem Punkte der Abreiſe. Aber den Winter, wie ich höre, wird unſer verehrter Gaſt Newyork zum Aufenthalte wählen, und dann — wandte er ſich an Moorfeld — darf ich Sie vielleicht bitten, Sir, ohne dem Berufe Ihrer Privatmuße ſonſt nahe zu treten, die äſthetiſche Ausbildung meiner Tochter im Fache der ſchönen Redekünſte vollenden zu helfen. Miß Céleſte, wie Sie hörten, verſucht ſich in der Poeſie, und wie Sie gleichfalls hörten, ſind dieſe Verſuche noch derart, daß daran allerdings genug zu thun übrig bleibt. Das iſt die Genugthuung, von welcher Mr. Howland ſprach; laſſen Sie mich meine Bitte mit ſeiner vereinigen, daß Sie dieſe Genugthuung zuſagen wollen.

Wer zu beſchreiben unternommen hat, ſollte von dem Ausdrucke: eine Sache ſei nicht zu beſchreiben, nur den ſparſamſten Gebrauch machen; an dieſem Orte aber müſſen wir bitten, den Ausdruck uns zu geſtatten. Es iſt ſchwer zu beſchreiben, welche Wendung dieſe Dazwiſchenkunft Bennet's der ganzen Situation wie auf einen Zauberſchlag mittheilte. Moorfeld ſah ſich plötzlich an einem ſeiner flüchtigſten Worte gebunden, und unter anſpruchloſem Namen von einem Verhältniß ergriffen, daß er eher ein Orakel als eine Menſchenſtimme zu hören glaubte, — Céleſte war überraſcht, verwirrt, verlegen, beſtürzt, erfreut, fliegende Farben wechſelten widerſpruchsvoll auf ihrem Antlitze, und das leichtverletzliche Mädchenherz ſchien vor Allem nur Eins zu empfinden: den Gewaltact des Zufalls, — der Rowdy Howland ſtand da, blaß und zitternd vor Aufregung; Muth, Scham, Neid, ein Heer von giftigen Leidenſchaften durchjagte ſeine ausdrucksvollen Züge, — Mr. Bennet ſelbſt, die verkörperte Salonſitte dieſes Augenblicks, konnte ein leichtes Wanken ſeiner Stimme nicht ganz verbergen, und der Sturm, den ſein Zauberſtab ſo plötzlich erſtickt, pulſirte unter ruhiger Oberfläche in ſeinem Innern. Und wie die feineren Formen der Geſellſchaft dem Ueberraſchenden als ſolchem keinen Ausdruck geſtatten, ſo war es ein ſeltſamer, ja humoriſtiſcher Contraſt, daß Jeder der Betheiligten dieſe ungewöhnliche Bewegung in den Umgangsformeln des alltäglichen Curſes abfinden mußte. Moorfeld ſprach von ſeiner „Bereitwilligkeit“, Céleſte ſtotterte von ihrem

„Vergnügen“, Mr. Bennet von ſeiner „Freude“ und ſelbſt Howland von einem „kleinen Mißverſtändniſſe“.

Man ſei im Cirkel dieſes Salons, ſagte er, ſo ſehr gewohnt, die Kunſtübungen der Miſſes als bekannt vorauszuſetzen, und namentlich „des Schäfers Botſchaft“ als eine Celebrität unter den Freunden des Hauſes zu betrachten, daß der ausnahmsweiſe Fall mit einem Fremden ihn zu einer Uebereilung verleitet. Dazu erklärte der Engländer, deſſen abnormer Geſichtsvorſprung im Kreiſe dieſer Gruppe jetzt auch bemerkt wurde, daß er das Verſehen auf ſich nähme, den neu eingeführten Gaſt über dieſe Punkte im Dunkel gelaſſen zu haben. Ein dringendes Motiv habe ſeine Aufmerkſamkeit unterwegs auf das Thema der Thier-Perfectibilität gelenkt.

Das Alles mochte nun gelten, ſo viel es werth war. Genug, die Rohheit und die Narrheit hatten ihre Miſſion hier erfüllt. Ihrer bedurfte es, um den Abend zu enden, wie er endete.

Das ſagte ſich Moorfeld, indem der beleidigende Mißklang dieſer Scene ſeine Seele verließ und ein Strom von goldenen Harmonien darüber herfloß.

Den weiteren Verlauf dieſes Abends übergehen wir.

Es war ſchon tief in der Nacht, als Moorfeld unter den dunklen Bäumen der Battery das Haus hinter ſich zurückließ, dem ein Raphael die Form gegeben. Er ſollte jetzt Geiſt hineintragen. Er ſollte dem Mädchen, das ihm ein Adelswappen ihres Geſchlechtes war, lehrend und bildend zur Seite ſtehen, ſollte in der ſchönſten Gruppe zu ihr ſtehen, die in der ſinnlich-geiſtigen Welt denkbar iſt, weil ſie die reinſte und fließendſte Bewegung geſtattet, Sinn und Geiſt in vollwirkendem Wechſelverhältniß zu erfüllen.

Auf dem ſpäten Nachhauſeweg ging der abnehmende Mond über ihm auf. Romulus und Remus! hatte ihm Moorfeld vorgeſtern zugerufen — gewiſſe menſchliche Verhältniſſe haben für ewig ihre Symbole — Abälard und Heloiſe! rief er heute.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Wir begleiten unſern Helden jetzt auf ſeiner Reiſe nach Ohio. Er ſchied aus Newyork in einer Stimmung, die dem Bleiben eigentlich günſtiger, als dem Reiſen war. Unter andern Umſtänden hätte er ſich wahrſcheinlich dem Zuge nach Saratoga angeſchloſſen. Ueberhaupt konnte der Plan ſeines ganzen Aufenthaltes durch den Abend bei Bennet in eine neue Frage geſtellt ſein. So hatte Dr. Griswald — gleichſam in Concurrenz mit Bennet — ſpäter noch zu verſtehen gegeben, es ſei eigentlich wünſchenswerth, daß an der Univerſität ſelbſt die Lehrkanzel für Literatur und Aeſthetik mit europäiſcher Kunſtbildung beſetzt werde, und es hätte unſern Freund nur ein Wort gekoſtet, die öffentliche Stellung, die ihm dieſer Wink zudachte, anzunehmen. Sein Zweck, Amerika's Leben und Treiben kennen zu lernen, ſtand durch eine ſolche Betheiligung an der Menſchenkultur mindeſtens eben ſo gut zu erreichen, als durch die an der Bodenkultur. Kurz, Moorfeld hätte an jenem Abend Stadt gegen Urwald, Newyork gegen Ohio in ſeiner Wahl vielleicht umgetauſcht, wenn — die Freiheit dieſer Wahl noch bei ihm geſtanden hätte. Aber vierundzwanzig Stunden zuvor hatte er ſich, wie wir wiſſen, zu Gunſten Benthal's gebunden. Und er bereute dieſen Schritt nicht. War es ihm ſchon ſorgenswerth erſchienen, einen Charakter wie Benthal ſo bald als möglich auf ein Feld der That zu verpflanzen, ſo wurde er in dem Gedanken noch unendlich beſtärkt, als er Benthal's Braut, Pauline, geſehen hatte. Dieſes dunkle, ſinnige Mädchenbild hatte er an jenem Abend mit einer ſeltſamen Regung ſich gegenübergeſehen. Er bangte für ſie.

Sie erweckte ihm die Vorstellung, daß sie als Hausfrau in einer großen Stadt an dem verfehltesten und unglücklichsten Platz ihres Lebens stehe. Der ganze Himmel Newyorks, dachte er, müßte über ihrem Haupte voll Damocles-Schwertern hängen. Ahnungen treiben oft mehr, als Ueberzeugungen, und Moorfeld fühlte sich getrieben, das Loos Paulinens wie einer Schwester zu bedenken. Dies scheue, schüchterne Mädchenleben dem gefräßigen Egoismus der Welt zu entrücken, schwebte ihm bald als ein natürlicher Beruf seiner Ansiedlung vor. „Jungfräulicher Boden", wie es der Sprachgebrauch nennt, war allein der Boden ihres Gedeihens. Ganz von selbst verband sich ihr Bild mit dem Bilde einer stilldämmerigen Urwaldsbucht. Schien sie doch gleichsam ein verkörperter Waldschatten! —

So reiste denn Moorfeld. Er sieht jetzt Amerika außer Newyork. Vom Hudson an dem Ohio zieht er eine neue Linie Landes- und Volksschau in das Buch, das ihm Newyork aufgethan. Aber es wird uns nicht überraschen, wenn Ton und Stimmung auch in dieser Reihe von Bildern wenig erfreulich sein sollte. Er tritt aus dem Hause Bennet's in der glücklichsten Herzenswärme, die den jungen, lebhaft fühlenden Mann ergreifen kann. Aber dieser Aufschwung kommt nicht seiner Reise zu Gute. Nach der Natur der menschlichen Seele dürfen wir vielmehr das Gegentheil annehmen. Der Kontrast ist groß; die Wirklichkeit, die vor dem Musen- und Grazien-Tempel auf der Battery lagert, wird dem Heraustretenden mit ihren schärfsten, nüchternsten Lichtern in's Auge fallen. Ihre Kälte wird kalt, ihre Häßlichkeit häßlich sein; er wird das Gemeine schneidender als je empfinden. Mit dieser Voraussicht wird es räthlich sein, Moorfeld's Reisetagebuch aufzuschlagen. Die rosigen Zukunftsträume, welche die Katastrophe von Bennet's Rout in seiner Seele entzündet, dürfen wir nicht darin suchen; — sie bilden die duftige Fernsicht seiner inneren Landschaft. Was wir im Vordergrunde sehen, wird so schroff, hart, trocken gefärbt sein, wie es leibt und lebt, und wie ein leidenschaftlich bewegtes Gemüth, dessen Abstoßungskraft wahrhaftig nicht gebrochen ist, bald satyrisch, bald ironisch, bald tragisch, stets aber mit der ganzen Fülle des unmittelbaren Eindrucks es auffaßt.

Darum zogen wir's auch vor, unsern Helden seinen Reiseerlebnissen gegenüber sich selbst vertreten zu lassen, indem wir sein Tagebuch

mittheilen. Es ist in Briefform an Benthal geschrieben, also in der unbefangensten, die wir wünschen mögen. Mit Soratoga hingegen wird vorläufig noch kein Briefwechsel gepflogen, und zwar aus gutem Grunde. Moorfeld's Stellung zu Cöleste lag im Gebiete der reinen Ahnung, sie gehörte den Göttern des Schweigens. Diese Anfänge waren zu anfänglich, als daß das geschriebene Wort sie ausbilden konnte, zumal den Schicklichkeitsgesetzen einer amerikanischen Lady gegenüber. Moorfeld fühlte, der Briefstyl könne hinter das vielleicht stillschweigend Vorhandene nur zurückgehen, nicht aber es weiterführen. Er war also klug genug, ein Correspondenzversprechen, das Höflichkeit ohne Zweifel gewechselt, eben nicht wörtlich zu nehmen.

Mit Benthal aber reist er gleichsam wie mit einem geistigen Wandergesellen. Reist er doch fast nur für ihn, ein natürlicher Zug seines Gemüthes ist's, daß er mit ihm reist. Alles, was der Tag Neues, Charakteristisches, Eindrucksvolles bringt, erlebt er zugleich in der unsichtbaren Gesellschaft Benthal's, und indem er es aufschreibt, nimmt es von selbst die Adresse dieses Freundes an. Die äußere Briefform dabei ist Nebensache, Ort und Tag gleichgiltig, nur daß sich ein Wanderzug durch Pennsylvanien gleichsam unwillkürlich um die drei Hauptstädte Pennsylvaniens: Philadelphia, Harrisburg, Pittsburg gruppirt und entweder in oder dahin der äußerliche Anhaltspunkt des Datums wird. Diese Ortsangaben fehlen nicht. —

Das schien uns in Kürze die nothwendigste Verständigung, die wir den nachfolgenden Blättern vorauszuschicken hatten. Mögen wir uns gestimmt finden, ihnen mit Antheil und Aufmerksamkeit zu folgen.

* * *

Moorfeld's Reisetagebuch von Newyork nach Ohio.

Nach Philadelphia. — Die Locomotive braust durch New-Jersey. Das Land ist flach und bietet dem Auge wenig Beschäftigung. So weit von den Alleghanen und so nahe am Meere erwarte ich es nicht anders. Dagegen fliegen prächtige Wälder vorüber, die mich auf so altem Culturboden überraschen. Der Urwald, scheints, liegt noch überall näher, als man glaubt. Aber der Anblick der Bäume setzt mich in Verwirrung. Ich kenne sie nicht. Die europäischen Bäume

haben es fast alle gemacht wie ich: sie sind pseudonym in Amerika da. Als Europäer geben sie sich sehr selten; namentlich die Eichen sind verstockte Geheimnißkrämer; sie kommen unter allen möglichen Formen vor, nur nicht unter der, die wir an ihr kennen. Ich muß es meinen Nachbarn oft auf Treue glauben, daß irgend ein pächtiger, aber mir völlig fremder Baum eine Eiche sei. Am besten ist noch die Kastanie kennbar; ich sehe sie sehr häufig und immer als guten europäischen Bekannten; nur ist sie groß und stolz hier, etwa wie sie in Serbien oder in Italien prangt. Bekannt heimeln auch solche Bäume an, die man aus europäischen Parks bereits als Amerikaner kennt; — z. B. Lyriodendron tulipifera mit seinem feinen, zierlich ausgeschnittenen Laub, der hier ziemlich gemein ist. Kurz, der hiesige Baumschlag gibt im ersten Augenblick genug zu schauen, er hält die Imagination in beständiger Aufregung. Nur soll michs wundern, ob er auch das Gemüth zu fesseln weiß. Fremde Bäume sind eigentlich schauerlich. Wenn sie nicht Kindheitssprache mit uns reden, so bleiben sie unverständlich wie Gespenster. Indeß hat mich der Anblick großer Waldfluren doch wieder ganz eigenthümlich gepackt. Ich brenne vor Begierde, diesem Naturleben näher zu treten.

Nach Philadelphia. — Ja, dieses Volk ist groß! Ein Freiheitsgeist, dessen Bewußtsein keinen Augenblick unterdrückt werden kann, durchdringt es in allen Klassen und Schichten; überall siehst du den Menschen als Mensch. Mein Mr. Staunton hat ein wahres Wort durch seine falschen Zähne gesprochen, als er sagte: „im alten Land fühlt sich selbst der höchste Beamtete als ein Diener; bei uns möchte der niedrigste Dienst gern für ein Amt gelten.“ Auf halber Fahrt zwischen Newyork und Philadelphia erschien ein Gentleman in unserm Wagen, der mit einer Haltung, die einem Staatsrath Ehre gemacht hätte, diplomatisch kühl und höflich von Passagier zu Passagier wandelte, Jedem irgend eine intime, gewichtige Depesche zuflüsterte, worauf er mit einer graciösen Handbewegung in seine Busentasche (Brusttasche klingt zu gemein) seinen lauschigen Fuß weiter setzte. Bald kam auch die Reihe an mich. „Es wird Ihnen gefällig sein, mein Herr, die Fahrtaxe zu entrichten.“ Und dabei stand der Mann vor mir —

„ein Cavalier wie andere Cavaliere.“ Da ich unvorbereitet war und ihn etwas länger aufhielt, als meine Mitreisenden, fragte er inzwischen meinen Nachbar, was die neueste Rede des Hrn. Clay „gemacht habe“ und ob er der Meinung sei, daß General Jackson den Bundesgerichtsspruch für die Cherokees vollziehen werde. Folgte eine kleine, staatsmännische Unterhaltung, indeß ich mein Kleingeld zählte. Ich gestehe, die Scene war mir neu. Ich musterte mir den Gentleman-Conducteur noch mit manchem Blicke; ich konnte aber nicht das geringste Abzeichen an ihm entdecken. Zuletzt war ich „grün“ genug, mein Befremden gegen meinen Nachbar merken zu lassen. Mein Nachbar war ein langer, hagerer Mann, aber meine Frage blähte ihn auf wie eine frische Brise ein schlappes Segel. Er streckte Arme und Beine aus wie ein Bachkrebs, der an einer schwierigen Stelle ans Ufer klettert, spuckte weit von sich, zog seinen Vatermörder in die Höhe und sagte „mit Sonnenschein in der Brust“: Ich rathe, Mister, ein Conducteur ist kein Hund, das ist ein Factum; wozu ein Abzeichen? Sollen Bürger im Dienste ihrer Mitbürger mit Halsbändern herumlaufen und sich zeichnen lassen wie eine Galloway-Kuh, als wären sie die Hausthiere der Nation und nicht freie und selbstständige Männer, die unter ihres Gleichen wandeln? Verdammter Unsinn wär's! Wir sind ein Volk von Souverainen. Was wir von einander zu wissen brauchen, das ist: wie wir politisch gesinnt sind; darum tragen wir die Abzeichen unsrer Partei. Was wir aber nicht zu wissen brauchen und was in guter Gesellschaft überhaupt Keiner vom Andern fragt, das ist: wovon er lebt; darum tragen wir keine Abzeichen unseres Gewerbes — der Conducteur so wenig, als der Präsident. So ist es, mein Herr, es wär' Schade wenn's anders wäre, das ist ein Factum. Reisen Sie durch die ganze Union und Sie werden keinen einzigen Officianten in irgend einer Branche finden, der ein Abzeichen trüge. Nicht am Zeichen erkennen Sie ihn, sondern an der Sache selbst, einfach daran, daß er Sie bedient und höflich bedient. Im Uebrigen ist er Gentleman wie Sie. In Wahrheit, mein Herr, Alles was im hundertsten Gliede mit der Livree verwandt ist das hassen wir mit jenem heilsamen Instinkte der Gleichheit, welcher die unzerstörbare Grundlage der Republiken ist. Ein freier und aufgeklärter Bürger der Union duldet kein Abzeichen an seinem Leibe. All men are equal! Wir sind eine

Nation von Souverainen. Es thäte mir leid, wenn's nicht so wäre. — Klingt das nicht prächtig? Schade nur, daß das Schöne einen so kurzen Moment hat! Denn kaum waren wir eine Meile weiter gefahren, als an der nächsten Station ein Conducteur seine Streife durch den Wagen machte und uns die Fahrtare nach Philadelphia abforderte. Wir staunten nicht wenig. Der Mann trug ditto kein Abzeichen, aber seine Legitimation, die wir ihm abfragten, war in Ordnung, und so blieb nichts anders übrig, als die Börse zum zweitenmale zu ziehen. Das ist die Lehre von der Toilette dieser Republik. Bürgermilizen prangen in höchst überflüssigen Uniformen, und Conducteure perhorresciren höchst nothwendige Abzeichen. — „Wir sind eine Nation von Souverainen"; das ist freilich die Wahrheit: aber auch von Beutelschneidern, — das ist die ganze Wahrheit.

Philadelphia. — Ich bin in der zweiten Hauptstadt Amerika's angekommen. Wie sie mir gefällt? Lieber Bruder! Nimm einen Westenstoff, der bekanntlich ein viereckiger Fleck ist, laß das Muster selbst wieder quadrillirt sein, und denke Dir, Du siehst Philadelphia. Die ganze Stadt ist ein großes Quadrat, und wie sich sämmtliche Straßen im rechten Winkel schneiden, so besteht sie aus lauter kleinen Quadraten. Ich komme mir in Philadelphia vor wie das Thier „von einem bösen Geist — nicht im Kreis, sondern im Viereck herum geführt." Ich gehe stundenlang in der Stadt herum und bemerke nicht, daß ich von der Stelle komme. Jede Straße wiederholt die vorhergehende, jedes Quarré von Häusern ist wie ein Feld im Schachbrett allen übrigen gleich. Berlin und Mannheim sind mit wahrhaft orientalischer Phantasie gebaut gegen die steifleinene Einförmigkeit von Philadelphia. Die Häuser, die Bäume, die Gesichter könnten aus einer Schneidemaschine herausgefallen sein, so fabriksmäßig uniform ist Alles einander. Ja, auch die Gesichter. Hinter jeder Fenstergardine steht genau die nämliche dünnspitze Fuchsnase, blinzelt das nämliche mißfarbige Augenpaar, das mit einem Blick in den Himmel und mit dem andern in die Dollarkiste schielt, und das von dem blauen und gelben Reflex des Himmels und des Dollars einen verflucht grünlichen Farbenton annimmt, den wir uns

einem eigenen Kunstausdruck Quäcker-Augen-Grün nennen müssen. In der That, diese Fuchsnasen und Katzenaugen sind die physiognomischen Grundzüge der Bruderstadt. Dabei herrscht für ein so großes Straßenleben eine widernatürliche Stille und Sauberkeit hier. Die Stadt soll 300,000 Einwohner haben — und sind sie alle lebendig? fragt' ich unwillkürlich, als ich's zum erstenmal hörte. Die guten Quäcker bilden sich freilich ein, ihre Residenz habe ein aristokratisches Air; zugestanden meinethalben; man glaubt nämlich eines jener hocharistokratischen Skelette vor sich zu haben, denen allerdings kein sterblicher Schweißtropfen mehr an die Haut tritt, aus dem einfachen Grunde, weil sie überhaupt nicht mehr lebendig functioniren und ihre ganze Diät auf einen Hühnerflügel und eine Morrison'sche Pille reducirt ist. So laufen auch hier jene Schweine nicht herum, welchen man in den Nebenstraßen Newyorks begegnet; dafür begegnen Dir auffallend viele Pfarrer hier, was noch ärger ist. So ein Quäcker-Pfarrer, der in Vater Penns Bruderliebe macht, ist vollends unbeschreiblich. Da wandelt er einher in seinem langschößigen erfordfarbigen Rock, den Kopf in einen steifen Kragen eingekeilt, einen Hut mit niedriger Krone und breiter Krämpe auf den mausgrauen Haaren, silberne Schnallen an den blankgewichsten Schuhen, und im Gesichte, das eine Mischfarbe von Talg und welken Herbstblättern hat, ein altgebackenes schimmeliges Lächeln, eine unaussprechlich-erlogene Mischung der schärfsten egoistischen Gifte mit süßlichen Ingredienzen — nein, dieses Lächeln ist nicht zu copiren, ich wiederhole es noch einmal. Im mildesten Falle gleicht es einem Topf voll verdorbener Compote, in welchem die Zuckergährung mißlungen ist, in der Regel aber ist es bösartiger. Wahrlich, der wunderliche Girard wußte was er that, als er mit fürstlicher Munificenz sein Girard-College, die größte Privatstiftung der Welt, gründete, aber die testamentarische Bestimmung hinzufügte, daß kein Geistlicher von was immer für einer Glaubenssecte die Schwelle seiner Anstalt betreten dürfe. In Europa, wo man herrschende Kirchen hat, lebt der Geistliche, namentlich der katholische, im Corporationsgefühl einer gefestigten und angesehenen Stellung mit einer gewissen Naivetät, die ihn zum bequemen, häufig zum liebenswürdigen Gesellschafter macht; hier, wo die Kirche als solche nichts gilt, wo geistliche Gemeinden sich bilden und auflösen wie Theekränzchens, wo es leichter ist, eine Wiese

voll Heuschrecken zu hüten, als eine religiöse Gesellschaft zusammenzuhalten, hier kommt Alles nicht auf die kirchliche Autorität, sondern auf die Autorität der Persönlichkeit an; in Folge dessen hat sich unter den hiesigen Pfaffen ein Pharisäerthum ausgebildet, an dessen Ekelhaftigkeit eine europäische Vorstellung schwer hinreicht. Philadelphia scheint nun die wahre Zionsburg der geistlichen Heuchelei. Ich glaub' es dem alten Girard, der ein munterer Franzose war, herzlich gern, daß er sich diese Race vom Leibe halten wollte, vom lebendigen, wie vom todten. Die Quäcker duzen sich noch wie zu Vater Penns Zeiten und alle Welt nennt sich einander „Freund". Das verbreitet nun einen Geruch in Philadelphia als ob alle Leichen seit Vater Penn unbeerdigt herumlägen. Wahrlich, man muß den gestorbenen Geist begraben, wie den gestorbenen Körper. Unsre Regierungen thun ganz wohl, wenn sie die Bildung jener Secten nicht dulden wollen, welche scheinbar auf das reine und unschuldige Urchristenthum zurückgehen. Eine infame Lüge ist's, den patriarchalischen Kleingemeindengeist im modernen Industrie- und Interessenleben etabliren zu wollen. So ein Quäcker-„Freund" klingt mir immer, wie das „sei gegrüßt, Rabbi". Die Kerls sehen auch ganz darnach aus wie Judas und Kaiphas auf der Seelenwanderung begriffen. Was sag' ich? Die jüdischen Pharisäer kreuzigten von Christus nur den Leib, aber das Evangelium ließen sie laufen. Die hiesigen vergössen kein Blut, bewahre! aber sie verurtheilten ihren „Freund" Christus auf lebenslänglich zu ihrer vermaledeiten Schweigehaft und das Evangelium selbst wäre gemordet. Die Schweigehaft ist eine echt pennsylvanische Erfindung. Man muß diese frommen säuberlichen Straßen mit ihrem heimtückischen Stillschweigen, diesen Virtuosennutz der Langweile und Scheinheiligkeit kennen lernen, um zu begreifen, wie hier und nirgend anders jenes Henkerthum in Glacehandschuhen, jene teuflische Bruderliebetortur erfunden werden konnte, welche das pennsylvanische System heißt.

Philadelphia. — Als ein gewissenhafter Reisender besucht' ich es auch, — das State penetentiary, mein' ich, das hochberühmte Original des pennsylvanischen Systems. Ja, freilich ist's ein Wunder des menschlichen Scharfsinns. Ein einziger

Wächter übersieht fünfhundert Zellen! Der Kerl sitzt wie eine Spinne in ihrem Sacke, von ihm spannt sich der ganze grauenvolle Fächerbau des Gefängnisses aus, kein Zellenfenster blickt in das andere und er in sie alle! Eben so predigt Sonntags der Prediger aus diesem Mittelpunkte den Sträflingen das Wort Gottes; an ihre Eisenthüren geklammert, strecken sich fünfhundert bleiche Köpfe nach ihm vor, eine ganze Volksversammlung! und jeder Einzelne ist einsam und Keiner bekommt den Andern zu Gesichte. Das heiß' ich Netze flechten! Das Haus verwahrt gegenwärtig dreihundert Gefangene. Nur dreißig davon sind Deutsche. Und selbst diese büßen größentheils wegen Pferdediebstahl, ein Vergehen, das in Amerika sehr schwer wiegt, aber in Ungarn sehr leicht. Ei Miklós, warum so traurig, fragt' ich in meinem Geburtsorte einst einen Czikós. Ein Schlingel hat mir Pferd von der Heerde gestohlen, antwortete der Roßhirt. Dann zeig's den Gerichten an, erwiderte ich. Wo sind Gerichte? Stuhlrichter liegt besoffen auf der Hochzeit von Jánes Iranyi, Vicegespann ist gefahren auf Jagd — Nun was willst du machen? — Bassama! stehl ich mir anders Pferd, sagte der offenherzige Naturssohn, ein Kerl, dem ich mein letztes Hemd vertraut hätte, aber das Pferd hat er mit höchster Wahrscheinlichkeit wirklich gestohlen. Kurz, es ist ein ungeheurer moralischer Unterschied, ob ich Jemanden Geld aus der Kiste nehme, oder Geldeswerth vom freien Felde weg in Gestalt eines freien Naturgeschöpfes. Das scheint aber der Yankee, der nicht empfinden, sondern nur rechnen kann, nicht zu unterscheiden und unsre armen Deutschen, die von Schiffsmaklern, Agenten, Land-Jobbern u. s. w. vielleicht zehnfach ärger geplündert worden, verzweifeln nun, weil sie sich vier nothwendige Beine von fremder Weide holten, in den grauenvollen Pennsylvaniazellen. Ich sage, sie verzweifeln und das ist wahrlich keine sentimentale Unterstellung. Die statistischen Schneiderellen, die überall das Maß nehmen, haben sich eingebildet, es auch hier nehmen zu können, und glücklich herausdividirt, daß nur zwei Procent Selbstmorde oder Wahnsinn im Pennsylvaniagefängniß vorkommen. Wohl verstanden: im Gefängniß, wie viel aber draußen als Nachwirkung einer Pennsylvaniahaft, so weit reicht die Schneiderelle nicht mehr. — Mein Besuch in diesem Marterhause traf auf einen Deutschen aus Rheinbaiern, ein junger Mann nicht ohne Bildung. Auch seine Ge-

sichtszüge mußten glücklich gewesen sein, ließen aber ihr Einst kaum noch errathen. Das Gesicht war offenbar länger geworden, eine aschfahle Blässe bedeckte es durch und durch, sein Blick stierte gläsern. Und doch war er noch nicht zwei Jahre hier, denn seine erste Frage war, wie der Sturm auf Warschau ausgefallen? Das Bevorstehen desselben hatte er noch „draußen" gelesen. Wie weh ward mir zu antworten! Ich sprach dafür von Börne und von der Rührigkeit der republikanischen Partei in Paris, um nur etwas zu sagen. Er hörte mir mit einem stillblöden Lächeln zu, schien aber von dem Inhalte nicht so bewegt wie ich meinte; er weidete sich offenbar am bloßen Klang der deutschen Sprache. Auf dem Tisch sah ich ein Buch liegen. Es war die Bibel. Das ganze Ameublement einer Pennsylvaniazelle besteht nämlich bloß aus vier Stücken: Tisch, Stuhl, Bettstelle, Bibel. Ich fragte den Gefangenen, ob auch andere Lectüre gestattet würde? Er verneinte es. Ob ihm die Bibel hinlänglich Gedanken gäbe? Er streckte seine Hand nach dem Plafond aus und sagte: In dieser Ecke, mein Herr, denke ich darüber nach, wie der Geist des zwanzigsten Kapitels vom zweiten Buch Mosis mit der katholischen Priesterlehre sich in Einklang bringen lasse. Ich ließ mich, da ich nicht stark in der Bibel bin, auf dieses Problem nicht ein und fragte ihn bloß, ob er dazu die Stubenecke bedürfe? Allerdings, mein Herr, war seine Antwort, ich lebe nur von drei oder vier Phantasien hier und die wohnen in den Zellenecken. Wissen Sie das nicht? Er sah ganz unbefangen dazu aus. Mir ward seltsam zu Muthe. Wer wohnt denn in der zweiten Ecke? fragte ich. In dieser Ecke sehe ich die sechstausend Sclaven kreuzigen, die nach dem Aufruhr des Spartakus gefangen wurden. Die ganze Straße zwischen Rom und Capua gab's eine Allee von Kreuzen und zwar eine Doppelallee. Darunter promenirten die römischen Damen und Herren und genossen des Schattens, — so lange bis der Duft nicht kam. — Ich starrte den Menschen an. — Und in der dritten? — Der Sträfling antwortete: Ich war in Kentucky einst in der üblen Lage, einen Sclavenaufseherdienst nehmen zu müssen. Da unterhielt sich mein Herr einmal mit einer jungen Negerin damit, daß er aus einer gewissen Entfernung mit einem Bowiemesser nach ihrem nackten Leibe warf. So oft er sie getroffen, mußte sie das Messer eigenhändig aus der Wunde ziehen,

es ihm zurückbringen, ihm die Hand küssen und sich von Neuem aufstellen. Das ganze Spiel dauerte so lange bis sie hinsank. Voll Abscheu verließ ich das Ungeheuer; in dieser dritten Ecke aber kam die Scene wieder zum Vorschein und — leider muß ich's gestehen — mit einer Art von Genuß. Ach, mein Herr, was sind die Freuden des Einsamen! — Ich war außer mir. Und in der vierten? hatte ich kaum doch den Muth zu fragen. In diese Ecke blicke ich nie! flüsterte der Unglückliche abgewendet; seine Stimme klang hohl und ein Schauder überflog ihn.

Mich auch. Ich bekam eine entsetzliche Anwandlung in diesem Augenblicke. Es ist ein gewöhnliches Phantasiespiel von mir, daß ich mir einen blonden, lächelnden Kindskopf in's zitternde Greisenalter übersetze; umgekehrt kann ich kein blutleeres Runzelgesicht ansehen, ohne mir sein vollwangiges Jugendbild herauszustudiren. In demselben Sinne tret' ich manchmal vor den Spiegel, um den Menschen darin zu erblicken, der ich selbst nach zwanzig oder dreißig Jahren sein werde. Ein solcher Phantasiespuk war's, der mir jetzt begegnete. Blitzschnell verwechselten sich die Personen und ich stand an *seiner* Stelle. Hu! fort von hier. Eine Schauderthräne trat mir in's Auge. Ich machte, daß ich aus dem Hause kam.

Nun sage mir! In Europa gibt's Censoren, welche die Gedanken morden, in Amerika Strafhäuser, welche den Menschen an seine Gedanken ausliefern. Was ist der größere Jammer? Ich glaube das Letztere. Streicht, Censoren! streicht! Phantasie ist ein Bruthaus des *Wahnsinns*! Verschlinge der Abgrund das pennsylvanische System!

Philadelphia. — Schinderhannes war sehr bornirt, sein Wesen am Rhein zu treiben. Er hätte Director einer amerikanischen Bank sein müssen. Wir lesen die Zeitungen über Amerika viel zu flüchtig in Europa. Sonst würden wir nicht von Vereinigten Staaten, sondern einfach von Raubstaaten reden. Ich war gestern, um mir das Zellengefängniß aus dem Sinne zu schlagen, noch in einer hiesigen „Wistar-Parthie". Mein Wirth, oder vielmehr mein „Freund" hatte mich daselbst eingeführt, wahrscheinlich zur Entschädigung, daß er mir die Baltimore-Ducks, eine delicate Entengattung, um die Hälfte theurer als in Newyork an-

rechnete, da sie doch in Philadelphia um die Hälfte billiger sein könnten. (Ich speise nämlich standhaft nach der Karte.) Die Wistar-Parthien sollen die hiesigen Elite-Soireen sein und der Philadelphier läßt sich merken, daß ein Reisender, der von Newyork kommt, Augen und Mund aufsperren muß über seine bessere Bildung. Aber die Amerikaner haben nun einmal Unglück mit mir. Ich kann sie nirgends in ihrer rechten gloire sehen. Die Wistar-Parthie vollends war ein Rendezvous, wie gesagt, mit dem Schinderhannes. Freilich fand ich die parfümirteste Gesellschaft dort, Menschen, die, wenn es auf ihr Havannahblatt und auf ihren East-India-Madeira allein ankäme, die Crême der Gesellschaft wären; als aber besagter East-India-Madeira meine freien und aufgeklärten Bürger etwas unfrei und trübe zu machen begann, da wagte sich der Schinderhannes in Lebensgröße aus seinem Schlupfwinkel. Die Geld-Frommen von Philadelphia sind noch ganz außer sich über die Zerstörung ihres Tempels, der schönen marmornen Nationalbank am Schuylkill die der gottlose Nabbuchodonosor, General Jackson, geschlossen hat. Ach, es ließ sich so hübsch Bruderliebe darin machen! Die Herren Actionärs hatten bereis drei Viertel des Nationalvermögens in der Tasche, und nur noch ein weniges, so sackten sie auch das letzte Viertel ein. Da wählte das Land im gemeinen Instinkt seiner Selbsterhaltung den alten Eisenfresser von New-Orleans, der nun auch ein Papierfresser wurde, und um die nobleren Instinkte war's geschehen. Die Dollar-Heiligen zu Philadelphia mußten sich begnügen, East-India-Madeira bloß zu trinken, nicht auch zu baden darin: ist das nicht zu viel des Märtyrerthums? Darob Heulen und Zähnklappern in Israel und Taufe diverser Hunde auf den Namen Jackson.

In der That, einer der gläubigsten Papier-Priester meiner Wistar-Parthie stand, als die Discussion dieses Gegenstandes schon den Siedepunkt erreicht hatte, mit der fanatischen Prophezeihung auf: Jackson würde am Galgen oder im Gefängnisse sterben, die Bank der Vereinigten Staaten aber auferstehen und alle menschlichen Institutionen der Welt überdauern. Ein Kerl, der sich Bischof nannte, weiß Gott von was für einer Winkelkirche, bekämpfte heftig einen englischen Baronet, der die Vortheile und Nachtheile des Papiergeldes mit Ruhe aus einander setzte, aber vom elenden Widerspruch seines Gegners gereizt, zuletzt sich gleichfalls erhitzte und auch die Vortheile mit dem schwär-

zesten Raisonnement verfinsterte. Es ist hier nicht mehr von Geld und Papier die Rede, es ist die Rede von Catilina und Cicero, rief er mit erhobener Stimme. Die Bank war Catilina, General Jackson Cicero. Um die Verfassung war's geschehen, der Staat war umgestürzt, wenn die Bank bestehen blieb. Oder sollen wir Fremde, meine Herren, nicht so weit unterrichtet sein über Ihre inneren Zustände, daß wir nicht wüßten, wie die Bank zu einer Macht herangewachsen war, welche dem Catilinarischen oder Robespierre'schen Terrorismus nichts nachgab? Der Schrecken herrschte in Ihrer Republik, der Schrecken des Credits! Wohin das Lächeln der Bank strahlte, da wucherte ein papiernes Zauberleben von Glück und Ueberfluß empor, wo der Blitz ihres Zornes niederfiel, erstarrte Handel und Industrie zu Nordpols-Winterschlaf. Ganze Städte und Provinzen hielt sie in Abhängigkeit und Gehorsam gegen sich; was sag' ich, die ganze Union lag ihr zu Füßen, denn dreihundertunddreißig über das Land vertheilte Schwindelbanken buhlten um die Gunst ihrer Notenannahme zu Philadelphia; Philadelphia herrschte wie der Großkhan der goldenen Horde über ein Heer von Satrapen, Vasallen, Unter-Despoten und Subaltern-Tyrannen. Was war dieser Macht gegenüber die Verfassung? Die Bank zu Philadelphia war die Verfassung! sie wählte, sie machte Präsidenten, Senatoren und Deputirte, sie handhabte Legislative und Executive, sie war Papst, Cäsar, Omniarch! Die Gefahren Ihrer Freiheit — Neider! Neider! Neider! schrie der Bischof oder vielmehr das Faß Madeira in ihm mit einer Wuth als wäre er vom Beelzebub besessen, — man bedroht gern unsere Zukunft, wenn man den Flor unsrer Gegenwart nicht leugnen kann. Ob in einem Wahlflecken das Gewissen oder die Guinee votirt, ist ein Ding das dies- und jenseits des Oceans besser aus dem Lichte bleibt. Was kümmert uns der späte Verlauf einer Institution, die uns täglich und stündlich mit Wohlthaten überhäuft? Lassen wir die politische Seite hier aus dem Spiele, Sir, und halten wir uns an die sociale, Sir! Ist das Papier nicht die Quelle unsres Wohlstands, unsrer Macht, unsrer Nationalgröße geworden? Wer hat unsre Städte gebaut, unsre Canäle und Straßen gebahnt, unsre Häfen mit Flotten gefüllt, unsre Wälder und Prairien mit Menschen bevölkert; wer führt den Pflug, das Steuerruder, die Bergmannshacke, das Schwert und die Lunte, wenn nicht das Papier?

Lassen Sie uns mit Metall wirthschaften und der Indianer skalpirt uns heute noch am Delaware, statt daß er hinter'm Mississippi uns um Gnade bittet. Die Banknotenpresse macht uns zum ersten Volk der Welt; die Bank stürzen heißt den Staat stürzen. War das Privilegium unsrer Nationalbank nicht abgelaufen im Jahre elf und haben ihre eifrigsten Gegner nach fünf Jahre nicht selbst auf ihre Wiederherstellung gedrungen, weil uns der Krieg mit England inzwischen gelehrt hatte, daß ohne Papier kein civilisirter Staat selbsterhaltungsfähig ist? Wie, Sir? leugnen Sie das, Sir? Als Engländer gewiß, aber als Vernunftwesen nicht. Und wenn der dornirteste Schuft unter der Sonne, General Jackson, gestern sein Veto einlegte, — glauben Sie nicht, Sir, daß mein geehrter Vorredner recht hat: der Kerl baumelt eher am Galgen, als daß morgen die Bank nicht von neuem erneuert wird? Was sagen Sie, Sir? Eine triumphirende Beifallssalve belohnte den brüllenden Logiker. Die Erinnerung an den letzten englischen Krieg, den die Union bekanntlich siegreich geführt, schien eine zu glückliche und beißende Argumentation, als daß der arme Baronet nicht überwältigt sein mußte. Aber das Gegentheil. Gerade diese Anspielung pflanzte er selbst auf sein Bajonnet. Und wie dem Manne eine kräftige Bruststimme zu Gebote stand, die durch ein Bataillon engbrüstiger und näselnder Yankeestimmen schlug, so klang es wie eine Gerichtsposaune, als er anfing, seinen Widerspruch aufzubauen. Ganz recht, meine Herren, rief er, daß Sie der letzte englische Krieg den Vortheil, oder besser, das Bedürfniß des Papiergeldes fühlen lehrte; auch wir haben den Napoleon mit Papiergeld besiegt. Der Krieg, der die sittlichen Güter einer Nation vertheidigen soll, entzieht derselben in allen Fällen ein mehr oder minder großes Quantum materieller Güter, Capitalien genannt, und gibt sie der Zerstörung preis, um jene höheren Güter zu retten. Diese Capitalien müssen auf dem Altar des Vaterlandes verbrannt werden, wie irgend ein Brandopfer; es wird also Zündstoff nothwendig sein, sie in Brand zu setzen. Dieser Zündstoff ist das Papier. Das Papier verwandelt die Nationalopfer von Capitalien in Asche, freilich ohne daß die Opfernden selbst es wissen, oder geduldig wollen. Genug, wenn bei der menschlichen Schwäche des Egoismus ein Opfer für's Ganze nicht anders zu erhalten ist, als indem man es verhüllt, und mit einem momentanen, erlogenen Werth

ersetzt. Als die karthaginiensischen Frauen aus ihren Kopfhaaren Bogensehnen flechten ließen, als die polnischen Großen die silbernen Särge ihrer Ahnen in die Münze schickten, leisteten sie das Opfer bewußt, der Staat brauchte ihnen nicht Papierwerthe dafür vorzuspiegeln. Aber das sind Ausnahmsfälle der Begeisterung, der Verzweiflung, wenn Sie wollen, und in der Regel wird der Krieg von denen, die er vertheidigt, die Mittel ihrer Vertheidigung nicht anders erhalten können, als indem er sie ihnen scheinbar vergütet, bis sie den wirklichen Verlust kennen lernen, da sie dann freilich betrogen, aber auch gerettet sind. Dies der Krieg. Aber herrscht in diesem Lande beständig Krieg? Leben Sie in einem Krieg mit sich selbst, meine Herren? Bei Gott, so ist es. Sie führen einen Krieg der Reichen gegen die Armen, nein, nicht einmal das! denn in Michigan weiß ich eine Bank, deren ganzes Vermögen in den Metallplatten besteht, womit sie ihre Noten druckt, und in Missouri weiß ich eine andere, deren Baarfond ein einziger Dollar ist! Michigan und Missouri sind aufstrebende Staaten, Staateneier wie sie hier Landes vor der Hälfte der Brutzeit die Schale sprengen, es koste was es wolle. Und wahrlich eine Metallplatte zum Banknotenpressen kostet blutwenig. Ist erst der Strom der Ansiedler da, jene unglücklichen Helotenschwärme von deutschen und irischen Einwanderern, die mit einem zerrissenen Zeltwagen, einem Pferdegerippe, zwei harten Männerfäusten und sechs hungernden Familienmägen auf tausend Meilen von der Cultur wegagentirt worden sind, was bleibt ihnen anders übrig, als zu arbeiten für Alles, was man ihnen als Geld anzubieten die Laune hat? zu arbeiten für eine Handvoll jener Lumpen, deren sie selbst ihren Wagen voll besitzen, nur daß diese noch nicht die Papiermühle passirt? So zahlen Sie auf dem Lande, so zahlen Sie in den Städten, und indem die papierne Lüge von Hand zu Hand geht, können Tausende von Auswanderern ihr Glück in die Heimat berichten, bis Jene zum Worte kommen, an welchen die Execution des Bankbruchs vollzogen wird. Leider gelangen nur Bankbrüche ersten Rangs zu einiger Oeffentlichkeit, also daß der Ruf der Prosperität und Calamität in den Vereinigten Staaten fortwährend ein unrichtiger ist. Ich aber, meine Herren, ich habe den Fallissements Ihrer Banken seit dem Jahr 1811 nachgerechnet und gefunden, daß Sie bis heute, also innerhalb einer Generation,

für zweihundert Millionen Dollars fallirt haben. Schlage ich einen Taglohn durchschnittlich zu $1\frac{1}{2}$ Dollar an, so haben Sie einer einzigen Generation Ihrer Mitbürger 150 Millionen Arbeitstage gestohlen! Damit läßt sich was ausrichten! Das thut Ihnen allerdings keine Nation der Erde gleich. Von dem Geheimniß Ihrer Fortschritte ist das der Schlüssel. Aber sehen Sie bei einer solchen Lage der Dinge von der politischen Seite Ihres Bankwesens nicht länger mehr ab zu Gunsten der socialen Seite. Wahrlich noch schwärzer wird letztere dabei. Gestehen Sie, daß Sie mit einer solchen Summe von Robottagen Ihre arbeitende Klasse ärger mitnehmen, als die Spartaner ihre Heloten, oder die polnischen Magnaten ihre leibeignen Bauern.

So oder mindestens ähnlich durfte ein Engländer in der Fremde reden. Was für eine herrliche Sache ist's um einen großen nationalen Rang! Wie blaß stand ich als Deutscher daneben!

Aber sein Raisonnement that mir in der Seele wohl. Ich weiß nun, was ich den Amerikanern zu antworten habe, wenn sie mir ihre Nationalgröße vorprahlen. Ich werde sagen: hätte Falstaff seinen Sekt bezahlt, so wäre er nicht so dick geworden, und ein Falstaff ist auch noch kein Riese! Der hiesige Materialismus braucht mir nun eben so wenig zu imponiren, als es der Idealismus gleich anfangs nicht that. So werde ich Schritt für Schritt freier.

Nach Harrisburg. — Pennsylvanien heißt „der Garten der Union." So viel ich sehen kann, verdient es diesen Namen. Wohin man blickt, ist der Gesichtskreis voll von Bildern des Wohlstandes und der Zufriedenheit. Farm an Farm reiht sich unabsehbar über die hügelige Bodenfläche eines Landes, dem es nirgends an Wald, Wasser, Weide und wie es scheint an Fruchtbarkeit gebricht. Jeder Farm liegt in der Mitte des Seinen — für das Auge ein volles Rund. Das Haus umgibt der Blumen- und Obstgarten, lange Feldbreiten von Mais und Waizen schließen sich an, grasreiche Wiesengründe folgen, und das Ganze begrenzt gewöhnlich irgend ein Halbzirkel von Wald, dessen Nähe der Farmer gerne sucht. Wie die Flüsse schweifen, die Thäler ziehen, sanfte Abhänge, bewaldet oder bebaut, sich durch die Ebene mischen, zerstreute Bauernhöfe nach Ost

und West ihre Fronten ins Land kehren, so gibt es auf jeden Hügel von ein paar Ellen Höhe eine freundliche, anmuthige Umschau. Kurz das Land ist nicht eben malerisch, aber heiter, behaglich.

Nach Harrisburg. — Im Postwagen ist der Mensch fast auf der ganzen Erde unliebenswürdig, der reisende Yankee aber ist ein Ungeheuer. Ich erlebte heute eine Probe davon, die auch einen Holländer toll gemacht hätte. Ich fuhr im Stagewagen nach Reading, oder vielmehr in der Richtung dahin. Meine Reisegefährten waren: erstens, ein Kaufmann aus Sunbury, zugleich Schuldistrictsvorsteher, Milizlieutenant, Geschworner, Straßenbaucommissär, Bibelverbreiter, Sträflingsbesserer und Temperance-Ausschuß-Mitglied, Zweitens, ein Indian-Trader, einer aus dem Orden jener speculativen Industrie-Ritter, welche zur Zeit, wenn die exproprirten Indianerstämme ihre Renten für abgetretene Ländereien ausbezahlt bekommen, mit nichtsnutzigem Hausirerkram, hölzernen Muskatnüssen, hörnernen Feuersteinen, schlechtem Branntwein u. dgl. den fernen Westen bereisen und sich das Blutgeld wieder heim holen. Drittens, die blasse, grämliche Frau eines Philadelphier-Advokaten, welche viel über Unverdaulichkeit klagte und ein noch blässeres Kind auf dem Schooße hielt, ein Würmlein — Gott verzeih's — wie eine Made. Nun höre, wie mir's zwischen diesen drei Menschen erging. Der Indian-Trader hatte mir gleich beim Einsteigen seinen dickbenagelten Stiefelabsatz in die Herzgrube gedrückt und mir das Herz fast abgedrückt. Als er dann saß, legte er seine zwei langen Beine wie Greifscheeren auseinander und zwar auf meine Schultern. Dagegen durfte ich eigentlich nichts einwenden, denn das Recht der Beinausstreckung gehört in jeder Lage des Körpers zu den wichtigsten Privilegien des Yankee. Blos auf dem Wege des friedlichen Vertrages erschlich ich mir so viel, daß er die Beine nach Art eines Viaducts über meinen Kopf spannte, und sich's gefallen ließ, da ihnen die Unterlage meiner Schultern entzogen war, daß ich sie mit meinem Taschentuche oben an die Wagendecke knüpfte. Der Kaufmann von Sunbury, der uns so eifrig von seiner bürgerlichen Vielseitigkeit unterhielt, war im Laufe dieser Anstrengung eingeschlafen, und erkor mich

zu seiner Matratze, indem er sein ganzes Gewicht so über meinen Körper verlegte, daß ich darunter verschwand und gleichsam vernichtet war. Mit dem Manne ließ sich noch weniger paciscren. Ich nahm also zur List meine Zuflucht. Ich stahl mich mit meiner eingeklemmten Hand in meine Taschen, was mir nach vielen schmerzhaften Extorsionen gelang. Nun sucht' ich alles Spitzige darin zusammen, Federmesser, Cigarrenspitzen, Haarkamm, und bemühte mich, diesen Gegenständen eine solche Aufstellung zu geben, daß sie als Stacheln die Rippen meines Alps von mir abhalten sollten. Kaum aber freute ich mich meiner kleinlichen Erfolge hierin, als sich das blasse Schooßkind meiner unverdaulichen Nachbarin übergab, und zwar auf mein rechtes Bein. Entsetzt fuhr ich auf, aber die Lady hieß mich ruhig sein, denn ihr Baby wäre eigentlich nicht krank, sagte sie, es komme nur vom schwachen Magen. — Wie gefällt dir dieses ganze Culturbildchen? Möchte sich doch die Erde ein ganz klein wenig spalten und dies liebenswürdige Volk sanft in ihr Centralfeuer hinabgleiten lassen. Ich rathe, dort wär's gut aufgehoben.

Nach Harrisburg. — Auf der Eisenbahn geplündert, im Stagewagen zerquetscht und bespieen, wollt' ich es mit dem Dampfschiff versuchen. Ich wanderte ein paar Meilen zu Fuß dem Thale des Susquehanna zu und bestieg in Lancaster das Boot. Schlechtere Reisegesellschaft hat wohl selten ein Wanderer gefunden, als ich, Unglücklicher, bei dieser Fahrt. Es umgab mich ein Genre von Menschen, das gar nicht zu charakterisiren ist, denn Alles fehlt: ihnen, um Menschen zu sein, und Alles besaßen sie, was zur Bestialität gehört. Ihre Moralität und ihre Sitten waren gleich abscheulich. Eine kalte, dickhäutige Selbstsucht, eine Nichtachtung jedes gesellschaftlichen Anstandes prägte sich so sehr in ihren Zügen, Worten und Handlungen aus, daß ich unmöglich den Wunsch unterdrücken konnte, das Register ihrer Untugenden möchte noch mit einer einzigen vermehrt sein, — mit der Scheinheiligkeit. Diese konnte man ihnen aber nicht vorwerfen. Das Gespräch in der Cajüte strotzte von den frevelhaftesten Gemeinheiten, die aber ohne alle Wärme des Temperamentes, mit einer wahrhaft teufelsartigen Ruhe und Kaltblütigkeit sich äußerten. Letzterer Umstand macht die hiesige

Gemeinheit beſonders empörend. Den Kerls iſt nicht etwa wohl, wie den bekannten fünfhundert Säuen, ſie ſind als Zotenreißer ſo trocken, wie als anſtändige Menſchen. Es iſt nicht der geringſte Humor in ihren Ausſchweifungen. Ein presbyterianiſcher Geiſtlicher war an Bord, ſeine Gegenwart that aber keinen Augenblick Einhalt. Kurz, ich litt bis zur Verzweiflung unter dieſer Reiſegeneſſenſchaft. Da ich merkte, daß der Geiſtliche kein Landeskind, ſondern ein Schottländer ſei, ſo fing ich an mein Herz gegen ihn zu erleichtern; er antwortete aber mit ziemlichem Phlegma: Das wird man bald gewohnt auf Reiſen; außer dem Zwang ihrer häuslichen Verhältniſſe ſind ſie ſo. Da ſteht der Verſtand ſtill! Der freie Amerikaner außer dem Zwang ſeiner häuslichen Verhältniſſe! Und doch hält er durch die ganze Union dieſen Zwang aufrecht, und canoniſirt die häusliche Langeweile unter dem Namen temper, was man für unüberſetzbar hält, was aber ganz einfach Muckerthum heißt! — Als ich morgens Toilette machte, circulirte für die ganze Schiffsgeſellſchaft ein einziges Handtuch; eben ſo hing ein allgemeiner Kamm ſammt Haarbürſte an einem Nagel. Jedermann bediente ſich unbedenklich dieſer Gegenſtände der Reihe nach. Ich hätte gerne gefragt, ob nicht auch eine General-Zahnbürſte da ſei, aber ich glaube, dieſes Muſtervolk braucht überhaupt keine Zahnbürſte. Was mich betrifft, ſo proteſtirte ich feierlich gegen das Gleichheits-Handtuch und verlangte mein eignes. Da fing der ſouveräne Schweinſtall eine Rebellion gegen mich an und ſelbſt der Capitän verſicherte mich mit der empfindlichſten Miene, daß mein Begehren auf jedem amerikaniſchen Schiffe Aufſehen erregen würde. All men are equal! Heißt das ſo viel als: all hogs are equal? Welch eine erlogene Kultur! Zu Hauſe wandeln ſie bis zum Kohlenträger herab auf Teppichen und im Schiff hat die ganze Bande ein Handtuch! Meinethalben. Ich nähere mich mit jedem Schritt meinem Urwalde, ſehe aber nichts anders übrig, als mir ein Reitpferd zu kaufen, ich wüßte ſonſt nicht, wie ich fort käme. Körper an Körper mit dem Amerikaner zu reiſen, iſt weder zu Waſſer noch zu Lande möglich, ſo viel belehrt bin ich nun. Gott, was es heißt, ein Volk en detail kennen lernen!

Harrisburg. — Wie neugeboren bin ich aus dem verruchten Schiff ans Land gestiegen. Der niedere Wasserstand hat die heillose Fahrt noch mehr verzögert. Aber das Flußbett war ihm eine große Verschönerung schuldig. Meilenweit war der Susquehannah übersäet von Felstrümmern voll wilden Formenspiels. Bald ragten sie wie Ruinen römischer Triumphbogen aus dem Wasser, bald glaubte man Löwen, Sphinxe, Greife und sonst solch' heraldisches Wildpret zu schauen; kurz, die Phantasie war schöpferisch angeregt. Es ist gar herrlich, wenn so ein Felsenbett niederen Wasserstand hat. Da zeigt der Strom doch ein ander' Gesicht, als seine platte, geduldige Oberfläche, die nur Schiffsgüter expedirt. Man sieht ihm ins Herz, man sieht seine innere poetische Werkstätte und mit welcher Muskelkraft er feilt, sägt, hämmert und bohrt, um aus den Urwaldsblöcken seine Gedanken zu formen, — rohe, kyklopische Riesengedanken! Ueberhaupt hat die Gegend von Harrisburg einen heldenhaften Charakter. Das Thal des Susquehannah, auf der östlichen Flußseite besonders, zeigt schöne, markige Felsenpartien. Die knorrigen Steineichen darauf glaubt man ordentlich knattern zu hören, wie die Hitze ihr altes Holz sprengt. Hoch über ihnen schweift der Geier und kreischt seinen rauhen Gesang von Hunger und Liebe, daß Einem das Herz im Leibe lacht. Wer das Auge hätte, womit so ein Racker unter'm vierzigsten Breitengrad in die Mittagssonne schaut!

Harrisburg. — Es fängt an', mir ernstlich bange zu werden, welchen Weg die Culturgeschichte Amerika's einschlagen wird. Von den Tausenden und Tausenden, die jährlich als Neu-Siedler in ungebahnten Wildnissen sich niederlassen, erwartet man', wie billig, nichts anders, als die erste rohe Arbeit. Pioniere der Cultur heißen sie, die Cultur selbst soll ihnen erst nachrücken. Von dieser nachzurückenden Cultur wird man aber wieder die großen See- und Handelsstädte abziehen müssen, deren Leben Taumel ist — Taumel des Geschäfts und Taumel des Genusses. Nun dächte man, läge die Cultur in der Mitte; sie läge in jenen glücklich situirten Städten, die, gleich entfernt von der Rohheit des Hinterwäldlers und von der Verderbniß der Seehafen-Aristokratie, Besitzer eines ruhig arbeitenden Kapitals sind,

das den bürgerlichen Athmungsprozeß in normalen, gesunden Schwingungen vollzieht. Mit dieser Erwartung betrat ich Harrisburg. Harrisburg ist in jeder Hinsicht ein reinerer Sitz des amerikanischen Deutschthums als Philadelphia. Unsere Kinder sollen nicht englische Affen werden, sagten die deutschen Ansiedler Pennsylvaniens, welche mit einem Grundstock guter protestantischer Bildung herüberkamen, deutsche Schulen anlegten, deutsche Lehrer und Pastoren mitbrachten und sie noch lange, oft mit großer Aufopferung, aus Deutschland, namentlich aus Halle, der damaligen Metropole deutsch-theologischer Gelehrsamkeit, verschrieben. Wohlan, die Söhne und Enkel dieser Rektoren, dieser Pastoren, dieser Offiziere aus Washington's Armee, dieser braven, bildungsfähigen Pennsylvania-Bauern bilden den Grundstock der hiesigen Bevölkerung. Ihr altes Vater-Erbe hat seitdem zehn- und hundertfachen Bodenwerth erreicht, das Bauerngut rentirt längst als Rittergut, oder es ist vortheilhaft verkauft — kurz, diese ganze Gesellschaftsklasse ist aus dem bäuerlichen in den bürgerlichen Rang vorgerückt: sie ist der Stadtkern von Harrisburg. Aber wie sieht sie aus, diese deutsch-amerikanische „Gentry", die es mindestens sein könnte in so gutem Sinne wie die englische? Ihr Wohlstand ist gewachsen, ihre Bildung nicht. Sie hat zu streben aufgehört, genau auf jener Stufe, wo die Noth und der Kampf um die Existenz aufgehört hat. Ich habe Häuser von Reichthum und gesellschaftlichem Rang betreten, aber ihre Bibliotheken waren nicht hinaus über den hundertjährigen Kalender, Doktor Faust's Höllenzwang, Theoprastus Paracelsus, Jacob Böhme und Burkard Waldis. Das neueste deutsche Buch, das ich in Harrisburg fand, waren Gellert's Fabeln. Von den bessern deutschen Charakterzügen pflegen sie nur noch den Hang für Gartenkunst; von der anglo-amerikanischen Race haben sie den sport für Pferde angenommen, die aber bei allzu reichlicher Fütterung mehr dick als schön werden. Das ist Alles. Eine sanfte, unschuldige Ehe der National-Liebhabereien, kein Durchdringen des National-Geistes mit großen, produktiven Resultaten, keine Kreuzung des Besten und Edelsten von deutsch und amerikanisch zu einem neuen Menschheits-Adel, wie wir es als möglich — träumten!

Diese Mischung von Nationalitäten, eher zu einem Zerrbilde, als zu einem Ideale, finde ich wie in einem Spiegel in dem Sprach-

Kauderwelſch des Pennſylvania-Deutſch abenteuerlich. Es wird einem Ach und Weh, an einem lebendigen Organismus eine ſo fortſchreitende Verödung — möchte ich als Arzt ſagen — zu beobachten. Ein Fiſcher z. B. ſpricht: Below werden die Fiſche umgepackt, inspected und dann wieder vereingepackt again. — Ein Tiſchler erklärt: Wenn Sie ein loghouse bauen wollen und daſſelbe inwendig geplastert und von außen geclapboarded wird, ſo koſtet es ſiebenhundert Dollars. — In einem hieſigen deutſchen (?) Blatte fand ich folgende Blüette; ich bemerke aber, daß die Sprache darin noch lange nicht die verdorbenſte iſt.

1. Sechs Monate nach der Hochzeit.

Well, liebe Härriett, willſtu heut Abend auf den Ball gehen? Du weißt, wir ſind höflich eingeladen worden. — Juſt wie du ſagſt, William, du weißt, ich wünſche nichts zu thun, als was dir Vergnügen macht. — Well, denn Harriett, ſurpos wir gehen, das iſt, wenn du perfektly Willens biſt; nau, ſag' aber nicht ja, juſt weil ich ſo ſage; denn Du weißt, wo du biſt, da fühle ich vollkommen glücklich. — Ei, lieber William, ich weiß, daß du auf dem Ball Vergnügen haben würdeſt, und wo du vergnügt biſt, da habe ich auch, of cours. Was für 'nen Dreß ſoll ich anthun, William? meinen weißen Gaun oder den groben mit rink Trimmings, oder den ſchwarzen Merino, oder den weißen Sätin? Du weißt beſſer, was mir gut ſteht. — Liebe Härriett, du biſt ſchön in jedem Dreß. Nau, nimm heut Abend deine eigene Wahl. Ich denke aber, dein weißer Sätin Dreß ſteht dir ausnehmend ſchön. — Nun ſieh, William, ich wußte, daß du juſt meine Gedanken haben würdeſt. O wie glücklich werden wir heut Abend ſein!

2. Sechs Jahre nach der Hochzeit.

Härriett, reich mir 'mal die Zuckerbohl, du haſt mir juſt einen Theelöffelvoll in meinen Thee gethan. — Well, William Schnuck, du juhſt wahrhaft Zucker genug in deinen Thee, um ein Bärrel Eſſig ſüß zu machen. Hier Tſchanni, witt du die Finger aus der Schüſſel thun? Suſen, ſei ſtill! was die kleine Sau net kreiſcht; wahrhaftig ſie iſt genug, um Eins närriſch zu machen. Witt du ſtill ſein! Da! da!

(sie schlägt) du kleiner Satan! — Ei, Härriett, was hat denn das Kind gethan? Du bist wahrhaftig zu schnell. — Ich wollt, Mister Schnuck, du thätst deine eigne Büßnes meinten; du bekümmerst dir allsfort, um was dir nichts angeht. — Wäll, Härriett, ich möchte wissen, wer ein besseres Recht hat als ich? Du zankst und maulst ja auch immerwährend. — Dädi, Tschanni zerreißt Eure Zeitung zu Stücken. — Tschanni, komm her. Wie kannst du dich unterstehen, meine Zeitung zu zerreißen? Da, du Näskel! wie schmeckt das? Und nau pack dich ins Nest. — Ei William, du Besewicht, wie kannst du mein Kind so unvernünftig schlagen? Komm her, Tschanni, armes Kind! hats weh gethut? never min; da, da nimm ein Stück Zucker; so, das is'n schmär Büdchen. — Härriett, ich will dir sagen, du verdirbst die Kinder ganz und gar. Du weißt, ich mittle mich niemals drein, wenn du ein Kind bestraft. Es ist erstaunlich, was ein Weibsmensch niemals Recht thun kann. — Nie Recht thun? Wahrhaftig, Mister Schnuck, wenn Niemand hier im Hause recht thäte als du, so wundere ich, was am Ende aus uns werden sollte. — Härriett, du sprichst wie ein Narr, ich wills nicht länger ständen. Du bist anfangens so schnappisch und beißig, wie 'ne Bichidog, und wenn noch irgend eine Ehescheidung im Land zu haben ist, will ich sie haben. — Halloh, was das Männchen so wüthig ist! Well, gute Nacht, Mister Schnuck, träume nichts Böses. —

Kannst du dir in dieser Sprache einen Dichter denken? Eine Nationalität aber, die keiner Dichter fähig ist, gleicht einem Baum, der keine Blüthen treibt. Sie ist abgestorben. Das ist der Fall mit dem Pennsylvania-Deutschthum.

Nimm mir diesen Brief nicht übel, lieber Bruder. Sein ganzer Inhalt zeugt gegen dein Ideal. Aber nicht wahr, wir sind nach Wahrheit ausgegangen?

Harrisburg. — Mein Pferd ist gekauft. Ich bin mit meinem Entschlusse vortrefflich zufrieden. Das Reiten hat etwas Aufheiterndes, Idealisches, Dramatisches, — es ist die schönste Scene zwischen Mensch und Natur. Mein Brauner ist ein leichter und kräftiger Traber, echtes Racepferd, nur die Schule fehlt etwas; der

Amerikaner ist nicht der beste Zureiter. Aber es ist jung und ich werde es noch erziehen. Dann wollen wir in Huf und Gehirn manch schönen Rhythmus miteinander tanzen. Warum soll ich nicht eine eigne Gangart erfinden: die lyrische? Pegasus hat sie gehabt, aber sie ist seitdem vergessen worden; die Flügel sind nur ein Symbol davon, ich will den Begriff selbst wieder herstellen. Apropos! die Art, wie das Thier zum Kaufe stand, ist originell genug. Es war einer jener charakteristischen Yankeepuffs, welche das hiesige Volksthum so weltbekannt kennzeichnen. In dem Harrisburger Advertiser las ich die Annonce: „Ein Pferd zu verkaufen gegen die Insertionsgebühr. Bei Mr. Bradley, Washington Square.“ Ein Pferd gegen die Insertionsgebühr! Mein erster Gedanke war: dieser Mr. Bradley sei selbst ein Puff; existirte er aber, so verdiente er sich jedenfalls einen Besuch. Und siehe! er existirte wirklich. Mr. Bradley in Washington Square war ein munterer alter Fuchs mit grauem Kopf, zwei hellen Aeuglein und einer glührothen Nase. Sein Thier kostete hundert Dollars. Darüber läßt sich sprechen, sagt' ich, für ein Reitpferd ist's ein Preis; aber für eine Insertionsgebühr? wie geht das zu, Mister, he? Sehr einfach, Mister, sagte der alte Schelm; kündige ich das Pferd mit seiner ganzen Beschreibung an, so brauch' ich die halbe Spalte und es kommt doch Niemand, die Sache ist zu gewöhnlich. Diese Annonce dagegen spart mir Geld und zieht brav. Steht mir der Käufer einmal im Hause, so läßt sich schon eher ein Geschäft machen; die Hauptsache ist, daß er hereinkommt. — Sehr wahr, Mister; aber der Zeitverlust von Seite des Publikums? Wißt Ihr auch, daß man Euch verklagen könnte auf den Wortlaut der Annonce und wahrscheinlich Recht behielte in diesem Lande, wo Zeit Geld ist? — Gar nicht, Mister; ich würde in diesem Falle ein Redactionszeugniß vorlegen und beweisen, daß ich wirklich 100 Dollars Insertionsgebühr bezahlt; welcher Gerichtshof der Union kann dem Redacteur seine Preise vorschreiben? — Ist das nicht echt yankesch? In der That wurden wir bald des Handels eins; es handelt sich wunderleicht mit dem Amerikaner, wenn er Menschen vor sich hat, die seinen Kram verstehen. Und meine gute ungarische Pferdekennerschaft ließ sich kein X für ein U machen. Das Thierchen ist übrigens wirklich preiswürdig, heißt auch Cäsar, wie in diesem bombastischen Lande überhaupt alle Pferde

entweder Cyrus oder Cäsar heißen. Wäre der Fall seltner, so würd' ich vielleicht abergläubisch sein und sagen: Nun reis' ich mit Cäsar's Glück! Indeß wollen wir sehen.

Nach Pittsburg. — Mein Weg geht jetzt durch die Region der Alleghanen. Leider halten sie nicht, was sie bei Harrisburg zu versprechen schienen. Dort schlitzte der Susquehannah das Gebirg bis auf sein innerstes Knochengerippe auf und zeigte Fels und Gestein. Das seh ich nun schon lange nicht mehr. Fels und Gestein ist überpolstert mit dem philiströsen Alluvialboden, — und diese Polster heißen die Alleghanen. Nirgends hat sie der Vulcanismus kräftig gehoben und zerrissen, er begnügte sich mit einer leichten Verbiegung und Verschiebung der neptunischen Tafelschichten, und nichts kann eintöniger sein, als die parallele Regelmäßigkeit dieser Gebirgszüge. Ihr Material ist ein Gemengsel von Trapp und Granit, metamorphosirten Gneis- und Glimmerschiefer; der wilde Phantast Melaphyr oder Augitporphyr, Trachit oder Dolomit spielt keine seiner hochromantischen Rollen hier. „Ein unentwickeltes Bergsystem" nennt die Wissenschaft solch mürbes Pasteteng ebäcke, — genug, das Genre ist langweilig, es heiße wie es will. Die Amerikaner sehen es freilich vom Nützlichkeitspunkte an und sind außerordentlich zufrieden damit. Eine solche Bodenfiguration erleichtere den Verkehr, sei der Canalisirung günstig, ja, sie rühmen sich, Wasserscheiden zu haben, über welche bei Ueberschwemmungen ein Kahn schon natürlicherweise hinwegkomme! Gut für die Oeconomie des Volks, aber gewiß schlimm für die Entwicklung seiner höheren Anlagen. In der That wird mir im Anblick dieser Alleghanen die prosaische Sinnesrichtung Bruder Jonathans ein gutes Stück klarer. Genauer hingesehen, kommt aber auch sein Materialismus zu kurz dabei. Denn seine Gebirge, indem sie nur Hoch-Plateau's sind, bieten dem Wind und Wetter viel breitere Flächen, ermangeln der „geschützten Lagen" und Höhen sind hier rauh, in welchen bei uns noch Rebe und Kastanie blühte. Unermeßliche Strecken fallen so für den Anbau aus; bedenkt man aber dazu, daß auch die fruchtbaren Flußthäler, als Bruthäuser des Fiebers, in starken Abzug zu bringen, so wird Amerika überhaupt viel kleiner, als die Götzen-

diener der Quadratmeilen gewöhnlich ausrechnen. — Ich sprach von Wind und Wetter, die sind gleichfalls prosaisch in den Alleghanys. Gestern erlebt' ich ein Gewitter, das war so zahm, daß es mir fast aus der Hand fraß. Alles, was ein Gewitter in europäischen Mittelgebirgen gleicher Höhe an Effekten der Optik und Akustik leistet, fehlt hier. Engpässe, Schluchten, Abgründe, reichgegliederte Bergwanderungen, Zacken, Spitze, Kante — nichts dieser Art wirkt hier auf die atmosphärische Landschaft zurück. Ueberraschende Lichtwechsel, kühne Wolkenbildungen, starke Donner, phantastische Echo's gehören nicht zum Heerbann des Alleghany-Gewitters. Der Himmel ist so arm wie die Erde. Droben geistlos, drunten formlos — so reise ich durch dieses „unentwickelte Bergsystem".

Nach Pittsburg. — Auch die heutige Strecke war arm an Naturschönheiten. Manch freundliche Ansicht — aber man wird das Freundliche doch endlich müde, wenn es ewig das Nämliche bleibt. Es fehlt gar zu sehr an Abwechslung. Die amerikanische Landschaft gleicht jenen Weibern, welche eben nichts zu sein wissen, als Geschlecht. Da ist ein gewisses Inventar von natürlichen Mitteln; wirken sie — gut; wenn nicht — nicht. Aber Holz und Wasser ist noch nicht Wald und Fluß. Ueberall fehlt der Natur Sinn für schöne Gruppirung; sie weiß nicht zu überraschen, nicht zu zürnen, nicht zu versöhnen; was Licht und Schatten, was die Macht der Nüance sei — nichts weiß sie, nichts. Jener Ober-Chinese, der den Ausdruck erfunden hat „Vorrathskammern der Natur", verdient Entschuldigung; was ich von dem Lande hier sehe, hätt' ich ihn selbst erfunden. So und so viel Centner Braunkohle, Eisenstein, Gyps, Mergel, das ist hier die Natur. Ob diese „Bodenschätze" (auch ein verfluchtes Wort!) mit einer malerischen Oberfläche das Auge erfreuen, dafür ist nirgends gesorgt. Auch von „Culturlandschaft" ist eigentlich nur unter deutschen Händen die Rede. Amerikanische Cultur entstellt das Land eher, als daß sie es verschönert. Der Amerikaner ist nicht Bauer, nur Freibeuter. Er setzt seinen Fuß auf die Erde, haut, sticht, sengt und brennt in sie hinein, und verläßt sie dann wieder. Er hat kein Gemüthsverhältniß zum Boden, auf dem er sitzt. Sein Haus liegt da

wie ein viereckiger Kasten, der vom Möbel-Transportwagen herabgefallen ist. Es blickt dich an, so kalt, so nüchtern, ohne Horizont, ohne Perspektive. Kein Blumengarten, kein Baumschatten umgibt es mit traulichem Gehege. Die Felder sind ein wüster Anblick, kaum aus dem Gröbsten gearbeitet, hastig, oberflächlich, denn die Arbeit ist theuer, das Land wohlfeil, man preßt's eilig aus, verkauft und verläßt es dann. Die Zickzack-Zäune, die sog. Virginia-Fenzen vollenden den widerwärtigen Anblick. Es ist geradezu eine Marter für das Auge, einen weiten Landstrich zu sehen, angefüllt mit dieser Unzahl gebrochner und geknickter Linien, — die „freie Natur" in lauter Dreiecke ausgenestelt. Und wie der einzelne Farm, so die Gruppe. Ihr Nebeneinander gibt so wenig ein harmonisches Bild, als zusammengeflossene Kleckse ein Gemälde geben. Ein Dorf suchst du vergebens hier. Ist das Blockhaus-Stadium überwunden, so baut sich das Nest aus Stein oder Fachwerk auf, übertüncht sich mit schreienden Lackfarben und nennt sich Stadt. Die Kaffern heißen dann Ladies und Gentlemens, ihre ABC-Schule Universität, ihr Gemeindehaus City-Hall, sie führen eau de Cologne, abonniren ein Pariser Moden-Journal und auf den Karten findest du die ganze Hühnersteige unter dem Namen Athen, Rom, Troja, Karthago, Syrakus, Petersburg, Nanking. Oft kommt die ganze Stadt auf dem Transportwagen, noch glänzend vom Hobel her, und stellt sich auf wie aus der Purpenschachtel. Fällt dir vor solch einem lackirten Ding irgend ein bemooster Dorf-Knorren in Franken oder Schwaben ein, so vergehen dir alle Sinne. Es sind gar zu scharfe, schneidende Lichter in diesem Lande.

Nach Pittsburg. Müde und hungrig erreichte ich gestern Abend ein einzelnes Haus an der Straße, ein sogenanntes Privat-Entertainment, das sich aber doch mit seiner Aufschrift auf einer Schindel, welche an einem Pfahl steckte, ein County-Hotel nannte. Ich resignirte auf ein sumptuoses Souper in dieser Taverne und nahm mit zufriedenem Herzen was da war — eine Tasse schlechten Thee zu ein paar Eiern und gebratenen Speck. Indem ich an diese Tafelgenüsse aber Hand anlege, fähret ein Gespenst aus einer dunkeln Stubenecke auf, ein alter gelber Knochen, ein Mensch wie eine Leiche und donnert

mich an: Halten Sie ein, mein Herr! Die sündige Creatur soll nicht Speis und Trank genießen, ohne Ihm, dem Geber aller Gaben, zu danken. Ich starrte den Klappermann an wie einen Verrückten, diagnosticirte auf Gehirnvertrocknung und glaubte deßhalb ihm sein Attentat verzeihen zu müssen. Ruhig setzte ich mich an mein Gericht. In diesem Augenblicke aber riß mir die Wirthin so Tasse als Schüssel vom Munde weg und rief: Wenn Sie der Aufforderung unsers frommen und ehrwürdigen Reverend nicht Folge leisten, mein Herr, so habe ich für Gottesleugner kein Brod unter meinem Dache; dazu ist mir das Heil meiner Seele zu lieb. Was war zu machen? Ich selbst hätte hungern können, aber meinem Gaul zu liebe betete ich. — We are in a free country! Mit diesem Zucker schluckt man solche Pillen hinunter.

Nach Pittsburg. — Gewitzigt von gestern Abend, dirigirte ich mich heute in ein Städtchen, dem ein frequenteres Hotel zuzutrauen war, als daß es die Andachtsübungen seiner Gäste überwachen sollte. In der That war es so frequent, daß ichs von oben bis unten besetzt fand, als ich ziemlich spät vortrabte und den schläfrigen Stewart herauspochte. Er schleppte mich ein halb Dutzend Etagen unters Dach hinauf und warf meinen Leichnam in eine enge niedere Bodenlucke wie in die Wolfsschlucht. Ich fiel fast um, als sich beim Eintreten ein Schwadem schwüler Stickluft mir auf die Lunge legte, auch glaubt' ich's rascheln zu hören. Deßungeachtet behauptete der Aufwärter, es sei der einzige freie Raum im Hause. Unter diesen Umständen hieß ich ihn das nöthigste Bettzeug mitnehmen, ich wolle mich lieber auf irgend einem Balken oder Vorhaus, oder wie es sonst käme, einrichten. Indem wir darüber delibrirten, gingen wir im ersten Stock an einem allerliebsten niedlichen Zimmer vorüber, das offen stand und unbewohnt war. Hier ist's ja frei, bedeutete ich dem Hausknecht. Das ist das parlour of the Ladies, sagte er gleichgiltig und ging weiter. Ich starrte ihn an, wie gestern den Reverend. Wie? ein müder Reisender soll um Mitternacht auf ein Zimmer verzichten, weil am Tage darin die Weiber plaudern? Augenblicklich warf ich meine Bettru hinein und hieß den Burschen mir zum Auskleiden leuchten.

Aber Sir, es ist das parlour of the Ladies! bleckte der Golem und hatte fast Lust mich am Arme fortzuziehen. Ich schleuderte ihn aber sehr unsanft auf den Gang hinaus — ich war wie ein angeschossener Eber. Gestern kein Nachtessen, heute kein Bett — der Teufel hole diese Volkssitten. Ich zog mir die Stiefeln aus. Der Oelgötze auf dem Gang glotzte mich an, wie Einen, der die Welt aus ihren Angeln hebt, und brummte: Was wird Mister und Mistreß dazu sagen; ich muß es melden. Meld' es dem Peter Bell! rief ich, aber wer mir heraufkommt und mir die Nachtruhe stört, dem jag' ich eine Kugel durch den Kopf. Damit wies ich ihm die Mündung meiner Pistolen, warf die Thür in's Schloß und war für diesmal zu Hause. Es ließ sich Niemand mehr blicken. Ich erleichtere mein Herz, indem ich noch diese Zeilen an dich schreibe und mir den hübschen Kanarienkäfig mit dem Behagen eines Eroberers durchmustere. Ginge die Reise nicht so langsam, ich müßte längst in Ohio sein. Aber die Tage sind heiß und ich mache Kreuz- und Querzüge in allen Richtungen von der Straße ab. Will mich indeß doch sputen, denn du siehst wohl, wie wenig behaglich ich reise. Im Urwald sind wir eine Welt für uns und wollen auf zwanzig Meilen ein Beispiel sein. Ja, allmählig geht der Umschlag in mir vor, ich halte nicht mehr zu diesem Lande, um Muster zu sehen, sondern um Muster zu geben. Diese Freien müssen durch uns Verknechtete ein wenig freier werden. Gute Nacht, Bruder.

Nach Pittsburg. — Lieber Bruder! Ich habe Dir heute eine schmutzige Novelle zu erzählen, die ich zuletzt mit meinen Thränen wusch. Ja, es ist mir verhängt, ich soll dieses Landes nicht froh werden. Ich spreche von meiner Nachtherberge. Wollte mich heute einmal in ein Privathaus zu Gaste bitten, an einen traulichen deutschen Familienherd. Denn ein deutscher Farm war's, der Abends vor mir lag, — man kennt solche Hofstellen schon meilenweit. Der Garten, der sich sanft um einen schwellenden Hügel wand, strotzte von köstlichem Edelobst — das zieht nur der Deutsche. Feld und Hof umkränzten grüne lebendige Hecken und nicht jene abscheulichen Fenzenzäune des amerikanischen Styls — es sind nur deutsche Zäune. Und wie die

Furchen des Ackers, die Bewässerungsrinnen der Wiesen gezogen waren, der Schwung und Schluß in dem ganzen Feld- und Waldwuchs umher, das Alles verrieth die Hand, die die Natur nicht beraubt, sondern sinnig pflegt, die deutsche Hand, die das Genie hat, ihre Erde so zu zieren, wie der Franzose seinen Menschen. Es war nach längerer Zeit wieder der erste deutsche Farm, der mir begegnete — der Gedanke, hier Einkehr zu halten, that mir in der Seele wohl. Meines Wegs zog ein junger Mensch von wohlgefälligem Aeußern. Er saß ritterlich in seinem Sattel, handhabte volle prächtige Glieder und sah mit einem warmen, fast schwärmerischen Blick in die Welt hinaus; mich überraschte seine Jünglingsschönheit. So, dacht' ich, müßten die Cooper's und Irving's aussehen, ein gewöhnlicher Amerikaner ist selten schön; soll er der Sohn jenes Hauses sein, so sei mein Eingang gesegnet.

Letzteres äußerte ich denn auch, indem ich das Gespräch anknüpfte.

Der Sohn dieses Hauses?! rief er schnell und mit Abscheu, Gott bewahre mich davor!

Wie so? fragt' ich betreten, ist der Besitzer dieses Landgutes ein schlechter unmoralischer Mensch?

Nein, war die Antwort.

Dann ist sein ganzes Verbrechen wohl nur, daß er ein Deutscher ist? erwiderte ich nicht ohne Gereiztheit.

Ja, er ist ein Deutscher! bestätigte der Jüngling, aber mit einem unnachahmlichen Zug von Verachtung; auch gebrauchte er nicht das Wort German, sondern Dutchman.

Mir wallte das Blut, und nur ein Blick in sein schönes Auge begütigte mich wieder so weit, daß ich dem Verächter mit Mäßigung seine Gründe abfragen konnte.

Der Jüngling war mir willfährig, obwohl ich zu bemerken glaubte, daß es mit Widerwillen gegen das, was er zu sprechen hatte, geschah. Er zog die Zügel an, ließ sein Thier kurzen Schritt gehen und erzählte mir Folgendes:

In Philadelphia war einst eine Schiffsladung von deutschen Paupers gelandet, unter andern eine Familie, die aus Mann, Frau, zwei Knaben und einem Mädchen bestand. Sie wurden auf zeitweilige Dienstbarkeit versteigert, wie es zur Schadloshaltung des Capitäns in

Fällen der mangelnden Bezahlung für die Ueberfahrt gebräuchlich ist. Mein Vater erstand den Mann, Martin oder Merten wie er sich aussprach, Mr. Howth, ein Nachbar von uns, die Frau mit dem Mädchen; die Knaben wurden an einen dritten Ort vergantet. So ging die Familie in drei Bruchstücke aus einander, sie zeigte übrigens keinerlei Leidwesen darüber, namentlich der Mann nicht. — Als mein Vater den deutschen Mann auf seinem Wagen mit nach Hause nahm (ich war als junges Kind mit dabei, erinnere mich aber sehr wohl daran), da buckte dieser einen gewaltigen Bündel von Lumpen auf seinen Rücken auf, ein Ding, das einen entsetzlichen Gestank verbreitete. Mein Vater befahl ihm sofort das Zeug an sein Weib zu überlassen, oder noch besser, es in den Delaware zu werfen. Der Mann bat aber so dringend, so unterthänig, seine Habe, wie er den Schmutz nannte, behalten zu dürfen, daß es ihm endlich erlaubt wurde, aber unter der Bedingung, hinten beim Neger damit Platz zu nehmen. Kein Weißer des hiesigen Volks hätte sich das gefallen lassen, der Deutsche aber nahm es hocherfreut an.

Als wir zu Hause ankamen, wies ihm mein Vater eine unsrer verlassenen Negerhütten an, wie sie aus der Sclavenzeit Pennsylvaniens noch auf den Höfen standen, seitdem aber unbewohnt und unbenützt geblieben waren. In dieser verlassenen Hütte nun deponirte Martin jenen schmutzigen Bündel, und bald diente dasselbe statt eines Vorhängschlosses, denn Gestank und Ekel trieb auf zwanzig Schritte Distanz jeden Menschen aus dem Umkreis; zum Hineintreten war außer Martin selbst Einer der Unsrigen nie zu bewegen. Inzwischen vermehrte der Deutsche diesen Schatz noch täglich mit allen Lumpen, die er habhaft werden konnte; zerfetzte Kleider, abgelegte Hosen, vernutzte Strümpfe, das Alles sammelte er wie toll zusammen und hinterlegte es in seiner Depositenbank. Sonst waren wir mit dem Manne ganz gut zufrieden, er arbeitete fleißig und umsichtig, verstand die Landwirthschaft vortrefflich und wo sie vom deutschen Style abwich, zeigte er sich ganz besonders aufmerksam, die Ursache davon zu begreifen und zu lernen was zu lernen war. Dabei erlaubten ihm seine Begriffe von häuslicher Oekonomie kein einziges Mal, sich vom Hause zu entfernen, obwohl ihm mein Vater wiederholt die Freiheit einräumte, sein Weib zu besuchen. Wozu die Schuhe zerreißen? war

immer seine Antwort; und als die Frau mit dem Töchterchen in fünf Jahren einmal zu ihm kam, ließ er sie hart an, daß sie die Schuhe nicht spare. Auch seine beiden Knaben besuchten ihn einst, die waren baarfuß hergelaufen und kamen schon gnädiger weg; nur fragte er sie, ob sie unterwegs hübsch gebettelt? Trotz alledem wollten wir den Menschen nehmen wie er war, und der Vater hatte sich so sehr an Martin gewöhnt, daß er beschloß, nach Ablauf seiner Dienstzeit ihm ein fünfzig Acres zu verlehnen sammt einem Häuschen, das zu derselben Zeit leer werden sollte. Als nun diese Zeit bis auf acht Tage heranrückte, kam Martin eines Morgens zu meinem Vater und redete ihn an: Squire, wollen Sie mir wohl erlauben, morgen hinüber auf die Auction nach Bedford zu gehen? — Auf die Auction nach Bedford, Martin? was wollt Ihr auf einer Auction? erwiderte mein Vater; es werden, so viel ich aus den Zeitungen ersehe, zwei Sheriff sales über zwei Farms morgen abgehalten, davon jede dreihundert Acres Landes und Wohn- und Wirthschaftsgebäude hat, die wenigstens auf fünftausend Dollars geschätzt werden. Die wolltet Ihr doch nicht ersteben? — Ja wenn's auf den Willen ankäme! Indeß habe ich so lange meine Schuhe gespaart und diesmal kommt mir es just in den Schuß. — Nun so geht, erwiderte mein Vater; nehmt den alten Rappen und hier ist ein Dollar als Zehrungsgeld für Euch und das Thier; aber daß ihr Nachts wieder zu Hause seid! Wirklich war Martin pünktlich auf die Nacht zurück, hatte aber seinen Dollar gespaart und mit dem Pferd nichts als ein paar Pfund Brod genossen, die er von Hause mitgenommen. Das Thier fiel nämlich mit solchem Heißhunger über den Hafer seiner heimatlichen Krippe her, daß ihm seine Diät nur allzusprechend abgemerkt wurde. Ich war mit meiner scharfen Kinder-Aufmerksamkeit bei der Fütterung zugegen und verstand mich darauf, denn das Pferdewesen war seit dem frühsten Knabenalter meine Leidenschaft. — Am folgenden Morgen sprach Mr. Gordon, der damalige Sheriff, bei uns vor und gratulirte dem Papa von wegen des guten Kaufes, den er mit Hawke's Farm gethan. Ich habe Hawke's Farm gekauft? hörte ich den Vater verwundert ausrufen; welcher Müßiggänger trägt solch' unnütze Reden durch die Grafschaft? Der Sheriff schüttelte den Kopf und zog statt aller Antwort das Auctionsprotocoll aus der Tasche, in das mein Vater sogleich neugierige Blicke that. Wen erblickte er als Käufer der Farms?

Niemand ſonſt als unſern deutſchen Knecht Martin. Wir trauten unſern Sinnen nicht. Der Mann wurde augenblicklich gerufen und zur Rede geſtellt. Verzeihung, Squire, ſagte er unbefangen, ich habe den Farm gleichſam ſtillſchweigend auf Ihren Namen gekauft, da ich als Redemtioniſt noch nicht mein eigner Herr bin, ſondern erſt nach acht Tagen es werde. Unſer ganzes Haus ſtarrte den Menſchen ſprachlos an. Aber wie in aller Welt, Ihr verdammter Narr, wollt Ihr denn die Farm bezahlen, mein Name iſt ja noch nicht meine Kaſſa! Da lächelte der Kerl verſchmitzt in ſich hinein und ſtolperte nach ſeiner Hütte, wo er den bewußten Sack mit ſeinen ſtinkenden Lumpen auf den Fußboden auszuſchütten begann. Wir waren ihm gefolgt und ſahen ſeinem Treiben mit verhaltener Naſe durch die Thüre zu. Es war ein Sack, der wohl an die hundert Pfund wiegen mochte, aber wie geſagt, lauter Abfälle von allen möglichen Verbrauchsgegenſtänden enthielt: durchgeſchwitzte Hemden und Strümpfe, Fetzen von Flanellleibchen, Hoſen und Pferdedecken, dazwiſchen Stücke von altem Eiſen, zerbrochene Hufeiſen, Nägel, Zinn, Blei, Kupfer — Alles dies fiel aus dem Sacke. Nachdem er ihn gänzlich geleert, kehrte er ihn um und hielt ihn über einen Trog, indem er mit einem Taſchenmeſſer nun auch die Nähte des Sackes, der um und um geflickt war, aufzutrennen begann. Und ſiehe da! es fiel ein Louisd'or heraus und noch einer und wieder einer, und ein vierter, fünfter, ſechster und das ging ſo fort, bis der ganze Sack nur noch ein löcheriges Gerippe ohne Zuſammenhang war. Dann war aber auch die Summe voll und Hawke's Farm in blankem baaren Gelde bezahlt bis auf den letzten Dime. Sehen Sie, das iſt meine Schatzkammer, ſprach der Langverſchwiegene bei dieſer Enthüllung; nicht wahr, es iſt eine ſo ſchöne Schatzkammer, als die Bank der Vereinigten Staaten nur ſein kann. Ja, ja, ſtaunen Sie nur! Hätte ich gleich bei meiner Ankunft im Lande etwas gekauft, ſo wäre ich ſicherlich betrogen worden, oder durch eigene Unkenntniß zu Grunde gegangen. Gegenthells hatte ich die Ueberfahrt und die Erfahrung umſonſt, gab den edlen Herren Amerikanern kein Lehrgeld, ſondern wendete es ſo, daß ſie mir noch draufzahlten. Ja, ja, ſind verdammt pfiffig, die Herren Amerikaner, aber ein Deutſcher kann's auch ſein. Und dazu lachte der Lump mit einer Selbſtzufriedenheit — verdammt ſeien meine Augen, wenn wir nicht

Alle schauderten! Dieser totale Begriffsmangel von menschlicher Ehre und Würde, dieses hündische Wegwerfen seiner selbst, diese fünfjährige Niedertracht einer freiwilligen Sklaverei mit Weib und Kind um einer lumpigen Handvoll Dollars willen, und die Meinung dazu, das Alles wäre nur weltklug, weltklug im amerikanischen Sinne — wir waren außer Fassung, bei dieser Art, sich mit dem niedrigsten Knechtssinn in das freieste Land der Erde einzuschleichen. Warum ich nicht der Sohn jenes Hauses sein wollte, mein Herr! Wohlan, jenes Haus ist's, wovon ich dieses Geschichtchen erzählte. Es ist Hawke's, oder, wie es jetzt heißt, Martin's Farm. Die Buben sind indeß aufgewachsen, gleich mir, und können die höchsten Staatswürden erreichen, die unsere freie und herrliche Verfassung allen Bürgern dieses Landes zugänglich macht; aber noch einmal: Gott behüte mich, aus diesem Blute entsprossen, Gott behüte mich, der Sohn dieses Hauses zu sein!

So erzählte der Jüngling. Dichterisch wie seine schöne Persönlichkeit mich ansprach, wünschte ich nichts mehr, als ich hätte aus seinem Munde eine Dichtung vernommen! Aber leider! jedes Härchen ist deutsch an dem alten Martin; das Portrait ist vernichtend wahr. Und wenn ich nun künftig die schmucken Muster-Höfe der Pennsylvania-Deutschen vorüberreite, so werde ich den stinkenden Sack im Hintergrund riechen — und auch um diese Freude ist's gethan!

Der schöne Jüngling bot mir Herberge in seinem eigenen Hause — es war mir nicht möglich, Besiegter, in die Pforten des Siegers einzuziehen. Aber auch von Martin's Farm lenkt' ich mein Pferd weg. Ich führte es sachte ab in ein Gehölz, bettete mich diese Nacht in's Gras und weinte über die Nation, welcher Alles verliehen ist, nur Eines nicht: der alleinseligmachende Nationalstolz.

Später ging der Mond auf, es war das erstemal, daß er mich kalt ließ. Armer Proletarier, dacht' ich, was kann man Elenderes sein, als ein Trabant dieser Erde!

Nach Pittsburg. — Heute fiel mir das Herz wie nie. Ich sah den ersten Hinterwalds-Anbau. Grausenhaft! Ich finde kein Wort, das Unversöhnliche eines solchen Anblicks für das europäische Gefühl zu beschreiben. Ist's denn möglich? Was man längst gelesen hat —

muß man's mit leiblichen Augen sehen, um es doch noch anders zu finden, als es die Einbildungskraft im Lesen sich dachte? So lesen wir: der Hinterwäldler brennt den Urwald nieder, den er in Ackerland verwandeln will, und denken nichts weiter dabei. Wir stellen uns vor, die Bäume fallen in Asche zusammen und auf diesem Aschendünger, den wir vielleicht noch mit der Egge hübsch ausebnen, erhebt sich das glatte wallende Kornfeld. Wie erschrack ich! Ich bieg' um eine Waldecke und vor mir liegt so ein ausgebranntes Waldfeld. Aber die Bäume sind nicht niedergebrannt, sondern nur angebrannt; sie stehen noch da mit ihren ganzen riesenlangen Stämmen, ja mit ihren Zweigen und Ausſprüngen: aber das Alles verkohlt! schwarz von oben bis unten! Nun denke dir so einen Wald von rußigen Stummeln; wie sich das abhebt vom sammtenen Himmelsblau, vom goldnen Korn dazwischen! Diese Millionen schwarzer Ruthen und Spieße aus dem blonden Aehrenfeld aufſtarrend, in den veilchenblauen Himmelsatlas hineinfahrend! Du bist im Augenblick wie vor die Stirne geschlagen. Der Zügel war mir entfallen, der Puls, glaub' ich, stand mir still, so starrte ich mir dieses Bild an — das erste Bild von der Hinterwaldspoesie! Pennsylvanien, das alte Culturland, geht zu Ende, und dieses Schauspiel werde ich nun öfter haben. Freilich wird sich Aug' und Gefühl dann abstumpfen dagegen — aber — ja, was ich sagen wollte? Aug' und Gefühl dann abstumpfen! Das ist's. Auf dieses Eine läuft Alles hinaus. Aug' und Gefühl abstumpfen! Leb wohl, Bruder!

Nach Pittsburg. — Ich ritt unter der heißesten Mittagssonne über eine menschenleere Prairie. Ich war dem Verschmachten nahe. Meiner Karte nach sollten zwar einige menschliche Wohnsitze nicht fern sein — Connesville, oder Smithfield, oder Union — aber möglich, daß sie auch nur auf der Karte existirten, möglich, daß ich mich verirrt — kurz, ich ritt über eine unabsehbare Grasebene, und nichts war da, gar nichts. Die Luft glühte wie in einem Hochofen. Kein Vogel, kein Schmetterling, kein Thierlaut weit und breit; was nicht Salamander war, schien todt zu sein. Nur Eidechsen schwänzelten zwischen den verbrannten Grasrespen hin und wieder, die aus den geborstenen Erdritzen hervorkamen,

um im tiefsten Moos vielleicht ein verspätetes Thautröpfchen zu lecken. Ich und mein Pferd litten martervoll. Die Zunge hing dem armen Thier weit aus dem Halse, und doch konnte ich ihm meine Last nicht ersparen, denn auf dem heißen Boden, gepeitscht von dem glühenden Steppengestripp, war kein menschliches Fortkommen. Ich theilte mit dem Thier redlich den Rest meiner Bouillontafeln und Chokolade, aber zuletzt half Alles nichts mehr, was uns allein Noth that, war ein ein Trunk Wasser. Meiner Meinung nach ritten wir auf ziemliche Nähe dem Monongahela entgegen, und ich war sehr beunruhigt, daß das Pferd die Witterung des Wassers nicht hatte. Aber es regte sich auch kein Lüftchen. Endlich merkte mein Auge in der gradlinigen Fläche eine kleine Erhebung. Der Boden formte sich zu einem jener platten Hügel, die man hier Bluffs nennt, und die, wo sie die Prairie unterbrechen, gewöhnlich einer menschlichen Wirthschaft zur Anlehne dienen. Und wirklich war es so. Als ich dem langgestreckten langweiligen Hügelding näher kam, lag denn so ein viereckiger Farmkasten glücklich vor mir. Aber um das Haus herum regte sich nicht die geringste menschliche Spur; die Thür stand sperrangelweit offen. Die ganze Avenue war nichts weniger als wirthlich. Deßungeachtet sprang ich mit beiden Füßen aus den Steigbügeln und war mit Einem Satz im Innern der Hütte. In demselben Augenblick erhob sich eine Stimme darin: Um Gotteswillen, einen Trunk Wasser! Es war eine Frau, welche angekleidet auf dem Bette lag und offenbar nur einen menschlichen Fußtritt erwartet hatte, um so zu flehen. Die Frau hatte das Fieber. Matt schlug sie die Augen auf, ich las darin, daß ich der Mann nicht war, den sie erwartet, aber Ueberraschung, Bestürzung las ich nicht darin. Es war die tiefe hohle Gleichgiltigkeit der resignirten Verzweiflung. Ohne mich zu besinnen, ergriff ich den Wasserkrug, der bis zum letzten Tropfen geleert war. Die Frau beschrieb mir mit schwacher Stimme die Richtung zu der nahen Quelle und warf sich nach dieser Anstrengung wieder hin, wie Einer, der ein gutes Testament gemacht hat. Cäsar, der den Wasserkrug sah, trabte instinctmäßig mit mir, und seinen Nüstern mehr als dem todesmatten Gemurmel der Frau verdankt' ich das directe Auffinden der Wasserquelle. Wir labten uns so eilig als möglich, das Thier ließ ich an dem weidigen Plätzchen, mit dem Krug eilte ich an den Mund der

Fieberkranken zurück. Die arme Leidende leerte ihn sofort wieder zur Hälfte. Sie schlug die Augen auf, die einst ein schönes Veilchenpaar waren, ihre Züge verriethen Jugend und weibliche Reize, aber alles hoffnungslos zerstört von Fieber und Seelenleiden. Wir fingen zu sprechen an. Sie war die Tochter eines Marburger Professors; ihr Mann, wie ich hörte, der blühendste und geistvollste Studiosus, der im Hause ihres Vaters Zutritt gehabt. Demagogenhetzen vertrieben ihn. Ich sprach von dem Aufopferungsmuth, womit sie sein Schicksal getheilt. Ein schmerzliches Lächeln überflog das Antlitz der Dulderin. Verzeihung, mein Herr, ich war ja Miß Temple von Templetown und unsere Thee's gratulirten mir lebhaft zu der Lustpartie. Also Cooper'sche Roman-Ideale! Welcher Unstern sie in diese wasserlose Steppe verschlagen? Das traurige Lächeln wiederholte sich wieder. Als uns der Landagent hierherführte, waren wir umrauscht von Wasserkräften. Dort floß der Monongahela und hier ein Nebenfluß von ihm. Der eine ist ausgetrocknet, Sie müssen über sein spurloses Bett geritten sein. Der andere ist nur bei Hochwasser hier, sonst auf drei Meilen entfernt. — Da hast du das Ganze der deutschen Auswanderung. Zur Hälfte betrügt man sich selbst, zur Hälfte wird man betrogen; Resultat: ganzer Ruin! Die wenigen Worte hatten das arme Weib wieder so erschöpft, daß sie seufzend auf's Lager zurücksank. Sie trank fortwährend Wasser, aber immer mit weniger Labniß. Der Mann war nach Milch aus, d. h. es mußte ihm gelingen, seiner Milchkuh habhaft zu werden, da das Vieh halbwild hier im Freien weidet. Ich konnte es nicht über mich bringen, die Aermste einsam zu lassen, obwohl sie es wahrscheinlich tagelang ist. Ich suchte mir die Zeit zu vertreiben. Einen meiner ersten Blicke in der Hütte hatte ein Bücherregal auf sich gezogen; das musterte ich jetzt. Ich fand eine schöne juristische Literatur aufgestellt, dazwischen deutsche und englische Classiker, Chateaubriand's Natchez, Duden's Missouri und ähnliche Phantasiewerke über Amerika. Alles von dickem Staub überzogen. An der Wand hing eine Flöte, deren Mundloch das Kunstwerk einer Spinne ausfüllte. Die Tinte im Tintenfaß war vertrocknet und hatte sich in dürre Krusten gespalten. Neben diesen Betrachtungen griff ich wieder zum Krug und ging hinaus, ihn von neuem zu füllen. Ich entdeckte jetzt einen Pfad, dessen Steigung

verhältnißmäßig merklich war und der eine Art Aussicht versprach. Ich machte ein paar hundert Schritte darauf vorwärts und übersah bald das Terrain. Der Bluff war eine Erderhebung wie etwa der Kreuzberg bei Berlin oder das Laaer-Wäldchen bei Wien, oder der Rödelberg bei Frankfurt: von mehreren Seiten vollkommene und wie es schien sterile Ebene, nach einer aber hügeliger Abhang, wo die Quellwasser absickern mochten; in dieser Richtung war auch Feldanbau und etwas Wald. Ein Mann kam von dort herauf, — es war der Mann! Ich erkannte ihn am Milcheimer, den er bei sich hatte, und der leider! leer war. Die Kuh würde nun vor Abend nicht zu Hofe kommen, sagte er. Wir maßen uns übrigens mit unerquicklichen Blicken. Er mich mit Mißtrauen und einer störrischen Menschenscheu, ich ihn mit einem Ausdruck von Mitleid und Enttäuschung, der vielleicht nicht ganz schmeichelhaft war. „Der blühendste und geistvollste Studiosus“ war ein gelbes Gerippe, den das Fieber durch und durch entfleischt hatte, physisch und moralisch aufgezehrt. Ich sprach von Europa, er war still; ich sprach von Amerika, er war stumm; ich sprach von den Wissenschaften, er schwieg; ich sprach von der Landwirthschaft, er antwortete nicht. Ich glaubte endlich sein Herz besser zu treffen und sprach mit menschlichem und ärztlichem Antheil von der Krankheit seiner Frau zu ihm; er unterbrach mich trocken: Das Fieber müssen wir Alle durchmachen; — Sie werden auch nicht verschont bleiben, setzte er hinzu und sein Blick fiel mit einem Ausdruck von Neid auf meine Gestalt. Mein Anerbieten, womit ich ihm dienen könne, nahm er übrigens ohne Umstände an; ich möge ihm von Pittsburg ein paar Pfund Pulver und Schrot schicken, er verschieße leider viel und treffe wenig, die Hand zittere ihm noch. An letztere Bemerkung suchte ich wieder theilnehmend anzuknüpfen, er ließ sich aber außer dem Nützlichkeitspunkt in nichts weiter ein, und war stumm wie zuvor. Ich fühlte, wie ich ihm zur Last fiel, und nur um der Frau Lebewohl zu sagen, begleitete ich ihn bis an die Hütte zurück. Die Frau war aber eingeschlummert. Ich brauchte mit meinem Abzuge entsetzlich wenig Umstände zu machen. Ich schied aus diesem Farm wie man sich mit gebildeten Aegyptiern begrüßt, — wenn sie Mumien sind und in den Hypogäen liegen.

Das ist das Land, in welchem Niemand zu Grunde geht, wenn er arbeiten kann! Richtig, gewiß; denn von den zu Grundegegangenen braucht man blos zu sagen, sie konnten nicht arbeiten. Vom Fieber braucht man nichts zu sagen. O, Herr, schick' uns alle Jahre eine Pest, und nimm dafür eins unsrer Vorurtheile von uns. — Amerika ist ein Vorurtheil.

Pittsburg. — Endlich bin ich hier angekommen. Pittsburg ist mit Philadelphia und Harrisburg die dritte Hauptstadt Pennsylvaniens. Sie gefällt mir so wenig wie die beiden andern. Philadelphia, ein aalglattes Quäckernest, Harrisburg, eine Motte und Runzel aus dem vorigen Jahrhundert, Pittsburg brauch' ich nicht weiter anzuschwärzen, es ist schon so schwarz genug. Pittsburg ist eigentlich keine Stadt, sondern eine große bituminöse Steinkohle, welche Jahr aus, Jahr ein entsetzlich dampft und stinkt, die Luft verpestet und die Geldbeutel füllt. Letzteres entschädigt denn in bekannter Weise den Yankee für alles Andere. Die große und volkreiche Stadt hat keine einzige Promenade, auf der man den Kohlenruß ein wenig von sich schütteln könnte, was doch so sehr Bedürfniß ist. Diese Gartenlosigkeit scheint überhaupt ein Grundzug amerikanischer Städte, selbst Neuyork verdankt sein Hoboken den Holländern. Ich werde mich in diesem Rauch- und Schmauchschlott auch nicht länger verweilen, als nöthig ist, um Verschiedenes ein- und nachzukaufen, dann geht's an den Ufern des Ohio weiter. Der Ohio entsteht hier; die Vereinigung des Alleghany und Monongahela bilden ihn. Der Alleghany ist klar und hell, der Monongahela trüb und schlammig — nehm' ich den Ohio für ein Bild meiner Ansiedlung, oder vielmehr des menschlichen Lebens überhaupt? Eine Mischung des Heitern und Trüben, des Lichten und Dunklen, welches die ewigen Gegensätze unsrer Schicksale sind? Wie Gott will! Ich entziehe mich dieser Mischung nicht, liebe sie aber freilich am meisten in dem, was wir bei uns „einen Melange" nennen, da nämlich das lichte Element fette Sahne, das dunkle kräftiger Mokka-Kaffee ist. Solche Schicksalstassen schlürfe ich gerne. Dazu eine brave Pfeife echt Türkischen, einen guten Freund, dem man ein gutes Gedicht vorliest, und muß es sein, irgend ein „süßes Schnäbelchen" für die schwächste Seite des mensch-

lichen Herzens, — sufficit! Gott, was man bescheiden ist! und doch handeln sie Einen noch herab und das Leben wird dem Mindestfordernden zugeschlagen.

Meine Sachen, die ich nach Pittsburg adressirt hatte, sind angekommen; ich packte vor allem meine Violine aus und spielte mir steirische Ländler vor. Gott weiß, es ist auch höchste Zeit, daß ich mir ein bischen Humor an's Bein zeche; so eben laufe ich diese Blätter durch, die von hier an Dich abgehen sollen, und erschrecke über das Grau in Grau. Wahrlich, es ist sehr praktisch von mir, einem Compagnon, den ich mir nachlocken will, eine solche Reisebeschreibung zu liefern! Wärest Du nicht der große, heroische Benthal, so würf' ich das ganze Geschreibsel in einen Kohlenschlott, wie sie mir zu Dutzenden in das Fenster hereinstarren. Aber ich sehe Dich schon, wie Du diese Blätter ruhig bei Seite legst: — nun gut; das ist Amerika, und das bin ich!

Recht auch; man muß diesem Lande Trotz bieten. Leider! ein Poet trotzt nicht, er zertrümmert. In der That, es wird mir täglich und stündlich klarer: ohne Dich ist meine Ansiedlung eine Unmöglichkeit. Ich spüre einen Vernichtungstrieb in mir, der einem Colonisten schlecht zu Gesichte steht. Mein Gehirn ist wie ein Nest von unausgebrüteten Blitzen; es kommt mir oft vor, als müßt' ich Unglück anrichten oder unglücklich werden, wie's keine Zunge nennt. Wie ein Orpheus mit klingenden Saiten die Hölle zu zähmen — dieses Schlags ist meine Poesie nicht. Die Orpheus-Sage ist der Ausdruck der höchsten und mir wahrhaft unbegreiflichen Milde des griechischen Geistes. Ich hätte das infernalische Gesindel zum Kampfe fordern müssen; ich glaube überhaupt: Kampflust ist meine Sangeslust; ich bin ein metrischer Husar. Das Pack, das Einem die Blume des Lebens gestohlen hat, das höhere idealische Selbst, mit wohllautenden Accorden noch anzuleiern, das erfordert eine große Stärke — in der Schwäche! Darum bist Du so ein Prachtmensch, weil Dich Dein Herrgott aus einem Zeug geschnitten hat, das ich für den besten menschlichen Stoff halte. Du wirst Dich mit den Höllenhunden nicht auf die Mensur stellen, Du wirst ihnen aber auch kein Adagio in die haarigen Ohren träufeln: Du hättest Deine Euridice überhaupt nicht mehr auf die Erde zurückgeführt. Nein, Du hättest es unternommen, die Hölle

selbst wohnlich für sie einzurichten, Du würdest die Hölle urbar gemacht haben. Und ich glaube, es wäre Dir gelungen.

Ich kann Dir nicht sagen, mein lieber Rector magnificus, wie ich mich freue auf Deinen Amtsantritt im Urwald. Es muß eine Lust sein, einen Mann, wie Du, sich rühren zu sehen. Ich glaube, die Alten hatten Recht, wenn sie die Landschaft vernachlässigten über den kräftigen und anmuthigen Menschen darin. Und das thaten sie doch mit griechischen Landschaften, was thäten sie erst mit amerikanischen! Höchstens ließen sie den Menschen auch daraus weg. Mein Wirth hier hat ein Sehnchen von wunderlieblicher Knabenschönheit; ich lächelte ihn freundlich an, faßte ihn sanft unterm Kinn und streichelte ihm die reizenden Goldlöckchen aus der kostbaren Antinous-Stirn. Das achtjährige Bübchen schnitt aber ein beleidigtes Gesicht dazu, und sah mich so pedantisch-altklug an, daß ich's in seinem Innern deutlich sprechen hörte: Darüber sind wir hinaus, du deutscher Narr, du schmeichelteſt mir weit besser, wenn du mir das erste Primchen Kautabak in den Mund schöb'st. Es ist gräßlich, ein Volk, von dem man nicht einmal die Kinder lieben kann! — Deß sattl' ich mein Gäulchen noch einmal so eifrig, und will nun in Ohio das Plätzchen aufstöbern, wo weder das Fieber, noch die Langweile graſſirt, wo es einem so recht bergesfrisch und waldheimlich und wasserkühl zu Muthe wird, daß ich mit gutem Gewissen sagen darf: liebe Deutsche, kommt zu mir, deutsche Feen haben das für euch geschaffen! denn ich hoffe, die Feen sind auch ein wenig emigrirt wie die Menschen.

Hol's der Teufel! Indem ich schreibe, wälzt mir der nächste Schlott eine Rauchsäule durch's offene Fenster, daß Herculanum und Pompeji dran ersticken könnten. Und schließ' ich das Fenster, so erstick' ich wieder. Ich schließe demnach dieses Briefpaquet, es bleibt nichts anders übrig. Adieu! ich hoffe vom Ohio soll Alles besser klingen. La belle rivière nannten die Franzosen den Ohio, und die Franzosen wissen was schön ist. Aber warum behaupteten sie ihn nicht? Geht's uns mit allem Schönen so? Du hast Recht: der Mensch kann nur beginnen!

Zweites Kapitel.

Daß unser Held vierundzwanzig Stunden nach diesem Briefe seinen Grundbesitz erworben haben würde, ahnte ihm in jenem Augenblicke nicht im mindesten noch. Der wichtigste Moment, der eigentliche Ziel- und Mittelpunkt seiner amerikanischen Reise überraschte ihn so — wie die flüchtigste Episode eines Wandertags, ja, fast wie ein Stein des Anstoßes am Wege. Wir könnten das Ereigniß wieder aus seinen Briefen erzählen, haben aber Grund es diesmal nicht zu thun. Denn da es unmittelbar ein Act der Großmuth war, und unser Freund edel genug dachte, dieses Umstands mit keiner Sylbe zu erwähnen, so würde der Briefton nicht nur zur Wiedergabe der eigentlichen Gemüthsfärbung nicht beitragen, sondern die geschichtliche Thatsache selbst wesentlich entformen.

Moorfeld ritt also von Pittsburg die schönen Ufer des Ohio hinab. Als er die Gränze Pennsylvaniens bei Beaver erreichte, las er in einem Localblatte dieser Stadt daß in einem benachbarten Orte, der aber schon dem Staate Ohio angehörte und sich sehr großartig Neu-Lissabon nannte, eine Landauction oder sogenannter Sheriff sale abgehalten würde. Um sich eine solche Scene „einstweilen", wie er dachte, mit anzusehen, wandte er nun in Beaver vom Flußthale des Ohio sein Pferd ab und begab sich landeinwärts auf die Straße nach New-Lisbon. Bald verschwanden die Höhen des Ohio mit ihren laubreichen Eichwaldungen hinter seinem Rücken und das Land fing an, in niedrig gestreckten Hügelwellen sich abzuflachen. An die Stelle des Eichwuchses traten Weiden, Pappeln und Cypressen, welche einen Sumpfboden bewaldeten, der vielleicht fruchtbar, vielleicht auch ungesund war. Dazwischen lagen wie Inseln und Halbinseln dürre Sandstriche, die ihre sterile Natur in traurig-eintönigen Fichtenwaldungen ausdrückten. Die Gegend war einsam und nichts verrieth die Nähe einer Stadt. Im halbgelichteten Walddunkel erblickte

der Reisende hin und wieder einen aufgeschichteten Haufen von Baumstücken, welcher im Innern hohl war und eine menschliche Hütte vorstellte. Gluckte ein Huhn, oder grunzte ein Schwein an solchen Grabes-Einöden, so wurde der Localton schon sehr warm dadurch. Aber plötzlich fingen diese Blockhäuser an einer Stelle, wo sie etwas dichter standen, an, sich Lissabon zu nennen. Es war eine Ueberraschung der traurigsten Art, als sich Moorfeld nach einer Passage durch einen hochstämmigen Fichtenstrich auf einmal im Angesichte dieser sogenannten Stadt befand. Die Sonne verbreitete ihr Licht über eine elende Wüste von dürrem Gras, trübseligen Weiden und schmutzigen Hütten, deren Anblick eher einer Colonie von Selbstmördern glich, welche blos zwischen dem Strick und dieser Existenz gewählt hatten. Die Vegetation war weit und breit herum multerig, übelriechend und von jenem eklen Grün, wie es etwa die faule Pflanzendecke auf stehenden Wassern zeigt. Die Fußstapfen der Pferdehufe oder die Wagenspuren in dem schwammigen Boden standen von Pilzen voll, ja Moorfeld konnte Schwämme und Pilze noch reichlich an den Wohnhäusern sehen, wo sie aus den Ritzen der Wände wie Hexenkorallen in ganzen Schnüren und Ketten hervorquollen. Es war ein schauderhafter Fleck Erde: weder Wald, noch Sumpf, noch Haide, das Ganze schien wie ein ungesunder Magen, der Essig und Calomel getrunken, und den Anblick seiner inneren Scenerie an die Sonne gewendet hat. Solche Stellen konnte im praktischen Amerika nur der Humbug besiedeln. Der erste Anbauer hat sein Land durch Agentur, vielleicht schon in Europa, gekauft, und war er nicht in der Lage, den Verlust zu tragen, indem er es wieder aufgab, so konnte er nur vom raschesten Menschenzuwachs Verbesserung hoffen. Er verführte also Andere, welche in der gleichen Lage wieder Andere verführten; so verwandelte sich der krankhafte Landstrich in einen Stadtbauplatz und auf seiner Oberfläche schwebt jetzt eine Anzahl von Menschen eine Zeit lang zwischen Tod und Leben, bis es sich bleibend entscheidet, ob der Ausfluß des Bodens oder der Einfluß des Menschen die Oberhand davon trägt. Siegt der Mensch, so wird mit Posaunenstößen die wunderbare Culturkraft des Amerikaners durch die Welt verkündigt; siegt das Naturgift, so begräbt eine Handvoll von Humbugern im tiefsten Stillschweigen seine Leichen, während der Ueberrest

im tiefsten Stillschweigen abzieht, — Gras wächst über die Stätte und ihrer wird nicht mehr gedacht.

Dies waren Moorfeld's Betrachtungen, als er den häßlichen Ort langsam durchritt. Er gelangte auf einen freien Platz in der Mitte desselben und fand einiges Leben hier. Eine hölzerne Bude, welche sich City-Hall nannte, aber vielmehr einem Wagenschuppen glich, war von oben bis unten mit ellenlangen Placaten von Buntpapier beklebt, während Fahnen und Standarten in allen Farben auf langen Stangen in der Luft flatterten; er sah den Schauplatz der Landauction. Diesem Hause gegenüber stand ein gothisches Unding, die Kathedrale von Neu-Lissabon. An jedem andern Orte hätte das barbarische Machwerk die Sinne beleidigt, in der Umgebung der elendesten und schmutzigsten Hütten aber machte es immer noch Staat. Der Raum zwischen diesen beiden öffentlichen Gebäuden, welcher je nach Umständen eine Pfütze oder eine Staubwüste war, in beiden Gestalten aber der Square von Neu-Lissabon hieß, diente jetzt einer Menge von Zeltwagen, Marktbuden und sonstiger fahrender Zigeunerhabe zum Standorte; es war das Feldlager von Zuzüglern, welche die Landauction aus näherer oder fernerer Umgebung herbeigelockt hatte. Ein speculirender Irländer hatte diese Gelegenheit benutzt, Geschäfte in ein paar Fässern Fusel zu machen, welchen er von seinem Karren herab für mint julep ausrief; ein fliegender Buchhändler neben ihm verkaufte den Himmel in beliebiger Auswahl, nämlich Tractätlein aller möglichen Glaubensbekenntnisse. Das gläubige und ungläubige Publikum tractirte sich aber mit mehr Vorliebe in einer Trinkstube, auf welche Moorfeld erst aufmerksam wurde, als er sich überhaupt um Publikum umsah und verhältnißmäßig wenig am Platze fand. Er entdeckte bei dieser Gelegenheit noch ein drittes öffentliches Gebäude, nämlich ein Groceryshop mit einem Wirthshaus verbunden und zwar dicht am gothischen Dome, dem es zur Seite stand, wie ein Ministrant seinem Priester. Der Kramladen mochte einst besser in die Augen gefallen sein, als nämlich die Farben der colorirten Lithographien an seinem Schaufenster noch greller erglänzten. Moorfeld musterte diese Lithographien und fand bunt nebeneinander den Alpenübergang Napoleon's, Mrs. Siddons als Lady Macbeth, das Rennpferd Eclipse, einen Faustkampf zwischen John Bull und Bruder Jonathan, die Rückkehr des Geliebten, Roth-

jacke im indianiſchen Coſtüm, Edmund Kean als König Lear, die Schlacht bei Bunkershill, eine Newyorker Regatta, General Waſhington, Lord Nelſon, das Fegefeuer u. a. Ueber all dieſe Blätter hatte ſich eine Unzahl von Fliegen verbreitet mit überreichlicher Hinterlaſſung ihrer wohlbekannten Spuren. Die Spelunke erreichte daher durch ihr Schaufenſter ſo ziemlich das Gegentheil der beabſichtigten Anziehungskraft; da überdies die Trinkſtube nebenan Rauchwolken des ſchlechteſten Tabaks vermiſcht mit den Peſtdünſten abſcheulicher Getränkeſorten durch alle Fugen und Ritzen ausſchwitzte, ſo fand ſich Moorfeld wenig eingeladen, das wirthliche Dach dieſes Hauſes zu beſchreiten. Nur ſein Pferd ſtellte er hier ein; ſeine Perſon, die, wie er aus hinlänglicher Erfahrung wußte, ſelbſt unter dem widerlichſten Pöbelhaufen in keiner öffentlichen Herberge auf irgend eine Sonderung bringen durfte, rettete er wieder in's ſogenannte Freie. Er kaute für all ſein Nahrungsbedürfniß ein Stückchen Bouillontafel, deren er in Pittsburg einen neuen Vorrath eingekauft. Irgend ein nettes Privathäuschen zu entdecken, wo er an einem leidlich menſchlichen Tiſch ſich zu Gaſte bitten könnte, ohne das „Hôtel von New-Lisbon" zu frondiren, darauf verzweifelte er in dieſer Kaffernſtadt.

Inzwiſchen ertönte ein greller Trompetentuſch von einer Dachlucke des Schuppens, d. h. vom Balkon der City-Hall. Das brachte einige Bewegung auf dem Marktplatz hervor. Unter den Dächern der Zeltwagen ſtreckten ſich lange Amerikaner-Beine hervor, die dort ihre Mittagsruhe gehalten hatten, aus der Trinkſtube des Groceryſhops kamen die Gäſte gruppenweiſe über den Square daher geſtolpert, der fliegende Buchhändler ſchloß ſeine Mappen und der Irländer trank ſeinen mint julep ſelber. Alles drängte ſich durch die unbehauenen Thürpfoſten des Stadthauſes. Moorfeld folgte. Er ſtand in einem Stalle, den die Väter der Stadt vielleicht ihren Sitzungsſaal nannten, aber der Fußboden dieſes Saales war die rauhe unbedielte Erde, die Fenſterlöcher hatten keine Fenſter, was zwar einen dankenswerthen Luftzug gegen die Hitze bewirkte, aber auch einer Unzahl von läſtigen Mücken die Paſſage frei gab, die Decke endlich war ſo niedrig, daß die Beleuchtung, obſchon ſie ungetrübter als durch das reinſte Kryſtallglas einfiel, doch etwas Düſteres und Kellerartiges hatte. Das Ameublement beſtand in einem Tiſch und einigen Stühlen für die Auctions-

beamten nebſt zwei langen Bänken für das Publikum, welche an den beiden Längenſeiten, des oblongen Quadrats hinliefen. Das Publikum nahm dieſelben theilweiſe ein, theils ſtand es umher oder ging auf und ab. Es waren meiſt Hinterwäldler, die in Kitteln von ſelbſtgewebtem Zwilch oder Callico, den groben Strohhut auf dem Kopfe und ein Primchen Tabak zwiſchen ſchlechten Zähnen, herumlungerten. Dieſer Aufzug war aber auch alles Ländliche an ihnen; Moorfeld bemühte ſich vergebens, gewiſſe allgemein giltige bäuerliche Grundtöne in ihrem Weſen herauszufinden. Kein einziger ſah zufrieden, glücklich oder — ehrlich aus. Ihre Leiber waren vom Fieber abgemagert, welk und ſchlotterig, ihre gefurchten Geſichter bleich und von Luft und Sonne mehr übermalt als geſund gebräunt, ihre hohlen Augen gingen unruhig umher, voll Liſt und Verſchlagenheit und wie von allſeitigen Sorgen umlagert. Es war eine traurige Heerſchau für unſern Europäer. Sind das die Bürger eines freien und glücklichen Landes? fragte er ſich unwillkürlich. Zwiſchen dieſen Geſtalten bewegten ſich noch einige Exemplare aus einer andern Schichte der Geſellſchaft; dieſe waren mehr oder minder ſtädtiſch gekleidet, trugen goldene Uhren und affectirten eine gewiſſe gentlemaniſche Haltung, Moorfeld erkannte ſie aber mühelos als Subjecte von gemeinem Charakter und Gewerbe, ſie machten ihm ungefähr den Eindruck von verkommenen Advocaten, oder durchgegangenen Handlungscommis, kurz von Induſtrierittern auf allen Gäulen. Indem unſer Freund das Treiben dieſer Leute ſchärfer beobachtete, merkte er bald, daß ſich ihre Tendenzen gemeinſchaftlich an einem Manne begegneten, den ſie wie Flammen einen feſten Körper umzüngelten; wenigſtens ſchien ihre Rolle die angreifende und die des Andern die paſſive oder ſelbſt die abwehrende. Der ganze Anblick erinnerte ihn auffallend an ſeine eigene Stellung weiland im Generallandamt zu Newyork. Dieſe Aehnlichkeit vermehrte noch das Intereſſe ſeiner Beobachtung, das übrigens das Bild jenes einzelnen Mannes ſchon durch ſich ſelbſt zu erregen geeignet war. Derſelbe war unverkennbar ein Deutſcher, ſtand in den mittleren Mannesjahren und trug die tiefſten Spuren einer ſchweren kummervollen Lebenslaſt zur Schau. Sein Weſen ſchien das eines ehrlichen, ja ſelbſt noblen Charakters, die eiſerne Hinterwaldsarbeit hatte ſein Aeußeres verknechtet, ſein Inneres machte noch eine Art von Figur.

Er contraſtirte eben ſo fremdartig als vortheilhaft zu den Phyſiognomien um ihn her, denen die Wolfs- und Luchsnatur eines ſchlauen und raubgierigen Materialismus grell aufgeprägt war. Er machte neben ihnen mehr den Eindruck eines ausgedienten braven Soldaten, der den Pflug ergriffen, oder eines kleinen Landedelmanns, der ſein Feld beſtellt, als eines Landproletariers, der es iſt mit der ganzen Verkommenheit ſeines ſittlichen und geiſtigen Zuſtandes. — Sein momentaner Zuſtand erweckte im ſteigenden Grade Sympathie. Er befand ſich jenen Induſtrierittern gegenüber offenbar in einer ſchwierigen, vielleicht ſelbſt verzweifelten Lage. Moorfeld vergaß alles Uebrige um ſich, indem er den Fortgang dieſer Scene verfolgte. Sie hatte ihren Anfang genommen damit, daß einer der Induſtrieritter geſprächweiſe zu dem Manne trat, und ihm, wie es ſchien, im Vorbeigehen ein Offert machte, das er mit der Miene eines Gönners, ſonſt aber mit großer Gleichgiltigkeit behandelte, gleichſam als wäre hier von einem Vortheile die Rede, den nur der Andere allein genöſſe, während er ſelbſt kein Intereſſe dabei habe. Der Deutſche hatte ihn angehört, einige Gegenfragen gemacht und dann, wie von einer Nothwendigkeit überzeugt, die ſich nicht ändern läßt, ſeine Brieftaſche gezogen, aus der er langſam und bedächtig eine Banknote hervorholte, die der Andere leicht und ungedankt in ſeine Weſtentaſche ſchob. Hierauf trat ein zweiter der Uhrketten-behängten Gentlemens zu dem Manne. Es wiederholte ſich von erſterer Seite mit geringen, von letzterer aber mit bedeutſameren Variationen daſſelbe Spiel. Es war dem Deutſchen, wie man ſehen konnte, eine ſehr ernſthafte Sache, auch von dieſer Perſon in Anſpruch genommen zu ſein. Seine Miene verdunkelte ſich, ſeine Stirnfalten wurden tiefer, ſeine Augenbrauen zogen ſich in die Höhe, einer ſeiner Füße trat unwillkürlich zurück, die ganze Stellung drückte das Schrecken aus, womit man ſich gegen ein unvorhergeſehenes Phänomen in Poſitur ſetzt und einen Augenblick ſtutzt, ob man ſich ihr unterwerfen muß, oder entziehen kann. Der Deutſche machte eine Geberde, mit der er offenbar auf den Mann wies, welcher ſo eben von ihm gegangen: der Induſtrieritter dagegen wendete kaum den Kopf, zuckte die Achſeln und ſagte mit einer wegwerfenden Handbewegung: paß! Der Deutſche war unentſchloſſen, rathlos. Er warf einen verſtörten Blick auf ſeinen Gegner, maß ihn von oben bis unten und

schien die ganze Kraft seiner Menschenkenntniß zusammenzuraffen, um denselben zu durchschauen. Dieser wandte sich stolz zum Gehen. Der Deutsche schüttelte den Kopf, seufzte und folgte Jenem, indem ihm zu bangen schien, die Verhandlung abzubrechen. So wandelten die Beiden in kurzen Schritten auf einem schmalen Bodenstreifen eine Zeitlang auf und ab und setzten sich ernstlich auseinander. Das Ende war, daß der Eine wieder seine Brieftasche zog und dem Andern eine Banknote daraus reichte, von der er sich mit sichtlicher Aufopferung trennte. Hierauf trat er an ein Fenster oder vielmehr in eine der leeren Fensterhöhlen und erholte sich mit ein paar Athemzügen frischer Luft von seinem Kummer. Aber er stand nicht lange so. Zwei Schächer nahmen ihn in die Mitte, indem sie links und rechts an seine Seite traten. Dritte und vierte Wiederholung der nämlichen Pantomime. Nur schienen sich die Rollen diesmal umzukehren. Der Deutsche stellte sich kalt, gelassen, gleichgiltig und versuchte es, die zwei neuen Quälgeister über seinen eigentlichen Zustand, auf den sie speculiren mochten, irre zu führen. Der Versuch blieb aber vergebens. Sei es, daß sie sein Benehmen in den beiden vorigen Fällen allzu genau beobachtet, oder überhaupt untrüglich gut orientirt waren: genug sie hatten sich bald fest in den Mann gehackt, der zwischen ihnen jetzt ein so tragisches Bild bot, wie Laokoon zwischen den Schlangen. Er litt, er duldete. Seine Mimik war ganz Schmerz, aber düstrer, hoffnungsloser Schmerz, der nur ein Unterliegen vor Augen hat, kein Ueberwinden. Er kämpft, weil er noch die Kraft dazu fühlt, — Schritt für Schritt diese Kraft aufzubrauchen, kann der einzige Preis des Kampfes sein. So sah man ihn mit seinen beiden Tyrannen handeln und unterhandeln, Vorstellungen machen, schroff und entgegenkommend, nachdrücklich und gelinde sein, man sah die ganze Arbeit eines Menschen, der Alles versucht, einen billigen Frieden zu erlangen, und weiß, daß Alles umsonst sein wird. Seine Partner standen und ließen ihn gewähren, wie man einen Menschen etwa Höflichkeitshalber anhört. Wie dringend er die Action belebte, sie waren todt und ließen ihn Schläge ins Wasser thun. Ein kaltes Achselzucken, ein Schnippchen mit dem Finger, ein Ruck auf dem Absatz, ein stummes Getändel mit der Uhrkette, mitunter ein spitzer Mund, als pfiffen sie geistesabwesend ein Liedchen — das war ihre ganze Antwort. Es war die Rhetorik des

Granitherzen. Endlich ergab ſich der Andere in ſein Schickſal. Er zog ſeine Brieftaſche und händigte ihnen zwei Banknoten aus. Dann ſetzte er ſich auf die Bank hin und begrub den Kopf in ſeine beiden Hände, welche er auf die Knie ſtützte. Wenn ein Maler eine Mannesthräne malen wollte, ohne ſie ſehen zu laſſen, ſo würde er dieſe Stellung wählen — ſagte ſich Moorfeld.

Jetzt trat durch einen untern Eingang des „Saales“ der Sheriff mit zwei Clerks ein. Er ſtellte ſich hinter ſeinen Tiſch und gab mit einem Hammer das Zeichen des Anfangs. Die anweſenden Waldfäuſte erhoben ſich vorwurfsvoll über ſein langes Ausbleiben. Der Sheriff bat die „Herren“ ſehr artig um Verzeihung, worauf ſich das ſouveräne Volk zufrieden gab. In dieſem Augenblicke näherte ſich ein fünfter Induſtrieritter dem Mann auf der Bank. Er legte ihm die Hand auf die Schulter und mußte ihn mit einem Worte aufgeſcheucht haben, das genau die Tendenz der vier Andern ausdrückte, denn der Mann zuckte, wie von einem elektriſchen Schlage getroffen zuſammen, und ſtarrte den Fünften an, gleichſam als begriffe er nicht, wie es möglich ſei, daß ſich nach all ſeinen Opfern die alte Zumuthung von Neuem vor ſein Auge hinpflanzen könne. Indem Moorfeld ſein ſo erhobenes Geſicht betrachtete, ergriffen ihn die rührenden Züge des inneren Menſchen darin. Der Kopf kam ihm ſchöner vor als zuvor, gleichſam als hätte der Schmerz inzwiſchen Zeit gefunden, ſich über ſein ganzes Ich auszugießen und es zu einem reinen Modell des Seelenleidens zu idealiſiren. Deſto abſcheulicher ſtach die Phyſiognomie des Fünften neben ihm ab. Der Mann war ungefähr ein naher Sechziger, ſein Schädel eine ſchwere und unförmliche Maſſe, ſeine Züge grob geſchnitten, das Geſicht aufgetrieben, wulſtig, voll Warzen und beulenartiger Unebenheiten, welche durch die Ideenverbindung mit Krankheitsurſachen noch zurückſtoßender wurden; er hatte eine niedrige Stirn, eine platte Naſe, einen dicken brutalen Mund und hervorragende Backenknochen. Seine Augen waren klein, grau und von einem böſen Blick; zottige Augenbrauen hingen darüber in finſtern, ſchweren Buſchen herab und vollendeten den Ausdruck eines ungeſelligen, harten, rachſüchtigen Charakters. Dieſer Wehrwolf ſtellte ſich jetzt dem vielgebeugten Manne entgegen und wiederholte, wie man ſah, das Manöver der vier Vorhergegangenen. Der Deutſche ſtand

da, sein Haupt auf die Brust gesunken, die eine Hand im Barte, die andere schlaff niederhangend, den Blick auf dem Boden. Er war auf einem Punkte angelangt, wo er verzweifelte. Nur einmal sah man ihn eine leichte Frage thun, gleichsam versuchsweise, wie über einen Gegenstand, den man aufgibt. Der Häßliche antwortete, — der Deutsche maß ihn mit einem langen, stummen Blick, dann wendete er sich um, holte seinen Wanderstock von der Wand und schritt ohne Weiteres dem Ausgange zu. Nahe an der Thüre wurde sein Gang langsamer, noch einmal blickte er in das Auctionszimmer zurück, wie auf eine Position, die man mit schweren Opfern erkauft und schwer wie das Leben selbst verläßt, ein Seufzer unendlichen Wehs entwand sich seiner Brust, er fiel mehr hinaus als er ging.

Um Gottswillen, was geht hier vor? rief Moorfeld, den Mann zurückhaltend.

Ein Schicksal! antwortete dieser tonlos.

Erklären Sie sich, mein Herr, ich bitte!

Es ist entschieden! Ich soll nicht leben. Auch der letzte Faden reißt. Lassen Sie mich.

Es gelang Moorfelden erst nach einigen Minuten, andere als solche und ähnliche Antworten zu erhalten, welche den Glauben an ein düstres Alles vereitelndes Fatum athmeten. Der Deutsche entzog sich mehr seiner Theilnahme, als er ihr entgegenkam; er schien eine jener wackern Naturen, welche ihre Kraft lange zusammen halten, aber gebrochen auch vollständig brechen. Diesen Verlust seiner männlichen Fassung fühlte er auch mit Scham; er strebte hinweg und nicht leicht war es, ihn fest zu halten. Selbst die deutsche Anrede, womit Moorfeld gleich vorweg ihn zu gewinnen gedacht, verfehlte jedes Zaubers auf ihn. Ich bin in allen Zungen betrogen worden, sagte der Unglückliche. Moorfeld schleppte ihn endlich mit Gewalt in eine einsame Ecke und forderte sein Vertrauen wie die Erfüllung einer Menschenpflicht.

Das Unglück muß sich erzählen, sagte der Andere, es ist wahr; jeder Weinende ist dem Concertsaal ein Andante schuldig. Wohlan, mein Herr, ich war deutscher Offizier, mein Name ist von Anhorst. Ich hatte ein Duell mit einem andern Offizier, welcher die Ehre meiner Frau beleidigt hatte, weil sie ein armes, braves Bürgermädchen war, indeß

er ſelbſt die Maitreſſe eines Großen und die natürliche Tochter eines andern Großen geheiſchet. Der Ausgang des Duells brachte mich auf die Feſtung. Man verhalf mir zur Flucht, ich ging mit Frau und Kind nach Amerika. Aber — unterbrach ſich der Erzähler mit plötzlich veränderter Stimme — aber, mein Herr, indeß ich ſo anfange, wird dort geendet mit mir. Haben Sie gehört? ſchon rief der Sheriff das Land aus, das ich mit dieſer Hornhaut auf den Händen, das ich mit dem vierfach erkauften Recht zu kaufen, mein nenne. Steht Ihnen noch mehr von meiner Geſchichte zu Dienſten?

Moorfeld gab ſich die Miene, die Bitterkeit des Tieferſtimmten zu überhören und ſagte mit Wärme: Allerdings, mein Herr, bitte ich darum, wenngleich nicht in dieſem Augenblicke. Gegenwärtig würde ich Ihnen Dank wiſſen, wenn Sie mir blos die letzten Ihrer Worte zu erklären ſo freundlich wären. Das Land, worauf Sie gerechte Anſprüche haben und das Ihnen deßungeachtet ſo eben entgehen ſoll — wie verhält es ſich damit?

Anhorſt, wie wir den Deutſchen jetzt nennen können, widerſtand der fortgeſetzten Freundlichkeit Moorfeld's nicht länger; er fühlte ſeinen eigenen Culturmenſchen wieder erwacht in ſich, und antwortete etwas geſelliger: Sie wiſſen, mein Herr, was ein Squatter oder Vorſiedler iſt. Er iſt ein Feſtungsſträfling im Freien. Er verrichtet die härteſten aller menſchlichen Arbeiten, denn er geht allen übrigen Arbeiten voraus. Mit Axt und Flinte wirft er ſich in den Ocean der Urwälder und Prairien und wo er die Spuren einer Büffelherde entdeckt, dort iſt ſeine Etappenſtraße; der folgt er. Eine Waldeinöde links, eine Grasöde rechts, und in der Front vielleicht ein trüber Abfluß von einem moraſtigen See — das iſt ihm genug zur Heimath: den Winkel wählt er und fragt nichts darnach, ob er zur nächſt-größeren Stadt ungefähr ſo weit hat, wie von Baſel nach Leipzig. Er zündet das erſte menſchliche Licht an, wo ſonſt nur der Blitz in Bäume gezündet hat, er haut ſich ein paar Schock Eichen um, welche mit Friedrich von Hohenſtaufen zugleich flaumbärtige Kinder waren, er ſtellt ſich ſeine rohe Blockhütte auf. Er bricht den Wald und Prairieboden um, der mit zahlloſen Wurzeln wie mit einem Eiſendraht durchflochten iſt, er rodet raſtlos das ewig nachwuchernde Unkraut aus, er ſchützt ſich endlich das halbwegs geklärte Feld gegen die wilden Thiere und gegen

ſein eigenes bald verwilderndes Hausthier mit dem bekannten Frenzzaun, zu welchem Ende er die gefällten Eichen jetzt in Hunderte von Scheitern aushackt. Das Alles ſind gräßliche Arbeiten, Herr. Der Squatter bekommt Hände davon wie ein Petrefact — ſehen Sie, ſolche Hände ungefähr. Der Sprecher wies ſeine Hände und ließ ſie gegen einander klirren wie Schildpatt. Ich ſehe nicht ab, wie das im Grabe verweſen ſoll, ſetzte er mit einem tragiſchen Scherze hinzu. Dann fuhr er fort: Iſt nun das Hauswesen alſo feſtgenagelt in den widerſpänſtigen Boden, ſind die Sommerfieber glücklich überſtanden, kommen weder Ueberſchwemmungen, Windbrüche, Waldbrände vor, geht nicht gleich die erſte Ernte an der heſſiſchen Fliege zu Grunde: ſo — nun, ſo hat ſich eben kein Unglück ereignet, aber der Anſiedler iſt darum noch nicht ſicher in ſeiner Exiſtenz. Ein Käufer erſcheint, welcher das Land, das bis dahin herrenlos war, kauft. Der Anſiedler kann dann gehen, wenn es dem Käufer beliebt. Das iſt eine Kataſtrophe, die er früher oder ſpäter über ſich ergehen laſſen muß. Freilich gibt's eine Partei, die free-soolers, welche den Grundſatz aufſtellt: amerikaniſcher Boden werde durch Arbeit, nicht durch Geld erworben. Dieſe Partei würde dem Anſiedler das Land als Eigenthum zuſprechen. Aber ihre Politik hat noch nicht die Majorität. Bis dahin kann jeder Anſiedler ausgekauft werden und Alles, was ihm der Congreß als jus primae occupationis zu bewilligen für gut findet, das iſt das Recht des Verkaufs. Aber ſelbſt dieſe kleine Wohlthat, von der Geſetzgebung gewährt, wird von den Geſetzgebern, nämlich vom Volke ſelbſt, wieder illuſoriſch gemacht. Ein Beiſpiel davon ſehen Sie an mir. Nachdem ich in verſchiedenen Städten meinen Wohlſtand gegründet, aber dem großen und kleinen Krieg der Manker-Tricks ſtets wieder erlegen war, gab ich den ungleichen Kampf endlich auf und vergrub meinen Ekel vor dieſem Volke in dieſe Waldeinöde. Das Land, worauf ich mich niederließ, gehörte einem Manne, Namens John Stuttering, der einen notoriſchen Mord begangen, aber durch die Umtriebe ſeines Advocaten es dahin gebracht, daß er gegen tauſend Dollars Caution, wofür er eben dieſes Land verpfändete, aus der Perſonalhaft entlaſſen wurde. Kaum freigegeben, ergriff er ſofort die Flucht. Sein Grundſtück — es war ein roher Waldboden auf Speculation gekauft, — blieb herrenlos hinter ihm

zurück. Ich siedelte mich in einem äußersten Waldeckchen davon an, so genügsam als möglich. Die Untersuchung nahm indeß ihren Fortgang und stellte die Beweise gegen John Stutering vollständig her. Er war fort. Die Gerichte ziehen nun die Caution ein und versteigern das Land. Das Wort Versteigerung ist aber in diesem wie in den meisten Versteigerungsfällen nur ein Wort. Niemand beeilt sich, zu bieten, denn das unverkauft gebliebene Land ist bedeutend niedriger, oft unter Einen Dollar per Acre, zu ersteben. Auf diese Gelegenheit wartet man. Aber dies ist dann auch der Fall, wo ein Vorsiedler, wenn ein solcher da ist, das Verkaufsrecht hat. Bleibt also Stutering's „Loos" bei der heutigen Versteigerung unverkauft, so bin ich der Berechtigte, zu dem herabgesetzten Preis es vor allen Mitwerbern an mich zu bringen. Das ist die Gunst des Gesetzes.

Nun aber die Menschen! Sehen Sie mein Herr — doch, Sie haben es, wie ich höre, gesehen. Sie haben es genau verfolgt, wie diese Meute mir zusetzt. O es sind Teufel! Es ist keine Menschlichkeit in ihnen. Herr, in Deinem Reich! es läßt sich am Ende noch begreifen, wenn sie mich als Geschäftsmann betrogen, da ich im gestickten Pantoffel auf Brüsseler Teppichen wandelte: — sie mochten denken: Schelm, wer weiß, woher du es hast; wir nehmen's Einer vom Andern. Aber der arme Settler, der mit schwielenvoller Faust das härteste Stück Brod, das von Menschen gegessen wird, aus der Erde gräbt, der nichts hat als seinen Schweiß, der mit Pflug und Karst Niemand übervortheilen kann, wohl aber die Grundlage aller übrigen Geschäfte und Vortheile ist — doch ich will kurz sein. Ich habe gesagt, die Versteigerung ist kaum mehr als eine Form, es findet sich nicht leicht ein Steigerer ein. Wohl! Es finden sich aber schlechte nichtswürdige Menschen ein, welche sich für Steigerer ausgeben, um dem armen Vorsiedler ein Stück Geld abzupressen. Diese Leute haben oft keinen halben Adler in der Tasche, dessenungeachtet treten sie dreist mit der Miene auf die Auction, als ob sie das ausgebotene Land zu jedem, auch dem höchsten Preis kaufen würden. Es liegt für ihre Geschäftsverbindungen wunderbar bequem, sie werden Karbirmaschinen, Drehmaschinen, Marmormühlen, Lohmühlen, Kreissägen, und Gott weiß, welche „Improviments" darauf errichten, sie wissen ganz sicher, daß ein Kanaldurchstich, oder eine Eisenbahnlinie durch dieses Grundstück

projectirt ist, und daß es demnächst hundertfachen Werth haben wird: kurz sie steigern jedenfalls. Da aber ein Vorsiedler da ist, so wollen sie freilich nicht rücksichtslos sein. Zu seinen Gunsten stehen sie von dem Handel ab und bitten sich nur ein „hush-money“ von etwa fünf oder zehn Dollars aus. Diese kleine Erkenntlichkeit dürfen sie billig in Anspruch nehmen. Wer wollte sie verweigern? Es wäre sein eigener Schaden. Der arme Settler zahlt es denn auch. So muß er sich sein Vorkaufsrecht kaufen, das er durch die „freien und aufgeklärten Institutionen“ dieses Landes hoch-wohl-klingender Weise umsonst hat. Manchmal darf er freilich das hush-money ungestraft verweigern. Zuweilen statuirt aber auch der Scheinkäufer ein Exempel und kauft wirklich. Den Kaufschilling bringt er durch die Hilfe seiner Zunftgenossen zusammen. Ein solcher Fall wirkt dann gleich vielen. Der Settler kann nie wissen, was für eine Potenz er vor sich hat. Er läßt sich also, es schmerze wie's wolle, gutwillig brandschatzen.

Daß man auf jeder Landauction, fuhr Anhorst fort, einem solchen hush-money-Reiter begegnen werde, darauf kann man schon längst und regelmäßig gefaßt sein. Die Entsittlichung der Bevölkerung schreitet noch mehr vor, als diese selbst. Auch ich kam auf diese Lisboner Auction in keiner bessern Erwartung. Ja, ich glaubte gefaßt zu sein. Leider! dem gegenüber, was mich erwartete, ging mir die Fassung aus in Börse wie in Gemüth. Nicht ein, fünf hush-money-Wölfe nahmen mich diesmal in Empfang. Das war mir überwältigend-neu! Ach, mein Herr! ich habe in den Städten viel Unglück erlebt: die Bowery-Jungen zu Neuyork haben mich gewaltsam geplündert, die Quäcker zu Philadelphia gaben in Geld- und Wechselsachen falsch Zeugniß wider mich, und die ersten Häuser in Cincinnati bankrotirten mich nieder, während sie selbst ihren pile dabei machten. In dieser Wildniß, mit dieser Kieselfaust, glaubt' ich um den Preis Alles dessen, was das Leben schön macht, das Leben behaupten zu können. Umsonst. Es geht noch einmal nicht. Viermal, wie Sie sahen, zog ich meine Brieftasche und fütterte die Wölfe; was ein Mensch geben kann, der entschlossen ist, lieber sämmtliches Ackergeräth aus Eisen zu verkaufen und mit hölzernen Stangen und zehnfacher Anstrengung zu arbeiten, das gab ich diesen Unbarmherzigen dahin, um mein letztes unwirthliches Waldasyl festzuhalten. Umsonst. Vierr konnt'

ich befriedigen, den fünften nicht mehr. Der ist unter den Wölfen der Wehrwolf. Sehen Sie diesen grauen bestialischen Satan mit seinem bösen Auge, und verthiertem Gesichte, ein Kerl, der eher einer Kreuzung von Schwein und Tiger als einem Menschen gleicht, Mr. Wogan ist's, einer jener unzähligen Winkeladvocaten, die wie Pest und Finnen im Staatskörper dieser disoluten Republik stecken, ein Herumtreiber, der Alles mitnimmt, was nach Schlechtigkeit riecht, ein Ignorant, der noch nie einen ordentlichen Proceß vor der Barre gewonnen hat, aber dessenungeachtet von einer gewissen Clientensorte gesucht wird, weil die Geschwornen, die gegen sein Plaidoyer votiren, nicht selten an einem anonymen Drohbrief erkranken, und bald darauf irgendwo todt gefunden werden — dieser Kanibale ist's, der mir jetzt Alles vereitelt, mein Recht, meine Aussichten und meine Geldopfer, die ich beiden schon gebracht. Ein Mensch, der so eben in Mr. Clahane's Bar — ich lege einen Eid darauf ab — seinen letzten Dime in Slings vertrunken, wagt es, mir vorzuschwindeln —

In diesem Augenblick unterbrach Moorfeld seinen Mann, und fragte mit jenem Tone, der einen fertigen Entschluß ausdrückt, welcher nur noch der letzten Feile bedarf: Sie scheinen sich übrigens, mein Freund, an der hiesigen Gegend ein traurig' Stück Erde zum Wohnplatz erwählt zu haben?

Die Gegend ist gut, antwortete Anhorst mit Unbefangenheit. Wenn Sie vom Ohio heraufgekommen sind, so werden Sie bemerkt haben, daß der Boden theils zu naß, theils zu trocken war; hier in Lisbon z. B. das erstere. Die Weide oder die Fichte stand da einseitig. Stutering's Waldland hingegen hat eine sehr reiche Mischung von Baumarten, was bekanntlich schon allein hinreicht, über den Werth eines Grundstücks jedes Laienauge zu orientiren. Wenn Lisbon sich ausdehnt, so wird es vor all seinen übrigen Radien der Richtung Stutering folgen müssen. Dort sind die Bodenbestandtheile —

Die Unterhaltung der beiden Männer ward an dieser Stelle unterbrochen. Der Sheriff hatte die Auction über das besprochene Grundstück eröffnet, ein Act, auf welchen unsre zwei Freunde nicht sonderlich geachtet, da Moorfeld inzwischen auf Anhorst's Mittheilungen gehört, und dieser selbst, wie wir wissen, das ganze Steigerungsgeschäft mehr wie eine Vorarbeit, als wie den Mittelpunkt der Handlung betrachtete.

Wie groß war daher Anhorst's Bestürzung, als der Sheriff das Grundstück zu tausend Dollars kaum ausgerufen hatte, und eine Stimme sogleich tausend zweihundert dagegen rief. Es war die Stimme Mr. Wogan's. Fest und trotzig rief er sein Angebot und wendete sein häßliches Gesicht bedeutungsvoll auf Anhorst zurück.

Er bietet wahrhaftig! stammelte dieser erblaßt und sah mit einem schreckensreisigen Blicke auf Moorfeld.

Tausend fünfhundert! rief eine zweite Stimme. Aber in seinem ganzen schicksalsreichen Leben hatte Anhorst wohl nie einen so plötzlichen Wechsel von Gemüthsbewegungen erfahren, denn diese zweite Stimme war Moorfeld's Stimme selbst. Ein wallendes Freudenroth überflog die harten, zerarbeiteten Züge des Deutschen und kaum glaubend an diese plötzliche Hilfe in der Noth, blickte er seinen Retter zwischen Furcht und Hoffnung an. Moorfeld nahm sich keine Zeit, den Zagenden seines ausdrücklichen Schutzes zu versichern, denn Funke auf Funke stob's jetzt zwischen ihm und Wogan; er konnte nur durch Thaten antworten. Tausend sechshundert, hatte Wogan geantwortet, siebenhundert gab Moorfeld zurück, achthundert Wogan, neunhundert Moorfeld, neunhundert fünfzig Wogan, zweitausend Moorfeld.

Der ganze Saal wendete sich jetzt nach den beiden Kämpfern, während einige der erfahrensten Landhändler das Haus verließen, überzeugt, daß jedes weitere Verweilen unnütz und die Auction „fest" sei. Der Sheriff selbst streckte mit einiger Verwunderung seinen langen Hals aus den Vatermördern und es geschah offenbar zu seiner eigenen Ueberraschung, daß er John Stutering's Loos nunmehr zu zweitausend Dollars zu auctioniren fortfahren konnte. Und schon sah man den Hammer in seiner Hand erhoben und zum Niederschlagen bereit, als Wogan schnell noch ein neues Hundert dazwischen rief. Moorfeld überbot mit zweihundert, Wogan steigerte drei-, Moorfeld vier-, Wogan fünfhundert. Zweitausend fünfhundert! rief Wogan. Jetzt hielt Moorfeld inne. Wogan stutzte. Unwillkürlich blickte er hin nach Moorfeld, aber nicht triumphirend, erschrocken war der Blick. Ertappt! rief Moorfeld seinen Schützling anstoßend, jetzt wollen wir ihn zappeln lassen. — Zweitausendfünfhundert wiederholte mit heller Stimme der Sheriff. Moorfeld schwieg noch einmal. Wogan blickte nicht mehr nach ihm, er mochte fühlen, das sein voriger

Blick ihn verrathen. Deſto unerbitterlicher durchbohrte Moorfeld's Auge den Betrüger. Dieſer ſtand da, den Kopf geſenkt und zur Seite geneigt, wie ein Menſch, der dem, was herankommen ſoll, nicht in's Auge zu ſchauen wagt. Es war eine Stellung, kleinlaut und grimmig. Zweitauſendfünfhundert! rief der Sheriff zum drittenmale. Moorfeld beharrte in ſeinem Schweigen. Er beharrte in ſeinem Blicke auf den zermalmten, elenden Geſichtsausdruck ſeines Gegners. Die Scene fing an Aufſehen zu machen. Alles blickte mit Moorfeld auf Wogan, der ſeinerſeits mit einem kriechenden Blicke von unten auf dem Niederfallen des erhobenen Hammers rath- und hilflos entgegen zitterte. Zuletzt holte ſich Moorfeld eine Cigarre aus ſeinem Etui, biß ihre Mundſpitze ab, ſchnellte ſie mit der Zunge von ſich und ſagte dazu: Dreitauſend! Es lag für Wogan etwas unendlich Verächtliches in dieſer Action. Er bot nicht mehr. Die Lection, die ihm Moorfeld gegeben, verfehlte ihre Wirkung nicht. Er ſchlich ſich aus der Verſammlung. An Moorfeld vorübergehend murmelte er mit tückiſch geſenktem Haupte und einem böſen, wölfiſch-ſchielenden Seitenblick: Ich heiße Wogan! — Mir ſehr gleichgiltig, erwiderte Moorfeld ſchnell und ſchwang ſeine Cigarre durch die Luft, um ihr Feuer anzufachen.

Drittes Kapitel.

In ſeinen Wünſchen zeichnet der Menſch ſich ſelbſt. Wie kommt es, daß er die Zeichnung ſo ſelten lobt, wenn ſie äußerlich vor ihn hintritt — wenn der Wunſch erreicht iſt? Wie kommt es, daß ein erreichter Wunſch uns oft düſterer ſtimmt, als ein verſagter? Im verſagten Wunſch haben die Götter Unrecht, im erreichten wir ſelbſt! Nur an Thatſachen lernt ſich der Menſch kennen. Nur dem verkörperten Wunſche gegenüber wird uns das Urtheil, das Gefühl möglich, ob dieſer das Maß unſers Innern wirklich enthielt, oder nicht. Und es iſt der gemeinere Menſch, der dieſe Frage ſich bejaht. Die Beſten und Tiefſten geben in ihren erreichten Wünſchen ſich am bärteſten Unrecht. Mit Schauder und Ekel wenden ſie ſich von dem

endlichen Bilde ihres unendlichen Ichs, wie von einem Zerrbilde, hinweg, um in höheren, kühneren Zielen der Sehnsucht sich würdiger zu genügen; diese erreicht, beleidigt sie von neuem die kleinliche Formel für einen großen Sinn: so schreiten sie von Unbefriedigung zu Unbefriedigung die erhabenen Pfade der Selbstqual zu Ende, bis sie am Markstein der Verzweiflung oder Vergötterung das Bewußtsein erringen, daß Irdisches und Ewiges nimmer sich decken, daß nichts Irdisches wünschenswerth!

Diesen Naturzug des menschlichen Herzens müssen wir uns gegenwärtig halten, wenn wir begreifen wollen, mit welchen Gefühlen Moorfeld Tags nach der Landauction in Anhorst's Blockhütte erwachte. Er hatte zum erstenmal auf dem Seinigen geruht, er stand zum erstenmale im Seinigen auf. Aber Alles in ihm widerrief diese Thatsache. Das Wort „Urwald" tönte fremd und abschreckend im Herzen. Mit Anstrengung besann er sich jetzt auf den Ideengang, den die Entwicklung dieses Wunsches in Europa genommen und — er fand den Faden nicht mehr. Er fühlte sich tief unglücklich. Es war ihm, als sei er kein moralisches Wesen, sondern ein Mechanismus, dessen Bestandtheile eine fremde Hand auseinandergelegt, und er selbst könne sie nicht wieder zusammensetzen. Er wußte nicht, habe er in Europa geirrt, oder irre er heute. In seinem Gemüthe war plötzlich der Grundton verstummt, auf welchem sein Ich und der Urwald sonst im Accorde gestimmt. Er sah seinen Wunsch vor sich nicht wie einen vertrauten, langgenährten Umgang, sondern wie einen zweideutigen Gesellschafter, mit dem man im Taumel Brüderschaft gemacht, und der bei ernüchterten Sinnen in Verlegenheit setzt. Alles ist Mißton hier, den angeklungenen Ton fortzusetzen und auch von ihm abzuspringen. Nach beiden Seiten hin fehlt die Wahrheit, — und so findet sich unser Freund heute in einem Verhältnisse, das eigentlich eine Unmöglichkeit ist.

Als er in früher Morgenstunde vor die Hütte trat, fehlte wenig, daß er nach seinem gesattelten Pferde gerufen. Er fühlte sich wie ein städtischer Spaziergänger, der eine Nacht auf dem Lande zugebracht und im jungen Tagesstrahl fröhlich davon fliegt. Warum er hier weilen sollte, war ihm unverständlich. Er hatte zum erstenmale eine dumpfe Ahnung davon, was es heiße, den europäischen Cultur-

menſchen an dieſem rauhen Boden zu befeſtigen. Er erſchrak, wie wenig ſeine Reiſe ihn vorbereitet. Sonſt war er frei und heute gebunden — das allein entſchied.

Moorfeld hatte wenig geſchlafen und ſein Auge war phyſiſch wie moraliſch überwacht, indem er die Scenerie ſeiner neuen Umgebung jetzt überblickte.

Anhorſt's Blockhaus war ein ſogenanntes Log shanty und beſtand, wie alle Obdachungen dieſes primitiven Schlags, aus einer einzigen Kammer. Sie war aus Baumſtämmen aufgeführt, welche roh behauen übereinanderlagen, die Zwiſchenlucken mit Moos und Lehm verſtopft oder mit dünnen Holzſpänen ausgefugt. Eine der Seitenwände zeigte den Ausſchnitt für den Kamin und dieſe war aus Backſteinen erbaut. In der Nähe des Kamins ſtand die Bettſtelle; ein Tiſch und eine Bank von barbariſcher Arbeit vollendeten das Ameublement. An den Wänden hingen die Werkzeuge von einem Dutzend Handwerken herum, in denen der Hinterwäldler ſämmtlich ſein Schüler und Meiſter zugleich ſein muß. Die Diele beſtand aus geſchlagenem Lehm, die Fenſter waren zwei in die Längenſeiten der Hütte geſchnittene Löcher, ſtatt des Glaſes mit Holzläden verſehen. Die Hütte lehnte ſich an den Wald, doch warn die Bäume auf einige Entfernung von ihr weggebrannt. Vor der Hütte lag das Feld. Es war ein wüſter Fleck Erde, überſäet mit verkohlten Baumpflöcken, zwiſchen welchen ein paar ſpärliche Raſen Getreidegelb faſt ſich verloren. Das Ganze umgab jener häßliche Zickzackzaun — halb ironiſch, wie es ſchien, denn erſt er machte aufmerkſam, daß hier überhaupt etwas einzuſchließen.

Dieſes traurige Gehöft lag in einem Meere von Einſamkeit. Kein Vogel pfiff, kein Hausthier brüllte, wieherte oder krähte in ſeiner Nähe — die Hausthiere ſtaken im Walddickicht und gaben ſich nicht zur ländlichen Staffage her. Es war ein trübſeliges Stück Menſchen-Exiſtenz. Das Grab eines Unbegrabenen! ſagte Moorfeld bei ſich. Doch nahm er ſich zuſammen, um ſeine Wohlthat nicht ſelbſt zu verkürzen, indem er ſeine Stimmung verrieth.

Bald erwachte auch Anhorſt. Nach den wechſelnden Aufregungen von geſtern hatte ihn der Schlaf wie mit eiſernen Armen umklammert. Er ſtand jetzt rüſtig da, aber das Glück ſeiner neuen Schickſalswendung, ja nur die Friſche eines geſunden Morgengefühls be-

mühte sich Moorfeld vergebens, in seinen Mienen wahrzunehmen. Dieses Antlitz schien nur noch des Ausdrucks der Sorge fähig. Die Sorge war heute gewichen, aber der Glanz der Freude darum nicht aufgegangen. Der ernste Gleichmuth der Alltäglichkeit herrschte darin.

Anhorst bemühte sich, seinem „Grundherren“ ein erträgliches Frühstück vorzusetzen und lobte den relativen Werth einiger Kaffeebohnen, über die er verfüge. Moorfeld überreichte ihm seinen ständigen Reisevorrath von Bouillon- und Chokolate-Tafeln. Bei diesem Anblick sah Moorfeld das erste Lächeln auf Anhorst's Miene. „Ach, mein Herr, was sind die Freuden des Einsamen!“ vernahm er's in seinem Innern. Er dachte an den Zellengefangenen in Philadelphia.

Die rauhe Blockhütte duftete bald von dem feinen Arom der Vanille. Moorfeld fing an, von Benthal zu sprechen. Der Dritte ist stets das beste Auskunftsmittel, wo Zwei so vollen oder fremden Herzens sind, daß ihr Gegenüber stockt. Ueberdies stand dieses Thema mit unter den nächsten, welche hier Boden hatten.

Anhorst schien mit Vergnügen von Moorfeld's Plänen zu hören, — mit mehr sogar, als womit dieser selbst in gegenwärtiger Gemüthsverfassung von ihnen sprach.

Er ergriff die Gelegenheit, auch seinerseits mit einem kleinen Projekte hervorzutreten. Durch Moorfeld's Güte, sagte er, habe er den Kaufschilling für sein Grundstück erspart und zur Disposition. Er wisse ihm eine vortheilhafte Beschäftigung. Der Einfall sei ihm schon gestern im Nachhausereiten aufgetaucht. An den oberen Seen ströme jetzt viel Volk zusammen. Ueber weite Distrikte ergieße sich ein Andrang von Colonisten, die Alles bedürften und Nichts hätten. Eine Zufuhr von Saatkorn und Lebensmitteln dahin müsse ungeheuer rentiren. Er hätte Lust, sein kleines Capital in solch einem Versuche arbeiten zu lassen. Er würde an der Erie hinabgehen, unterwegs von den kleineren Farmern, die frühzeitig einärnten, um rasch Geld zu machen, wohlfeiles Neukorn haben können, und damit einen Export nach dem Westen wahrscheinlich höchst lohnend unternehmen.

Moorfeld erstaunte über die Zähigkeit der menschlichen Natur. Sie wagen sich noch einmal auf die hohe See der Spekulation! rief er mit unverholener Bewunderung.

Mit nichten, antwortete Anhorst ruhig. Ich verkaufe gegen Käsch an den Abnehmer, nichts weiter. Ich lasse mich nicht auf Commissionsgeschäften ein, ich gebe nicht Credit.

Aber warum wollen Sie überhaupt wieder handeln? fragte Moorfeld noch immer verwundert.

Anhorst sah ihn groß an. Heißt es denn handeln, wenn man alljährlich einmal eine Ernte zu Markt führt? Und was ist meine Expedition an die Seen? Kommt es doch vor, daß Farmer dieser Gegend sich zur Erntezeit ein paar Hickory's schlagen, ein Boot zimmern, und mit der Frucht den Ohio und den Mississippi hinab nach Neuorleans fahren! Dort verkaufen sie Ladung und Schiff zugleich und machen dann tausend Meilen den Landweg zurück auf einem Klepper, den sie im Süden gekauft haben und hier ebenfalls wieder losschlagen. Das sind amerikanische Marktfahrten, Herr Doktor. Ja, der Bauernstand ist kein Ruhestand bei uns. Hier handelt Alles, was sein bischen Mark noch fühlt. Schlimm genug, wen das Fieber niederknebelt; wer sich aber rühren kann, dem ist die Straße sein Haus; sein Haus nur Absteigquartier.

Moorfeld schwieg. Schlagender konnte das Ungemüthliche des hiesigen Landlebens nicht mehr ausgedrückt werden.

Nach dem Frühstücke sattelte Anhorst sein und Moorfeld's Pferd indem er es nicht anders zu erwarten schien, als daß Moorfeld seinen Kauf jetzt beseben wolle. Moorfeld nahm die Parthie an und verbarg, so gut es ihm möglich war, mit wie wenig Interesse er's that.

Indeß hatte Anhorst doch wahr gesprochen, als er gestern die Gegend von Lisbon und die hiesige außer Vergleich gesetzt. Wenn Moorfeld einen Molch- und Unkenpfuhl erwartet hatte, so war wenigstens diese Erwartung übertroffen. Zwar als die Reisigen ausritten, ging's nicht unmittelbar in den Waldesgrund, der vor ihnen lag: ein böser Schwaden schlug aus seinen nächtlichen Schattentiefen, der Mensch und Thier dämonisch anschauerte. Aber Moorfeld wußte, das sei eben der ungesunde Athem Amerika's in den Früh- und Abendstunden, die denn auch kein Amerikaner „im Freien" zubringt, namentlich in der Nähe von Neuboden nicht. Die Reiter traten ihre Urwaldparthie auf einem Umwege an und dieser war nicht ohne Reiz. Sie faßten in einem großen Bogen den Wald von der Ostseite, wo die Sonne schon

anfing Sieger über die Dünste zu werden. Sie ritten durch eine kleine Prairie, der man fast die Würde einer Boccage zusprechen konnte; der Grund war malerisch mit Baumgruppen bestanden und ein Bach durchschnitt ihn in mäandrigen Krümmungen. Moorfeld lobte das Parkartige dieses Anblicks, während Anhorst ihn auf die Pflanzendecke des Bodens aufmerksam machte, wo das Timotheusgras, der Wiesenfuchsschwanz, der Lolch, das Schwingel- und Knäuelgras überall hervorstehe, und den Boden wie von selbst zur schönsten Culturwiese stempele. Hierauf schloß sich der Ritt dem Laufe des Baches an. Der Bach war ein trübes, lebloses Wasser, wenn es nicht etwa für Belebung galt, daß Anhorst mittheilte, vor dreißig Jahren soll er von Bibern gewimmelt haben. Sein durchweichtes Ufer war von üppigem, aber rauhen Grase bewachsen, zwischen welchem hie und da wilder Reis seine zierlich gefiederten Rispen emporstreckte. Später umsäumte ihn ein Gestripp von Cedern, Cypressen, Thuja's und sonstigem Sumpfholz, welches bald so dicht wurde, daß es das schmale Rinnsal wild überwucherte, ja stellenweise gänzlich zuwölbte.

Anhorst sagte bei diesem Anblicke, er sei schon oft im Begriffe gewesen, dieses Dickicht niederzubrennen, denn das Wasser habe hier einiges Gefäll, was es unterhalb nicht mehr habe, und hier seien die Punkte, wo sich „Improvements" anbringen ließen. Moorfeld sagte nichts.

So ritten sie in den Urwald. Die Morgensonne stand hinter ihnen und warf ihre langgestreckten Schatten auf die angeleuchteten Baumstämme voraus, indeß sie die schweren Walddünste in gefiederten Nebeln vor sich her trieb, und den Wanderern reine Luft machte. Der Gang durch ein Waldinneres war unserm Helden kein neuer mehr, und hatte ihn nie europäisch-waldfroh angemuthet. Auch heute that er's nicht. Die amerikanische Waldphysiognomie hatte für Moorfeld's Auge etwas Hohles, Starres, Gitterhaftes, da fast überall das Unterholz fehlt, also neben dem Gewordenen das Werdende. Dasselbe Bild wiederholte sich hier. Die ganze Vegetation schien ihm fertig wie ein Drahtgeflecht, die Idee des freien Hineinrankens eisern ausschließend. Dabei mangelte dem Walde aber doch auch der Ausdruck der ruhigen Größe und Erhabenheit. Die Baumarten standen charakterlos in unendlicher Buntheit durcheinander. Nicht nur die Zonen der Coniferen und Laubbäume vermischten sich

auf jeder Zollbreite — Fichten, Föhren, Tannen, Cedern, Tarus und Lärchenbäume mit Ulmen, Pappeln, Eſchen, Erlen und Birken: ſelbſt polariſche und tropiſche Waldbilder ſielen auf dieſen Boden herein, der, zwiſchen Canada und Virginien in der Mitte liegend, nicht umſonſt Thürhüter der Extreme zu ſein ſchien. Moorfeld ſah die Kiefern und Wachholderbäume des kraftigen Nordens neben der orientaliſch-rieſigen Sycomore, neben dem prachtvollen Tulpenbaum, der Myrthe und dem Lorbeer. Die Eichenarten blieben ihm nicht minder fremdartig als ſonſt; nur Anhorſt wies ihn mit Sicherheit durch dieſes Labyrinth und zeigte ſich als ein gründlicher Kenner — denn die Schwarzeiche, ſagte er, liefere dem amerikaniſchen Farmer gute Dachſchindel, die Rotheiche vorzügliche Schweinmaſt und die Weißeiche ſei in allen Geſtalten nützlich, da ſie als Schößling elaſtiſches Reifenholz, im mittleren Alter Korbflechterſpänne und ausgewachſen die beſten Balken zu Blockhaus und Fenzriegeln gebe, auch ſei ihr Laub ein brauchbares Viehfutter.

Unſerm Freunde ſchnürte aber inzwiſchen ein anderer Charakterzug des amerikaniſchen Waldes das Herz zuſammen: die eigenthümliche Sang- und Duftloſigkeit. Kein Vogelton belebte das Holz, kein würziger Hauch durchathmete es. Er ritt wie durch ein Schaugericht.

Selbſt von Wild fand Moorfeld nichts, als ein zahlreiches Volk grauer Eichhörnchen, das ſich auf den luftigen Aeſten der Wallnußbäume wiegte und in den dickſchaligen Früchten derſelben, die kaum der Reife entgegengingen, ſeine Nußknackerkünſte hören ließ. Die Jagd auf dieſes „fruchtbare Ungeziefer“, wie Anhorſt ſich ausdrückte, gehöre zu den ärgſten Tribulationen des Farmers, er müſſe jedes Körnchen ſeines Feldes mit Pulverkorn gegen die Brut vertheidigen. Die vermeinte Jagdluſt werde eine wahre Jagdqual im Urwalde. Moorfeld ſchwieg dazu.

Nach einem Ritt von einer kleinen engliſchen Meile, den das Paar zwar unbehindert, doch im Schritt durch den freiwüchſigen Baumſchlag zurückgelegt, veränderte ſich die Scene. Der Boden ſtieg aus dem Ebenen mit einem ſanften Schwung empor und auch Unterholz ſtellte ſich ein. Zwiſchen den hohen Baumpfeilern drängte ſich allerlei Buſch- und Strauchwuchs in's Leben, üppige Schling-, Kletter- und Hänge-

pflanzen halsten sich in die Höhe und bald war der ganze Waldraum von der Wurzeltiefe bis zu der obersten Schaftspitze der Alles überragenden Weymouthtanne vollständig und wie es schien undurchdringlich ausgefüllt. Die Wanderer standen wie vor einer Mauer aus Laubwerk. Nur einzelne Breschen dieser Mauer erlaubten ein weiteres Vordringen; man ließ die Pferde bald hinter einander gehen, bald trennte man sich gänzlich und schlug sich auf eigene Hand durch, indem Jeder durch Zuruf sich des Andern versicherte und hin und wieder über die Auffindung des gangbarsten Pfades correspondirt wurde. Hier wurde es Moorfeld zum erstenmal wohler. Gibt's Panther oder Schlangen hier? rief er nicht ohne den Reiz des Romantischen und legte Hand an seine Büchse. Nichts als unermeßliche Dollars gibt's, antwortete Anhorst zurück; — das Alles wartet nur auf's Niederprasseln; wir gehen über den kostbarsten Alluvialboden; reines Bottom-Land!

Utilitarier! schalt Moorfeld für sich.

Nach einer zweiten englischen Meile erreichte man die Platte des Hügels zu dem der undulirende Boden bisher emporgeführt hatte. Moorfeld und Anhorst fanden sich kurz nach einander auf dem Plateau ein. Sie stiegen vom Pferde und rasteten aus.

Die Stelle war schön im Sinne der Wildniß. Einsam, öd, tiefstill, umgeben von der breiten Einförmigkeit des Waldes, welchen sie nirgend dominirte, vielmehr fiel er allseits über sie herein und deckte sie zu, wie ein Geheimniß.

Das Strauchwerk überwucherte die Höhe des Hügels noch so dicht wie den Abhang, doch standen die starken schweren Stammholzbäume hier etwas spärlicher. Dagegen lagen viele Stämme am Boden umgestürzt, verwitternd, zerbröckelnd und neue Schößlinge treibend, — Alles wüst durcheinander. Das Ganze schien die Stätte eines verjährten Windbruches.

Nach der Natur solcher Stätten, welche der Schauplatz einer zugungereichen Pflanzenverwitterung sind, war die Waldstelle wahrhaft erstickt von einem prachtvollen Blumenwuchs.

Moorfeld ließ sich auf einen Baumstamm nieder und betrachtete das Spiel eines Kolibris, der wie berauscht diese Flora durchtaumelte und seine zierliche Erscheinung als eine willkommene Episode der tiefen Einsamkeit spendete. Anhorst aber musterte die Ahornbäume,

welche den stillen Bezirk umgrenzten, und führte bald Klage darüber, daß sie gleichfalls zu alt zur Zuckergewinnung seien; er habe den Wald schon viel durchforscht nach jüngeren Exemplaren, aber überall vergebens. Moorfeld lud ihn ein, sich neben ihn zu setzen und zeigte ihm das reizende Vöglein, das der Gegenstand seines schöneren Interesses war. Das Kolibri hatte sich dicht in Moorfeld's Nähe an eine flammrothe Magnolie gefesselt, und vertiefte sich mit der ganzen Süßigkeit einer selbstvergessenen Liebe in sein trunkenes Kosen und Naschen. Vollkommen reglos hing es an dem Blumenkelch, sein prächtiges Körperchen ruhig zur Schau geboten. Der kleine Amor hatte kaum die Leibesfülle einer Hummel, aber der Schönheit war's Raum genug, darauf ihre Wunder zu thun. Sein Gefieder strahlte vom reinsten Juwelenglanz, smaragdgrün und opalblau spielten Leib und Flügel an der Sonne, seine kleine Kehle war ein Rubin von Farbe und Feuer. Schade, daß wir nicht ein wenig Vogelduft bei uns haben! sagte Anhorst und setzte hinzu: Ob sich mit den Thierchen nicht überhaupt ein Geschäft machen ließe? Im Mai kommen sie in ganzen Schwärmen vom Süden nach den Seen durch. Freilich die Amerikaner halten nichts auf Naturaliensammlungen — aber nach Deutschland könnte man sie verschicken; — was sagen Sie, Herr Doctor?

Moorfeld sah in das braune, zerfurchte Antlitz des deutschen Mannes und sah lange hinein. Wie lange sind Sie schon in Amerika? fragte er ihn.

Fünfzehn Jahre, antwortete Anhorst.

Fünfzehn Jahre! — das ist freilich eine lange Zeit! Er schüttelte die Magnolia mit dem Fuße, daß das Kolibri pfeilschnell davon flog.

Hierauf folgte eine Pause des Schweigens zwischen den Beiden. Zwei Männer, welche der Zufall an Einem menschlichen Berührungspunkt zusammengeführt, dachten zum erstenmal, wie man sah, darüber nach, ob sie deren mehrere haben könnten. Moorfeld fühlte das Bedürfniß dessen, was man in der Sprache der Empfindsamen Herzensergießung nennt. Wenn es für einen Menschen einnimmt, daß man ihm eine Wohlthat erweist, so mußte Moorfeld diese Theilnahme für Anhorst haben. Ihm zu Liebe hatte er ohne alle Wahl sich auf eine Scholle gekauft, die er mit sorgfältigster Wahl kaufen wollte, und das Bruchtheil, das Anhorst davon inne hatte,

ihm ohne Weiteres geschenkt. Anhorst war rettungsbedürftig wie ein Ertrinkender gewesen, und Moorfeld hatte ihn gerettet. Aber bei dem Bande der rohen Noth kann ein feineres Gemüth nicht stehen bleiben. Er durfte wünschen, daß Anhorst jetzt von seinem Eigenen — Innern etwas herausgebe. Seit gestern war es noch nicht geschehen. Dieser Augenblick aber war einem innigeren Austausch günstig. Er forderte von selbst dazu auf.

Moorfeld zog den fremden Mann treuherzig an seine Seite und sagte: Und wie ging es Ihnen in diesen fünfzehn Jahren? Lassen Sie mich hören, wie das Menschenleben auf den Pfaden, auf welchen Sie es durchwandelten, ausgesehen hat.

In den Zügen des Deutschen malte sich's fast wie Schamgefühl bei dieser Aufforderung. Und wie das germanische Auge immer trotzig blickt, wenn das Gefühl an sich selbst erinnert wird und sich zugleich ehrt und verbirgt bei dieser Erinnerung, so sah das blaue Auge des abgehärteten Mannes jetzt mit einem gewissen Barbarismus drein, der im Aeußern Trotz schien, im Innern aber keusche Selbstbewahrung war.

Mit diesem Ausdruck antwortete Anhorst: Sie haben mir gestern Gutes gethan; ich könnte es heute kaum vermeiden, mich so zu schildern, als ob ich's recht sehr werth wäre. Das geht nicht. Aber mein Tagebuch steht Ihnen zu Diensten. Drinn stehen Gott und dieser Bursche hier etwas unparteiischer neben einander.

So eben hab' ich's gelesen, sagte Moorfeld, und drückte dem Manne die Hand. Seine Gefühlsanwandlung war vorüber. Er stand auf und ging weiter mit ihm. Zwischen den beiden Männern war von der Vergangenheit weder in Schrift noch in Wort je wieder die Rede.

Viertes Kapitel.

Wir werden nicht erwartet haben, daß die Stimmung, in welcher Moorfeld den ersten Blockhaus-Morgen erblickt, und die wir zu Anfang des Vorigen zu berichten hatten, die bleibende seines neuen Lebens geworden. Wir haben sie gewiß nur als eine Krisis erkannt, welche den Wechsel der Gewohnheiten mit Naturnothwendigkeit begleitet. Diese Krisis ging um so rascher vorüber, je heftiger sie sich eingestellt. Es ist am dritten Tage und wir finden Moorfeld's Gemüth wieder im Gleichgewichte. Die Schauder der Fremde haben sich gemildert, die Liebe zum Eigenthum ist erwacht. Moorfeld fing an, seinem Boden entgegen zu kommen. Lag er auch nicht im schönen Ohio- oder Miami-Thale oder am waldreichen Gestade des majestätischen Erie-Sees, so hätte eine reizvollere Außenseite leicht auch als ein Werkzeug der Landspeculation dienen können, um mancherlei innere Schäden damit zu vergolden, wogegen die umsichtigste Auswahl zuweilen nicht schützt. Moorfeld's blinder Griff aber — Alles in Allem — war kein verfehlter. Erst indem er sein Land mit eigenen Augen sah, indem er das Geschäft des Ankaufes ratificirte und die betreffenden Documente eines näheren als flüchtigen Zuschauerblicks würdigte, ging ihm der Begriff des Geschehenen in einem befriedigenden Bilde auf. John Stutering's sogenanntes „Loos" war ein Complex von zwei „Sectionen" d. h. eine Bodenfläche von tausend achthundert zwanzig Acres. Das ungefähr war eine der größten Realitäten, welche zu dem gleichen Preise erreichbar. Dieser Boden bestand, wenn nicht aus einer romantischen, doch nützlichen Mischung von Wald und Prairie und war, wie Baum- und Graswuchs zeigte, im Ganzen betrachtet, vortrefflich. So kam es, daß Kenner — unparteiische, oder vielmehr eifersüchtige — den Erwerb des neuen Gentleman-Farmers leicht auf den doppelten und dreifachen Werth schätzten, wozu besonders politische

Köpfe noch den Umstand rechneten, daß in dieser Gegend der Ohiostrom sich auf die geringste Entfernung dem Erie-See nähere, ein Canal-Durchstich über kurz oder lang hier seine Unternehmer finden und die Bodenpreise wohl auf das Zehnfache bringen könne. Mochten nun solche Conjecturen werth sein so viel sie wollten, und auch hier die allgemeine Sitte wirken, daß, wenn ein Kauf erst realisirt ist, Alles umher von den beneidenswerthen aber versäumten Vortheilen desselben spricht: genug, Moorfeld hatte wenigstens keinen Mißgriff gethan. Die Raschheit seines Herzens war nicht zugleich ökonomische Uebereilung.

Diese Raschheit des Herzens lieh dem Ankaufe Moorfeld's übrigens doch auch einigen Werth. Und konnten wir gleich nicht so prompt, als Moralisten vielleicht erwarteten, mit dem Geständniß herausrücken, daß „das Bewußtsein einer guten That" ihn für sein Grundstück mit jener Selbstverliebtheit eingenommen, welche gewisse Menschen als „Lohn der Tugend" in Cours bringen möchten: so fing dieses Bewußtsein doch an, freundlich nachzuwirken, nachdem die Abstoßungskraft des ersten Eindrucks der Natur ihren Tribut gezollt. Moorfeld hatte die Genugthuung, das, was noch Liebhaberei an seinem Unternehmen gewesen, die Auswahl der landschaftlichen Lage, einem reinen realen Bedürfniß geopfert zu haben. Damit war das letzte Moment des Gefühligen von seinem Unternehmen abgestreift, damit erst war es ganz That. Und da vor Geistern seines Rangs die That überhaupt gut ist, so fühlte er diese gute That jetzt, wenn nicht mit der Süßigkeit des Tugendphilisters, doch wie einen frischen stählernen Luftstrom, der all seine Nerven aufheiterte. Er war im Fahrwasser der Unternehmungslust.

Zwar die eigentlichen Geschäfte der Besitzergreifung, die Pläne und Arbeiten der Colonisation, konnten jetzt noch nicht beginnen; Anhorst machte seine Marktfahrt und Benthal war noch nicht da. Moorfeld fand sich vorläufig auf Ferien gesetzt. Aber als ein guter Wirth, der zum Ernste seines Haushalts entschlossen ist, wollte er diese Ferien nicht ungenützt verpassen. Was einem Manne, der zu existiren gedenkt, außer seinem eigenen Schwerpunkte das Wichtigste sein muß, das ist seine Umgebung. Moorfeld verlegte sich zum Erstlings-Anfang auf die Kenntniß seiner Nachbarschaft.

Der nächste Nachbar war ihm Anhorst selbst. Mit diesem Manne ging es ihm sonderbar. Wir haben bei Gelegenheit der Landauction bemerkt, daß sein erster Anblick ihm einen fast chevaleresken Eindruck gemacht. Moorfeld verwunderte sich, daß dieser Eindruck nicht wieder kommen wollte. Er vergaß, daß das ausgefieberte dollarhungrige Volk der Yankee-Bauern damals sein vortheilhafter und daß er selbst jetzt sein verdunkelnder Contrast sei. Was von Anhorst auf der Oberfläche seines Lebens zu erblicken, das war und blieb der Nützlichkeitsmensch. In den ersten Tagen und Stunden zwar hatte Moorfeld alle Ursache, sich dazu Glück zu wünschen. Anhorst assistirte ihm bei dem Abschlusse seines Kaufes und dem ganzen Notariatsgeschäfte auf dem Landamte zu Lisbon, er ritt mit ihm auf die Hofstellen der Nachbarn und machte ihn mit den Communalangelegenheiten des County bekannt, er half ihm die vortheilhafteste Lage zum Neubau eines Farms wählen und stellte ihm den ganzen Schatz seiner praktischen Erfahrungen zur Verfügung, worauf es in Moorfeld's gänzlich neuer und fremdartiger Lage so wesentlich ankam. Er legte selbst wieder Hand an Art und Säge und hatte im Nu sein log shanty um eine Kammer erweitert, da Moorfeld bis zur Anlegung einer größeren Hofstelle vorläufig bei Anhorst wohnen blieb. Kurz, er sorgte für ihn, wie ein älterer Bruder für den jüngern, ja, um ein weichlicheres Bild nicht zu scheuen, wie eine Mutter für ihr Kind. Aber das Alles that er, nicht weil es freundlich, sondern weil es — zweckmäßig war. Er that es, wie die Alpenrose blüht oder die Erdbeere reift, auch an Orten, wo kein Mensch ihrer genießt. Moorfeld fühlte sich kaum Gegenstand davon. Denn ein andermal konnte Moorfeld mit ihm einen Ritt machen, vertieft in die warme begeisterte Ausführung irgend eines Lieblingsgedankens — ihn treulich anzuhören wäre nur der allergewöhnlichste Gemüthsinstinct gewesen. Aber Anhorst war im Stande, mitten in solchen Ergießungen den nächstbesten Begegnenden anzureden: was das Bushel Weizen in Cleveland mache, und ob es wahr sei, daß Mr. Douatt's Durham-Kuh zu Petersburg eben so gut milche, als Mr. Berry's Ayrshire-Kuh zu Neu-Alexander. Daß man aus freundschaftlicher Aufmerksamkeit die ökonomische auch einmal opfern könne, schien nicht in der Begriffssphäre dieses streng geschulten Mannes zu liegen. Moorfeld achtete ihn deswegen nicht geringer. Er fühlte,

daß jede Empfindlichkeit hier eine krankhafte wäre, und unterschied sehr gewissenhaft, wo seine Bildungsaristokratie berechtigt sei und wo nicht. Aber freilich konnte er nicht umhin, — wenn nicht zwischen sich und Anhorst, — doch zwischen Europa und Amerika bei solchen Gelegenheiten Vergleiche zu machen und sich zu fragen: warum hat dieses Land den Ruf, daß es sich leichter und freier darin leben läßt, als in der alten Welt, wo der Bauer nicht den hundertsten Theil jener Anstelligkeit bedarf, wie der amerikanische Farmer." Und er bedachte bei diesem Vergleiche, wie charakteristisch er sich selbst in den beiderseitigen Redensarten ausdrücke, denn der Amerikaner sagt „sein Leben machen;" der Europäer aber „sein Glück machen."

Ueber seine Blockhütte hinaus wies die ökonomische Magnetnadel vor allem Andern nach Neu-Lisbon. Dort war der Pol für den Landverkehr seines „Townships". Das sociale Terrain dieser Stadt nahm somit den nächsten Rang unter den Gegenständen seines Interesses in Anspruch.,

Leider lag dieses Element in bodenlosester Trübheit. Die Zustände von Neu-Lisbon gehörten zu jenen sittlichen Erscheinungen, welche man nach Jahren nicht durchschauen lernt, aber auf den ersten Augenblick erräth. Zweideutig ist der rechte Ausdruck für das Costüm solcher Mysterien.

So liefen z. B. alle Fäden, denen Moorfeld nach einer greiflichen Autorität zu Neu-Lisbon nachging, in dem Kramladen des dasigen Storekeepers, Mr. Clahane, zusammen, und gruppirten sich um Fässer voll Schmierseife, Butter, Schweineschmalz, Whisky, Syrup, Zucker, Kaffee, Mehl, um Haufen von Stiefeln und Schuhen, Röcken und Beinkleidern, Mützen, Umschlagtüchern, Sätteln, Zäumen, Eisen- und Blechwaaren, und — um eine schmutzig abgegriffene Brieftasche. Diese Brieftasche war der eigentliche Dämon des Orts. Sie war der Sitz jener geheimnißvollen Kraft, welche in Afrika Fetisch, in Amerika Humbug heißt. Was sie enthielt wußte Niemand. Sie enthielt eine lebendige Spinne. Das Netz dieser Spinne war nichts weniger als Neu-Lisbon selbst, die Grundfäden dieses Netzes waren vielleicht angeknüpft in Neuyork, in Baltimore, in Philadelphia — wer weiß es? wer hat der Organisation der amerikanischen Landjobberei je auf den Grund geblickt? Wer kann sagen, daß Mr. Clahane von der geheimen Polizei der

Landſpeculation war und halb Lisbon die Baugefangenen, die er auf die Feſtung gebracht? Man müßte dieſe Brieftaſche eingeſehen haben. Daß eine Stadt auf ſo ungeſundem Platze nicht mit rechten Dingen zugehe, hatte Moorfeld allerdings ſchon bei ihrem erſten Anblicke herausgefühlt. Das zweite Räthſel blieb nur noch, wie es zuging, daß ſie überhaupt im Uebel verharrte und nicht weiter wanderte. Dieſes Räthſel lag ſchon in einem durchſichtigeren Helldunkel. Natürlich führte es ſich ebenfalls wieder auf Mr. Clahane zurück. Mr. Clahane war Storekeeper, d. h. er verſah ſeine ländlichen Mitbürger mit den Producten der Induſtrie und nahm an Zahlungs Statt ihre Naturproducte dafür. Da fügte es nun ein merkwürdiges Schickſal, daß die Natur ſtets im Rückſtande blieb gegen die Waarenwerthe des Mr. Clahane. Der hieſigen Natur mochte das allerdings nicht ſchwer fallen. Wer ſich aber vom Schuldbuche des Storekeepers losgemacht, der brachte es wenigſtens zu keinem Baarerſparniß, um den rebelliſchen Gedanken des Auszuges zu faſſen. Konnte aber Mr. Clahane durchaus nicht umhin, auch einmal ein baares Stück Geld herauszugeben, ſo zahlte er entweder in Banknoten irgend einer brüchigen Bank, oder er ſpeculirte auf irgend eine ſchwache Seite ſeines von der Paſſiva zur Activa abgefallenen Kunden, und Tauſend gegen Eins war zu wetten, daß in den nächſten Tagen hier ein Stallion aus Kentucky, dort ein Uhrenhändler aus Connecticut herbeigeſchneit kam, und in einem feurigen Vollblutpferd, oder einer buntlackirten Stutzuhr das fatale Baar-Geld, den Hebel der Unabhängigkeit, wieder hinwegmanövrirt wurde.

Nächſt dieſem Würdigen war es ein Hochwürdiger und ein Ehrwürdiger, welche ſich in die Herrſchaft Neu-Lisbons theilten. Die Bevölkerung von mehreren hundert Seelen beſtand nämlich aus zwei Confeſſionen: Katholiken und Methodiſten. Der „Pater“ der Erſten und der „Reverend“ der Zweiten trübten nun weiterhin die trüben Verhältniſſe dieſer Stadtſchaft. Die Herren bekämpften ſich — wir würden ſagen auf Leben und Tod, wenn die Redensart nicht zu europäiſch wäre. Aber der Amerikaner bekämpft ſich nur auf Leben allein. Die beiden Pfaffen gingen nicht auf ihre gegenſeitige Vernichtung, ſondern Ueberbietung und Steigerung aus. So hatte der katholiſche ſein Gotteshaus erſt kürzlich in einem Style aufgebaut, der es zum

dominirendſten Gebäude von Neu-Lisbon machte. Die „Kathedrale“ war freilich nur aus Schindeln und Latten zuſammengenagelt, aber ihre gothiſche Form imponirte höchlich, und ihr Umfang hätte hundert Lisboner Gemeinden aufnehmen können. Nebenbei, aber ganz im Vertrauen, wollen wir verrathen, daß Mr. Clahane das Geld dazu vorgeſchoſſen. Ließ ſich doch nun in den Zeitungen aller Seehäfen von dem „Dombau“ zu Neu-Lisbon trompeten! ließen ſich doch die Abbildungen von Neu-Lisbon jetzt mit der prächtigen Anſicht der Kathedrale bereichern! und ob dieſe ſpaniſche Fliege von Quadern oder Brettern war, lief für die Landjobberei auf eins hinaus. Die Lithographie verſtummte für beides, daß aber der Zeichner mit einer ſchätzbaren Plumpheit und Härte ſeiner Striche viel näher dem Stein- als Holzcharakter kommen würde, ſtand von ſeiner amerikaniſchen Kunſtſinnigkeit ganz von ſelbſt zu erwarten. Dieſer Dom-Humbug war erſt im laufenden Sommer in Scene geſetzt worden, und der methodiſtiſche Humbuger rüſtete ſich nun gleich umgehend darauf zu antworten. Er wollte nach der Ernte einen Waldgottesdienſt, ein ſogenanntes camp-meeting, vom Stapel laſſen. Zu ſolchen Monſtre-Andachten ſtrömen die Confeſſionellen auf hundert und mehr Meilen im Umkreis zuſammen und gelingt es, einen Gaſtprediger von Ruf dafür heranzuziehen, ſo hat der Ortsregiſſeur mit dieſem Kaſſenſtück oft einen bleibenden Sieg errungen. Nebenbei, aber ganz im Vertrauen, wollen wir verrathen, daß gleichfalls Mr. Clahane es war, welcher dem Reverend zuerſt dieſen glücklichen Gedanken ſuffſirt hatte. Bei einem ſolchen Volksauflauf mußte nämlich nicht nur der methodiſtiſche Himmel, ſondern auch der irdiſche Storekeeper ſeinen „Pile“ machen; das war klar.

Daß Moorfeld nun zu dieſen Ortsauteritäten kein Verhältniß haben könne, ſtand ſo ziemlich in der erſten Stunde feſt. Die beiden Pfaffen verketzerten ihn gleichzeitig. Der Methodiſt haßte ihn als einen „Papiſten“ und der Katholik verſchrie ihn gar als „Atheiſten“, weil Moorfeld als neu ankommender „Sohn der Kirche“ verſäumt hatte, ihn zum Thee auf ſeinen Farm zu bitten, was des Paters erſter Gedanke, aber Moorfeld's allerletzter war.

Auch von Mr. Clahane, ſagte Anhorſt, haben wir wenig Gutes zu erwarten. Meine Marktfahrt an die Seen wird ihm als Con-

currenz erscheinen, denn er hat im Productenhandel sein Schäfchen sonst ziemlich allein geschoren. Gut, wir werden Feinde haben, antwortete Moorfeld.

Ueber Lisbon hinaus verengerte sich der sociale Horizont jener einsamen Gegend. Die übrigen Waldnachbarn Moorfeld's waren es nur sehr relativ, denn der nächste lag noch immer zehn Meilen fern. Wir werden nicht Ursache haben, Moorfeld's Runde durch dieselben auf jedem Schritte zu begleiten, da weder der rohe Styl dieser culturlosen Farmen, noch das stumpfe Menschenthum ihrer Inhaber ihm irgend ein nennenswerthes Interesse abnöthigt. Doch wollen wir einzelne seiner Besuche nicht mit Stillschweigen übergehen.

Gleich den ersten können wir mit seinen eigenen Worten nach einem Briefe an Benthal erzählen. Noch war unser neuer Ansiedler nicht dazu gekommen, die Geschichte seines Ankaufs, die Charakteristik von Neu-Lisbon, von Anhorst u. s. w. zu Papier zu bringen, als er sich eines Tages hinsetzte, und folgende Zeilen niederschrieb:

Eine kleine Liebschaft! daß mir aber Möwe ja nicht eifersüchtig wird! Anhorst war nach Neu-Lisbon geritten in Besorgung einiger Allotria zu seiner Marktfahrt. Ich saß in meinem Blockpalast allein, spielte Violine, concipirte in Gedanken ein paar rückständige Briefe an Dich, welche dem gegenwärtigen vorzudatiren sind und, will's Gott, nächstens auch dran sollen. Aber noch binden sich meine Lebensgeister schwer an's Haus, ich warf Violine und Concepte bald hinter mich, und trabte auf ein paar Meilen in's Freie hinaus. Ohne meinen Stallmeister sollt' ich's freilich bleiben lassen, meine wilde Grafschaft zu inspiciren; das Ländchen hat so wenig Weg und Steg als der blaue Himmel, oder das grüne Meer. Es ging mir auch darnach. Denn kaum hatt' ich den Platanen und den Fichten, den Eichen, Gummi- und Eisenholzbäumen ꝛc. ihren sechstägigen Herrn und Meister in verschiedenen Façaden gezeigt, als ich mit meinem Cäsar vollkommen im Irren trieb. Es ging wie mit einem Zauber zu, daß ich mich plötzlich in wildfremden Bezirken sah. Ich war einem Bache gefolgt, welchen ich lange für meinen Bach hielt, denn es ist merkwürdig wie gleich sich hier alle Naturansichten sind. Die stille Quellrinne führte mich aber allmälig tiefer in das Geholz anstatt auf meine Boccage heraus; ich setzte ein paarmal über, je nachdem mir dieser

Ufersaum oder jener wegsamer schien, und als ich endlich meinen Irrthum einsah und dem Bach entlang wieder zurückkehren wollte, schlug ich eine Nebenader desselben ein, da der Hauptarm, von jenseits gesehen, unter Schilf- und Sumpfgestripp fast verschwand. Dieser Abweg führte mich nun gänzlich in's Oede. Ein unermeßliches Waldlabyrinth verrammelte mir in jeder Richtung den Weg. Stamm an Stamm sah ich nirgend zehn Schritte tief, es war ein Meer von Einsamkeit. Unter diesen Umständen wäre ich froh gewesen, nicht meinen, sondern nur irgend einen Farm zu erreichen, aber nicht die leiseste Hieroglyphe einer menschlichen Nähe war rings zu entziffern. Die Merkmale, die den geschulten Hinterwäldler auf seinem chaotischen Terrain leiten, waren mir als Neuling natürlich noch fremd, meinen gelehrten Apparat aber, Taschencompaß und topographische Karte des County, hatte ich zu Hause liegen lassen. Kurz, das Abenteuer war mehr unbehaglich, als romantisch, ich kreuzte stundenlang hin und her, und schon fing ich zu sorgen an.

Auf einmal erfreute mein Ohr die Stimme eines lebendigen Wesens und mein Auge erblickte ein kleines rothes Röckchen. Es war ein Kind, welches Hühner aus dem Walddickicht zu locken schien. Voll Freude rief ich das Mädchen an, welches Roß und Reiter nicht sobald gewahr wurde, als es emsig die Flucht ergriff. Mir aber war der Fund zu kostbar. Und mußte ich mir meine Wegweiserin erst erjagen, so bebte ich vor dem kleinen Sabinerinnenraub auch nicht zurück. Ich sprang vom Pferde, das hier nicht gut fortkam, und verfolgte das rothe Röckchen mit lieblichen Worten und langen Schritten. Letztere waren glücklicher als erstere, denn bald ergriff ich mein kleines scheues Waldfräulein in der Höhlung eines kurzen und dicken Papawstammes, wohin sie zuletzt — für das Auge gar zierlich — ihre Zuflucht genommen. Sie sah wirklich wie die Seele des Baumes aus, so zart und geistig stand sie in dem rauhen Rahmen. Es war ein Bild wie im Kirchenstyl gemalt. Ihr Köpfchen kein muthwilliges Apfelrund mit klugem Stupnäschen und braunen Rehaugen — nein, ein ernsthaftes, ehrbares Oval, mit edel gezogener, nachdenklicher Nase, großem, wasserblauem Blicke, der Teint weiß, die Ringellocken gelb wie der Mondschein und ein langes schweres Gehänge. Kurz, ein Charakterbild echten germanischen Magdthums. Ich redete sie auch sofort

deutſch an, und hatte richtig gerathen. Das erſchrockene Kind zeigte Spuren von Zutrauen. Warum ſie mich geflohen, und ob ich denn wie ein Räuber ausſehe? Sie rückte etwas ſcheu zur Seite, hob bedächtig ihr blaues Auge zu mir auf und ſagte: ich ſähe aus wie ein Herr. — Was ein Herr Schlimmes ſei? ich mußte es wiederholt fragen. Zaudernd antwortete ſie: Der Vater ſagt — aber mehr war ihr nicht abzugewinnen. Sie legte ihren Arm vor die Augen und ſagte: ich ſag's nicht! Ich ſchloß das keuſche Kind in meine Arme und verſucht' es auch nicht weiter, auf die reinen, kindlichen Lippen ein Schmähwort heraufzubeſchwören. Ich fragte nach ihrer Familie. Sie war das einzige Kind eines deutſchen Farmers in der Nähe, eines ausgewanderten Landmanns vom Niederrhein. Das erklärte mir freilich, was der Vater gegen die Herren hatte. Leider hat man das Landvolk gewöhnt, im ſtädtiſchen Rock die ſummariſche Quelle ſeiner Uebel zu ſehen. Deßungeachtet hörte ich mit Verwunderung, daß ſie ein Bauernkind ſei. Ich faßte ſogleich den höchſten Begriff von der Mutter; — es mußte eine mütterliche Mutter ſein nach der muſterhaften Art, wie ſie das Aeußere ihres Kindes hielt. Ihr Haar war offenbar ſchlicht, und die ſchönen langen Locken nur ein Kunſtwerk der Zärtlichkeit. Ihr weißes Leibchen, ihr rothes Sergeröckchen, die Schnur von Glasperlen an ihrem Halſe — Alles ſo ſchmuck, ſo inſpirirt! möchte ich ſagen. — Was ſie hier ſchaffe? Sie ſagte, ſie ſei ausgegangen, nach Eiern zu ſuchen, indeß wie immer vergeblich, denn — belehrte ſie mich — die Hinkel lämen zu ihrer Zeit wohl mit einem Schwarm Küchlein aus dem Walddickicht hervor, aber die Eier ließen ſie ſich ſelten ablauern. Sie habe ſchon den ganzen Vormittag ihre Noth mit dieſer Aufgabe gehabt. Das Alles ſprach ſie im reinſten Hochdeutſch, indem ſie ihre Ehre darein zu ſetzen ſchien, das Platt ſorgfältig zu vermeiden, das ihr ohne Zweifel mundgerechter war. Auch bewegte ſich ihre Zunge etwas ſchwer dabei, da das Zungenband ein wenig länger als normal. Ihre Rede bekam dadurch etwas Bedächtiges, Abgemeſſenes, das ihr ungemein wohl ſtand. Es ſtimmte wunderbar zu ihrem Charakter von Ernſt und Zurückhaltung.

Das nun war meine Erlöſerin aus den Wirren dieſer Waldfahrt. Wir ließen die Eier Eier ſein und machten uns nach Annettens Heimweſen auf. Ich nahm die Kleine vor mich auf's Pferd, und ſie gab

mir den Weg an. So kamen wir bald aus dem Walde. In Kurzem lag Vater Ermar's Hofstelle vor uns.

Der Hufschlag lockte schon von Weitem die Eltern vor das Haus. Sie sahen verwundert ihr Kind zu Pferd ankommen, das zu Fuß ausgegangen war.

Ich gab kurz meine einfachen Erklärungen.

Ich kann nicht sagen, daß ich im ersten Augenblicke besonders gastlich angesehen war. Der Deutsche in Amerika hat immer etwas — Verschämtes oder Abstoßendes, wenn er auf seinem einsamen Hof überrascht wird. Und Westphälier sind schon von selbst nicht die insinuantesten Menschen.

Der Mann sah mich aus harten und scharfen Zügen, wie aus einer eisernen Maske an. Er war schlank und hoch gewachsen — eine lebendige Lanze. Seine Hakennase eine wahre heraldische Siegelprobe von Energie und Charakter, sein Blauauge treu, wie der sicherste Ankergrund. Die Mutter eine blasse, reine Frau, eine Erscheinung wie ein Stück Damast. Ganz wie ich sie gedacht. Sie war ohne Zweifel eine Honoratorentochter ihrer einstigen Heimat. Der Vater Teutoburg, die Mutter Bielefeld, würde dieses westphälische Paar ein neumodischer Jung-Deutscher in seinem Ideen-Assonanzen-Styl charakterisiren.

Die Frau wartete das Benehmen ihres Mannes ab und der Mann mein eigenes. Beide empfingen mich eigentlich gar nicht; es mußte sich aus mir selbst zeigen, „was für ein Vogel ich sei".

Ich sprach natürlich von ihrem Kinde, der nächsten Veranlassung dieses Rendezvous, und erkundigte mich, wie es hier um die Schule stehe. Diese praktische Frage schien den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich konnte sogleich sehen, daß man damit zufrieden war. Vor Allem seufzte die Mutter lebhaft und antwortete: das sei allerdings traurig. Eine deutsche Schule bestände nicht in der Gegend und zu den Engelländern schicke man seine deutschen Kinder gar zu schwer, sie lernten nur ihre eigenen Eltern verunehren.

Ich erbot mich sofort zu Annettens Lehrer.

Die Frau sah ihren Mann an und der Mann hatte offenbar was gehört, „was sich hören ließ". Ob ich gut lutherisch sei? war seine erste Antwort darauf.

Doctor Luther hat auch für mich gelebt, sagte ich, nicht ohne einige Verwirrung, und war froh, daß mir die Phrase so durchging. Es geschieht Einem doch ganz eigen, wenn man mit seiner weitschichtigen Aufklärung so knapp-positiven Gemüthern confrontirt ist! Verschiedene Stände sind verschiedene Jahrhunderte.

Wir verständigten uns. Ich habe nun eine Anstellung im Urwalde, — ich bin Erzieher. Wahrlich, das kleine Abenteuer freut mich mehr, als es scheinen mag. Ich bin, wie du weißt, Kinderfreund. Freilich hat mir eine geistreiche Frau einst gesagt: dann sind Sie Menschenfeind, und ich war wie vom Blitz gerührt, daß sie Recht hatte. Aber ist's meine Schuld? Ich läugne es nicht, die Kinder repräsentiren mir die Menschheit reiner als die Erwachsenen. Der muthige Knabe entartet zum servilen Unterthan, und wie selten findet das Mädchen zwischen Prüderie und Koketterie den Begriff der Weiblichkeit. Blüthen sind Bienenkost, ausgewachsene Frucht oft nicht Schweinekost. Die Nähe dieses Kindes soll mir wohl thun. Ich nehm's wie ein glückliches Unterpfand von dem Gott, der mich hierhergeführt.

Nächst dieser Bekanntschaft, die unsern Freund so sehr anmuthet, wollen wir von seinen übrigen Nachbar-Besuchen noch zwei erzählen, zwar nicht ihrer Anmuth wegen, sondern weil sie sonst nicht ohne einiges Interesse an ihm vorübergingen. Moorfeld machte sie beide Tags nach dem hier mitgetheilten Begegniß und diesmal in Anhorst's Begleitung.

Auf dem Wege sagte Anhorst: die Farm, die wir zunächst besuchen werden, gehört einem Amerikaner, Mister Thorne. Wir werden ihn selbst nicht zu Hause treffen — er ist seit einigen Wochen auf irgend ein Business abwesend. Indeß lohnt es sich doch den Gang dahin. Er hat einen Knecht, oder „hand" wie man hier sagt, der eigentlich ein Tischler und zwar ein vorzüglicher deutscher Arbeiter ist. Wenn Sie sich einzumödliren gedenken, so können Sie mit dem Manne gleich Rücksprache darüber nehmen. Er ist auf sein Handwerk sehr zu empfehlen.

Dann sitzt er wohl auch nicht aus Geschmack am Landleben hier? sagte Moorfeld.

Gewiß nicht, antwortete Anhorst.

Können Sie mir seine Geschichte erzählen?

Geschichte eben nicht, aber eine Anekdote daraus, den Dirty job, der ihn zunächst hieher verschlug. Indeß, solche Sachen spielen ja täglich und stündlich.

Lassen Sie immer hören, forderte Moorfeld.

Und Anhorst erzählte, indem der Weg eine reizlose Gegend durchmaß:

Es war drüben in Pennsylvanien im Mercer County, Stadt Mercer. Dort hatte ein Mr. Baine für einen Kaufmann, ich weiß nicht mehr welche Arbeit übernommen, einen Neubau oder Anbau seines Ladens, gleichviel. Mr. Baine war aber mehrerseits beschäftigt, und übertrug die Arbeit an Herrn Rapp, unsern deutschen Tischler. Man machte einen Accord auf 38¾ Dollar, mit der Bedingung, daß der Bau in einer bestimmten Zeit, sachgerecht und zur gänzlichen Zufriedenheit des ursprünglichen Contrahenten, des Kaufmanns, zu vollenden sei. Das geschah. Unser Tischler plagte sich zwanzig Tage lang unter der heißesten Augustsonne, und stellte sein Werk her. Als er zu Ende war, forderte er von Mr. Baine seine accordmäßigen 38¾ Dollars. Mr. Baine beanstandet die Bezahlung, da man ja erst das Urtheil des Kaufmanns, der eben verreist sei, abzuwarten habe. Der Kaufmann kommt, und unser Rapp, der sein Geld braucht, bittet jetzt diesen darum. Der Kaufmann natürlich wendet ihm einfach den Rücken: er kenne ihn gar nicht, er habe nichts mit ihm zu thun. Der Tischler geht wieder zu Mr. Baine. Dieser antwortet: er habe mit dem Kaufmann Rücksprache genommen, und gehört, daß die Arbeit keineswegs probehaltig sei. Der Deutsche merkt jetzt, worauf es abgesehen, und nachdem er erst noch zwischen dem Kaufmann und Mr. Baine ein paar Wochen lang hin und wieder gelaufen, reicht er endlich seine Rechnung klägerisch ein. Zu Ende October erhält er den Termin. Mr. Baine kam mit seinem Advocaten, der Kaufmann mit einem Comitee von „sachverständigen und unparteiischen" Zimmerleuten. Der Deutsche kam allein. Er mochte bei so klarem Rechte einen Advocaten für überflüssig halten, oder die Kosten schwer empfinden, genug, er vertraute sich. Die Verhandlung beginnt. Der Advocat der Gegenpartei liest den Contract zwischen Mr. Baine und Herrn Rapp vor, hierauf wird der Kaufmann vereidigt und befragt, ob er mit dem Bau zufrie-

den sei? Durchaus nicht, antwortete er mit fester Stimme. Nun werden die sachverständigen Zimmerleute vereidigt und befragt, was das Resultat ihrer Besichtigung gewesen sei? Sie antworteten, daß sie den Bau, in einer nicht sachgerechten Art und Weise aufgerichtet gefunden. Der Tischler stand wie vom Donner gerührt. Die Eidesaussagen allein waren es ja, auf welchen seine Hoffnung gerubt. Diese Hoffnung versagte ihm jetzt, er sah mit Schrecken, daß solch ein Proceß auch verloren werden könne. Thränen traten dem vierzigjährigen Mann in's Auge. Aufgefordert, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe, stotterte er mit muthloser Stimme Folgendes: Ich habe drei Jahre lang für den Stadtrath in Breslau gearbeitet, Fußböden gelegt, Thüren, Fenster und Gesimse gemacht, aber nie nicht! ist mir ein Stück zurückgegeben, oder getadelt worden. Mr. Laine hat meiner Arbeit täglich nachgesehen, und mich oft aufgefordert, ich möchte es nicht so genau nehmen, auf ein paar Fugen käme es ja nicht an, den Fußboden zu hobeln verbot er mir förmlich. Zwanzig Tage habe ich unter der siedigsten Sommerhitze geschafft; ich frage bei Gott und Welt, ob es erlaubt ist, daß so etwas unbezahlt bleiben soll. Ich frage jeden ehrlichen Tischler, der meine Arbeit versteht, ob 38½ Dollars ein übermäßiger Preis dafür ist. Gewiß, das ist es nicht, meine Herren! Die Nennung des Preises veranlaßte die Richter nun auch nach dem Contract zwischen Mr. Baine und dem Kaufmann zu fragen. Der Vertheidiger verwarf zuerst diese Frage als ungehörig, gab aber zuletzt, mit Zustimmung seiner Clienten, nach. Der Contract wurde verlesen. Er lautete mit dem vorigen ganz gleich, nur in der Ziffer ergab sich eine kleine Verschiedenheit. Nicht 38½, sondern 200 Dollars hatte sich Mr. Baine von dem Kaufmann bedungen! Und der Kaufmann fügte noch hinzu, daß er diese Summe theils in Geld, theils in Waaren, dem Mr. Baine bereits bezahlt. Diese Mittheilung war eigentlich unbesonnen, denn der Kaufmann bewies damit augenscheinlich, daß ihm die Arbeit ja doch gut genug gewesen, und nicht, wie er dem Deutschen gegenüber geschworen: „durchaus nicht!" Aber dieser kleine faux pas wurde nicht mehr bemerkt, denn im ganzen Gerichtssaal machte sich ein Unwille laut, — ein Unwille gegen den Deutschen. Er nämlich, nicht Mr. Baine war es, den jene Entdeckung direct todt machte. Daß sich ein Mensch für 38 Dollars zu

einer Leistung hergibt, die ein Anderer auf 200 schätzt, das war dem Amerikaner zu tief verächtlich. Der Amerikaner war wieder einmal recht groß dem schoflen Deutschen gegenüber. Und so fällte denn der Richter, wie er auf Grund der beiden eidlichen Aussagen wohl nicht anders konnte, zuletzt den Urtheilsspruch: daß der Deutsche seinen Contract nicht erfüllt habe; doch dürfte er allerdings der Großmuth des Mr. Baine zu empfehlen sein, welcher ihm wenigstens einen Theil der accordirten Summe möge zukommen lassen. Keinen Cent soll er haben, der verfluchte Dutchman! rief Mr. Baine, und damit war die Sache zu Ende. Der Richter machte nur noch seine und des Constablers Rechnung, die er dem Deutschen schnell, denn es war Essenszeit, überreichte, und woran dieser zehn Monate lang zu bezahlen hatte. Von Allem entblößt, griff er vor sechs Wochen zu, auf jenem Farm sich als Knecht zu vermiethen, — um's augenblickliche Brod.

Anhorst hatte inzwischen Moorfeld's Pferd in's Auge gefaßt, und machte jetzt einige Bemerkungen über die incorrecte Schule desselben. Freimüthig antwortete Moorfeld: Nicht doch, nicht doch! Wir müssen solche Geschichten künftig nur zu Fuß erzählen.

Schweigend erreichte das Paar die Farm. Man fand den Tischler Rapp beim Ausbessern des Fenzenzauns, den ein paar muthige Bullen über Nacht eingerissen. Schon aus der Ferne hatte man ihn die schweren Pflöcke einrammen gehört. Es war ein Mann von mittlerer Statur, die Haare schon hoch in dem Scheitel ausgefallen, der Körper ein wenig gebeugt, und wie es schien nicht mehr allzu kräftig. Sein Gesichtsausdruck war unbeholfene Arglosigkeit und ein tüchtiges, aber beschränktes Selbstvertrauen. Moorfeld fand ganz das Charakterbild aus jenem Processe in ihm.

Er fing ein Gespräch mit ihm an, das sich, wie es in deutscher Zunge geführt ward, zunächst auch auf deutsches Heimathsandenken bezog. Die Augen des Tischlers leuchteten wie trunken, und aus tiefster Seele brach er in den Ausruf aus: Ach, hätten wir in Deutschland Gewerbfreiheit, es wäre das erste Land in der Welt! Und die politische Freiheit Amerika's ist Euch gleichgiltig? sagte Moorfeld, — indeß mehr um die Begriffe des sogenannten gemeinen Mannes darüber kennen zu lernen, als in irgend einer directen Absicht

F [Politiſche Freiheit, erwiederte der Tiſchler — wo iſt ſie denn? und blickte dabei um ſich, wie um ein verlorenes Taſchenmeſſer, — ich ſeh nichts von. Ich war in Pittsburg als ſie im vorigen Jahr den Präſidenten wählten, — Prügeln ſah ich wohl, aber keine Freiheit. Da lieſen ſie die eine Straße herauf mit ſchwarzen Cocarden und die andere Straße mit rothen, und wie ſie an der City-Hall zuſammen ſtießen, ging der Tanz an. Es war ein Crawall — Riot heißen ſie's — von einigen tauſend Perſonen, und da wählten ſie den Präſidenten, daß man bis in die Nacht die Piſtolen hörte, und das Blut lief herum wie in einem Schlachthaus. Es ſind gar unbändige Menſchen hier. Wo wir Deutſche einen Wortwechſel führen, da rennen ſie gleich mit Meſſern und Schießgewehr gegen einander los. Immer geſchoſſen, immer geſtochen! Wie das unvernünftige Vieh! Es iſt, als ob ſie gar nichts im Schädel hätten, alles in der Fauſt. Nein, Gott weiß, ich habe einen Ekel an den großen Städten. Aber auf dem Lande ſitzt die Freiheit eben auch nicht zu dick. Bäume umhauen, Fenzen machen, Blockhäuſer bauen, Wild ſchießen, Vieh hüthen, das iſt die erſte Freiheit. Man ſieht die Leute wie Sclaven ſich rackern, wer nie in der Näh war, hat keinen Begriff von. Dabei wohnen ſie halbe Tagreiſen auseinander, und kommen ſie zuſammen, ſo verſteht oft keiner den andern nicht, die ganze Gemeind' iſt neunerlei Volk. Das macht ſich dann irgend ein verlaufener Yankee prächtig zu Nutzen. Der thut in ſolch einer Wüſtenei einen Storeladen auf, und damit iſt er König. Vom Kleinſten bis zum Größten, Alles, was der Menſch braucht, führt er in ſeinem Kram. Wer nicht fünfzig Meilen weit in die Stadt fahren oder reiten will, der findet jeden Brettnagel bei ihm, und jede Zwiebel nimmt er an Zahlungs Statt an. Die ganze Gemeind' ſteht in Rechnung bei ihm, er ſpielt abſolut den Meiſter. Der hat dann die Stimmen von ſelbſt. Ich möcht's Keinem rathen, und ihm die Wahl verweigern. Dieſe Rackers ſind meiſtens auch Poſtmeiſter, und ſo ein Kerl iſt im Stand und hält Einem die Briefe auf, wenn man ihn nicht auf den Stimmzettel ſchreibt. Ja, ja, das thun ſie. Sie ſind wie Räuber, ſie erlauben ſich Alles. Einem Amerikaner iſt jedes Mittel recht. So bringen es die Leute von Amt zu Amt, die Gegend wird volkreicher, es kommen oft die beſten Köpfe heran, aber der Ladenhalter hat für ewige Zeiten das Prä. Hat er vielleicht noch einen

Advocaten zum Schwager und einen Pfaffen zum Vetter, so fliegt er auf, wie ein Luftballon. Es ist merkwürdig, was sich so ein Fitz Ehren und Würden zu begehren traut. Dann prahlen sie aber noch in den Zeitungen: Wieder hat es Einer unsrer Mitbürger zum Gouverneur eines Staates gebracht, der früher ein Grobschmied oder ein Schweinmetzger war, das ist die Herrlichkeit eines freien Landes! Ach, geht mir fort. Ich wollte, wir hätten Gewerbsfreiheit in Deutschland, keinen Nagelschnitzel gäb' ich für eure Herrlichkeiten!

Moorfeld hörte diese Rede mit Staunen an. Sein Blick fiel zum zweitenmale, aber mit einem ganz andern Ausdruck auf den armen Tischler. Er erfuhr hier von Neuem, wie fähig der Deutsche sei, objective Verhältnisse groß und richtig zu beurtheilen, und wie wenig Mangel an Weltklugheit in seinen persönlichen Angelegenheiten einen Schluß auf sein übriges Denkvermögen zulasse. Eh er die Farm verließ bat er den Tischler, er möge es ihm wissen lassen, wenn der Eigenthümer des Farm ihm etwa einen längeren Dienstcontract anbieten wolle. Der Tischler sagte es unter frohen Ahnungen zu.

Nach diesem Besuche lenkte das Paar wieder dem Heimwege zu, — Moorfeld fragte im Vorbeigehen: Wer kommt morgen dran?

Wären wir gemeldet, antwortete Anhorst, so könnten wir noch heute hinüber reiten; von hier sind's nur fünf Meilen, und vom Hause weg fünfzehn. Aber, es wird Abend, wir kämen direct zum Thee, und sind nicht gemeldet.

Moorfeld blickte groß. Thee? gemeldet? Mich dünkt, wir sind im Hinterwalde.

Wir, aber Lady Brubaker nicht, oder vielmehr Lady Morgan, wie sie sich nach der hiesigen Gewohnheit, europäische Namengrößen zu adoptiren, nennt.

Diese Lady Morgan ist wohl eine betrübte Wittwe?

Doch nicht, Herr Doctor, sie ist die Frau eines deutschen Narren, Michael Braubacher, der sich aber yankeefirt hat und nun Brubaker pronocirt wird. Ein trauriges Hauswesen! und aufrichtig gesagt, ich selbst ließ' es links liegen; es regt sich die Galle, nur dran zu denken! Der Mann hat bei einem Bankrott ihrer Familie in Newyork sein Vermögen eingebüßt, die Humbuger von Schwäger und Schwiegervater treiben sich nun in aller Welt herum, während er selbst noch immer

Mittel wußte, aus Deutſchland ein letztes Tauſend Thaler herauszuziehen, womit er dieſen Farm hier anlegte und wenigſtens Frau und Kind redlich ernährt. Deßungeachtet! Wenn Sie den Ton hören werden, der dort über Deutſch und Deutſchland herrſcht, ſo haben Sie wahrlich zu würgen daran. Das Weib ſpricht von ihrer Nationalität als ob ſie in ihrem Newyorker Schaukelſtuhl alle Flotten der Welt commandirte; die Nation ihres Mannes aber tritt ſie mit Füßen. Leider! der deutſche Michel duldet's. Es iſt ſo weit gekommen, daß ihn ſeine zwei Buben in ſeinem eigenen Hauſe old dutchman ſchimpfen dürfen, und wie er nur den Mund öffnet, um von Deutſchland zu erzählen, ſo lachen ſie ihm in's Geſicht. Die „Ma" iſt Alles, der „Pa" gar nichts. Mordio! Von allen dummen Streichen, die der Deutſche in Amerika macht, iſt es ſicher der dummſte und unverzeihlichſte, eine amerikaniſche Frau zu heirathen.

Anhorſt wunderte ſich, daß während dieſer Worte auf Moorfeld's Lippen ein — Lächeln entſtanden. Es ſpielte freilich ein wenig in's Diaboliſche, aber er hatte ſich auf ein zornvolles: Rechts um! gefaßt gemacht.

Moorfeld dagegen ſagte: Reiten wir hin!

Anhorſt blickte ihn fragend an, erwiederte aber nichts. Er fühlte, er kannte ſeinen Mann noch viel zu wenig, um ſich über das, was Widerſpruch ſchien, oder nicht, ein Urtheil zu erlauben. Hatte er doch das Seinige gethan! —

Die Wanderer trabten friſch zu und erreichten Braubacher's Farm noch im vollen Tageslichte. Es war ein kahles Gehöft, ganz im liebloſen Yankeeſtyl. Keine lebendige Feldhecke, kein Baum vor dem Hauſe, keine Blume am Fenſter, nichts, was den ſchönen Naturſinn eines Deutſchen verrieth. Sie traten ein. Die Hütte war noch roh genug und durfte vielleicht nur darum nicht mehr Blockhaus heißen, weil ſie zwei Wohnräume enthielt. Und einer davon nannte ſich auch richtig „Parlour".

Die Ankömmlinge waren ſo glücklich, Miſter und Miſtreß zu Hauſe zu treffen. Nach den erſten Begrüßungsformeln führte Anhorſt, auf einen Wink Moorfeld's, den Miſter zu einer landwirthſchaftlichen Umſchau vor das Haus und Moorfeld blieb mit der Miſtreß allein. Die Hinterwäldler-Hausfrau wiegte ſich in ihrem Schaukelſtuhl und — garnirte ein Bonnet.

Moorfeld lobte das Häubchen im elegantesten Englisch. Er zeichnete der Lady Morgan sogleich auf ein Pergamentblättchen seines Notizbuches das Muster eines Bonnets von Madame Dasse in Paris vor, welches kurz vor seiner Abreise nach Ohio den Ton der diesjährigen Saison angegeben. Der Stoff glatter Tüll, erklärte er seine Zeichnung, rechts eine Bausche mit einigen Rosen, links zwei Marabouts an die Wange herabfallend, hinten eine weiße Atlasschleife. Der Fond recht tief am Scheitel zu tragen, mit einer Neigung gegen die Stirn wäre es provinziell.

Die Lady Morgan maß ihren Gast mit erstaunten Blicken. Aber Moorfeld beherrschte seine Miene vollkommen. Die Dame merkte nichts und war ehrlich genug zu seufzen, das reizende Modenbild werde sich in dieser „verdammten Wildniß“ leider nicht wohl präsentiren lassen. Moorfeld seufzte mit. Er heftete sein Auge mit einem bedeutungsvollen Ausdruck auf die arme Leidende, und warf, gleichsam vom Mitgefühl abgepreßt, das Wort hin: Es könnte in Kurzem sich Vieles ändern in dieser Wildniß. Mrs. Brubacker blickte aufmerksam. Es ist wahr, es werden neuester Zeit starke Landkäufe hier gemacht, sagte sie, zweifelhaft was sie eigentlich zu sagen habe. Mein Ankauf ist nicht der Rede werth, antwortete Moorfeld, ohne Umstände das Wort auf sich beziehend, und mit der vornehmsten Gleichgiltigkeit. Aber für eine Probe, fuhr er fort, bedurfte es einstweilen nicht mehr. — Für eine Probe? Von welcher Probe sprechen Sie, Sir? fragte Mrs. Brubacker, indem sie anfing ganz so gespannt zu werden, wie Moorfeld beabsichtigte. Moorfeld schien zerstreut und tändelte mit dem Bonnet. Wie hübsch sich das in einem elegant decorirten Salon, unter strahlenden Girandolen und Candelabern, zur Tanzmusik eines guten deutschen Orchesters ausnehmen wird! fantasirte er wie im Traume vor sich hin. Die Farmersfrau machte ungeduldige Bewegungen. Ihr Geist ist bei deutschen Geigen und Flöten, mein Herr! sagte sie empfindlich, aber doch nicht ohne ahnungsvolle Aufregung. Ah, Madame, Sie sind nicht für den Urwald geboren! fuhr Moorfeld plötzlich auf und sah seine Wirthin mit jener Dreistigkeit an, die den Cavalier als Galan der Bürgersfrau auszuzeichnen pflegt. Die Newyorker Kaufmannstochter hatte darüber auch, wenn nicht ein deutliches Gefühl, doch eine dunkle Ahnung und versuchte eine Miene aus der

besten Tagen ihrer Impertinenz. Aber ihre Eitelkeit war bereits erregt; sie hütete sich, mit dem merkwürdigen Farmer-Galanthomme zu brechen. Moorfeld sah fast mit Augen, wie der kalte Stolz und die heiße Neugierde in ihrem Innern gegen einander zischten.

Was ich da von Flöten und Geigen fantasirte, rückte er vertraulich heraus, ist nicht ganz ohne. Wenn Sie mich nicht verrathen, Madame, so will ich Ihnen ein Geheimniß ausplaudern. Geheimniß eigentlich nicht. Es wird bald genug Stoff der Tagespresse sein. Aber eine Dame von so gutem Geschmack — das Getändel mit dem Bonnet dauerte fort — ist im Grunde näher dabei interessirt, als die dumme Publicistik, die nicht überall so ungalant sein soll, den Vortritt zu haben. Lady Morgan horchte hoch auf. Eine Gesellschaft deutscher Edelleute — lassen Sie mich das Wort nicht entgelten, Verehrteste, es klingt barbarisch, ohne Zweifel, aber wer das Unglück hat, mit dem Adel behaftet zu sein, leidet mindestens an einem unverschuldeten Unglücke; er verdient weniger den Abscheu als das Mitleid aufgeklärter Republikaner. Ich bin nicht republikanisch gesinnt, sagte Lady Morgan verlegen lächelnd. All men are equal, ist nicht all women. Frauen sind dem Principe der Gleichheit nicht hold. — Mon Dieu! rief Moorfeld, dann hört die schönere Hälfte der Union auf Republik zu sein; und Lady Morgan mußte sich's schon gefallen lassen, eine leichte Artigkeit in einer boshaften Wendung gegen ihr vergöttertes Vaterland hinzunehmen. Moorfeld fuhr fort: Eine Gesellschaft deutscher Edelleute, disgustirt von der Juli-Revolution, gerieth auf den Einfall, sich ein Reduit, eine Art Adelscolonie in Amerika zu gründen, wenn das erkrankte Jahrhundert einst die Hahnemannische Cur empfehlen sollte, einer deutschen Republik in eine amerikanische zu entfliehen. In der Wahl des Orts wollten wir die alten Bourgeoisstaaten des Ostens wie die langweiligen Wüsteneien des Westens gleichmäßig vermeiden und entschieden uns zunächst für Ohio. Doch, um die ganze Wahrheit zu sagen, gestehe ich allerdings, daß noch zwei Versuche in zwei andern Staaten gemacht sind. Mein Probekauf ist nur einer von dreien.

Wir Drei werden nun — das ist der Plan — als gewöhnliche Farmer wirthschaften, und ohne alles Aufsehen unsere Lokalverhältnisse beobachten. Nach Jahresfrist schicken wir dann unsere Berichte ein, und

welcher am günstigsten lautet, jenes Terrain wird erwählt. Bei einem Ankauf von einer halben Million Acres mochten wir einige Vorsicht nicht ganz verschmähen. Uebrigens sind wir nicht anspruchsvoll. Wir achten die fremde Nationalität, der wir uns anschließen, und fordern bloß, daß sie uns wieder achte, das ist unsre ganze Prätension. Der Chef des Unternehmens, der gefürstete Reichsgraf von Tettau, ist der liberalste Aristokrat, der sich denken läßt. Ein Muster von einem liebenswürdigen Gentleman. Sie haben vielleicht den General Lafayette bei seinem letzten Besuch in den Staaten gesehen? Ein so populärer, leutseliger Charakter ist der Reichsgraf. Nur nicht so tricolor. Der Graf legt seiner Geburt einen hohen Werth bei, aber er schätzt sie nicht als persönliches Privilegium, sondern als einen Theil der Nationalehre. In der That, Nationalstolz ist vielleicht die einzige Leidenschaft des deutschen Reichsgrafen. Darin geht er etwas weit, ich gestehe es. Europa ist voll von Charakterzügen seines National-sports, und er vermehrt sie noch fortwährend. Ein Paar davon werden den Mann kennzeichnen. Als vor drei Jahren in Haymarket der berühmte arabische Hengst Almansor, Vater Abdallah, Mutter Mirza, zum Verkaufe stand, war die ganze haute volée d'Angleterre in einer Art Aufregung. Das edle Thier sah sich vom Morgen bis zum Abend von der Crême der Gesellschaft umschwärmt: Herzöge waren seine Stallbedienten. Die Pairs des Landes überboten sich in enormen Summen, die Wetter überboten sich über den Sieg der Bieter, kurz Almansor war der Löwe des Tags. Der Reichsgraf ging damals mit Plänen anderer Art in London um, war auch eben erst angekommen, ich glaube, der ganze Harm verballte an ihm allein spurlos. Aber ein müssiger Reitknecht aus seinem Gefolge, der sich auf eigene Hand Haymarket ansah, fand Gefallen an Almansor, und fragte in aller Unschuld nach dem Preis. Die anwesende Stallaristokratie umwiehert ihn mit Gelächter. Der Stallion klopft ihm hochgnädig auf die Schulter: Guter Freund, dieses Pferd bezahlt ein Deutscher Cavalier nicht! Der Reitknecht läßt sich das nicht zweimal sagen. Er tritt vor den Grafen: Erlaucht, da draußen steht ein Gaul, den ein deutscher Cavalier nicht bezahlen kann. Der Graf horcht, und hört was geschehen. Wie ein Blitz reitet er nach Haymarket. Er steht vor Almansor. Was kostet der Araber? fragte er und zwar auf deutsch wie sein

Reitknecht. Der Stallion ist betreten, besinnt sich aber, und hat die Unverschämtheit zu antworten: Fünfzig Tausend Pfund, Sir. Der Graf zeichnet — „präsentirt das meinem Intendanten", sagt er — zieht eine Pistole und schießt das Pferd nieder. „So füttert ein deutscher Cavalier englische Raben."

Moorfeld weidete sich an dem Schuß, der der erschrockenen Lady fast persönlich durch den Leib zu gehen schien; dann fuhr er, sich leicht auf dem Stuhle wiegend, zu plaudern fort: In eben so großem Styl aber reizender für Frauenohren war jenes Impromptü, welchem ich selbst diesen Winter in Paris beiwohnte. Unter den Feinen der Feinste, unter den Brüsken der Brüskeste — der Graf ist wie sein Boden. Zu einem Maskenballe der Herzogin von — Livadien, lassen Sie mich sagen, denn die enthusiastische Philhellenin hieß in der That scherzweise so — hatte ein Kränzchen der fashionablesten Cavaliere gewettet, wer unter ihnen in der kostbarsten und originellsten Maske erscheinen würde. Der Reichsgraf setzte zum Besten Griechenlands Zwanzig Tausend Francs, daß er die Wette gewinnen wolle. Er erschien aber im Habit eines — Hausirers, trug das Tuch und die Wäsche eines servirenden Laden-Commis, dazu nur noch am grünen Bande seinen Tabulettkasten von Ebenholz vor sich an der Brust. Mit diesen Kasten promenirte er ausrufend durch die Appartements — Messieurs et Mesdames, achetez, achetez, s'il vous plait! Objets de toilette, objets de fantaisie, bijoux, parfums, avancez, Messieurs et Mesdames!

Lachend und glossirend drängten sich die reizenden Damen des Balls um die drollige Charaktermaske, der Graf theilte nach links und rechts seine Quelquechoserien aus, und die Waare fand um so schnelleren Abgang, als man sie ohne Zweifel für unächt hielt. Aber, — welch ein angenehmes Staunen wogte, erst flüsternd, dann laut und immer lauter, durch die Säle, als man die Entdeckung machte, daß der blitzende Inhalt der vielerlei Schächtelchen und Kästchen, daß die Bonbonnièren mit Türkissen oder Rubinen, die Ringe und Ohrringe, die damascirten Flacons mit ihren Steinen, die reichbesetzten Damenuhren von Breguet, die Colliers von Bot, mit großen Chrysoprasen geschmückt, die massiven antik gearbeiteten Armspangen, die modernen Berliner Eisengürtel mit Sapphiren oder Amethysten à jour gefaßt, kurz, daß

der ganze Galanteriekram ächt war! In Wahrheit, Madame, der Graf hat an jenem Abend einen Werth von Hundert Tausend Francs verschenkt für Zwanzig Tausend Francs zu Gunsten Griechenlands und — für den Nachruf: Der artige deutsche Cavalier! — Wir wollen nun sehen, schloß Moorfeld aufstehend, wo wir in Amerika die Stelle finden, dies Treiben des lustigen alten Europa möglichst originalgetreu fortzusetzen. Aber, bitte, Madame, verrathen Sie mich nicht. Wir möchten den Cynismus der Land-Jobberei nicht vor der Zeit aufregen, und dann — kommt ja Alles noch, wie gesagt, auf mein und meiner Collegen Referat an.

In diesem Augenblicke kam Mr. Braubacher mit Anhorst zurück, hinter ihnen zwei schmallelbige Knaben mit matten Augen und bleichen Gesichtern, verzärtelte Newyorker-Sprößlinge. Einer derselben pflanzte sich sogleich vor Moorfeld hin und rief: Ma, ist das auch ein Dutchman? Aber die Ma klapste mit eigener feiner Hand den Frager auf den Mund und zürnte sehr ernsthaft: Unartiger! Wie oft habe ich dir gesagt: German heißt ein Deutscher, nicht Dutchman! Dann wandte sie sich mit einem verzerrten Lächeln zu Moorfeld: Entschuldigung, Sir! deutsch — dutch — es liegt den Kindern so im Munde. — Hat nichts zu sagen, Madame; ich werde es an meiner Bemühung nicht fehlen lassen, den lieben Kleinen einen regelmäßigen deutschen Sprachunterricht zu verschaffen. — O, ich wäre unendlich dankbar, Sir, grinste Lady Morgan überfüß. Die Kinder aber staunten ihre Ma, Mister Brubaker seine Mistreß, Anhorst seinen Moorfeld an, und Moorfeld griff mit einer cavaliermäßigen tour de main nach seinem Hut, und empfahl sich nach allen Seiten im herzlichsten Einverständniß.

Unser Paar hatte den Farm lange hinter sich, als Anhorst endlich eine Art versteinertes Schweigen brach:

Darf ich mir erlauben, Sir, Ihrer — wickedness meine ganze Huldigung darzubringen?

Bitte! Ich habe der Gans bloß ein wenig Vogeldunst gestreut, antwortete Moorfeld. Er erzählte seinen Einfall. Sie hat nun ein Jahr lang Besserungsfrist, sagte er, und kommt der Reichsgraf nicht, so kommt vielleicht doch die Karbatsche. Ihren Mann will ich inzwischen auch noch ein wenig abrichten.

Anhorst bezeigte sich ungemein erfreut über das Gehörte. Vielleicht gefiel ihm Moorfeld's Puff darum so ungewöhnlich, weil er nicht bloß ein müssiges Spiel des Witzes, sondern eine praktische That mit einem bestimmten sittlichen Zwecke war. Unter diesem Gesichtspunkte begriff er das Geistreiche leicht und lebhaft.

Es war das Erstemal, auf dem abendlichen und theilweise nächtlichen Nachhauseritt, daß diese so ungleich gearteten Männer sich besser als je verstanden. Jeder schien bei sich selbst gegen den Andern zu widerrufen, daß er ausschließlich Prosaiker oder ausschließlich Schöngeist sei. Diese Meinung transpirirte mit einer warmen Ausstrahlung durch ihr Gespräch. Anhorst's und Moorfeld's Unterhaltung in dieser Stunde war von jener Art, welche dauernde Freundschaften zu begründen pflegt. So erreichten sie ihren einsamen Waldwinkel.

Fünftes Kapitel.

Aber jetzt war auch der Tag für Anhorst's Marktfahrt herangekommen. Allerorts begannen die Ernten und wenn Anhorst die Chance nicht verlieren wollte, so hatte er keinen Augenblick zu versäumen. Er brach auf. Ungern sah Moorfeld ihn scheiden. Anhorst war offenbar, wenn auch langsam, geistig wieder aufgelebt, Moorfeld dagegen meinte an praktischem Sinne ihm näher gerückt zu sein. Es schien ihm wie eine Sünde gegen Natur und Kunst zugleich, den beginnenden Fluß der Melodie jetzt mit einer Pause zu zerhacken. Es war unschön, es war widersinnig. Moorfeld hatte fast das Gefühl, als müßte sich hier etwas strafen, als geschähe den Mächten des Gemüthes Gewalt durch die Mächte der Materie. Aber freilich war dieses Gefühl unaussprechlich. Wie sollte Moorfeld die ahnungsvolle Spürkraft des ästhetischen Sentiments in einen so rechtwinkeligen, unvermischten Charakter wie Anhorst hinübertragen? Er schämte sich, die alte Melodie zu variiren: Bleibe bei mir, Mar! und darauf lief seine Regung doch wohl allein hinaus. Es war fast rührend, wie Anhorst am Vorabend seines Auszugs mit einem langen starken Mann vor das

Blockhaus gerückt kam, Moorfelden versicherte, das sei weit und breit der zuverlässigste „Knecht“, den er auftreiben gekonnt, und nun treuherzig überzeugt war, er habe seinen Remplaçant gestellt! Da blieb denn unserm Freunde nichts weiter übrig, als dem braven Gesellen glückliche Reise zu wünschen und nur schüchtern hinzuzusetzen, wenn er etwa in Detroit schon guten Absatz fände, so möge er für diesmal nicht weiter schweifen und hübsch bald wieder heimkehren. Das versprach Anhorst und ging.

Moorfeld stand jetzt in seiner Waldhütte allein. Es fehlte wenig, daß die Schauer des ersten Momentes von Neuem über ihn herfielen. Die nächsten Tage und Stunden brachten ihm ganz das bodenlose Gefühl der Fremde wieder zurück. Wie flüchtiger Goldschaum ging von den Dingen seiner Umgebung der Hauch der Gewohnheit hinweg, woran er noch allzu zart gehaftet. Bestürzt wurde Moorfeld inne, daß er nicht mit Einem Ruck, wie er schon gewähnt, Herr seiner Situation geworden: — nein! sein Zustand war wie das Treiben in einer Meerenge, und Anprall und Widerprall extremer Stimmungen mußte noch lange hin und her zerren an ihm, bis ihm feste Richtung gewonnen war.

Wer freilich die äußere Lage Moorfeld's in diesen Tagen betrachtete, der hätte leicht in einen Spiegel der seligsten Idylle zu schauen geglaubt. Von dem Theater-Apparat des sogenannten „angenehmen Lebens“ fehlt wenig oder nichts. Eine elegante Doppelflinte, — ein stattliches Reitpferd, — ein Waldrevier hinter dem Hause, in welchem unser Backwood-Baron nicht nur das Jagd*recht*, sondern — nach der pfiffigen Version eines modernen Junker-Anwalts — ganz eigentlich die Jagd*pflicht* hatte, denn sein Wildstand war vor Allem reich an Eichhörnchen, welche, wie wir gehört, eine Landplage des amerikanischen Farmers sind. An dieser Jagdpflicht konnte unser Held in Amerika hier vollauf zum Ritter werden. Daneben konnte er mit Cirkel und Winkelmaß in der Hand Baupläne entwerfen, Felder, Gärten, Häuser und Dörfer abmessen, Straßen bahnen, Parks einhegen, kurz das Bewußtsein des Grundbesitzes in tausend hübschen Faltenwürfen sich umlegen und zwischen Project und Spiel angenehme Halbträume träumen. Dürstete er nach den Wonnen dichterischen Schaffens — hing nicht das Abendlicht wie eine goldene Harfe dort

auf dem Riesenwipfel der Weymouthtanne, dieser Lurley der Pflanzenwelt, griffen nicht Morgennebel mit ossianischen Geisterarmen durch das Gezack der windungsreichen Lebenseiche, ließ nicht der Mond an weißen Birkenstämmen sein bleiches Silberlicht hängen, zog nicht ein mystisches, wehmüthiges Elfengeflüster durch die zitternden Grasrespen der Prairie, und sprach nicht rings um ihn her die große freie Wildniß das Wort aus, das ein fühlender Mensch nur nachzusprechen braucht, um langen Reihen von Geschlechtern und Zeiten unvergeßlich zu bleiben? Ja, die Scene stand. Aber wenn die gefangene Königin ihre fühlende Kennedy auf Augenblicke bei Seite setzt, um nach Wind und Wolken ihre Arme zu breiten, so eilte hier der Gesellschafter von Wind und Wolken, von Bäumen und Graswogen wieder und wieder ans Schreibpult in die Arme eines Menschen, selbst eines abwesenden, und aus dem Tiefsten heraus schrieb er an Benthal einst das Wort nieder: Ich bin nicht einsam hier, sondern nullsam! —

In der That, so war es geworden. Moorfeld saß in seinem Urwalde und sein liebstes Urwalds-Vergnügen war — sein Schreiben an Benthal! Es verging kein Tag, kaum eine Stunde, daß er nicht schrieb. Eine Unzahl von Blättern und Blättchen datirt aus dieser verhältnißmäßig so kurzen Spanne Zeit. Wir können sie unmöglich so wie sie liegen mittheilen: denn wer sollte sich nicht wiederholen, wer, der so gährend und gierig in sich hineinlebt, sollte ein Gedächtniß dafür haben können, was er geschrieben, wie er's geschrieben, wie oft dieselbe Welle an die nämliche Stelle zurückrollte? Und doch lebt Moorfeld nach außen hin ein so spurloses, stillstehendes Leben jetzt, daß wir, da es einen fortlaufenden Erzählungsfaden nicht zuläßt, gerne in jene Blätter zurück greifen werden, um Figur und Farbe dieser Tage uns bildlich zu machen. Freilich wird dazu nur die kleinste Auswahl genügen, wenige werden die Dienste aller thun, und indem wir die äußere und innere Landschaft unseres Einsiedlers nur an einzelnen Punkten beleuchten, wird Gemüth und Fantasie es nicht als Abbruch, sondern als sein Recht empfinden, die dazwischenliegenden Parthien selbstthätig zu beleben.

Vor Allem wollen wir Denen, welche im Handeln, nicht im Empfinden Heil sehen, Bericht davon geben, daß Moorfeld nicht in „schöner Muße" allein seinen Genuß suchte. Der Nothschrei des

Fiebers erſchall jetzt im Lande, und unſer Held trug zwar einen adoptirten Namen, doch ſein Dr. nicht umſonſt davor. Unaufgefordert bot er Nahen und Fernen Hilfe. Leider werden wir belehrt, daß auch die That des Thätigen nicht Zufriedenheit gibt, wo der Boden fehlt, das Schöne ſchön zu empfangen.

Beginnen wir in ſeinen Aufzeichnungen unſre Leſe:

Es iſt Hochſommer, das ganze Land liegt im Fieber. Ich reite weit und breit herum und bin, wie man ſagt, nützlich. Aber ich habe keine Freude daran. Der Amerikaner verſteht den europäiſchen „Rettungsengel“ nicht. Er honorirt ihn mit ſeinen Dollars, und wenn's der Engel ausſchlägt, ſo hält er ihn für einen Simpel. Oder es kommen die giftigen Kannegießer und Mediſance-Pächter, die auch bei der dünnſten Urwaldsbevölkerung in dieſem Claquen- und Cliquenlande nicht fehlen, die ſtecken die Köpfe zuſammen und munkeln: Was will der Kerl? gebt Acht, der will was. Er macht Partei für die Dütchmens, er iſt ein Papiſt, er bringt die Cholera in's Land und ähnlichen Unſinn. Und dann — hab' ich am Ende doch die Arzneikunſt verlaſſen, weil ich Poet bin und der Anblick der leidenden Materie den Geiſt zu Boden drückt, ſtatt ihn zu erheben. Bin ich nach Amerika gegangen, um dunſtige Bettdecken aufzuheben und belegte Zungen zu ſehen, — dieſelben Zungen, deren geübteſte Muskelbewegung das „damn'd Dutchman“ iſt? So komme ich oft Abends nach Hauſe — mit einem langen Schatten-Queue von Melancholie hinter mir her, ich könnte zehn Schlemihls damit verſorgen und bin am Ende ſelbſt einer.

Das iſt deutlich. Aber vollends ins Zerrbild gezogen fand Moorfeld den Werth ſeines guten Willens, wenn er auf demſelben Gebiete frivolſtem und frevelhafteſtem Unwerth begegnete und die Affenliebe amerikaniſcher National-Eitelkeit kein Hehl hatte, was für ein Prinzip ſie hielt und begünſtigte. Wir leſen:

Am Krankenbette Mr. Gull's, des County-Clerks zu New Lisbon traf ich heute mit einem wandernden Arzte zuſammen. Zur Zeit der Fieber ſind nämlich die Schüler Aeskulap's hier Landes ſtark unterwegs, indem ſie in dünn bevölkerten Strichen von Farm zu Farm, von Städt-

chen zu Städtchen ziehen und den gesteigerten Bedarf bei äußerst unzureichender Local-Deckung durch das System der Ambulance befriedigen. Gerechter Gott, was nennt sich hier Arzt! Ich sah einen Burschen vor mir mit einem Business-Gesicht, wie man sie, die Hand in der Hosentasche, den Yankee-Doodle-Pfiff auf den Lippen, beim Wollhallen, beim Pferdehandel, bei der Mock-Auction, kurz in allen Branchen der Dollar-Macherei stereotyp findet. Ein Ausdruck von Leichtsinn und Unverschämtheit lag auf diesem Gesichte, der mich schaudern machte. Die Art, wie sich der Mensch um den Zustand des Kranken erkundigte, verrieth mir, daß er die medicinischen Kenntnisse ungefähr so besaß, wie ein Bücherverleiher die Literatur-Kenntniß. Es waren leere Repräsentations-Fragen, womit er ein Viertelstündchen ausfüllte, um sodann eine exorbitante Dosis China zu verordnen, welches Medicament er aus seiner mitbabenden Apotheke in möglichst großen Quantitäten gegen möglichst viele Dollars zu verabfolgen, offenbar für seinen Hauptberuf hielt. Ich sah dem Treiben in lakenhafter Verwunderung zu. Noch hatte ich keinen Begriff von dem ganzen Umfange der Schlechtigkeit, deren Verkörperung vor mir stand. Beim Anblicke seiner Chinarinde, die überdies zu der schlechtesten Sorte gehörte, bemerkte ich daher, — bloß auf die Empfehlung und Ausbreitung des Guten bedacht — daß sich Amerika, wo dieses Medicament eine so große Rolle spiele, mehr und mehr den Gebrauch des Chinins aneignen sollte. Es sei freilich eine theure Arzenei, aber man erspare dem Kranken die Verdauung vieler nutzloser Stoffe, indem man die größere Masse der Chinagabe auf das Volumen des eigentlich Wirksamen reducire, auch setze Chinin uns in den Stand, mit genau bestimmbaren Gewichtsmengen auf den Körper zu wirken, während in demselben Gewichte der Chinarinde sehr wechselnde Mengen des wirksamen Stoffes vorhanden seien. — Der Humbuger erblickte mit einiger Bestürzung einen Fachmann in seinem Bereich, faßte sich aber sogleich und antwortete schnell: Ganz Ihrer Meinung, ganz Ihr Meinung, Herr Collega; nichts über Chinin, ja wohl, Chinin, — good, very good! ganz Ihrer Meinung. Aber, setzte er mit gedämpfter Stimme, mich an das Fenster ziehend, hinzu — verdammter Unsinn wär's, Mister, für mehr Geld weniger Arzenei zu bieten. Die Leute wollen das Maul recht voll. Ich entzog mich kalt dieser empörenden Vertraulichkeit und

sprach von der Würde der Therapie. Ueberdies, fuhr ich fort, — denn meine Beobachtung des Kranken hatte mir inzwischen sehr deutliche diagnostische Resultate geliefert, — überdies sollte es scheinen, daß hier vor allem Anderen Aderlässe indicirt seien, welche bei der hohen Expansion des Blutes, den gewaltigen congestiven und entzündlichen Affectionen, sowie der bedeutenden Hirnerregung, deren Symptome wir offenbar vor uns haben, jedenfalls der Ebina vorauszugehen hätten, wenn anders von einer rationellen Behandlung die Rede sein sollte. — Gewiß, gewiß, antwortete der Aeskulap so rasch und heimlich, wie zuvor, aber die Leute hier glauben, nur das Geben curire, nicht das Nehmen. Und lauter setzte er in einem ganz andern Tone hinzu: Ich habe über Blutentziehung meine eigenen Ansichten, mein Herr. Blut ist der Träger der Lebenskraft, wie wir wissen; das Heilbestreben der Natur liegt vorzüglich im Blute, es äußert sich am kräftigsten und wirksamsten durch dieses. Mit welchen Waffen sollte die Natur den Krankheits-Dämon bekämpfen, wenn nicht mit dem Blute? Das Blut ist gewissermaßen das ganze active Vermögen der Natur; um dem Bankrott, d. h. dem Tode zu entgehen, kann sie die Passiva, d. h. die Krankheit nur allein aus der Blutmasse decken. Das ist klar. Auch wissen wir ja, daß die neueren Schriftsteller unsrer Wissenschaft von der Theorie der Blutentziehung mehr und mehr zurückkommen. — Mir stand der Verstand still. In der Verlegenheit, daß Worte nicht Haselstöcke seien, fehlte mir einen Augenblick lang das Wort. Einzig im Interesse des Kranken verschonte ich ihn mit einer Scene, die er verdiente, und beschränkte mich darauf, mit äußerster Kälte zu antworten: Was immer der Werth des Blutes sei, es sei zunächst werth, daß der Heilkünstler es kennen lerne. Was neuere Schriftsteller über Aderlässe in remittirenden Fiebern sagen, empfehle ich ihm nachzulesen bei Shapter, bei Irvine und Burnett, bei Esmarsch in Hufeland's Journal, Band sechsundsiebenzig, Heft sechs, Bericht über die Marsch-Epidemien zu Eiderstädt aus den Jahren achtzehnhundert siebenundzwanzig bis neunundzwanzig, was hoffentlich „neu" heißen wird. Diese neueren Autoritäten hätten den lethalen Verlauf des Fiebers nur durch Oeffnen der Adern verhindert, Burnett selbst durch die der Arteria temporalis. — Der Papagei plapperte sogleich, wie folgt: Arteria temporalis; ja, ja, ich kenne sie wohl.

die Arteria temporalis. Aber ich rathe, mein Herr, die zeitliche (!!) Arterie würde bald eine ewige ſein, wenn ich ſie öffnete. Darum nenn' ich auch die Dinge beim rechten Namen und nicht lateiniſch. Ich verſchmähe es, mein Herr, vor Laien lateiniſche Ausdrücke zu gebrauchen, ſei's in Wörtern, oder in ganzen Phraſen; ich halte es für unpaſſend, für gelehrtes Uebernehmen. Sonſt bediene ich mich wohl auch dieſer Sprache der Wiſſenſchaft, und zwar ſo gut als Einer, aber aufrichtig geſagt — nunquam opinavi, ut lingua latinum aliquot est, quod maladum potest sanare.

Ich brauche Dir nicht zu ſagen, wie wir noch weiter aus einander kamen, und wie ich meine Pflicht, Diebſtahl und Meuchelmord vom Hauſe des Mr. Gull abzuhalten, zu erfüllen beſtrebt war. Es gelang mir nicht einmal. Frau, Töchter und ein Sohn ließen mich nicht undeutlich merken, zu welcher Partei ſie ſtanden, denn der Ruf des Doctors Meakhead ſei ja ein weltbekannter, und man habe längſt gewünſcht, er möchte in hieſiger Gegend ſich bleibend niederlaſſen, was, wenn auch vielleicht nicht ſo lucrativ für ihn, doch für die Wiſſenſchaft deſto wünſchenswerther ſei, denn bei einem ſtätigen home (eine der Miſſes erröthete), könnte er mit mehr Bequemlichkeit als jetzt „Lehrlinge“ annehmen und ſeine Kunſt weiter verbreiten.

Alſo dieſer Menſch wird noch „Lehrlinge“ annehmen! Nun, ich bin ja ruhig. Denn viele Dinge können Einen hier verwirren und in Widerſpruch ſetzen; aber der blanke einfache Todtſchlag iſt bis zur Erquickung faßlich. Und ſieh! jetzt weiß ich auch, warum die Einwanderung nach Amerika im Plane der Verſehung liegen muß. Ohne ſie würden die Amerikaner innerhalb einer Generation von ihren Aerzten ausgerottet ſein. Du kannſt mir dieſen Satz keck nachſchreiben, wenn Du wieder über Amerika ſchreibſt. Sogar durchſchoſſen, oder mit fetter Schrift. Ich verantworte ihn.

Wir finden es gewiß menſchlich, wenn Moorfeld den Beigeſchmack der Betiſe, der unter dieſen Umſtänden ſeinen ärztlichen Tugend-Uebungen beiwohnt, nicht beſeligend genug findet, um ihn — quand même! zu ſuchen. Dieſe Art Thätigkeit war ihm verleidet. Er zieht ſich wieder dumpf auf ſich ſelbſt zurück, oder widmet die beſſeren Kräfte ſeines Herzens faſt ausſchließlich auf ſeine „Flucht nach Aegypten“.

So nenne ich nämlich — schreibt er — die kleine westphälische Familie des Vaters Ermar. In der That, Annette ist wie ein weibliches Jesus-Kindlein, ihre Eltern entfernen sich nicht allzusehr von einem Joseph- und Maria-Modell und auf der Flucht sind sie auch, denn es liegt ein so elegischer, heimatsloser Hauch über diesem Hause — Du solltest diese Luft hier athmen! Man sieht den Deutschen überhaupt nur in zwei Formen diesseits des Oceans: entweder Renegaten-Fratze, hyper-yankesirt, oder —

„Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher!"

Zeitlose Herbstwiesen-Blumen, auch unter dem fließendsten Sonnenstrahl von der Ahnung durchschauert: wir sind der Vergänglichkeit geweiht, wir gehören nicht in die Welt! Aus dieser Flora sind meine Westphälier.

Der Mann hält an sich, stockt und trotzt. So viel ich errathe, hat er schwere Verluste erlitten, ist viel betrogen worden; aber keinen Augenblick öffnet er den Mund zu klagen darüber. Nicht den Yankee's schreibt er's zu, sich selbst. Er fordert ohne Weiteres von sich, er hätte als Mann den „Bubenlisten" gewachsen sein sollen. Daß die Büberei ein großes ausgebildetes System, daß sie „Industrie" ist, darüber fehlt ihm jede Anschauung. Er sieht nur den einzelnen Clerk, den einzelnen Mäkler. Mann gegen Mann, meint er, sei Alles gekommen. So liegt er offenbar noch gegenwärtig in den Netzen der Blutsauger, ohne es zu wissen, ja, ohne es wissen zu wollen. Sein Farm ist hundert Acres groß, die er scheinbar zu einem billigen Preis überkommen. Aber nur zehn davon sind geklärtes Land, die übrigen neunzig Waldboden. Denn das ist einer jener unzähligen Kunstgriffe der Land-Jobberei, eine kleine Parcelle urbaren Bodens nie appart zu verkaufen, sondern stets mit einem großen Zuschlag von Waldboden. Nach geklärten Parcellen aber geizt Jedermann, da das Klären ein furchtbares, Gesundheit-erschütterndes und bei verfehltem Erfolg oft die Existenz einer ganzen Familie gefährdendes Unternehmen ist. So hat nun Ermar von seinen zehn urbaren Acres nicht nur seinen Lebensunterhalt zu ziehen, sondern auch die Zinsen für die neunzig übrigen Acres aufzubringen, und der übliche Zinsfuß ist hier 12 bis 20 Procent! Sein Kaufcontract aber lautet so, daß

er Theile des Grundstückes nicht wiederverkaufen kann, bis das Ganze bezahlt ist, selbst wenn ihm eben dazu der Erlös mehr als reichlich verhülfe. Es bleibt ihm also nichts übrig, als die neunzig Waldboden-Acres nach und nach abzuklären und aus ihrem Ertrag den Kaufschilling zu tilgen, wenn er ihn als Zins nicht zehn- oder hundertfach inzwischen zahlen will. Das Klären geht aber so leicht nicht ohne fremde Beihilfe, und diese unterliegt gleichfalls wieder den Manövres der Landspeculanten. Denn kaum ist ein Knecht oder vielmehr „hand“ auf solch eine Hofstelle zugezogen, so währt es nicht lange und irgend ein unschuldiges Ding, das ein wandernder Hausirer, Arzt, sogar Seelsorger zu sein scheint, in Wahrheit aber ein Agent der allgegenwärtigen Landspeculation ist, — ein solcher Emissär spricht dann auf dem Hofe ein, nimmt den Knecht bei Seite, was er doch für ein Thor sei, auf dem freien Boden Amerika's in einem Dienstverhältnisse zu leben, er könne sein eigener Herr sein, man wisse ihm hier und dort eine hübsche Location, Geld brauche er nicht, der Boden überfließe von Fruchtbarkeit, er könne schon mit den ersten Ernten den Kaufschilling herausschlagen, u. s. w. u. s. w. Der Unselbstständige geht natürlich mit Freuden in diese Falle der Selbstständigkeit, läßt sich einen geschickt geknüpften Kaufcontract über den Kopf netzen und ist nun kein Knecht mehr, — nämlich kein Farmersknecht, sondern ein Frohnknecht der Landcapitalisten. So bestocken diese Vampyre weite Landstrecken mit sogenannten freien Grundbesitzern, die aber Alle ihre gedrücktesten Leibeigenen sind. In diesem Systeme von Exploitation ist nun auch mein steinstarrer Westphale befangen. Er fühlt, daß ihm der Genuß des Lebens dabei fehlt, daß er mit eisernem Fleiß nicht von der Stelle rückt; aber er meint, er könne immer noch eisenner sein. „Da stehe der Mann vor! bete und arbeite!“ sagt er, und das Uebrige sperrt er in sich hinein und keine Seele hat Schloß und Riegel dazu. Es ist etwas Thurmhaftes um den echt deutschen Mann, um seinen Selbstbegriff, um seine Forderung an sich, und — um seine Beschränktheit! Der Mann zieht mich an in seinem Charakter; aber will ich wirken auf ihn, so kann ich's nur durch die Frau.

Ich strebe nämlich darnach, die Lage dieser Familie, laß mich den kaufigen Ausdruck gebrauchen — zu entamerikanern. Zunächst handelt es sich darum, das Grundstück frei zu zahlen, was

eigentlich keine Aufgabe iſt. Da es aber dann aus einem zehrenden erſt in ein müſſiges Capital verwandelt iſt, ſo handelt es ſich ferner darum, ihm einige tüchtige und vorzüglich treue Knechte zu werben, die es ihm klären helfen. Dazu kannſt Du vielleicht Hand bieten. Und endlich kommt es darauf an, ihn zu bewegen, das Alles — anzunehmen. Hier liegt wahrſcheinlich die unüberwindlichſte Schwierigkeit. Er wird ſtolz genug ſein, einen Vorſchuß zurückzuweiſen, er wird eigenſinnig genug ſein, Knechten, die er nicht ſelbſt gewählt hat, zu mißtrauen, ja, den ganzen Wirthſchaftsplan, den er nicht ſelbſt erzeugt hat, kurzweg abzulehnen. Hierin hab' ich es nun mit der Frau. Sie ſoll mir helfen ihn vorzubereiten, ihn zugänglich zu machen. Die Frau iſt über dieſe Sachen vernünftig, wie in der Regel die Frauen, nur fehlt es ihr faſt gänzlich an Selbſtſtändigkeit. Auch glaube ich ihr tiefer auf der Seele Grund zu ſchauen und — dieſe Seele iſt mit ihren zarteſten und feſteſten Faſern noch in Deutſchland. Sie erſchrickt eigentlich vor meinem Projecte. Es thut ihr weh, mit dieſem Boden ſich tiefer einzulaſſen. Ihr Verſtand möchte wohl, aber das Herz dazu fehlt.

Dieſer Zug nach der Heimat iſt's, was mich auch an dem Kinde, an der kleinen Annette, rührt. Natürlich, daß ſie die Heimath nur unter dem Symbol des — Spielzeugs in ſich trägt. Ihr Spielzeug aber waren Blumen. Sie hatte „zu Hauſe" ein paar Ellen Gartenland, das ihre „Grafſchaft" hieß, und das, ſo oft ſie den Eltern eine beſondere Freude gemacht, um ein paar Spannen vergrößert wurde. Die Grafſchaft avancirte nach und nach zum Fürſtenthum, Großfürſtenthum, Herzog- und Großherzogthum, und eben war es daran, Königreich zu werden, als „der Hof" verkauft wurde und ſie ans große Waſſer reiſten. In dieſem ſchnell entwickelten Staatsgebiete nun zog ſie Blumen. Wenn ſie darauf zu ſprechen kommt, ſo glaubt man einen Fürſten zu hören, der ſeine Souveränetät verloren. Ich finde ſie auffallend bewandert in dem Bereiche der Botanik, das ſie dabei umſpannte. Sie zeigt einen fein unterſcheidenden und individualiſirenden Sinn für dieſe Seite des Naturlebens, ſie ſcheint ihre Blumen-Stöcke und -Büſche mit einer Aufmerkſamkeit, ich möchte ſagen mit einer Geſchwiſterlichkeit gehegt zu haben, wie ich es einer kleinen Annette auch tauſendmal eher glaube, als einer heirathsfähigen Da-

kontala. Wohlan, ihre Grafschaft kann sie freilich hier wieder haben, aber ihre Blumen nicht mehr. Die sind ihr verwandelt in fremde, duft- und gemüthlose Schaustücke, die keinen Anspruch an ihre frühere Liebe haben. Als sie mir zum Erstenmale dieses Leid klagte — doch nein! ich kann nicht einmal sagen, daß sie klagte; sie sprach bloß von Unterschieden, sie contrastirte bloß, nach ihrer Art, die deutsche und die amerikanische Flora: aber die Wahl ihrer Ausdrücke, die Mittel, sich deutlich zu machen, Ton, Mimik, die ganze Schwingung ihres Naturgefühls gab einen so elegischen Klang, daß mich die bitterste Wehmuth dabei ergriff. „Das ist ein Taubenkropf, hier steht Hartheu, dort Schafgarbe, dort Weidenröschen am Sumpfrand der Wiese; aber sehen Sie, wie verelendert das Alles am Boden kriecht! Und wie sie bei uns zu Hause in die Luft wachsen! Es ist wie eine Schule, wo die Einen in der Strafe stehen, die Anderen haben Fleißzeichen bekommen und sind lustig." — „Haben Sie im Frühling den Goldlack gesehen? Er riecht nicht und hat auch kein Gold; er ist bleich und garstig — wie ein Spielzeug, von dem die kleinen Kinder die Farben abgeleckt haben." So steht sie, wie eine Heliotrope nach der Sonne ihrer Heimath gewendet, verliert kein Wort der Sehnsucht, und ist nichts als die Sehnsucht verkörpert. Ein Blumenkelch voll ungeweinter Thränen!

Das Kind geht vor mir herum, wie eine Monade von mir. Nicht Muskel, Nervengeist. Reines, passives Gefühl dessen, was bei uns als Bewußtsein, als Geist- und Leibeskraft seine Wellen schlägt. Welch ein Zauber, dieses bescheidene, unschuldige Leiden! Wir bestecken mit unserm Haß die Welt, die unsere Ideale befleckt. Dieses Kind — laß mich den neuen Ausdruck gebrauchen — haßt platonisch, wie man platonisch liebt, d. h. sie erwidert das Häßliche nicht, sie empfindet es bloß.

Ich nenne sie mein Schwesterchen, da ich sie nicht meine Monade oder Psyche nennen kann. Sie sollte mich Bruder nennen. Das ging dem westphälischen Hartkopf erst nicht ein, zuletzt erreichte ich doch, daß sie mich Herr Bruder nennen darf. Die Hauptsache ist, daß wir uns duzen. Ich kann mich von der Vignette meines eignen Ich nicht „Sie", oder gar „Herr Doctor" anreden lassen.

Mein braver Anhorst! Was er mir diesen Knecht, den Schottländer Alvin Ballan, mit Sorgfalt ausgesucht hat! Und wie undankbar bin ich! Der Mann ist fleißig, nüchtern, treu, wachsam, exemplarisch bis zur naturhistorischen Merkwürdigkeit. Seine Tugenden gehen wie eine Uhr. Er hat keine Bedürfnisse, keine Wünsche, keine Genüsse, — man kann ihn mit nichts glücklich machen. Ein Primchen Tabak, ein Quart Cider und gerösteter Speck — für diesen Preis hält er die Erde aus. Das ist heute wie morgen der Uhrschlüssel womit er aufgezogen wird. Nichts drüber. Nie! Meine feinen Rumflaschen könnten eben so gut mit Sand gefüllt sein. Wie oft bot ich ihm davon, in der Absicht ihm die Zunge zu lösen, denn er ist zu seinen übrigen Tugend-Lastern so gesprächig wie ein Fischtrich. Umsonst. Selbst in Gesellschaft hält er nicht mit. Unlängst hatte ich den Tischler Rapp zu einer Powle Punsch gebeten, und ihn ein paar wackre Bekannte mitnehmen lassen. Wir waren aufgeweckt, wie das Salz der Erde; mein Ballan aber trank sein Quart Cider, und absolut nichts weiter. Er ist nicht Temperance-Mann, er bildet sich keine Krankheit ein, die Enthaltsamkeit ist eine Art Monomanie bei ihm. Er ist ein Mann in den mittleren Jahren, hat einen Sohn in den Kohlengruben von Newcastle verloren und seine Frau auf der Ueberfahrt. Unglück genug, um eine Anlage zur Melancholie auszubilden. Er ist aber auch nicht melancholisch. Möglich, daß er es war und auch dieses Stadium schon überwunden hat; wenigstens kannt' ich als Knabe einen Siebenbürger Sachsen, der im Hause meiner Eltern öfter von seinen traurigen Lebensschicksalen erzählte, und stets damit schloß, wie gefaßt er sei, und wie christlich er überwunden habe. Ich erinnere mich deutlich, wie peinlich mir der Mann war. Daß man nach seinen Schicksalen anstatt wahnsinnig oder todt zu sein, mit Leinwand handeln könne, verwirrte und demüthigte mein eigenes Menschen-Bewußtsein. Bei meinem Schotten speculirte ich Anfangs auf Ossian und alte Balladen — es war mein crassester Fehlschuß, den ich gethan. Er sagte, in seiner Jugend habe er wohl zum Dudelsack gesungen. Er sagt' es mit einem Ton, als ob ohne Jugend und Dudelsack so wenig Schall im Menschen, wie in einem ausgeweideten Leib. Auch meine Geige macht ihm keinen Eindruck. Es scheint, Musik sind ihm nur die schrillen, schnarrenden Klangfarben — Klarinett, Dudelsack. Weich

ein Geſellſchafter für mich! Der brave Anhorſt! Hätt' er mir einen liderlichen aber luſtigen Irländer zugebracht, — meine Rumflaſchen würden leerer, aber meine Einſamkeit voller. Welch eine Geſellſchaft!

Und wenn ich nun Nachts im Bette liege und aufwache und mich beſinne, ich bin in Amerika, dem Lande meiner langen, alten Sehnſucht, ſo komme ich mir vor — wie eine ägyptiſche Mumie, die unter Mehmet Ali die Augen aufſchlägt! Seit ich in den Hafen von Newyork einlief, dünkt es mir Jahrtauſende und doch — wenn ich einen tüchtigen Brocken, einen guten Schluck Lebensgefühl haben will, kann ich nur daran anknüpfen, und Alles dazwiſchen liegende iſt ſo verdünnt! ſo unſättlich! Wenigſtens in der hohen Erregbarkeit einer ſchlafloſen Nacht. Ja, mitten in der Finſterniß, wo ich nichts ſehe, empfinde ich die Fremde noch weit empfindlicher, als am hellen, bildervollen Tage. Die feineren Sinne kommen dann in's Spiel. Denn das iſt richtig, die Nacht hat ihren Geruch, ihre Acuſtik, wie der Tag; nur ſind die Sinne dafür ſchärfer, etwa wie die eines Blinden. Wach' ich in Europa aus dem Schlafe auf: ein bellender Hund — ein Hahnſchrei — ein Flämmchen im Nachbarhauſe, — ein Poſthorn auf der Landſtraße — den claſſiſchen Nachtwächter nicht zu vergeſſen, — das Alles hat ſeine eigene, dem Gemüth feſt verwachſene Staffage. So athmen, wie bekannt, auch die Pflanzen ſtärker des Nachts, und der eigenthümliche Geruch eines ganzen Landes, ja Welttheils, kann nur in der Nacht vernommen werden. Es geht ein ſchwärmeriſcher Zug durch die europäiſchen Nächte, eine zaubervolle, geiſtige Hellſeherei, — was ſind ſie denn ſonſt, die Elfen, als dieſe ſpielenden körpergewichtloſen Regungen? Hier dehnt die Nacht nicht aus, ſie drückt zuſammen, iſt kalt — ſchrill — hart. In meinem Kamin bläst ſich eine Kröte auf, in den Wandſpalten des Blockhauſes klemmt ſich eine Natter ein und pfeift in Todesangſt, — das ſind die Nachttöne, die mich hier wecken. Ich ſtiere zur Fenſterlucke hinaus, ob die Sonne Homers ſchon komme oder die roſenfingerige Eos, und im Finſtern, ſtatt kühlender, weich-wehender Lindenſchatten, glotzen mich verkohlte Baumſtrünke an. Und nebenan ſchläft mir der Schottländer, und träumt von dem erſtickten Sohn im Kohlenſchacht und von der ver-

senkten Leiche seines Weibes am Meeresgrunde, wacht auf, und — schweigt! Ach! ich werde Opiate nehmen müssen. Dormi, che voi tu più!

Jetzt, nach der Erntezeit, wird's geselliger. Für unsere Gegend ist ein camp-meeting angesagt, das allernächst seinen Anfang nehmen soll. Auch die „Frolic's" mehren sich jetzt, d. h. Fröhlich- oder Lustbarkeiten, namentlich in den deutschen Bezirken. Zu einem solchen Frolic ritt ich vorgestern nach Pennsylvanien hinüber. Noch sind mir alle Glieder zerschlagen, — nicht nur des Leibes, der Seele noch mehr.

Der Schauplatz der ländlichen Orgie war mitten in einem der wildesten Waldstriche, denn Wald und Wildniß starrt noch überall, und selbst nach kürzestem Aufenthalt in Amerika kommt man bald dahinter, daß die sogenannten alten Culturstaaten noch immer Einöden sind, wogegen die rheinische Eifel, oder der ungarische Bakonyerwald an wahrer Uebervölkerung leiden. Erst hier im Hinterlande merkt man, was Newyork oder Boston für große Lügen sind, — ungefähr wie Petersburg und Odessa. Auch die Straßen, — man ist bei mir zu Hause an der untern Theiß eben nicht verwöhnt in diesem Artikel, — aber auf meinem ganzen Ritt fand ich keine einzige Wagenspur. Wenn das keinen Schluß auf Geistescultur zuläßt, so gibt's keine Logik.

Aber freilich, Geist zu sehen, war ich nicht ausgeritten. Und ich fand ihn auch nicht. Gott ist mein Zeuge! Das Erntefest ging in einer Kneipe vor sich, zu der ein Kramladen gehörte — Store mit Privat-Entertainment. Da mir unterwegs weit und breit keine Bauernfuhr aufgestoßen, so schloß ich, daß der Spektakel schon angefangen. Und so war es. Als ich mich dem Neste näherte, schlug mir von Musik und Stimmen ein Lärm daraus entgegen, der nicht mehr abscheulicher sein konnte. Die Leute hier haben eine Art zu jauchzen, so barbarisch, so fremdartig, daß ein Europäer ganz außer Fassung geräth. Ich vermuthe, diese eigenthümlichen nicht zu definirenden Schreie sind dem Kriegsgeheul der Indianer entlehnt. Wenigstens findet man sie durch ganz Amerika; auch jene Schiffsgesellschaft, die mich auf dem Susquehannah so unvergeßlich molestirte, stieß genau die nämlichen Mißtöne aus. Es ist ein schrilles, blutrünstiges Gellen,

wie von befriedigter Mordgier. Man begreift die Gemüther nicht, die den Naturlaut der Freude darin finden. An steierische Alpenjodler darf man nicht dabei denken.

Die Waldherberge schwitzte aus allen Fugen vom Andrang eines verehrungswürdigen Publikums und weit und breit standen die Equipagen umher. Ich sah bunt durcheinander Wagen und Karren, mit Pferden, Ochsen und Kühen bespannt, dazwischen Fuhrwerke, von denen sich die Schulweisheit eines Offenburger Stellmachers nichts träumen läßt. Ueber allen Ausdruck wild war aber der Anblick der Menschen. Männer, Bursche, Knaben und Frauen wimmelten, kaum unterscheidbar, in Anzügen umher, von denen sich schwer eine Vorstellung machen läßt. Ihre Röcke und Hosen, ihre Mäntel und Jacken waren aus selbstgewebtem Tuche selbst zusammengeschneidert, mit Flicken und Flecken übersäet, von Farben oder Mustern, was sag' ich, oft von der Grundform des Kleides selbst keine Spur. Kappen aus selbstpräparirtem Pelze von wilden Katzen, selbstverfertigte Schuhe aus wilden Thierhäuten, hohe Wasserstiefeln, indianische Mocassins, phrygische Mützen und Carbonari-Mäntel der jüngsten Emigration, — das Alles mischte sich zu einem sinnverwirrenden Höllenbreughel untereinander. Die Gesichter blickten verwittert, verwildert, vertheert mitunter, und ließen mich häufig, unterstützt zumal durch die zigeunerhafte Unbestimmtheit der Kleidungsstücke, zwischen männlichen und weiblichen irren. Desto merkwürdiger scharf zeichneten sich die Nationalitäten. Der spintisirende Amerikaner, der pflegmatische Deutsche, der heißköpfige Irländer wurden auf den ersten Blick herausgefunden. Eben so bestimmt erkannte man die Neueingewanderten von den alten. Und da leugne noch Einer die transatlantische Entartung der Racen! Die geknechteten Europäer sahen wie geistige Menschen, die freien Amerikaner wie verdummte Heloten.

Ich betrat den Tanz-Salon. Es war ein langer, schmaler Kasten, rauh gebielt, vierwändig-kahl und durch nichts ausgezeichnet, als durch die Art, wie das Orchester angebracht war. Das Orchester bestand aus zwei Künstlern, Onkel Tom und Onkel Jim, d. h. Negern, welche hier überall die Rolle der Dorfmusikanten spielen. Aus Raumersparniß nun hatte man dieses Götterpaar auf ihren Sesseln, wie in Vogelbauern, oben an die Wand aufgehängt, indeß ihre verehrliche Beine über den Köpfen der Tänzer baumelten. Bei diesem Anblick ergriff

mich eine Art satyrische Begeisterung; ich hätte für nichts in der Welt es unterlassen, auf dem Frolle jetzt mitzutanzen. Die deutschen Farmerstöchter waren gigantische Schönheiten: Rosen und Rosetten, ohne Zweifel, aber aus Stein gebauen, wie am Stephansthurm oder Straßburger Münster. Ich forderte eine dieser ziegelrothen Grazien auf, und tanzte — was? weiß ich bei Gott nicht! Die Aufgabe ist gar nicht so leicht, Tact und Rythmus jener Valse americaine oder vielmehr africaine zu beschreiben, die wir zu Banjo und Piccolo-Pfeife der zwei Neger hopsten. Doch brachte ich die Tour mit Ehren zu Ende, ein Beweis, daß ich viele Anlage zur — Barbarei habe. Ich suchte sodann meine Schöne nach schwachen Kräften zu unterhalten, und bei der Gelegenheit möglichst viel ethnographische Notizen einzuheimsen. Settchen war in Amerika geboren und verstand doch kein Wort englisch. Das machte mir Anfangs deutschthümelnde Freude, die aber bald gedämpft wurde. Denn sie wußte auch von Deutschland nicht mehr, als daß es hinter einem großen Wasser liege, und Bremen die Hauptstadt davon sei. Auch wußte sie noch, daß die „Deutschländer" nicht Einen König hätten, sondern sehr viele. Von der Schlacht von Leipzig aber wußte sie nichts. Den Namen Napoleon hatte sie nie gehört. Ich schauderte bei mir, indem ich an Annette dachte. Ich will Alles thun, das feine Kind vor solcher Verwilderung zu retten. — Deßungeachtet war Settchen zur Schule gegangen, und zwar, wie ich mit Erstaunen hörte, besuchen die Farmerskinder ihre Waldschulen bis in das Alter hinauf, wo sie heirathen, was fast unmittelbar von der Schule weg geschieht. Auch für die Burschen gilt das. Freilich währt der Schulgang nur drei bis vier Monate im Jahre und die Lehrgegenstände sind einzig: Bibel und amerikanische Geschichte. In letzterer war Settchen genau bewandert. Den Unabhängigkeitskrieg z. B. kannte sie so im Detail, als ob jedes Vorpostengefecht wichtiger, als die Schlacht bei Leipzig gewesen wäre. Verdammte Prahlsucht dieses Volks, das alle Geschichte zu verachten affectirt, nur nicht sein eigenes Geschichtchen! Den deutschen General Steuben dagegen kannte sie wieder nicht. So redigirt der Yankee seine Schulbücher! Ich knirschte. Settchen knirschte auch, aber in ihre Pies, was eine Art schlechter Obstkuchen ist, die sie mit erstaunlichem Appetite verzehrte. Dazu trank sie Quantitäten von Cider, daß mir nichts übrig blieb als in stiller Andacht zu bewundern.

Das Depot dieser Genüsse war der Storeladen, der unmittelbar mit dem Tanzlocal in Verbindung stand. Er hatte sich heute zu einer Art Büffet travestirt, ohne daß es indeß möglich gewesen wäre, die verschiedenen Talg- und Butterfässer, Tabakkisten, Wollballen, Kohlensäcke ꝛc. ꝛc. in eine rücksichtsvolle Entfernung zurückzudrängen. Sie wurden indeß sehr sinnig als Tische und Bänke benutzt, an welchen Alles schmausend und zechend „umhergegossen" lag, was das Tanzvergnügen nicht theilte. Es waren ungemein plastische Gruppen. In der Menge fielen mir auch zwei „Gebildete" in's Auge, und siehe da! eine derselben war eine mir bekannte Gestalt. Es war der junge Apotheker Poll aus Kleindeutschland. Er trug nicht mehr sein fadenscheiniges Sammtröckchen, klagte auch nicht mehr über die unverdauliche amerikanische Küche, und schien überhaupt seinen Geschmack mit den Reizen des Hinterwaldes in Einklang gesetzt zu haben. Der Andere war sein Prinzipal, Doctor Althof, an den Du ihn damals empfohlen. Diese zwei Stadtröcke unter den rauhen Waldjobben leuchteten mir wie freundliche Heimathssterne. Wie armselig belügt sich doch der Stubenpoet, der Waldbrünnlein und Köhlerhütte über die Cultur setzt! In diesem Storeladen hier schlug der Contrast ganz anders aus.

Denn als ich, da es inzwischen Abend geworden, mit dem Storekeeper über mein Nachtlager verhandelte, erklärte mir der Mensch, daß ein Bett für mich allein eine Forderung wäre, auf die er nicht wohl vorbereitet sei. Er könne mir ein Bett nur mit Gesellschaft „einiger Anderer" zusichern, aber, sagte er naiv, „im Parterre rückten ja auch Fremde an einander, warum nicht im Bette?" Gestehe doch der Stubenpoet, daß unter diesen Umständen die Aussicht auf zwei gekämmte Schlafkameraden mindestens kein verächtliches Culturgelüste war.

Uebrigens beschlossen wir drei die Nacht zu durchwachen; der Doctor war ohnedies als Reserve da und hatte seine Bandagen, Charpien und Vomitive nicht umsonst mitgebracht. Er erwartete die Nacht über Prügel und morgen Indigestionen.

Wir machten etwas vom Hause weg eine Promenade am Waldsaum hin, und tauschten aus, was Europäer bei solchem Begebniß sich zu sagen haben. Ich erzählte mein Rencontre mit dem Fieberdoctor nunquam opinavi und wiederholte meine Ansicht über den Untergang der amerikanischen Nation durch ihre Aerzte — und Apotheker, setzen

Sie hinzu! fiel mir der Doctor sogleich bei; — Sie wissen, daß der Handel mit Medicamenten nach amerikanischem, leider auch englischem Rechte frei ist. Was nun die Aerzte übrig lassen, vergiften die Apotheker vollends. Von pharmaceutischen Studien ist bei den sogenannten Apothekern nirgends die Rede; sie sind einfach Materialisten und Droguisten. Wie diese Menschen, — entlaufene Schuljungen, verdorbene Schneider ꝛc. — ein ärztliches Recept maltraitiren, darüber könnte ich unglaubliche Details niederschreiben. Bei mir zu Gadehill begegnete es einmal — als ich den jungen Poll noch nicht hatte — daß mir so ein Droguistenschwengel willkürlich einen versus strich und mit einem andern ersetzte. Das hat Mr. Althof wohl nicht recht verstanden, sagte er weise lächelnd dazu und schüttelte sein gekräuseltes Haupt zwischen dem feinen Hemdkrägelchen. Als mir die Geschichte wieder zugebracht wurde, eilte ich nach dem Laden, ohrfeigte das Bürschchen ein Dutzendmal auf und ab, zog ein paar geladene Pistolen und sagte, wenn er noch besser bedient sein wolle, so möge er vor's Haus kommen. Das wirkte. Ich habe in meinen ersten fünf Monaten drei Aerzte im Duell erschossen, das heißt Humbuger, die sich für Aerzte ausgaben und meinem Ansehen zu nahe traten.

Mit Weibern sich vertragen,
Mit Männern 'rum sich schlagen —

nirgend gilt's mehr als hier. Den Ladies hofiren wie Prinzessinnen, die Männer niederschießen wie Hunde: das setzt fest in Amerika, das macht Dollars! —

Unter solchen Gesprächen kehrten wir immer wieder zum bal champêtre zurück, der sich jetzt, bei Fackelbeleuchtung, besonders effectvoll machte. Freund Poll genoß sein junges Leben mit einer heißen, schwarzäugigen Irländerin, die dem hübschen Burschen gewaltig zusetzte und wohl auch stärker armirte Festungen mit Erfolg blockirt hätte. Aller Appetit verschwand aber, als ich das Mädchen wahre Schiffsladungen von Brandy trinken sah, womit sie ihr Tänzer tractirte. Das deutsche Settchen hatte dieselben Quantitäten doch nur in Obstmost vertilgt. So lernte ich nachträglich erst noch ihre Modestie schätzen. Auch machte mich Doctor Althof aufmerksam — ich hätte ihm das Verschwinden ihrer nationalen Erinnerungen geklagt — daß die Mädchen

deutſcher Abſtammung denn doch noch ihre Blumenſträuße vor der Bruſt trügen; — friſche und amerikaniſche nicht. Dieſer deutſche Naturzug lebte wenigſtens fort. Das gefiel mir wieder.

Da die Nächte ſchon länger werden, ſo vertrieben wir uns die Zeit — Doctor Althof und ich — gelegentlich wieder mit Tanzen. Dabei paſſirte es einmal, daß ein junger, baumlanger Pennſylvania-Deutſcher mit einem beſonderen élan in die Höhe ſprang, und auf Einen Ruck die zwei Neger ſammt ihren Seſſeln aus den Angeln hob. Der Arme ſtürzte mit blutendem Kopfe zu Boden, die zwei Neger über ihn her, die ganze Tanzkette, die ſich im Schwung nicht mehr zu halten vermochte, über die Neger, und im Nu lagen wir Alle, wie die ehrſamen Lallenburger, aber nicht ſehr ehrſam, in einem unentwirrbaren Knäuel durcheinander. Es wollte was ſagen, bis Jeder und Jede aus dem verworrenen Inventar von Beinen das ihm zuſtändige Paar wieder herausgefunden; auch will ich gar nicht leugnen, das manche Täuſchung nicht abſichtlich feſtgehalten wurde. Der Tanzluſt that dies kleine Intermezzo freilich wenig Eintrag. Nur meine Toilette kam übel dabei weg; namentlich hatte mir ein rüſtiger Tabakkauer bei dieſer Gelegenheit einen Cotillonorden an die Bruſt geſpuckt, deſſen Spuren weniger zu vertilgen waren, als die Blutflecken der Lady Macbeth. Mit dieſer Decoration und einigen ähnlichen vermied ich denn für den Reſt der Nacht die „Geſellſchaft". —

Am Morgen ſah das Frolic nun traurig aus. Oder vielmehr abſcheulich. Wie rings herum in allen Lagen und Zuſtänden des menſchlichen Körpers „die Beſtialität ſich gar herrlich kund gab", — laß mich davon ſchweigen. Wahrlich, verdorbene Magen bedurften keines weitern Vomitivs, als ſich einander nur ſelbſt anzuſehen. So ſattelte ich, um ein amerikaniſches Sittenbildchen reicher, meinen Cäſar, ließ das beſoffene und ſtinkende Arkadien hinter mir und trabte mit ſehr gemiſchten Gefühlen wieder heimwärts.

Du kennſt gewiß auch den Ruf der Kentuckyer, der Männer „vom blutigen Grunde"? Sie ſind als die Männer par excellence berühmt, ſie ſind der phyſiſche Adel Nordamerika's. Dieſe Nimrods-Ideale in ihrer Urpracht zu ſchauen, nahm ich mir lange ſchon einen Ausflug

nach Kentucky vor. Einer Newyorker Soire, wär' ich bald einst stehenden Fußes davon gelaufen, so brannte mir Byron's effectvoll declamirte Kentucky-Begeisterung an den Sohlen. Wohlan, diesen Wahn bin ich nun auch los. Einen einäugigen Kentuckyer traf ich auf meinem Pennsylvania-Frolic. Ohne was zu denken, gewissermaßen aus ärztlichem Instincte, brach' ich die Rede auf diesen Defect, und erkundigte mich um seine Ursache. Das hätte mir bald übel bekommen. Der Kerl nahm eine Miene an, als ob ich ihn foppte, so daß ich wohl merkte, dahinter stecke etwas. In der That belehrte mich Doctor Althof. Der Mann trug seine Niederlage von einer Bowerwette zur Schau. Aber der Ausdruck ist uneigentlich, denn die Kentuckyer boxen sich nicht wie die Engländer, sondern die Kämpfer wetten über die Geschicklichkeit, wer von ihnen dem andern ein Auge ausdrehen könne! Hat die Menschencanaille je solch eine Scheußlichkeit ausgedacht? Augenausdrehen ein Geschicklichkeitsspiel! eine Bravour der männlichen Kraftübung! Aber dieser Zug geht durch ganz Amerika. Der frische Stahlbrunnen der Barbarei, den man hier zu trinken meint, schmeckt überall verdorben. Es ist Raffinement in der Wildheit! Bei den großstädtischen Rowdies merkt' ich das schnell, und hier bei den Hinterwaldsbelden des blutigen Grundes sind' ich's nun wieder. Sich boxen auf Augenausdrehen!

Noch ein Nachtrag von meinem Frolic. An der Grenze von Ohio und Pennsylvanien steht ein Posthaus, heißt Marlington und scheint eine Stadt werden zu wollen. Als ich im Vorbeireiten mein Pferd hier fütterte, kam eben die Post von Erie an. Sie gab in Marlington ein paar Zeitungen unter Kreuzband ab, darunter auch eine deutsche wie ich sehen konnte. Der Posthalter sonderte die deutsche von den übrigen aus und warf sie mit einem damn'd dutch! in den Entenpfuhl vor seinem Hause. So expedirt man hier deutsche Blätter. —

Wir haben freilich gut sagen, das Volk fürchtet instinctiv die deutsche Geistesüberlegenheit, von der es schon jetzt in allen Zweigen seines Nationallebens zehrt, und sein Haß müsse uns eigentlich schmeicheln; aber Mensch ist Mensch, und es zückt Einem wie Dolchesgier in den Fingern, dieser Brut nach ihrem Rechte zu thun.

Heute Nacht weckte mich ein Flintenſchuß und Angſtgeheul und Todesgeſchrei, wie von einer menſchlichen Stimme. Ich ſtand mit Adin Ballan auf; wir zündeten Fackeln an, bewaffneten uns und ritten hinaus in die Waldnacht. Wir knallten unſere Doppelflinten ab und ſchrien dazu, um einem Hilfebedürftigen unſere Richtung, einem Mörder die Nähe von Rächern zu ſignaliſiren. Schuß und Schrei von der andern Seite aber wiederholte ſich nicht wieder, ſo daß wir ziemlich im Unklaren trieben, wohin wir uns in der unermeßlichen Waldweite zu wenden. Wir ſetzten unſre Streife noch lange fort und wiederholten unaufhörlich unſre Allarmzeichen, aber nichts regte ſich mehr. Endlich kehrten wir wieder nach Hauſe zurück. Ich war begreiflich in großer Aufregung und ſchloß kein Auge mehr. Im Laufe des Tags erklärte ſich das Nachtabenteuer. Von der benachbarten Virginiergrenze hatte ſich ein entlaufener Sclave über den Ohio gerettet. Aber die Verfolger waren ihm dicht auf der Fährte und zwiſchen meinem und dem Lisbener Gebiet erreichte ihn die tödtliche Kugel. Farmer von Neu-Lisbon fanden die Leiche im Walde. Die Lisbener behandeln die Unthat wie etwas Alltägliches, von einer Fahndung auf den Mörder iſt keine Rede. Jeder Sclavenbeſitzer hat das Recht, entflohene Sclaven lebendig oder todt wieder einbringen zu laſſen. Sie halten zu dieſem Zwecke eigene Leute und — Hunde! We are in a free country!

Vielleicht genügt es uns an dieſen Proben. Blatt für Blatt würden wir ſo durchblättern und auch nicht Ein lichter Moment, auch nicht Ein reiner, ungetrübter Strahl der Freude wäre die Ausbeute davon. Urwaldspoeſie, Jugend- und Freiheitswelt, Menſchheitsglück im Weſten, Stern einer beſſern Zukunft, immer unaufhaltſamer werden dieſe Worte zu — Wörtern, das große Diluvium der Enttäuſchung iſt nirgend mehr einzudämmen. Es wäre unter dieſen Umſtänden eine ungerechte Parteilichkeit, von einer perſönlichen Anlage zur tragiſchen Weltanſchauung zu reden. Denn erſtens iſt dieſe Anlage das Erbtheil jedes tieferen Menſchen, und dann — bliebe ſie eben nur Anlage, wenn nicht die Außenwelt ſie weckte und nährte.

Zwar der idealiſtiſche Glaube an Amerika hat in der Bruſt unſers Helden längſt ausgelebt. Wir erinnern uns, daß er ſchon auf ſeiner

Pennsylvania-Reise sich die Umstimmung bezeugte: „in diesem Lande nicht Muster zu sehen, sondern Muster zu geben. Diese Freien, hieß es, müssen durch uns Verknechtete ein wenig freier werden.“ Allmälig aber langen wir an dem Punkte an, wo es sich frägt, ob er auch dazu noch Lust und Kraft übrig behält.

Anhorst ist fort und Benthal noch nicht da. Ein schlimmer Umstand in einer Lage, die durch sich selbst so wenig Anziehungskraft übt! Daß aber diese beiden Geschenke des Zufalls unserm Helden so bald zur Nothwendigkeit geworden, kann nicht gegen die Kraft und Selbstständigkeit seines Charakters zeugen. Kein Mensch erträgt einen neuen Gedanken, geht einen neuen Weg ohne das Princip der Genossenschaft. Ohne Remus kein Romulus, ohne Cassius kein Brutus, selbst kein Columbus ohne die Pinzon's.

Was Anhorst's Rückkehr betraf, so entzog sie sich einer strikten Wahrscheinlichkeitsrechnung; einem Briefe Benthal's dagegen rechnete Moorfeld seine Ankunft schon nach Stunden und Minuten zu. Zwar währt sein Aufenthalt in Ohio noch nicht so nennenswerth lange, keinesfalls so lange, als es unter so vielen neuen Bildern und Eindrücken, welche überdies fast alle die Fähigkeit haben, sich rasch wieder auszuleben, den Schein gewinnen mag. Wir zählen kaum die achte Woche der Ansiedlung Moorfeld's, und ging seine erste Briefsendung an Benthal von Pittsburg ein wenig früher ab, so datirt das Packet, welches erst seine Adresse enthielt, auch etwas später. Bedenken wir dazu, daß wir von einer Zeit sprechen, in welcher das Pennsylvanische Eisenbahnsystem zwar im Beginn, aber noch nicht am Ziele, und namentlich die großartige Alleghanny-Portage-Eisenbahn Hudson und Ohio noch nicht mit Dampfeskraft verband, so wird in den Tagen, welche wir gegenwärtig darstellen, ein Brief von Benthal zwar ankommen können, aber eben nur *können*. Moorfeld überstürzte auch seine Berechnung keineswegs. Aber genug, daß eine Berechnung nie zur Beruhigung führt, vielmehr just an dem Punkte anfängt, wo auch die Unruhe anfängt. Wie ein Mensch, der sich ein ausnahmsweise frühes Erwachen vornimmt, seinen Schlaf nicht etwa um *diese* Morgenstunden kürzt, sondern den ganzen Schlaf sich verdirbt, weil die Seele *im Traume rechnet* und überhaupt nichts anders träumt als das Erwachen: so stört solch ein Rechnen den Genuß, die Perspective, das

ganze Leben des Tages, denn ſtatt allem Gegenwärtigen ſetzt ſich ein Abweſendes, ſtatt allem Erſten ein Zweites, der ganze Vordergrund liegt in einem Schatten, aber die Ferne nicht im Lichte. Mit Benthal's Brief hat Moorfeld einen Genuß, eine Freude zu erwarten, aber die Erwartung ſelbſt iſt Qual, iſt Sorge. Der trübe Horizont des Einſamen wird ſo um Vieles trüber. Mit jedem Sandkorn, das verrinnt, ohne die Erfüllung zu bringen, fühlt ſich von Neuem die Frage berechtigt: Iſt er krank? Sind es die Seinen? Ging dein Brief verloren? Iſt ſeine Antwort verunglückt? und ſiehe! wie erſchrak Moorfeld, als er bei letzterer Frage ſich an den Poſtmeiſter erinnerte, der die deutſche Zeitungsnummer veruntreute! Wie, wenn Benthal den Einfall gehabt, deutſch zu adreſſiren, der Brief einem ähnlichen Native-Fanatiker zu ähnlichem Frevel in die Hand gerathen, und alles Hoffen für jetzt und für ewige Zeiten überhaupt vergebens? Alſo ein neues, geflügeltes Blättchen: engliſch zu adreſſiren, und neues Abwarten des Poſtengangs hin und zurück!

Es iſt eine beängſtigende Pauſe. Unſer europäiſcher Freund, umgeben von ſeinen Fähigkeiten, Gemüthskräften, Strebniſſen, Erwartungen und Entwürfen, macht uns in dieſen Tagen den Eindruck einer vollen offenen Scene, welche ein plötzlicher Zwiſchenfall in Stockung verſetzt. Mit reichem, breitem Wurf ſteht eine glänzende Gruppe mitten im geſpannteſten Nerv der Handlung da, — eine Feder fehlt, ſie ſtockt. Schnell verſendete Boten ſind nach prompter Ergänzung aus — wird ſie gefunden? wird ſie es nicht? Wird neues ſtrömendes Leben durch dieſe gebundene Organe rollen? oder fällt ſchrill und raſch der Vorhang über ein Fragment? Bis es ſich entſcheidet, führt uns der Held der Scene einſtweilen ein anderes Bild vor. Er ſchaukelt ein kleines blondes Mädchen und lauſcht einer ſtammelnden Zunge auf Klagen um europäiſche Blumen!

Die „Flucht nach Aegypten“ wie wir wiſſen iſt Moorfeld's einzige Erhohlung in dieſen Tagen. Eine gefährliche Erhohlung! Hier ſaugt er in milden, ſchmeichelnden Zügen die Melancholie in ſich, die ihn zu Hauſe vielleicht unerträglich, aber eben darum zum Widerſtand auffordernd, beſtürmt. Flucht nach Aegypten! Mit welchem Gefühle für das ſchmerzlichſte Ungenügen einer menſchlichen Lage hat Moorfeld nur dieſes Bild gewählt! Aber was bedürften wir den geheimen Zug

der Selbstbespiegelung, der ihn an dieses Gegenüber fesselt, erst deutlicher aufzudecken? Hier liegt ja volles Bewußtsein. Seine Monade —, Psyche, — Schwesterchen, — Vignette seines eigenen Ich ist ihm das Kind, dem sich — wenn auch nur über Blumen — zu Amerika das Herz versperrt! Was sonst sucht er alse dort, als den Genuß seiner Selbstqual, das Echo seiner eigenen Verneinungen? Nur daß das Kind der einfachste Ausdruck, er selbst der unbändigste für den gleichen Seelenzustand ist. Es läuft, dürfen wir ahnen, sogar ein Zug des künstlerischen Wohlgefallens hier durch. Das kleine Mädchen ist ihm die naivste Form dessen, was auf den höheren Stufen seines Gedanken-Lebens zerklüftet und widerspruchsvoll in unkünstlerischer Maßlosigkeit sich abmüdet. Wir würden daher ein tiefes Verkennen an den Tag legen, wenn wir an dieser Kindes-Freundschaft unsern Trost fänden. Ja, sie eine Davidsharfe, in der Sauls-Melancholie unsers Helden. Aber hat die Harfe den Saul geheilt? So schmeichelt sich in Annette'n süß und wohlklingend der schwarzblütige Dämon ein, den Meerfeld ohne sie vielleicht kräftig zurückstieße. Sie zertheilt die Gewitterwolke, welche stürmen, blitzen und — reinigen sollte, in ein weiches, nebelhaftes Gestör, das den Horizont leichter umschleiert, aber schwüler am Marke saugt. Diese zarte Geselligkeit lindert die Schmerzen des Einsamen — gewiß! nur daß mit den Schmerzen auch die Kraft zerstreut, auch der Wille aufgelöst wird, der vom Schmerz frei macht, nur daß am unschuldigen Mitleid mit seiner kleinen Verbannten Meerfeld schuldig wird an sich selbst, denn er leidet in ungleich größerem Style mit, — er leidet gelinder, aber erschöpfend, schwächend bis zur Ohnmacht.

Aus dieser Ohnmacht blitzte dann plötzlich wieder das höchste Lebensgefühl auf. In Momenten, wo Meerfeld Alles verloren zu haben schien, verlor er doch das Eine nicht: die Erinnerung seiner selbst. Aber seine Täuschung war es dann, daß er Erinnerung zugleich für Besitz hielt! Er verkannte die Natur solcher Rückschläge, nahm als Begeisterung, was nur Stolz, als Fülle, was nur Glaube an Erfüllung. Mit einer Gier, welche die Stelle des gesunden Enthusiasmus vertrat, griff er dann in die Saiten und sang — wir kennen sein Thema. „In Ohio wird's eins deiner Gedichte" hatte er sich schon im ersten Augenblicke gesagt; — hier lag ein theurer tiefgehüteter

Schatz. Nur in seinen besten, überzeugtesten Dichterstunden kann die Newyorker-Battery durch seine Leier rauschen.

Moorfeld griff wiederholt diese Melodie, aber — sie versagte. Mit tödtlicher Verwunderung erfüllte ihn dieser Wortbruch der Musen. Vertrauen und Mißtrauen wechselten so in gleichmäßiger Selbsttäuschung. Wie ein plötzlicher Anflug ihm ausdauernde Kraft, so schien die versagte Gabe des Augenblicks ihm bleibender, unwiederbringlicher Verlust. Er glaubte an eine Abnahme seiner Geisteskräfte. Seine Blätter überflossen von Klagen eines Unglücklichen. Die Termiten der Selbstbeobachtung fielen ihn an, und jeder Zug wurde zum Zeugnisse seines Verfalls. So finden wir die Klage verzeichnet, daß er jetzt einen Nachmittagsschlummer halte, was er sonst nur Philistern überlassen, und was ein verhaßtes Zeichen seiner ausgehenden Jugend. Daß er in Ohio um zehn Breitegrade dem Aequator näher als in Deutschland schlief, für dieses Zeichen nahm er es nicht. Auch die Beobachtung zufälliger Vergeßlichkeit schien ihm verhängnißvoll. Gestern — schrieb er — commandirte ich meinen Schottländer nach Neu-Lisbon, das Buch Postpapier zu holen, das ich nebst anderen Sachen in Mr. Clabane's Store eingekauft, aber in der Zerstreuung wieder liegen gelassen. Der Knecht kam zurück, das Papier hätte sich nicht gefunden, ich müsse es haben. Die Gauner haben es Euch verleugnet, aber hättet Ihr doch um Gotteswillen ein neues Buch gekauft, ich will so eben schreiben, und soll nun passen, bis Ihr noch einmal hin- und zurückreitet. So fuhr ich auf. In demselben Augenblicke aber hielt ich inne, denn ich schrieb ja wirklich an Dich. Und erst daran merkte ich, daß ich das vermißte Papier vor mir unter der Feder hatte. So steht's mit mir. Das ist der Dämon der Einsamkeit. Wahrlich, die Klöster haben nicht verdummt, sie müssen selbst dumm gewesen sein. — Und ein anderes Mal lesen wir: Kennst Du die Tragödie von dem elektrischen Aal? Man hat lange die Bemerkung gemacht, wenn der elektrische Aal von den Gewässern Süd-Amerika's nach England verführt wird, so kam er entweder todt, oder todesmatt an, kurz, starb ab unterwegs. Man forschte vielfach über diese Erscheinung nach, zog Klima, Nahrung, Gewohnheiten des Thieres in Betracht und erkünstelte ihm in all diesen Stücken auf's Genaueste seine Heimath. Umsonst; er starb ab. Endlich entdeckte max's. Holz

und Eisen der Fässer, worin der elektrische Aal transportirt wurde, wirkten als Conductoren auf ihn, und versetzten ihn in einen steten Zustand von Erschöpfung. In Geschirren aus Steingut kam er wohlbehalten nach England. Sind wir Menschen solche elektrische Aale? Ich bin's. Es ist etwas wider mich in der Natur, ein Feindseliges, Tragisches, das nach einem ewigen Gesetz auf mich einwirkt. Alles zeitliche Glück hilft nichts dagegen. Ich werde im Bann eines fatalistischen Elementes durch die Welt geschleift, das mich umbringt. Ich bin in einen falschen Raum gestellt, oder in ein falsches Jahrhundert — was weiß ich? Nur fühlen kann ich's und in lichteren Momenten seh' ich's. Ja, ich sehe das Unglück oft vor mir, wie eine Person. In Deutschland hab' ich einen Freund, der sieht Geister, wie Stammgäste im Casino. Die Prosaischen zucken die Achseln über ihn, aber die Poetischen haben zu keiner Zeit sich auf den Sensualismus allein verridigt. Nein, nicht unverhofft trifft mich mein Buttler! Ich habe Miragen von ihm, ich weiß, daß er kommen wird. Das ist's, was mich so traurig macht.

So schwelgte Moorfeld in den Foltern seiner Phantasie, und erschöpfte den ganzen Reichthum eines geistig-Reichen, sich unglücklich zu machen. Aus der Fülle dieser imaginären Leiden, aus dem innersten Drang dichterischer Selbstanklage entströmten ihm in dieser Periode die Verse:

Am Tage sieben meine Schmerzen,
Sie stehen nächtlich um mich her;
Ach, tönten sie mir recht vom Herzen,
So wären sie schon nimmermehr!
Doch keine Saite hält mir Spannung,
Kein Boden hält mir Resonanz, —
In grambeladner Geist-Entmannung
Verwelkt mir so mein Dichterkranz!

Das Leben lebt nicht! — wär's zu leugnen,
Die letzten Funken facht' ich an,
Und Wunder sollten sich ereignen,
Wie Puck und Ariel gethan.
Ich flog wie sie — doch unter'm Lumen
Des schlimmsten Sterns — um's Erdenrund,
Und ach, die alten Zauberblumen
Sie stehn nicht mehr auf altem Grund!

Ja, die Klage um die Poeſie brachte ihm die Poeſie ſelbſt wieder zurück. Dieſe Strophen waren ſein erſtes Gedicht in Ohio. Freilich blieben ſie Fragment. Das gehaltene Aneinanderreihen elegiſcher Gedanken und Empfindungen zweiter Ordnung ſcheint den heftigen Affekt des Dichters nicht befriedigt zu haben; ungeduldig ſpringt er ab davon, um in dem ſtrafferen Schlußgedanken Alles auf Einmal auszuſprechen: ſein Geiſt erkenne ſich in dem Spiegel größerer Zeiten, das Alterthum hat die Fülle des Lebens erſchöpft, der Epigonen iſt das Nichts! Wir finden zu jenem Fragmente nur noch die Schlußſtrophe:

Leander küßte meine Hero,
Aus meinen Bechern trank Lucull.
Mein Satanismus gohr in Nero,
Mein Herz floß über in Tibull!
Heut ſchaufeln wir mit Schulvergnügen
Nach dieſes Daſeins Span und Zoll,
Freu'n uns an alten Thränenkrügen
Und — weinen ſie von Neuem voll!

Sechstes Kapitel.

In dieſen Schmerzen der Acclimatiſation wurde Moorfeld von einem Ereigniſſe überraſcht, das den ſtilleren Zug ſeiner geiſtigen Gährungen grell unterbrach, und ihn ſchrecklich vorbereitet fand, das Unglück mit offenen Armen zu empfangen.

Die Geſchichte, von der wir ſprechen, findet ſich in Briefform an Benthal gleich ſeinen übrigen Aufzeichnungen. Wir haben keine Urſache, für die Form dieſer Erzählung eine andere zu wählen; mit traurigem Danke vielmehr nehmen wir das Bild hin, ſo wie es iſt, wie es von dem ſchwerbetheiligten Herzen ſich unmittelbar losgelöst, mit allen eigenen Zügen des Selbſterlebniſſes. Keine Kunſt der Darſtellung ſoll dieſes Blatt entweihen. —

Wir erinnern uns, daß die Methodiſtengemeinde zu Lisbon unter Vortritt ihres Predigers einen Waldgottesdienſt, ein ſogenanntes camp-

meeting, zu veranstalten beschlossen. Die Zurüstungen zu diesem Feste lagen bisher gänzlich ab von dem Kreise unseres Interesses; sie zu verfolgen fanden wir uns ohne jede Veranlassung. Dieses camp-meeting aber ist es, welches in unserer Aufmerksamkeit jetzt plötzlich seinen unheilvollen Platz begehrt. Es rückte heran, es war da, und erst indem die Sonne seines Tages aufgeht, reißt uns das Schicksal unvorbereitet in seine Mitte.

Unvorbereitet — nach der Ordnung jedes bekannten Naturgesetzes. Aber Moorfeld spricht von einer Vorahnung, die zu merkwürdig scheint, als daß wir den schmerzlichen Bericht jenes Ereignisses nicht mit ihr selbst schon beginnen sollten.

Moorfeld erzählt:

....Tags vor dem camp-meeting hatte ich eine meiner melancholischen Visionen. Es war am hellen, heißen Mittage da sie mir widerfuhr. Ich war früh morgens ausgeritten, den Tischler Rapp zu besuchen, der einen kleinen Fieberanfall bekommen. Ich plauderte eine gute Weile mit ihm, denn sein Zustand schien großentheils deprimirte Gemüthsstimmung und die ganze Indication — ein theilnehmendes Herz. Die Sonne brannte schon ziemlich heiß, als ich ihn verließ. Ich wollte hierauf zu Vater Ermar hinüberreiten, oder zum „Meier" wie er nach westphälischem Landesbrauch sich gerne noch nennt. Der Weg war mir nicht so geläufig, als von meiner eigenen Farm aus, ich hatte mich daher bald verirrt. Die berühmte Herbstpracht des amerikanischen Waldes beginnt schon und that das Ihrige, mich kreuz und quer herumzunarren. Das Auge des Neulings schwelgt in einem Farben-Kaleidoscop, wovon der Europäer schwer eine Vorstellung hat, — das Gemüth freilich klingt wenig mit. Die stille geschlossene Ruhe eines deutschen Herbstwaldes ist mir lieber. Es ist ein rastloses Effecthaschen in dieser Fülle von unvermischbaren Tinten, — später scheint es sich zur erklärten Musterkarte auswachsen zu wollen. Von dem grellen Gepränge sprang ich daher bald ab und vertiefte mich über eine Strophe, die mir schon seit Tagen zu schaffen macht. Inzwischen knusperten in den Wallnüssen Schaaren von Eichhörnchen rings um mich her: da schoß ich bis zum letzten Pulverkorn darein. Endlich fing stomachus an seine Spieluhr klingen zu lassen und auch Cäsar schaubte und schnobberte wenigstens nach Wasser. Ich wäre herzlich froh gewesen

ein Ziel meiner Irrfahrt zu finden. Ich ſpannte meine Aufmerkſamkeit nach allen Richtungen, umſonſt. Tiefe unberührte Waldfremde rings, — keine Spur, kein Merkzeichen eines Menſchen. Wäre ich noch Herr eines Pulverkörnchens geweſen, ſo hätte ich's jetzt zu Nothſignalen verſchoſſen; dagegen verführte mich lange Zeit eine hieſige Spechtart, der wood-cock, der mit einem menſchenähnlichen Klopfen die Bäume behackt, und deſſen Treiben ich ſelbſt für Signale hielt. So gerieth ich immer tiefer ins Waldöde. Einmal ſtand ich an einer gräßlichen Stelle. Der Boden war bedeckt mit Gerippen von Hornvieh; die Schädel der Thiere glotzten fürchterlich in allen Lagen und Richtungen aus dem verworrenen Beinhaufen. Schaudernd ſtarrte ich das Räthſel dieſes geſpenſtiſchen Bildes an, bis ich mich auf ſeine Erklärung beſann. Die Heerden überwintern bekanntlich im Freien hier; aber in dieſem aus Scandinavien und Italien zuſammengebackenen Clima erfriert das Vieh oft maſſenhaft in kalten Winternächten. Der Leichenanger ſolch einer verunglückten Heerde war's, der mir da aufgeſtoßen.

Krankenbeſuch — Waldſchattirung — Gedicht — Eichhörnchenjagd — Hunger — gefallenes Vieh — ich ſkizzire dieſe Scenerie, um darzuthun, wie ſehr ich mit meinem Sinnenleben am Aeußerlichen betheiligt war, und nichts weniger als zur Schwärmerei aufgelegt. Zuletzt brachte mich das Geläute einer weidenden Heerde wieder auf die rechte Bahn. Sie weidete zwar nach Landesart frei im Walde, aber indem ich ihren Spuren folgte, erreichte ich den Rand deſſelben. Vor mir lag ein Ackerfeld, in der Ferne entdeckte ich eine Hofſtelle, doch konnte ich nicht erkennen, welche? Ich ſetzte mich auf einen der niedergebrannten Baumſtämme am Waldesſaum und ruhte aus.

Die Sonne ſtand im Zenith; es war die Panſtunde. Der Himmel glühte in einem grau-roſtigen Dunſt. Die Luft vor mir zitterte wie über einem Kalkofen. Auf dem Acker kniſterte das Stroh, als würde es langſam geröſtet. Der ſtrohene Acker war ein häßlicher Anblick. Indem man hier nur die Aehren abſichelt, das Stroh aber ſtehen läßt, ſo ſieht ſich das Beſenfeld an, als hätten Buben die ganze Ernte muthwillig geköpft und gemeuchelmordet. Später brennt man das Stroh nieder und die Aſche iſt der einzige Dünger des Feldes.

Die Sonne ſchien es aber ſchon jetzt anzuzünden. Die Glühhitze leckte ſo lüſtern über das blanke Stoppelfeld, als wäre ihr die Speiſe wohlbekannt. Ich erwartete wirklich, es in jedem Augenblick aufflackern zu ſehen.

In dieſem Mittagsbrande dachte ich an die Miasmen, die er ausbrütet. Wie aus der Vogelſchau überblicke ich die amerikaniſche Erdfläche: aus allen Flußthälern, aus allen Niederungen, Sümpfen und Neubrüchen ringt ſich das Fieber los. Wer hat dieſem Präſidenten der Sommermonate ſeine Stimme gegeben? Arme, arme Freiheit der freien Erde, er nimmt die Stimmen! Oh wie ſie matt hinſinken mit aufſeufzenden Bruſtköhlen; ihre Stimme iſt auf ewig dahin! Wer zählt die Tauſende? Ich treibe die ſchöne Spiegelfläche des Ohio hinab — was wimmert aus den Blockhäuſern des Landes hunderte von Meilen entlang, wie aus einer langen Katakombe? „Matt, matt, lieber Herr, o einen Trunk Waſſer!“ Ich folge der langen Wellenbahn des Miſſouri hinauf — was flüſtert über die dürren Grasteppen der Prairien? „Die Ernte iſt eingethan, Herr, Väterchen auch!“ Ich taumle mit den Wirbeln des Miſſiſſippi der Vergeſſenheit des ewigen Meeres zu, — auf welche Länder ſeh ich herab! Nennt man ſie Alabama, Arkanſas, Louiſiana, Florida, oder — Père-lachaiſe? Ein Volk von Aethiopiern ſeh ich geſchäftig, die häufen moderne Pyramiden aus Reis, Zucker und Baumwolle zuſammen — aber wie geſchieht mir? Sind das die langlebenden Aethiopier des Herodot? Seht, wie ſie Reihen auf Reihen ſich am Boden gruppiren! Wenig Anmuth iſt in dieſen ruhenden Gruppen. Jetzt kommt der Maſſa und berührt ſie mit dem Lebensſtab ſeiner Peitſche, aber das Leben bleibt aus. Er macht kleine Striche durch ſein Namensverzeichniß und geht weiter. — Auf einmal ſtogen von ſämmtlichen Kirchen des Landes die Dächer ab und ich ſah die ſchwarzen Paſtoren auf ihren Kanzeln. Sie dankten Gott für die geſegnete Ernte. Ein Schauer überlief mich. Denn die ſchwarzen Paſtoren waren Niemand anders als das verkleidete Fieber und das Fieber dankte hohnlachend für ſeine Ernte. Gott mußte ſich's gefallen laſſen. — Von den Fieber-Paſtoren kam ich auf das morgige camp-meeting. Ich wußte jetzt ganz beſtimmt, daß die Methodiſten pſeudonyme Teufel ſeien. Was ſie ſeit Wochen rüſteten und ſchürten war ein Menſchenopfer. Dieſe Sonnenglut und

dieſer Religionsbrand konnten nicht anders, als eine verſengende Ehe eingeben. Es war ein Fackeltanz in einer Pulverkammer. Das Unglück ging ſo deutlich vor meinen Augen vor, ich konnte ſogar das Opfer nennen, wenn ich nur etwas genauer hinſah. Auf einmal ſah ich es auch. Ein Kindesbild zart und leicht, ſtand meinem Auge gegenüber auf dem Stoppelfeld. Es war Annette. Sie lächelte und war jugendlich glücklich. Plötzlich griff ſie ſich an die Stirn, ein blauer Funke ſprang aus ihrem Scheitel, ſie ſchrie durchdringend auf, dann war ſie weg! Ich lief in die Steppeln um das verſchwundene Körperchen aufzufinden; das heiße Streb geißelte mich wie mit glühenden Ruthen, ich rief Annette! Annette! — umſonſt; nirgends eine Spur des lieben Mädchens.

In dieſem Augenblicke rief die Glocke der Hofſtelle das Vieh zur Maisfütterung. Ich wunderte mich, denn die Glocke war von Meiers Farm. An welcher Seite des Waldes war ich herausgekommen, daß mir die Farm hier ſo ganz eine unbekannte Anſicht bot? Aber froh dieſer Entdeckung rannte ich ſogleich dem Gehöfte zu. Die Familie ſetzte ſich juſt zu Tiſche als ich eintrat. Annette hatte an einem Kleidungsſtück für das camp-meeting genäht, und war über den Eifer der Arbeit ganz roth geworden. Ich nahm das liebliche Köpfchen zwiſchen meine Hände und ſagte: Schweſter, wenn du mich lieb haſt, ſo bleibſt du morgen zu Hauſe. Es kommt ein Gewitter und du wirſt vom Blitz erſchlagen. Das Kind ſah mich verwundert an und der Meier murmelte mit dem bekannten Ausdruck ſeiner düſtern Reſignation: Wir haben nicht Geld genug für den Blitz. Der Blitz wird vom Geld angezogen, wie die ganze Welt.

Nach Tiſche regten ſich alle Hände im Hauſe zur morgigen Waldfahrt. Ich ſuchte meine Stimmung zu übermannen, indem ich nach Kräften mithalf. Annette war voll Jubel. Sie freute ſich auf die große Geſellſchaft von Menſchen, ſie hoffte Mädchen ihres Gleichen als Geſpielinnen zu finden, ſie wollte nach Blumenſaamen umfragen und handeln und tauſchen, kurz ihr kleines Leben war im Rothglühen. Ich hörte zu mit unbezwinglicher Wehmuth. Sie fragte zuletzt: Herr Bruder, biſt du bös? Ich zog ſie an mich und ſagte, indem ich mich ganz meiner Trauer überließ: Siehe, Schweſterchen, ich bat dich, zu Hauſe zu bleiben, und du liegſt mir mit der Reiſe im Ohr. Du haſt

kein Gemüth zu mir. Wenn dir morgen ein Unglück widerfährt, so sage nicht, daß du unschuldig zu Grunde gehst. Du solltest ein Liebesopfer bringen können und bringst es nicht, — das ist deine Schuld. Mir war die Seele so voll, ich mußte dieses oder Aehnliches aussprechen, unbekümmert ob es verstanden wurde oder nicht. Aber das Mädchen hatte immer einen Begriff des Gesagten, sie brach in Thränen aus, legte weinend ihren Kopf auf meinen Schooß und sprach: Ich will ja Alles, was du willst, aber warum willst du denn? Darauf hatt' ich freilich nichts zu antworten. So angeboren ist den Deutschen die Logik! Die Italienerin Mignon hätte sich fraglos hingegeben; die Deutsche gibt sich zwar auch hin: „sie will Alles was ich will"; aber, fragt sie deutsch-protestantisch, „warum willst du denn?" Warum wollte ich denn? Ich schalt mich selbst, das arme Kind so zu quälen und sagte zuletzt, gewaltsam-heiter: ich prüfte dich nur, Schwesterchen, und bin ja zufrieden mit dir; sei wieder ruhig.

Abends ritt ich nach Hause und schlief nach der Ermüdung des heißen Tages gut und traumlos. Dies war der Vorabend des campmeeting. Tags darauf nahm mich beim Erwachen das ganze trostlose Gefühl von gestern wieder in Besitz. Auch an meine Visionen glaubt' ich wieder, und so lebhaft, als stünde sie noch einmal vor mir. Daß eine Stimmung, ohne äußere thatsächliche Ursachen, so mit uns nächtigen kann, war mir sehr ernsthaft zu erfahren. Ich wurde nun erst über meine Trauer traurig, griff aber zu meiner Violine und strich mir die lustigsten Sachen, die mir einfielen. Dazu tanzte ich in der Stube herum. Kurz, ich machte Opposition. Hierauf ging's aufs Pferd. Meinem Schottländer übergab ich die Aufsicht des Hauses und ritt hinüber auf Meier's Farm, wo ich schon Alles zur Abreise bereit fand. Ein großer Zeltwagen stand bespannt, mit Vorräthen und häuslichen Nothwendigkeiten versorgt. Die kleine Familie war in ihrem Sonntagsstaat. Amerikanischer Sonntagsstaat! Ihre guten westphälischen Stücke verbrauchten die Deutschen zu Hause, um öffentlich der langweiligen Landestracht die Ehre zu geben. Um der Frauen willen that mir diese Probe der deutschen Selbstständigkeit besonders leid. Ihr halb-städtischer Kleiderschnitt drückte so gar nichts aus! Ein Manschetten-Bauer ist ein übler Anblick, aber eine Manschetten-Bäuerin — doch freilich, Bäuerinnen sind sie nicht, die Myladies der Hinter-

wäldler! — Und der Dutchman mißhandelt seine Frau, wenn er sie nicht zur Lady travestirt.

Ich hatte also, diesem Fuhrwerk zur Seite reitend, die größte Aehnlichkeit mit Don Quixotte, indem er eine seiner sonderbaren Herzoginnen begleitet. Dieses Bild war mir willkommen und ich malte mir's weiter aus, um von der Heiterkeit desselben zu profitiren. Mein Meier hatte unterdessen heiligere Gedanken. Während der Knecht (ich sehe ab von dem h'esigen Euphemismus „hand" —), während der Knecht kutschirte, machte der Meier Miene, das Gesangbuch aufzuschlagen, und einen biblischen Psalm anzustimmen. Ich gestehe, daß mich diese Aussicht wenig erquickte. Glücklicherweise war Annette zu lebhaft. Sie war ganz Kind. Alles kam ihr neu vor, ich mußte durchaus jedes Stämmchen und Zweiglein für ein Wunder erklären. Wie gerne that ich's! Entrannen wir wenigstens dem Morgensegen, nach welchem Vater Ermar lechzte, wie nach einem guten Schluck. Was für ein prächtiges Morgenlied sein eigenes Kind war, fühlte er nicht. Leider dauerte mein Feld- und Waldduett mit dem kleinen Mädchen nicht lange. Die Andacht ereilte uns doch. Ein Wagen mit Männern, Frauen und Kindern kam in unsern Fahrweg eingelenkt und alle überraschten aus vollen Kehlen ihren lieben Gott mit einem Frühgesang, wobei es mir merkwürdig blieb, daß die Pferde nicht scheuchten davor. Zwischen eine spielende Batterie und dieses Geheul gestellt, hätte ich jedenfalls bei den Kartätschen Sicherheit gesucht. Wie wenig kann man sich doch das höchste Wesen nach dem menschlichen Bilde vorstellen, wenn ein amerikanischer Chor im Himmel angenehm klingt! Das ganze Volk hat keine einzige musikalische Note in seiner Kehle. Daß sich diese Sangeslust nun unfehlbar unserm Wagen mittheilen würde, war ein Gedanke, der mich sehr beunruhigte. Ich ließ dem Cäsar die Zügel und erwartete mein Schicksal. Auf einmal galoppirte es seitwärts zum Walde heraus, ein Kerl kam zum Vorschein mit aufgestreckten Hemdärmeln und einem kupfernen Kessel als Sonnenschirm über'm Kopf, — nie saß was Tolleres zu Pferde, selbst den Barbier mit Mambrin's Helm nicht ausgenommen. Der Bursche hatte kaum den singenden Wagen wahrgenommen, als er den Vorsänger mit heller Stimme anrief: Oe Jones, sing' gegen den Wind, daß Niemand merkt, wie viel Maisbranntwein heute schon den Weg

deiner Nieren ging. Der Spötter war eine jener verwegenen Rowdygestalten, und bezog das camp-meeting offenbar als Scandalmacher und Borer. Für diesesmal unterblieb aber noch ein Hahnenkampf zwischen dem Herausforderer und dem Geforderten, wahrscheinlich der Ladies wegen, welche bereits Zion und Israel um Gnade ankreischten. Der Beleidigte begnügte sich damit, daß er zu unserm Wagen herüberrief: Nathanael Cutter spricht nur mit seinen Pferden die Wahrheit, mit den Menschen nie. Nathanael aber machte sich an uns und erzählte uns, wie jener psalmsingende Wagenlenker, ein eifriges Mitglied der Mäßigkeitspropaganda, nichts so sehr liebe als ein volles Whiskenglas, das bei gehöriger Tiefe die entsprechende Breite habe. Jüngst sei ihm ein artiges Abenteuer passirt. Der Mann unterhalte ein Groceryshop auf seinem Farm, das er natürlich mit einem Schilde versehen habe: Hier werden keine Spirituosen verkauft. Nun war es aber Nacht, das Schild nicht mehr zu lesen, oder vielleicht schon eingezogen, kurz, ein später Wanderer hält mit seinem Wagen vor dem Laden und fordert in aller Unschuld ein Quart Whiskey. Der Fromme war in einiger Verlegenheit. Er führte allerdings Whiskey, aber nur für sich selbst und seine guten Freunde; er sieht sich also den fremden Kunden ein wenig bedächtig an. Dabei gerieth aber dieser in Verlegenheit. Er steckte sich, um dem Mantel der Nacht unter die Arme zu greifen, möglichst tief in seinen eigenen, und drehte sich mit der allergeringsten Fläche dem Inhaber des geforderten Labsals zu. Trotzdem erkannte ihn dieser, denn der Fremde war Ehrn Joe Johnson, der Mäßigkeitsmissionär des dasigen Townships, derselbe, der den Farmer segar persönlich affiliirt hatte. Bei so bewandten Umständen wurde das Quart Whiskey mit aller Discretion verabreicht, und eben so schweigsam genossen, die beiden Frommen verloren kein Wort über ihr erkanntes Incognito und am hellen Tage im Missionshause beglückwünschen sie sich als die auserwählten Kinder dieser gottlosen Welt. — Mit dieser Schnurre galoppirte der Spottvogel wieder von dannen, der singende Wagen aber hatte schamvoll einen Seitenweg eingeschlagen und ließ noch lauter als zuvor seine Lungen arbeiten. — Der Waldweg wurde inzwischen immer lebhafter. Von allen Seiten kamen Farmer von ihren einsamen Hofstellen herangefahren, hielten aber nie dauernd unsere Richtung ein, denn Jeder schlug sich nach

eigenem Gutdünken durch den Wald — Kunststraßen hat unsere Gegend noch nicht. Auf der letzten Strecke bekamen wir ein längeres Geleite. Ein Farmer schleifte seinen Reisekasten neben uns her — ein echtes Dollargesicht. Ich hatte das Glück, daß er mich in seine besondere Affection nahm. Er ertheilte mir über amerikanischen Landbau und Productengewinn eine Fülle der nützlichsten Rathschläge, die mir nur leider verloren gingen, denn sie blieben ihm zwischen der Zunge und einer ungeheuren Tabaksprime in der Gaumenhöhle stecken. Dazu saliv irte er überreichlich: mit der Uhr in der Hand zählte ich, daß er in fünf Minuten vierzigmal meinem Pferd in die Mähne spuckte. Deß ungeachtet erkannte ich gegen Nachbar Ermar seine seltene Dienstwilligkeit bewundernd an, aber der Meier antwortete: Denken Sie, das spricht er fürs schöne Wetter? Auf den ersten Blick sah er, daß Sie ein Lateinfarmer und trüber Laune seien, und indem er letztere mißrathenen Wirthschaftsverhältnissen zuschreibt, fürchtet er, Sie möchten Ihre Hofstelle eingehen lassen und fortwandern, da uns doch Zuzug nicht Abzug willkommen sein muß. Darum bemüht er sich so kräftig um Ihre Rente. Bei dieser Enttäuschung schlug ich vor, dem Manne aus der Nähe zu fahren, aber der Meier machte mich darauf aufmerksam, wie er mit einem eigenen Kennerauge das beste Niveau der ganzen Waldregion befahre. Eine blumige Stelle, mit den prächtigsten Astern übersäet, erregte das laute Entzücken Annette's. Und mitten in diesen Juwelenhain trieb der Farmer sein plumpes Fuhrwerk. Ich machte ihm Vorwürfe darüber, da antwortete mir der Verwüster Folgendes: Hören Sie, mein Herr, die Locomotive, die hinter uns nachbraust? In zehn Jahren ist meine Wagenspur eine Eisenbahn und ich war der erste Ingenieur, der sie absteckte! Was macht man mit diesen Leuten? Sie formuliren ihre Prosa mitunter doch großartig! Dann begreift man wenigstens den Charakter darin und für die nächste Minute sind sie wieder amnestirt!

Arme Annette! daß ich so ruhig all das Geschwätz niederzuschreiben vermag! Aber freilich — ich bin ruhig, sehr ruhig! Geßner schrieb so ruhig nicht seine schweizerischen, als ich diese — amerikanische Waldidylle!

Es war wirklich idyllisch. Wir fuhren in eine tiefe geräumige Wiesenbucht wie in einen Hafen: der Wald umdämmte uns rings

mit seinem kräftigsten Stammholz. Die hohen Laubkronen schliefen kapuanisch wollüstig in der sammtenen Himmelsbläue, — aber wenn sie abendlich zu rauschen anfingen und die Wachfeuer der Versammlung auflohrten, und ein feierlicher Bußgesang dreinscholl, so mußte — den Standpunkt in halbdeutlicher Ferne genommen — das Bild eine gewaltige Wirkung thun. Die Waldwiese, auf der wir jetzt hielten, war bereits das Lager des camp-meeting. Auf ihrer Mitte sahen wir die Fuhrwerke der Pilger in ein längliches Viereck zusammengestellt, eine Art Wagenburg. Näher am Waldsaume waren Zelte und Laubhütten zur profanen Haushaltung aufgeschlagen, das Innere der Wagenburg aber war das Allerheiligste, der penn. An der Längenfronte desselben in der Mitte stand aus Brettern und Baumästen gezimmert die Tribüne des Predigers; horizontal vor dieser liefen die Bänke der Zuhörer, ein Querschnitt durch dieselben bildete einen Gang, welcher die Geschlechter trennte. Die acht Ecken der beiden Vierecke, in welche durch diesen Querschnitt das oblonge Quadrat des penn's zerlegt wurde, sah ich mit Heerstellen versehen. Das Brennmaterial lag schon jetzt darauf in Bereitschaft zum Anzünden für den Nachtgottesdienst. Noch war die Wagenburg leer; alle Hände tummelten sich, die Waldstelle erst häuslich in Besitz zu nehmen. Daß der ganze Ort übrigens ziemlich ab von dem ungesunden Lisbon lag, versteht sich unter smart-mens von selbst.

Wir Neulinge sahen sonderbar drein. Da standen wir nun in der Mitte des fremden Volks — es mochten wohl einige Tausende da sein. Ich musterte mir die Versammlung, — auf den ersten Blick war's kein reiches Charakterbild. Was ich schon im Einzelnen bemerkt, fand ich hier ausgedehnter bestätigt: ein Amerikaner sieht dem andern ähnlich. Es ist ohne Uebertreibung wahr: Amerika, das größte Ackerbauland der Erde, hat keinen Bauernstand. Diese Gesichter sieht man auf unsern Börsen. Jedes drückt List und Sorge aus, ihre spitzen pfiffigen Nasen stecken gleich Widerhaken in der Zukunft — nirgend ein bäuerliches Sattsein in der Gegenwart oder Vergangenheit. Satt ist Amerika überhaupt nicht, trotz seiner größten Fleischconsumtion. Ich sah noch keine Corpulenz. Alles spindelt und schlottert, namentlich sind die Köpfe so dürr, wie es die edelste Race, mindestens bei den Pferden, bedeutet. Hier aber bedeutet es das Fieber.

Wir betrugen uns still und einsam in dem Menschenhaufen. Das camp-meeting, so manche Woche zuvor der Gegenstand unserer Unterhaltung, gab uns in dieser ersten Stunde nicht zu reden von sich. Indem wir mitten drinn standen, verloren wir keine Sylbe darüber. Annette machte große offene Augen zu Allem, aber der Blick drückte fast Schrecken aus. Sie sah überall umher und lief nirgend hinzu. Sie entfernte sich keinen Schritt von unserer Seite. Es kam mir nicht vor, als ob sie viel nach Gespielen und Blumensaamen Lust hätte.

Als die Sonne den höchsten Stand hatte, bestieg ein langer, schwarzer reverend die Predigerkanzel, sein Clerk neben ihm zog die Glocke. Alles strömte in die Wagenburg. Ein Mensch im geistlichen Rock trennte am Eingange die Geschlechter, insofern sie der Ordnung unkundig waren — Annette wurde fast gewaltsam in die weibliche Abtheilung gezogen. Als schiene ihr der Schutz einer schüchternen deutschen Frau nicht genügend in dieser Verbannung, blickte sie angstvoll nach uns hinüber und zeigte sich sehr aufgeregt. Mein dumpfes Ahnungsgefühl wurde bei diesem Anblicke um nichts deutlicher, aber um vieles schwerer und drückender. Ich sagte dem Meier (nur mit andern Worten) sein zartes Kind scheine mir nicht gemacht, diese Feierlichkeit Wochenlang auszuhalten. Er antwortete, man hätte ihm gesagt, später lasse die ganze Ceremonie nach und in den letzten Tagen sei es nur noch eine Geschäftsbörse der Landschaft.

Der Prediger auf der Tribüne verkündigte den Leuten, daß er bei Gelegenheit des Mittags sie zum Tischgebet versammelt habe und mit dieser ersten Andacht erkläre er denn das camp-meeting für eröffnet. Hierauf stimmte er ein Lied an, in das die Gemeinde einfiel — was soll ich sagen? Wenn ich in diesem Lande der Grabheiten noch erstaunen könnte, so wäre ich aus den Wolken gefallen. Die Methodisten sangen ihren Bußgesang nach der Weise:

Mihi est propositum
In taberna mori!

Es ist bekannt, daß das sangesarme Volk der Yankees seine Kirchenlieder den weltlichen Melodien der eingewanderten Deutschen nachbildet. Diese musikalische Anleihe setzte mich aber doch außer Fassung. Herr Ermar wurde lutherisch roth dabei und brummte mir zu: Das Predigen wäre die Hauptsache bei den Methodisten. Als das Lied zu Ende

war, sagte der Geistliche, er überlasse die Frommen ihrer stillen Betrachtung und trat ab. Folgte die stille Betrachtung. Jeder Kopf sank auf seinen Brustknochen, die Blicke schlossen sich, oder starrten so vor sich hin. Schwere Seufzer, dem Tone des Schnarchens nicht unähnlich, gingen durch die Versammlung. Ueber das Ganze brannte die Mittagssonne, — es war getreu das Bild von gestern Mittag. Die gesenkten Köpfe das abgesichelte Stoppelfeld — die Seufzer das glühheiße Geknister im Stroh — warum mußte ich unwillkürlich mitseufzen? — Ich blickte nach Annetten hinüber: — sie war an der Seite ihrer Mutter eingeschlafen.

Die Andächtigen erhoben sich nach und nach aus der stillen Betrachtung und zerstreuten sich durchs Waldlager zu den Verrichtungen des Mittags. Frau Ermar sah ängstlich um sich; sie fühlte offenbar die gleiche Pflicht dieses Berufes, aber sie gönnte auch ihrer Schlummernden die Ruhe. Wir konnten bemerken, wie verlegen sie war, einen Entschluß zu fassen. Endlich weckte sie das Mädchen, aber der Augenblick war übel gewählt. Denn eben wandelte der lange schwarze reverend den Gang hinab. Indem Annette verwirrt und erschrocken aus dem Schlafe fuhr, erregte sie seine Aufmerksamkeit. Er blieb flüchtig vor ihr stehen und maß sie mit einem finstern Blicke. Mich überlief's. Das „böse Auge" des Volksglaubens fiel mir ein. Wäre ich Mutter gewesen, ich hätte mein Kind bedeckt gegen diesen Blick. Ohne ein Wort zu sagen, wandelte er weiter, aber ich hatte das Gefühl, als wäre hier eine Einweihung vor sich gegangen.

Der Prediger — nicht der Lisboner, sondern ein auswärtiger Matador — war ein widerlicher Mensch. Seine gemeinen Züge stempelte sinnliche Rohheit. Die breite Anlage seiner untern Gesichtshälfte, die starke Muskulatur der Eßorgane gab ihm sogar etwas thierisch Brutales. Sein ganzer Charakterausdruck wies keine Spur von Geistlichkeit auf, selbst nicht von geistlichen Lastern. Ich kann nicht sagen, daß ihn das geheimnißvolle Schrecken des Fanatismus umkleidete; die gänzliche Abwesenheit jeder Gemüthskraft, selbst einer verirrten, war vielmehr das Schreckliche seines Bildes. Sein leeres blaßgraues Auge sprach eigentlich gar nichts aus; wie bitterböse er damit blickte, schien's die giftige Mißlaune eines Geschäftsmannes, der sich nicht schnell genug reich melkt an seiner Geschäftskuh. Das war

das Grauen seines Daseins, daß er nicht da war in der Welt die er leitete. Er machte zittern, aber nicht wie ein europäischer Torquemada, sondern wie ein Tölpel, der durch ein Kunstkabinet geht. Er wird Unheil stiften aus platter blinder Flegelhaftigkeit. Er wird die Spieluhr anfassen, wie einen Mühlstein.

Wir gingen an unsere Feldmahlzeit. Ein eigenthümliches Mißbehagen drückte unsern kleinen Kreis. Den Waldraum durchwürzte das traulichste Parfüm unter der Sonne — Küchen- und Bratenduft: auch ein Ueberfluß von lebendigen Gliedern war da, der dran herumarbeitete. Aber das Alles wollte noch keine Versammlung werden. Jedem Einzelnen fehlte das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Man überblickte diesen Menschennumerus wie einen aufgelösten Rosenkranz, ja, wie einen bloßgelegten Kirchhof, dessen innern Bestand eine Ueberschwemmung aufdeckt. Das camp-meeting schien ein Haufe von Schnecken, die dicht zusammenrücken, aber sie erwärmen sich doch nicht. Das Ganze bleibt so kalt wie das Einzelne. Die Sonne zerfloß in Erbarmen und gab sich alle Mühe einer äußern Erwärmung. Umsonst. Wie mochte sie sich wundern! drüben in Neapel gelang ihre so trefflich. Fünf Menschen machen den Lärm eines Volkes dort. Hier Tausende nicht. In welchen Verhältnissen leben Sonne und Erde auf ein und demselben Breitegrad? Ist sie dort die Geliebte und hier die Verschmähte, die um so kälter macht, je heißer sie wird? Unglückliche, wie tragisch bist du in deiner Unschuld! Du brennst herab, eine Tarantella zu zeitigen und zeitigst das Fieber. Da waren meine Verwesungsgedanken von gestern wieder! Wen soll man hier anklagen? die Sonne, die Erde, die Menschen? Ich hätte in die Schöpfung schreien mögen, wie König Lear: Mach mich nicht toll!! —

Viel Volks war in der stillen Betrachtung zurückgeblieben: entweder im ersten Drang seiner Andacht oder aus pfiffiger Concurrenz um den Frömmigkeitsruf. Das nöthigte auch die Andern, schleuniger nachzukommen, und ebenso trieb es den Prediger vorwärts. Kurz, ich erlebte die Raserei, daß statt eines gesunden Mittagsschläfchens das meeting in der ärgsten Hitze zusammenrannte und die Wagenburg füllte. Da gab denn der Clerk das Zeichen, der Prediger stieg auf die Kanzel und der Nachmittags-Gottesdienst fing schon am Mittage an.

Die Erbauung eröffnete wieder ein Gassenhauer-Psalm; ich kannte zwar diesmal die Weise nicht, aber denke Dir etwa: „O mein lieber Augustin“ oder dergleichen, es verschlägt nicht viel. Dem seelenvollen Liede folgte die Predigt. Also die erste Methodistenpredigt! „Rede, daß ich dich sehe!“ sagte Sokrates. Amerika's Idealismus hat sich auf die Religion zurückgezogen: hier sollt' ich ihn jetzt sehen. Er fing zu reden an.

Aber schon nach den ersten Perioden verging mir Hören und Sehen im barsten Sinne des Worts. Wie soll ich Dir diese Predigt beschreiben? Nichts Amerikanisches ist zu übertragen, Du weißt es. Annähernd ein Urbild ist in Heinrich IV. die Stelle, wo Falstaff eine Scene am Hof zwischen Vater und Sohn repräsentirt. Er spricht im vermeintlichen Charakter eines Königs: „Es gibt ein Ding, Heinrich, wovon du oftmals gehört hast, und das Vielen in unserm Lande unter dem Namen Pech bekannt ist; dieses Pech, wie alte Schriftsteller versichern, pflegt zu besudeln. — So idealisirt ein Falstaff den Satz: wer Pech anrührt, beschmutzt sich! So machte es die Predigt. Und doch ist mit diesem Beispiel nur der geringste Theil des Aergernisses angedeutet. Falstaff's Grundgedanke ist gemein; zu verderben war blos die einfache Form daran. Hier aber war das Einfache zugleich das Erhabene; die gänzliche Ohnmacht des Methodisten, aus seiner Gemeinheit sich zu erheben, schändete Form und Inhalt zugleich. Der elendeste aller Gottesknechte ersetzte diesen geistigen Abgang durch physische Mittel. Nichts konnte alberner sein als die Art, wie er einzelne Grundsylben betonte und durch eine übermäßige Länge ihre Feierlichkeit nach dem Klaftermaße dehnte. Ein halbhundert Pendelschläge z. B. dauerte das Längenmaß der ersten Sylben in holy oder glory. Solche Götterworte legte er förmlich unter Streckwalzen und quetschte sie zu Ewigkeitsdraht. Wenn er auf den devil zu sprechen kam (und er sprach von nichts anderm) so versank die Streckmaschine in einen Keller. Zu der Dehnung kam dann eine fürchterliche Hohlheit und Tiefe des Tons — in der Wirklichkeit ist kein Gleichniß dafür. Man muß es aus der Möglichkeit holen und sich vorstellen, eine ähnliche Klangfarbe gäbe es vielleicht, wenn ein Bär in das Spundloch des Heidelberger Fasses brummte. Aus diesem Bauchrednerbaße in die kreischendste Fistel umzuschlagen, war eins seiner beliebtesten Kunstmittel. Man glaubte einen verzweifelnden Hahn zu hören,

der zwischen Mardern und Iltissen um die Integrität seines Harems schreit, wenn er im schneidendsten Falsett auf einmal den Aufschrei einer verdammten Seele losließ. Kurz, der Weihevolle schlug sich in Gedanken, Worten und Geberden über alle Hindernisse der menschlichen Grenzen direct zum Pavian durch.

Das war der Hirt. Und diesem Hirten entsprach die Heerde. Die Heerde steht hier ganz ohne Allegorie da. Sie war es wirklich. Zwar in der ersten Viertelstunde hielt die mitgebrachte Menschenhaut noch ihre Räthe. Aber bald fing sie zu platzen an. Zuerst brachte die Bußpredigt eine sonderbare, gewitterähnliche Unruhe unter den Zuhörern hervor, ein Zappeln und Trippeln von einem Bein auf das andere, ein Stöhnen, Seufzen, Wimmern und Schluchzen, gemischt mit einem fast zornigen Murren, das einem Aufruhrgemurmel glich — Aufruhr gegen den Teufel. Diese Geräusche erhoben sich nach und nach zu der Höhe des Lärmes. Wie man in einem schwülen Raum die Kleidungsstücke ablegt, so begannen die Seelen, die ins Schweißtreiben geriethen, sich zu lüften. Man verzweifelte, man verfluchte sich, man schrie laut die Namen derjenigen Laster umher, von denen man sich am schwersten bedrückt fühlte, und forderte Andere auf, das Gleiche zu thun, man schrie dem Prediger Beifall zu, ließ sich die kräftigsten Stellen wiederholen, brüllte sie im Chor nach, — kurz, man betäubte sich gewaltsam. Einer Versammlung von Tausenden gelingt das wunderbar schnell. Im Nu waren die menschlichen Stimmen verschwunden und ein Heulen, Blöcken, Bellen, Grunzen, Miauen und Schnarren hub an, als ob eine Noahsarche im Schiffbruch begriffen wäre, und alle Thiergattungen der Erde um Hilfe schrien. Dazu stampften die Beine, die Arme fuhren in der Luft, die Hände schlugen um sich, man schüttelte die Leiber, stieß, rieb, trieb, zwickte und zwackte sich, um der Teufelsaustreibung so gewiß als möglich zu werden. In diesem Tumulte gingen endlich die Donner des Predigers unter. Nur in einzelnen langgehaltenen Pausen schlug noch sein hohler Weheruf durch, wie Glockensignale in einer feuerlärmenden Stadt. Zuletzt verhallte auch das — der Brand war fertig, das Schürreisen ruhte.

Ich stand da, von Scham übergossen. Die Unkeuschheit dieser Scene ließ mich bereuen, ein Mensch zu sein. Darum also mähte der Würgengel der Civilisation die eingeborenen Naturvölker vor sich her,

um dieses Christenthum nachzupflanzen! Ich sah unwillkürlich nach Westen aus, als müßt' ich der Staubwolke des letzten abziehenden Indianerstammes mich anschließen können.

Aber hier war kein Ort zu Betrachtungen.

Auf einmal schoß ein Schrei neben mir auf — ich prallte zurück wie vor einer Explosion. Jesus komm herab! Jesus komm herab! lärmte ein Knabe in meiner Nähe mit einer Lunge aus Granit. Und es genügte ihm nicht etwa der ein- und zweimalige Anruf, sondern er wiederholte diese Formel fort und fort, ungefähr wie unsere Kinder ihr: Maikäfer flieg! oder: Schmetterling, buntes Ding! auf warmen Frühlingswiesen rufen. Erstaunt fragte ich meinen Nachbar, wie es komme, daß der Muthwillige diesen Unfug sich erlauben dürfe und kein Erwachsener ihm wehre. Der Angeredete maß mich mit einem großen Blicke, dann hub er an: Es scheint, Sie sind fremd, mein Herr. Dieser tugendhafte Knabe lag schon gestern im brünstigen Gebete und will es mit des Allbarmherzigen göttlicher Hilfe zu einer Wiederbelebung bringen. Gebe der Himmel seinen Segen dazu! Aber die Kräfte des Leibes müssen mit aller Thätigkeit mitwirken, wenn die gebundene Seele ihre Fessel sprengen soll. Brav arbeitet er, der Kleine! Sehen Sie, wie ihm die Halsadern schwellen! Wie das Gesicht ihm anläuft! Er wird den wunderwirkenden Blutdruck aufs Gehirn früher zu Stande bringen als wir träge Gewohnheitssünder. Er bringt es zu einem der glänzendsten reviews, geben Sie acht. Methodistenprediger will er werden, der Sohn der Gnade. Wir wünschen uns Glück dazu. Nie hatte ein Kind des neuen Landes bessere Gaben für diesen Beruf. Welch eine Lunge, mein Herr!

Während dieser Worte hatte ich den Knaben nachsinnend betrachtet. Es kam mir vor, als ob diese Lunge schon öfter geglänzt hätte. Wie war ich überrascht, ihn endlich zu erkennen — es war Hoby der Straßenjunge! — Es war derselbe Lump, der auf der Battery Schandschriften verkauft, der im tragischen Theater als Chef du succès spectaculirt hatte — zwei Begegnisse, von denen ich Dir erwähnt, wenn ich nicht irre. Und zum drittenmale fand ich jetzt diese amerikanische Jugendblüthe in den Wäldern Ohio's als Candidaten des geistlichen Lehramts!

Bei dieser Entdeckung ertrug ich die Scham meiner Anwesenheit nicht länger. Ich drängte mich sachte nach dem Ausgange zurück, und

gewann, obwohl mit einigem Aufsehen das Freie. Ich sattelte mein Pferd und bestieg es. Eine Stunde von hier lag die pennsylvanische Grenze und Gadshill, wo Doctor Althof wohnte. Dort wollte ich Aufnahme suchen für die kleine Annette. Denn daß ich das Kind von dem camp-meeting entfernen müsse, verstand sich nach dieser Erstlingsprobe von selbst. Den Meier nöthigenfalls zu beherrschen, war mein Recht und meine Pflicht. Um ihm Fertiges zu bieten, säumte ich keinen Augenblick, die Sache mit dem Doctor gleich abzumachen. Ich ritt davon und hörte, glaub' ich, zischen und grunzen hinter mir. Hoby's Geschrei: Jesus, komm herab! tönte mir vor Allem nach.

Aber nahe vor Gadshill begegnete mir Doctor Althof selbst, mit Poll dem Apotheker. Er ritt eben auch zum camp-meeting. Ich verwunderte mich, daß ihm seine Praxis erlaube, solchen Schauspielen nachzugehen. Er sah mich groß an. Gerade dort ist mein Posten jetzt, Herr College — war seine Antwort; — schöne Apoplexien, Convulsionen, Ohnmachten, Krämpfe, Neuralgien in allen Sorten und Mustern, capitale Paroxismen — was denken Sie denn von einem camp-meeting! Dabei wies er auf ein drittes Pferd, welches mit einer Feldapotheke bepackt, hinter den beiden Reitern hertrabte. Ich sah mir den Gaul mit einer Art von Respect an; dies also war die Person, die in diesem Conventikel das letzte Wort hatte!

Ich versagte mir nicht, meinen Gefühlen über die Scene, von der ich so eben kam, freien Lauf zu lassen.

Die Religion, sagte der Doctor, ist in Italien ein Ballet, in Spanien eine Verschwörung, in Deutschland eine philosophische Liebe, in Amerika ist sie eine Maschine von so und so viel Pferdekraft.

Ich verwundere mich überhaupt, war meine Antwort, daß die hiesige Menschheit nicht längst sich eine neue Religion gegeben. Das Christenthum ward der leidenden Welt verkündet, der Sehnsucht nach dem Jenseits; hier haben wir ein Reich der That, eine leidenschaftliche Befangenheit im Diesseits, eine absolute Unfähigkeit zur Vertiefung und Verinnerlichung. Lauter Gegensätze zum Christenthum. Amerika braucht eine eigene Religion.

Ich glaube, es bekommt sie auch noch, sagte Althof; das Volk arbeitet an allen Punkten daran. Was bedeuten diese hunderte von

Secten, die täglich entstehen und vergehen, anders, als das Suchen nach einer nationalen Form der Religion?

Der Apotheker lächelte schalkhaft. Ich sah ihn befremdet an, da hier zunächst kein Anlaß zur Heiterkeit gegeben war; der Doctor bemerkte Beides und gab mir mit der besten Miene folgende Erklärung: Herr Pell denkt an meine gewesene Braut, jetzige Prophetin im Killanythal. Wohlan, wenn Sie geneigt sind, ein Pröbchen von amerikanischer Religionsmache zu hören — die Geschichte ist diese: Ich hatte meine Mina aus Deutschland mitgenommen, in der Absicht unsere Ehe zu vollziehen, sobald mein Wirkungskreis ein gesicherter würde. In der Dauer dieser Wartezeit verschwand mir auf einmal das Mädchen. Niemand wußte, wohin? Sie hatte mir zwar Zeilen zurückgelassen von entweder freiwilliger oder unfreiwilliger Mystik des Styls; genug, ich konnte Alles drinn lesen, ich las aber, da ich überhaupt kein weibliches Motiv einer solchen Flucht kenne, gar nichts darin. Ich zählte das Mädchen zu jenen Entarteten, die den ungeheuren Uebergang von der alten zur neuen Welt moralisch nicht bestehen, und vergaß sie. Die Kleine hatte sich aber, in aller Stille gereift an der hiesigen Humbugluft, folgendes Plänchen ausgedacht: Sie lief nach Philadelphia und nahm Condition in einer Modewaarenhandlung. Da sie in ihren neuen Verhältnissen nur deutsch sprach, so war die unterste Stelle, die schlechteste Gage und eine demgemäße Behandlung ihr Loos. Dieses Loos schien ihr sehr nahe zu gehen. Nach reicherer Sprachkenntniß sah man sie das heftigste Verlangen tragen. Sie ließ sich berechnen, was englische und französische Lectionen kosten möchten. Sie sparte mit peinlicher Entsagung, verzweifelte an der Unzulänglichkeit ihrer Mittel, raffte sich wieder auf, erlahmte von Neuem, man sah sie stundenlang ihr Unglück beweinen, sie rief die Kraft der Religion zu Hilfe, warf sich in die Arme der Conventikeln und Missionen, ja ihre Lippen fingen oft mitten im Verkaufsladen zu beten an. Da rauscht eines Tags ein glänzendes Bouquet von Aristokraten des „alten Landes“ in ihren Bazar. Herren und Damen, Kinder und Bediente bezaubern ihr Ohr mit der Musik der heiß ersehnten Sprachen. Die arme deutsche Magd lauscht wie auf das Säuseln der Gottheit. Ihr Herz schwillt, sie vergißt sich, statt zu servíren, fängt sie zu beten an. Die Directrice begegnet ihr streng, sie bricht in einen Thränenstrom aus. Die Directrice

weist sie voll Zorn und Verlegenheit fort, da wird das Maß der überreizten Seele voll. Ekstatisch fällt sie auf die Knie, ringt die Hände, und fleht in dem imposanten, sinnlos-erhabenen Schwall ihrer Missionsmystiker den Himmel um seinen Beistand an. Das Wunder geschieht. Verklärt springt sie auf. Sieg leuchtet ihr seherisches Auge, sie öffnet den Mund, die Sprache der Staël und der Martineau sprudelt wie eine Cascade über die gottbegnadeten Lippen. Der Salon erstarrt. In einer Minute hat Fama ihre Lauffeuer angezündet, das Volk sperrt die Straße, selig wer zuerst die neuen Sprachlaute der neuen Prophetin vernimmt; Kranke lassen sich ihre Hände auflegen, der Saum ihrer Kleider wird geküßt. — In einem Thale Pennsylvaniens, wohin sie der Einladung eines Gläubigen folgte, ist sie jetzt Prophetin. Sie bewohnt einen Palast und fährt mit Vieren und zählt ihre Gemeinde nach Tausenden. Aus diesem Glanze heraus — denn wunderbar ist das Frauenherz — hat sie mir wieder ihre Hand angeboten; zum Danke für so viel Treue gelobt' ich ihr auf ewig jenes Mädchenpensionat zu verschweigen, in welchem sie französisch und englisch gelernt. Haben Sie aber Lust, einen Kopf voll Tiefsinn und Vernunft zu riskiren, so gehen Sie in das Killanythal und zweifeln Sie an dem Pfingstwunder der Miß Mina. Der Yankee schlägt sich für sie, wie nur ein Mensch für das Göttliche kämpft. Die witzige Ladennamsell ist ein Theil des amerikanischen Logos geworden.

Ich antwortete: Wo die Menschheit in so verzerrten Zügen auftritt, wie hier, da bleibt nichts anders übrig, als sie zu begreifen. Denn nur holde Räthsel läßt man sich gefallen, ärgerliche muß man wenigstens auflösen, um sie erträglich zu machen. Ich kann die Möglichkeit dieses plumpen Wunderglaubens einsetzen. Das Volk hat nun einmal keine Vergangenheit. Warum sollte es vergangene Wunder haben? Es will gegenwärtige! Es ist zu praktisch, zu ungeduldig, um nicht selbst zu leisten, was andere Menschen, was andere Zeiten auch geleistet haben. Seine einzige Geistesnahrung, die Bibel, stellt ihm ein auserwähltes Volk mit seinen Propheten auf. Man denke sich dabei die Gährung in einer amerikanischen Brust! Bekanntlich ist Bruder Jonathan sich selbst das auserwählteste aller Völker. Der liebe Gott sollte mit Juden umgegangen sein und mit Amerikanern nicht

umgehen wollen? Concurrenz! Wahrlich, das Wort darf uns nicht zu profan sein, es ist auch hier das wahre Schlagwort der Sache.

Ich möchte sagen, der Amerikaner verhält sich zur Bibel, wie Don Quixotte zu seinen Ritterbüchern — sans comparaison! — warf Poll jovialisch hin.

Sehr richtig! sagt' ich mit lebhafter Zustimmung. Don Quixotte fühlt sein eigenstes Wesen sich erklärt und enträthselt im Anschaun seiner romantischen Vorbilder. So sind auch dem Amerikaner die biblischen Wunder ganz aus der Seele gesprochen. Geht er doch allenthalben darauf aus, die Natur zu überwinden, und wo wäre sie gründlicher überwunden als im Wunder? Meine Herren, sehen wir genauer hin, es herrscht die natürlichste Wahlverwandtschaft zwischen den neuamerikanischen und altjüdischen Humbugern!

Sollte der künftige Islam dieses Welttheils nicht überhaupt Humbug heißen? fragte der Doctor.

Wenigstens, antwortete ich, ist dieser Ausdruck der erschöpfendste für den amerikanischen Nationalgeist; und um den Nationalgeist handelt es sich ja in der neuen Religion, von ihm sind wir ja ausgegangen. Das ist's, was die kleinen Secten-Humbuger renissiren läßt: daß sie diesen einen Nerv glücklich berühren. Es frägt sich dabei gar nicht, wie überall, um die Authenticität ihrer Wunder; ihr Wunder ist, die Eigenthümlichkeit des Volksgeistes zu errathen. Nicht die Wahrheit ist glaubwürdig, sondern dasjenige Märchen, das den Märchengeschmack am besten erräth. Tritt nun nach diesen kleinen Humbugern ein Groß-Humbuger auf, der nicht einen, sondern alle Nerven zugleich berührt, die ganze Klaviatur der Volksgefühle auf einmal spielt, so ist die neue Religion fertig, die Secten münden in sie wie die Nebenflüsse in den Mississippi. Sie haben das Wort „Islam", fuhr ich fort, glücklich gebraucht. Der Islam ist eine Redaction der Bibel und des Evangeliums in arabische Formen, gestützt auf die Ueberlieferungen des Volks und die Persönlichkeit des Propheten. Das ungefähr ist's, worauf es hier ankommt. Bibel und Evangelium werden auch dem amerikanischen Mahumed die Grundlage liefern: wesentlich wird aber immer die Umdichtung in amerikanische Formen, die Befriedigung des colossalen amerikanischen Nationalpathos dabei sein. Und in diesem Sinne werden wir die hiesige Zukunftsreligion ohne alle

Frivolität Humbug nennen dürfen. Sie wird eine Religion des Unternehmungsgeistes, der Eroberung, eine Religion go ahead sein. Sie wird das: liebe deinen Nächsten wie dich selbst, so lange nationalisiren, bis ein help your selp! daraus wird. Kurz, sie wird national sein. Dieses Moment darf keiner Religion fehlen, vielmehr ist es der innerste Kern und das tiefste Bedürfniß einer jeden. Die Römer und Griechen hatten kein Nationalgefühl mehr und die Germanen hatten's noch nicht, als sie ihre heutige Religion annahmen. Hier liegen die Sachen anders. Es ist eigentlich die größte Anomalie, daß das Volk nur die Stempelacte und nicht auch die Religion des Mutterlandes abwarf. In seinen Verhältnissen kann es gar nichts brauchen von Europa. Der Grund ist einzig, daß man Religionen nicht so schnell macht, wie Constitutionen, obwohl man auch diese mitunter zu schnell macht. Aber eben darum steht der Islam Amerika's noch bevor.

Bis dahin, sagte der Doctor, müssen wir freilich methodistische Tobsucht und puritanische Starrsucht für unser liebes altes Christenthum gelten lassen. Unser einer steht sich am besten dabei. Man wird ordentlich Doctor der Medicin und Theologie zugleich bei diesen christlichen Suchten.

So unterhielten wir uns, indem wir über dieses Stück amerikanische Erde ritten. Unsere Zungen lechzten, unsere Pferde suchten ohne alle Anleitung den kurzen Schatten am Wegsaum. Wir waren froh, das Waldlager zu erreichen. Das Geschrei: Jesus komm herab! ertönte noch immer. Fast zwei Stunden war ich abwesend gewesen.

Als wir unsere Pferde abgezäumt hatten und in die Wagenburg eintraten, fand ich Vieles verändert. Die ganze Menschenwoge lag nicht mehr breit über den vorhandenen Raum ausgegossen, sondern zugespitzt wie zur Springflut; Alles culminirte in einem dichtgedrängten Kreis. Der Kreis war inwendig hohl; drinnen erscholl jetzt die Stimme: Jesus komm herab! aber die umgebende Menge verhielt sich schweigend. Hoby, der Straßenjunge, war zum Mittelpunkte der Andacht geworden. — Ich merke, er sitzt auf dem „Angststuhl" sagte Doctor Althof — bitte, Poll, reichen Sie mir das Besteck, wenn ich etwa eine Ader schlagen müßte. Erschrocken machte ich Fragen, aber Althof antwortete: Wir werden sehen, mein Herr. Er und der studen-

tische Poll betrugen sich auf einmal knapp und gemessen. Unter den Amerikanern nahmen sie ihre amerikanische Miene vor.

Wir drängten uns aus der Peripherie des Menschenknäuels muthig ins Centrum durch. Die Scene hier war folgende. Hoby saß in der That auf einem niedern Stuhl, nach der vorigen Aeußerung, dem Angststuhl. Der Prediger und sein Gehilfe standen ihm links und rechts zur Seite und hielten, oder vielmehr rüttelten und schüttelten ihn wie ein Sieb, um seine wunderthätigen Circulationen zu befördern. Er lag oder streckte sich in ihren Armen, und that, zwischen den Ausrufungen an Jesu, seine Wiederbelebungsbeichte. Ich habe gestohlen — Jesus komm herab! ich war unzüchtig — Jesus komm herab! — ich entweihte den Sabbath — Jesus komm herab! u. s. w. So oft er eine Sünde nannte, stieß er heftig mit dem Bein, gleichsam unter Fußtritten sie verabschiedend; bei der Formel: Jesus komm herab! fuhr er dagegen mit der Hand in die Luft, wie Macbeth der nach dem Dolche hascht. Diese Geberden lösten sich fast canonisch-regelmäßig einander ab: es sah aus wie Maschinenarbeit, wie Drahtpuppenbewegung. Ein ähnliches Manöver wiederholte er mit der Stimme. Das Bekenntniß einer Sünde stöhnte er dumpf und röchelnd wie ein Sterbender, den Refrain: Jesus komm herab! stieß er gellend heraus wie im aufschreienden Schmerzgefühl. Dabei athmete sein heiserer, offen stehender Schlund kurz und lechzend, seine Augen rollten wild, sein Gesicht war aufgedunsen, verdummt und verquollen, Schweiß und Schaum bedeckte es reichlich. Die Umsterbenden blickten mit großer Andacht auf dieses Bild des Abscheu's.

Ich wendete geekelt das Auge davon. Wäre es möglich gewesen, das dichte Gedränge von Menschen zu durchpirschen wie ein Waldbickicht, so hätte ich sogleich die Familie Ermar aufgesucht. Ich brannte vor Ungeduld mich zu überzeugen, daß ihre deutsche Natur entweder selbst schon abgeschreckt sei, oder mindestens meine Sorge für Annette gutheiße. Zufällig standen sie mir näher als ich ahnte. Indem ich den Kreis überblickte, sah ich Vater, Mutter und Kind an einem mir entgegengesetzten Punkte des Cirkels in den vordersten Reihen stehen. Annette hielt sich ihr Taschentuch vor die Augen, weil ihr die Sonne grell in's Gesicht schien, oder um sich vor dem barbarischen Schauspiele der Wiederbelebung zu schützen. Ich mochte gerne das Letztere glauben. Die Mutter stand etwas zurück, ich sah nur ihre vorgestreckten

Hände auf Annettens Schultern ruhen. Ich suchte mich zu nähern. Ich rückte sachte aber beständig von meinem Platz dem ihrigen zu. Von Zeit zu Zeit gab ich Winke meines Daseins. Endlich wurde ich bemerkt. Annette fuhr bei meinem Anblick freudevoll auf, sie sprang aus der Reihe und rief mir voll Selbstvergessenheit zu: Ach, Herr Bruder, laß uns gehn! Ich erschrack nicht wenig. Fern, wie ich noch war, gab ich ihr ein Zeichen der Beschwichtigung. Aber das Unglück packte sie schnell. Der schwarze Prediger warf sich ihr entgegen und donnerte sie an: Halt, junge Sünderin, wohin? Warum willst du fort? Steh und verantworte dich: Bist du für Gott oder für den Teufel? Annette bebte zusammen. Sie wurde brennend roth, schlug das Auge nieder, zitterte heftig und antwortete wie ein erschrockenes Kind: mit Thränen. Das sinnloseste aller Thiere hielt diese Stummheit für Verstocktheit. Schreib sie in das Buch des Teufels! brüllte der Pfaff seinem Schreiber zu. Da fuhr sich das Mädchen an die Stirne, ein durchdringender Schrei, ein Riß durch alle Gesichtsmuskeln, sie stürzte zu Boden.

Man sagte mir, ich habe wie eine Tigerkatze an der Kehle des Methodisten gehangen, und zwei Parteien haben mich wechselweise beschützt und geprügelt.

Ich kam wieder zur Besinnung; Annette nicht mehr. Der Schlag hat ihr Gehirn gelähmt; sie delirirt.

Man will das unglückliche Kind in das Irrenhaus zu Columbus bringen. Das Irrenhaus zu Columbus hat eine Façade von Säulen und Pilastern, eine prächtige Marmorbekleidung und ist, wie alle Narren- und Zuchthäuser dieses Landes, das schönste Gebäude seiner Stadt. Wenn dich der Director darin herumführt, so wird er sein respectvollstes Nationalgesicht vorlegen, und in seinem langweiligen Englisch feierlich pereoriren: Dieses Haus ist errichtet worden und ausgestattet von den Beiträgen großmüthiger Bürger des Staates Ohio zum Heile derjenigen unserer leidenden Mitchristen, welchen der göttliche Rathschluß die Gesundheit des Geistes entbehren läßt. Es enthält dreihundert Wohnungen, Betsäle, Lesesäle, Badesalons und einen Garten von fünfzig Acre Landes. Es wird ärztlich geleitet von dem sehr ehrenwerthen Herrn Doctor Jehadiah Bykbookbeaker, die Kosten seines jährlichen Unterhalts betragen die Summe von hunderttausend Dollars. Die Einrichtungen

und Zustände der Anstalt sind solche, welche den Fortschritten der Wissenschaft, der Blüthe des Staates Ohio, dem Ruhme unsrer großen und erleuchteten Nation in allen Theilen entsprechen. Unsre Wohlthätigkeitsanstalten sind der Stolz unsers Landes.

Aber wie sie sich füllen, sagt er nicht.

Siebentes Kapitel.

Dieser Brief war der letzte, den Moorfeld aus Ohio an Bentbal schrieb. Die scheinbare Ruhe und Mäßigung, womit er die unglückliche Begebenheit erzählt, war vielleicht schon in dem Augenblicke, da er's that, entweder nur die Ohnmacht des Betäubten, oder das mühsamste Product der Reflexion, womit er — ein Mann vor einem Mann — sich zusammennahm. Anders sah ihn seine nächste Umgebung. Der Ausbruch der Wuth, von welchem er in knappester Gemessenheit Erwähnung macht, daß er ihn unmittelbar gegen den Urheber des Unglücks gerichtet, fluthete ungezähmt auch über die festeren Dämme der geselligen Ordnung und Verträglichkeit. Zunächst zerfiel er mit Doctor Althof. Was er in seinem Briefe so ruhig ausspricht: „Man will das unglückliche Kind in das Irrenhaus zu Columbus bringen" bekämpfte er in der Wirklichkeit mit dem heftigsten Widerspruch. Er wolle sie nun und nimmermehr „unter den Fäusten der Yankees" wissen, schwor er ununterbrochen, wie er überhaupt alle Heilvorschläge des Doctors, welche die gewöhnliche Praxis in Lähmungsfällen befolgt, leidenschaftlich verwarf. Er schalt den Doctor einen „crassen Somatiker", wollte das Kind mit Adagios auf der Violine heilen, wollte ihr frische Blumen aus Deutschland kommen lassen und malte einen „Heilplan der Liebe" aus, der vielleicht eine schönere Eingebung der Poesie als der Wissenschaft war. Ganz außer sich gerieth er aber, als Vater Ermar selbst, ohne von dem ärztlichen Streite einen Begriff zu haben, nur dem natürlichen Instincte des Verstandes folgend, die Partei des Besonnenen gegen den Excentrischen ergriff und seine Kranke der

ausschließlichen Behandlung des Doctor Althof anheimstellte. So vergingen die ersten Stunden und Tage im Hause des Doctor Althof zu Gadshill, dem unmittelbaren Schauplatze nach jener traurigen Katastrophe, unter einem fortwährenden Sturme von Aufregungen, die Alles verwirrten, Meinungskämpfen, die Niemanden belehrten, Sorgen, die sich selbst im Wege standen, Thätigkeiten, die ohne Frucht blieben, und Moorfeld war nahe daran, das zweite Opfer zu werden. In seinen brennendsten Energien ohne Nutzen und Einfluß, von dem eigenen Triebe der Selbsterhaltung dunkel gemahnt, daß sein erschüttertes Nervenleben die Gefahr nur theilen, nicht aufheben könne, ergab er sich zuletzt in den Gedanken, einen Menschenkreis zu verlassen, in welchem das ungestümste Herz das unfruchtbarste war. Er nahm dem Doctor Althof sein Manneswort ab, vor seiner Zurückkunft Annetten nicht nach Columbus zu schicken, dann ritt er aus, um von dem schweren Unglücksschlage zunächst sich selbst zu erholen.

An sein Haus konnte er nicht denken. Die öde Waldhütte, des Schottländers dumpfe Gesellschaft waren doppelt unheimlich in diesen Augenblicken. Eben so war ihm die gesellige Nähe anderer Menschenwohnungen verleidet. Die Natur in ihrer wilden Schönheit und Unschuld, die unberührten Reize verschwiegener Einsamkeiten hatten vielleicht allein das Wort, — eines jener einfachen, ewigen Worte hier auszusprechen, an denen das Menschenherz zu allen Zeiten gesundet. Moorfeld folgte diesem Zuge.

Er dachte an die Schönheit der „Seen“. Erie — Huron — Michigan — Saginaw — Makinaw — St. Clair — St. Marie — das waren die Namen, welche damals von den Thauperlen sehnsüchtiger Einbildungskraft glänzten. Jene wunderbaren Binnenmeere, mit ihren durchsichtigen, christallhellen Gewässern, mit ihren undurchforschten Labyrinthen friedensseliger Eilande, mit ihrem dichtbelaubten Kranze länderbedeckender Wälder, jene duftigen Grenzbezirke der Menschheit, an welchen der seltene Reisende damals ankam, wie Alexander an den Thoren des Paradieses, — ihre Kunde erscholl in den Regionen der Civilisation mit einem Zauberklange, den das Gemüth tief in sich aufnahm, in die Wünsche und Träume der inneren Welt leise mitklingen ließ, den frecheren Geräuschen der zudringlichen Gegenwart vielleicht unterordnete, aber brach der rechte Augenblick an, dann stieg das trost-

verheißende Bild dieser engelreinen Erde hinreißend vor dem inneren Auge empor und alle Stimmen des qualbeladenen Herzens riefen laut: Auf nach den Seen!

Wir vergessen nämlich nicht: Zwischen uns und unsrer Geschichte liegt eine Generation. Wenn die Phrase von dem „Belecken der Cultur" schon in den meisten Fällen eine übereilte ist, da vor den ungeheuren Formen von Meer und Land die einzelne Umformungen durch Menschenarbeit in der Regel doch infuserisch erscheinen, als der Schöpfungs-König sich schmeichelt, so lag vor dreiundzwanzig Jahren die Region der nordamerikanischen Süßwasserseen in der That noch in dem zauberischen Kindheitsdämmer einer halbmythischen Geographie. Zwar wehte die Rauchflagge des Steamers schon in jenen Urweltsregionen, aber diese fruchtbare Gattung von Seeungeheuern hatte ihr Geschlecht noch nicht zu der Ausbreitung von heute gebracht. Noch war die einsame Welle dieser Gewässer des indianischen Ruders gewohnter, als der wühlenden Dampfmaschine, noch stand der Eichwald in ungelichteten Reihen um die heimatliche Seebucht, der heute in allen Schiffsgestalten die Meere der Welt durchfurcht, noch hielt der Bär seinen ruhigen Winterschlaf in Höhlen, wo heute Bijouterieläden strahlen, und im gasflammenden Lesecabinet die Zeitungen von London und Paris aufliegen.

Dahin nun richtete Moorfeld nach der Verblutung des ersten, will desten Schmerzes seine stillen Wege. Im Augenblicke des Abschieds blieb ihm mit Doctor Altdorf noch ein harter Kampf zu bestehen. Der vorsichtige Mann bestand darauf, Moorfeld sollte, wie er sich schonend ausdrückte, einen — Diener mitnehmen. Der Arzt errieth aber den Arzt und kalt-beleidigt gab Moorfeld die Antwort: Kann unbegleitet zur Hölle gehn! Auch seinen Abschied von Annetten suchte Doctor Altdorf um jeden Preis hintanzuhalten. Ein Schlaganfall hatte sich noch Tags zuvor wiederholt und das Kind einen entsetzlichen Schritt weiter in seiner Krankheit geführt. Die Gesichtszüge waren von der Lähmung bis zur Unkenntlichkeit entstellt, die Zunge kaum noch eines thierähnlichen Stammelns fähig, die Irre des Geistes vergröberter, finstrer. Es war ein peinlicher Augenblick, als Moorfeld den letzten Kuß auf die „entgeistierte Stirne" zu drücken begehrte. Der Doctor, der Vater, die Mutter selbst stellten sich mit Bitten und Thränen davor. Je ge-

reizter Moorfeld ſeinen Willen behauptete, deſto gefährlicher ſchien es, ihn zu erfüllen. Zuletzt bewältigt aber die Menſchen nichts ſo ſehr als die Leidenſchaft, wo ſie in ihrem Berufe iſt, und das Nachgeben mußte gewagt werden. Man führte ihn vor das Bild der Unglücklichen. Alles bangte einem entſetzlichen Ausbruche entgegen, als Moorfeld mit offenen Armen auf die gräßlich Verlorene zuſchritt. Aber er blieb ruhig. Stillſinnend hielt er das Kind vor ſich hin, und vertiefte ſich in ſein Anſchauen. Nach einer langen Pauſe rief er aus:

Warum nannt' ich dich auch Schweſter! Dann legte er ſeine Hand auf ihren Scheitel und ſprach: Sei geſegnet, mein Kind! Der Gott der Menſchenopfer hat dein Schickſal erlaubt. Das reine Weib und die Schuld dieſer Welt haben eine alte, myſtiſche Gegenſeitigkeit. Edle Jungfrauen ſeh ich den Ungeheuern des Alterthums opfern, und noch dem Kreuze bringt die Jungfrau blutigen Tribut. Es mußte ſo ſein! Dieſem Lande fängt ſein zweites Zeitalter an. Als Leiber mit Leibern hier rangen, riß die Rothhaut den Scalp vom Haupte des Weißen; heut rollen Geiſterſchlachten über dieſen Boden und die Wilden ſcalpiren Geiſter. Zu groß iſt, was hier beginnt, es muß barbariſch beginnen. Die Sieger von Teutoburg, die zweimal Rom überwunden, ſollen deutſches Geiſtesbanner auf Waſhington's Kapitol pflanzen. Die neue Welt iſt ihnen gegeben, wie die alte. Voran, deutſche Jungfrau, heilige, weihe! Du leideſt für dein Volk; du biſt Deutſchland! armes, frommes, mißhandeltes Kind. Mit deinem Unglück iſt dieſer Boden deutſch geworden; — könnte der Geiſt denn ſiegen, wenn er nicht zertreten wird? Wir haben, liebes Kind, eine große Schuld in dieſes Land eingeführt: wir ſind unſchuldig! Wir ſind wahrhaftig unter den Lügnern, wir ſind aufopfernd unter den Selbſtlingen, wir ſind zart unter den Ungeſchlachten, wir ſind keuſch unter den Frechen, wir ſind tiefſinnig unter den Stumpfen, wir ſind fromm unter Heuchlern, wir haben Herzen unter Ziffern, wir ſind Menſchen unter Beſtien! Ob wir ſiegen werden; — wer darf zweifeln, wenn Columbus nicht der Vater der Atheiſten ſein ſoll? Aber bis dahin, werden ſie uns erwürgen. Viel ſchönes Leben wird untergehen. Sie haben ſcharfe Meſſer und volle Kanonen die weißen Delawaren und Mohikaner. Sie haben uns das Zauberwort der Cultur nachgeſtammelt, aber unrein, daß ſie nicht gute, nur verderbte Geiſter citiren können. Und ſie kommen, ſie

kommen die hölliſchen Schaaren! Beelzebub-Reverend voran! Auf Teufel, auf, das Schlachtmeſſer bloß! Hier liegen wir; deutſche Häupter liegen da, morgen deine Könige, heute noch deine Knechte! Schnell! ſchnell! greif zu, inn re Stirnhäute ſind zu gewinnen; reiße, zerre, — ſie zucken, ſie bluten, — ha, da raucht ihr Gehirn! Da raucht es! es iſt gethan! klatſchet, Teufel: der Deutſche iſt wahnſinnig und Yankee iſt ein kluger Mann! — Moorfeld ſtürzte mit gellendem Lachen hinaus, ſchwang ſich auf's Pferd, und riß in die Straße hinein, eh' ein Arm zu ſeiner Rettung ſich erheben konnte. Wir haben ihn zum letztenmal geſehen! ſagte Doctor Althof, einſylbig hinter ihm.

Die gewöhnliche Proportionirung des Verſtandesmenſchen gegenüber dem Gefühlsmenſchen. Leider, er verſteht das Fatum ſchlecht genug! Denn längſt würde ihn die Erfahrung gelehrt haben, daß eben er ſelbſt es iſt, der Verſtandesmenſch, der regelrechte, geordnete Geiſt, der vollwangige, behagliche Lebekünſtler, der von jeher die raſcheſten Blitze des Verhängniſſes angezogen hat. Auf luſtiger Hochzeitsreiſe, beim ſchmackhaften Lieblingsgericht, über wohlabgezählten Summen und ſchön ausgerundeten Codicillen packt ihn die Rauhtatze des Todes und brüllt ihm in's Ohr: ein Ungeheures iſt in der Welt, ein Racheſchrei gegen alles Leben, dein Daſein nur der ſecundenlange Fall eines Fallbeils! Menſchen wie Moorfeld dagegen ſind vorher beſtimmt nur in langen, langſamen Zügen den tragiſchen Schickſalsbecher zu trinken. Von der Lebendigkeit ihres Gefühls, von der Reizbarkeit ihrer Phantaſie, von der Bahnloſigkeit ihres Geiſtes, von der raſchen Verbrauchskraft all ihrer menſchlichen Mittel erwartet die Welt fortwährend irgend ein directes, wundergleiches Verderben, das neu und plötzlich mit ihnen ende. Mit nichten; ſie wandeln ſicher, wie Somnambüle, ihre gefährliche Bahn. Die Poeſie des Schickſals geht den Poeten aus dem Wege. Ja; die dämoniſche Nachtluft dieſer Welt dringt ihnen zu allen Poren an's Herz, ihr Horizont iſt voll den Schattenbildern der Furien, welche die Schaubühne der Erde umkreiſen; ſie wittern den Hauch des Todes, dem alles Leben geweiht iſt, mit einer verhängnißvollen Nervenſchärfe: ihre Poeſie ſelbſt iſt nichts als das Schnauben, Sträuben, Bäumen und Fliehen des edlen Roßes, des den ſprungfertigen Tiger in ſeinem Bereiche ſpürt: aber wie lange zaudert der Sprung! wie lange iſt der Weg, den die Senſitiven der Lebens-

Tragik auf der entsetzlichen Kante ihrer stets geschärften Selbstqual zurücklegen, bis dann der Tod, der endliche, persönliche Tod, irgend einmal ein vergessenes, blödsinniges Greisesauge bricht, und die Welt wieder erinnert wird, das war einer jener Kometen, dessen erstes Erscheinen schon ihm und ihr den vernichtenden Zusammenstoß zu bedeuten schien! —

Nein! nicht hier und nicht heute endet die Bahn unsers Helden; seine Uhr hatte noch länger zu laufen. —

Moorfeld ritt bis zur Erschöpfung. Wohl nannte er das Reiten einst die schönste Ehe zwischen dem Menschen und der Naturkraft. Pferd und Reiter wirken auf einander sympathetisch zurück. Moorfeld's Raserei war mit Blitzesverständniß in das Thier gefahren, die Ohnmacht des Thieres gab ihm hierauf Ruhe und Sanftmuth. Sein verstörtes Auge gewann wieder Blicke für die Außenwelt.

Die Gegend, die Moorfeld durchritt, zeigte größtentheils einen öden, unbestimmten Charakter. In den früheren Grenzkriegen mit den Indianern waren zwischen dem Erie und Ohio große Waldstrecken niedergebrannt worden, um den Eingebornen das Jagdgebiet zu verderben. Der jüngere Waldanflug hatte nirgend noch die Kraft und Fülle des alten, geschlossenen Urwalds erreicht; hätte die Sonne nicht so erstickend heiß gebrannt, so konnte der Wanderer häufig glauben, durch die Regionen des Buschholzes im hohen Norden zu reisen. Die verwüsteten Bodenblößen, einer langen Austrocknung preisgegeben, fingen nur langsam an, unter dem Schutz des Nachwuchses Feuchtigkeit und Humus wieder zu sammeln. Oft lagen sie als nackte Wüstenstriche da, nicht Wald, nicht Prairie, ja und nicht einmal Haide mit dem ästhetischen Charakter der Haide-Tinten und Linien. Hin und wieder stand eine flache, formlos begrenzte Sumpflache auf diesen Steppen, wahrscheinlich die entartete Nachkommenschaft früherer Quellen und Bäche, welche des Waldschattens, ihrer natürlichen Leiter, beraubt, das ursprüngliche Rinnsal verloren. Jetzt irrten sie heimatlos über die veränderte Erde, verschwanden auf sandigem Boden, standen auf fettem und thonigem als Moräste. In diesen Einöden scheuchte Moorfeld's Ritt nur selten ein wildes Truthuhn, oder ein verirrtes virginisches Repphuhn auf; aber Schwärme von Raben befleckten den klarblauen Herbsthimmel, oder ein Aasgeier kreischte hoch über Schußweite. In Busch und Gestripp raschelte zuweilen eine Ratte — Waldwild, überall seltener als man

den Europäer glauben macht, war hier gänzlich ausgerottet. So ließ sich auch von Waldsängern einzig die Spottdrossel hören, welche das Ohr unsers Wanderers bald mit dem kräftigen Jungenschlag des Finken, bald mit den weichen Kehllauten eines zärtlichen Sprossers äffte, in den Sprachen aller Vögel redete und das Gemüth keines einzigen ausdrückte, bis sie zuletzt als stylose Manieristin gründlich ärgerte.

Von Menschenwohnungen fand Moorfeld nur den spärlichen Anflug dessen, was sich heute — hall, oder — city in dieser Gegend nennt. Es waren rohe, eintönige Blockhütten von stets wiederholter Form, die so ermüdend durch jede Einzelnheit lief, daß sich Moorfeld mit grauester Ueberzeugtheit eines Glasers erinnerte, welcher ihm einst gerühmt, „jedes Fensterglas passe in jeden Fensterrahmen der Union". Ein paarmal überraschten ihn auch Gruppen von eleganten Frame- oder Bretterhäusern, welche mit hellgelbem Anstrich, rothen Dächern und grünen Jalousien keck an ein sumpfiges Fuhrwerkgeleise wie an die schönste Poststraße sich hinstellten, und irgend einen Balken, Portikus, oder eine caktusgeschmückte Veranda mit der Koketterie eines nur zu naheliegenden Bildes ausluden. Das waren Häuser von Humbugern, welche als Lockvögel der Landspeculation vor den unerfahrenen Augen der Einwanderer „Farmerglück" zu spielen hatten. Ihre „lovely spots" standen entweder selbst zum Kaufe, oder das käufliche Land war so geschickt zwischen sie einparzellirt, daß der Käufer nicht umhin konnte, künstliche geschraubte Preise dafür zu zahlen. In einer dieser bemalten Ostereischalen hielt Moorfeld seine Mittagseinkehr. Der Wirth, der ihn für eine Beute halten mochte, belagerte ihn mit lauernden Gesprächen. Unwillig blickte ihm Moorfeld auf den Grund, und legte in raschen, kurzen Antworten seine Scheinsichten zu Tag. Da sprang der Dankee ab, und gefiel sich hierauf den Frommen zu spielen. Er erkundigte sich eifrig nach dem camp-meeting. Moorfeld ließ sein Pferd abfüttern und ritt ungesättigt von dannen.

Er überließ sich planlos der Irre. Die besuchtere Straße nach Erie, der Stadt, hatte er absichtlich vermieden, sein Weg ging in die einsamsten Richtungen.

Erst als der Abend niedersank, am Horizont dichtere Waldmassen in finsterer Geschlossenheit zusammenrückten und die Riesenschatten der Whrymuthtanne, wie Landzungen der Nacht tief und das sonnige

Mattgeld des wiesenflachen Vordergrundes einschnitten, dachte Moorfeld zum zweitenmale an seine Einkehr. Indem er den Zirkel der Gegend nach Spuren menschlicher Nähe durchflog, tönten ihm aus dem nahen Waldgrund Axtschläge entgegen. Moorfeld folgte ihnen. Er fand einen Mann im Schurzfell und baumwollenen Hemde, welches bis an den Gürtel eingestreift war, beim Holzfällen. Sein Körper leuchtete kupferroth vom Widerschein der untergehenden Sonne. Doch nein; Moorfeld erkannte diese Röthe bald als die natürliche Hautfarbe des Mannes. Der Holzschläger war ein Indianer.

Zum erstenmal seit er Amerika's Boden betreten, hatte Moorfeld den Anblick der rothen Race. Der Indianer gehörte offenbar der Civilisation an. Sein Wesen unterschied sich in nichts von dem arbeitgewohnten Proletarier. Spuren kriegerischer Wildheit leuchteten nicht daraus vor. Seine Züge waren die eines alternden, sorgenvollen Menschen, seine schwarzen Augen lagen hohl und wenn sie nicht eben mit „der Gedankens Blässe" blickten, so war es doch ein — christlicher Leidensblick.

Moorfeld hielt sein Thier an, und fragte nach der Lage der nächsten Farm. Der Indianer maß ihn mit argwöhnischen Blicken, indem er für alle Fälle seine Axt an sich faßte. Moorfeld durchschaute die Lage des Mannes. Aus der kurzen Erfahrung seines Grundbesitzes wußte er, daß der Besitz ausgedehnter Waldstrecken von den Nichtbesitzenden kaum als ein Recht, ja fast wie eine Versündigung an dem Naturrechte betrachtet, und Jagd und Holzschlag auf sogenanntem fremden Boden dieser Anschauung gemäß überall ausgeübt wurde. Moorfeld war kein Gegner dieser Rechtsbegriffe. In Amerika, wo das Holz mehr Last als Revenüe ist, wo durch die Landspeculation aufgekaufte Waldmassen überall herrenlos liegen und sogar oft nicht anders als mit den Noten einer Schwindelbank bezahlt sind: kann der größere Waldfrevel leicht beim Monopol des Besitzers selbst zu sein scheinen. Deßungeachtet handhabten viele Besitzer den Schutz ihrer Wälder unerbittlich, mehr mit dem Instinkte der Grausamkeit als der Gerechtigkeit, und der Indianer fürchtete seinem ganzen Benehmen nach Verrath.

Moorfeld sah daher ein, daß er zuerst um das Vertrauen des rothen Mannes werben müsse. Er bot dem Arbeitsmüden seine Feldflasche an, überzeugt, den kürzesten Weg zu seinem Zweck damit einzuschlagen. Aber

der Indianer ſtieß die Flaſche mit Abſcheu zurück. Moorfeld ſtaunte. Seid Ihr Temperance-man? fragte er verwundert. Der Indianer griff feſter an ſeine Art, gleichſam als ſei es gut, das was er ſage, in wehrhafter Verfaſſung zu ſagen, dann ſtieß er mit Ingrimm die Worte aus: Wollte Gott, nur der rothe Mann wäre es und der weißen Männer kein einziger. Was habt Ihr Mäßigkeitsvereine und führt dem rothen Mann das Evangelium nie anders als in Begleitung des Whisky-Barrels zu? Moorfeld wurde aufmerkſam. Er antwortete vor Allem, daß er nicht dem Volke der Amerikaner angehöre. Die Züge des Indianers milderten ſich. Moorfeld fuhr fort und lobte das tiefe Gefühl des Indianers für das Nationalunglück der rothen Race. Der Indianer, auf ſein Beil gelehnt, hörte mit einer traurigen Reſignation zu. Es iſt nicht das, ſagte er kopfſchüttelnd. Es iſt nicht das. Der rothe Mann muß untergehen. Ich ſehe den Beſchluß des Himmels ein, und ob dieſer Beſchluß mit Pulver oder mit Branntwein vollzogen wird, kann mir gleichgiltig ſein. Ich habe es öfter als einmal geſehen, Sir, wie der weiße Mann im Ranking ſchmunzelnd dabeiſtand, wenn ein Haufe halbnackter Indianer nach der Wirkung ſeines Branntweinfaßes ſich mordgierig in die Schlachtmeſſer rannte; ich habe es geſehen, wie der feine Staatsmann aus Waſhington lächelte, wenn betrunkene Häuptlinge ihren Pfeil, ihren Waſchbär, ihre Schildkröte, oder was ſonſt ihren Namenszug bedeutete, beſinnungslos unter einen Staatsvertrag malten, der Tauſende von heldenmüthigen Kriegern und Jägern in die Verbannung trieb; ich habe es geſehen, wie der Indian Trader ſich die Hände rieb, wenn er die Jahresrente eines ausgekauften Indianerſtamms, wie ſie blank von Waſhington kam, im Branntweinhandel an ſich riß und habe es geſehen wie für den Genuß des Augenblicks Hunderte von armen Rothhäuten den Winter darauf verhungerten. Ich habe den Branntweinkrieg in allen Geſtalten geſehen, Sir, und habe es fühllos geſehen, wie man das Unvermeidliche ſieht. Aber Eins habe ich nicht fühllos geſehen. Von dieſem Tage an trank ich kein gebranntes Waſſer mehr. Es war vor zwei Jahren. Der Congreß ſchickte eine Commiſſion zur Schlichtung von Grenzſtreitigkeiten an die obern Seen; ich ging in Solde einer Bibelgeſellſchaft mit. Der Ort der Staatsverhandlung war in der Nähe von Fort Howard zwiſchen Greenbay

und dem Winnebagoſee. Dort wurde das Berathungsfeuer angezündet. Die Ufer des Forkluſſes wimmelten von Indianern. An dreitauſend waren gekommen im Gefolge ihrer Häuptlinge. Die Menomenies, die Winnebagoes, die Stockbridges, die Oneidas, die Chippeways, die Brothertons und noch viele andere, bekehrte und wilde, Oſt- und Weſtvölker ſah man vertreten. Vor allen herrlich ſchritten die Männer und Frauen der ſtolzen Winnebagoes. Sie trugen die ſchönſten Waffen, den ſchönſten Schmuck, hatten die beſten Canoes, die ſtattlichſten Zelte. An einem ſtrahlenreichen Morgen, als über der ſtillen Fläche des Forkluſſes die Nebel zu wallen und ſich zu brechen anfingen, betrat ich zuerſt ihr weitverſtreutes Zeltlager. Hier erblickt' ich die Tochter eines Häuptlings, ein junges, ſchönes, reichgekleidetes Mädchen. Sie ſchritt einher mit dem ganzen Stolze jungfräulicher Reinheit und Anmuth. Eine natürliche Heiterkeit ſtrahlte aus ihrem Auge, jede ihrer Bewegungen war reizend und würdevoll. Sie glich einer Blume im Glanze des erſten Morgenthau's. Nach drei Tagen führte mich mein Dienſt wieder zu den Winnebagoes. Ich begegnete demſelben Mädchen. Sie ſaß in einſamer Entfernung von dem väterlichen Zelte am Ufer des Forkluſſes. Ihr Haar war los, ihr Schmuck, ihre koſtbaren Kleider verſchwunden, ein Tuch hing über ihre Schultern und bedeckte nothdürftig ihren Körper. Ihr ganzes Aeußere war ein Bild von verlorener Selbſtachtung. Geiſt und Adel hatten ihr Antlitz verlaſſen, ihr Auge ſtierte todt in die Wellen des Fluſſes. Beſtürzt fragte ich. Ach, ſie war zu unſchuldig ihr Unglück zu verheimlichen. Ein weißer Mann hatte ihr Feuerwaſſer gegeben und ſie entehrt. Als ich dieſes hörte, warf ich meine Bibeln in den Forkluß, kehrte zurück, und gewinne mein armes Leben mit dieſer Art.

So ſprach der Indianer. Moorfeld aber fragte nicht mehr nach der nächſten Farm; er übernachtete in dem Reiſigzelte des rothen Mannes.

Wie erwachte er morgens! Verdroſſen, nicht leidenſchaftlich ſchleppte er dieſen Tag ſich weiter. Sein Reiſetrieb war gedämpft, der Schmelz jener duftigen Waldregionen dahin. Hätte er nicht Anhorſt in Detroit zu finden, oder zu erwarten gehofft, ſo ſtand er ganz zielloß jetzt auf ſeinen wilden Irrwegen. Dieſer Eine Zug bewegte ihn noch vorwärts.

Die Landſchaft war heute angenehmer, die Luft dagegen gänzlich verſtimmt.

Gegen Mittag verfinsterte sich der Horizont. Vom Norden brach ein heftiger Sturm ins Land, überflügelte den Himmel im Nu mit einer Beduinenarmee von kaltgrauen Haufwolken. Wildbrüllend wälzte der gigantische Schwarm sich übers Firmament und auf der Erde verrannte sich Schatten in Schatten. Die Temperatur sank empfindlich; schneller wechselt auf einer Schaubühne die Scene nicht, als an diesem Tage der Personenwechsel von Sommer und Herbst vorzugehen schien. Moorfeld suchte jetzt nothgedrungen den Schutz der Wälder, deren Einsamkeit und dunkleres Colorit er sonst nur gesucht. Sie standen streckenweise wieder so unwüchsig heute, daß unter ihren Gewölben, wie in Kasematten einer natürlichen Festung, dem stärksten Bombardement eines Wetters zu trotzen.

Ein solches erwartete Moorfeld. Aber der Ausbruch war kein Sommergewitter mit Blitz und Donner und dem raschen Abprasseln eines Stromregens. Moorfeld ritt manche Stunde zu, bis er erkannte, daß nicht die letzte Wuth des Sirius, sondern die erste der Aequinoktialstürme über ihn ausgebrochen. Der Regen begann zwar, aber in unruhigen, zerflatterten Zwischenpausen; das wüste Getriebe der Haufwolken ballte sich regellos in verschiedener Dichtigkeit, Temperatur und Lufthöhe, eine Wolke regnete in die andere, und die frostschauernden Windstoße rissen sie eben so oft auseinander, als sie im nächsten Nu, wie mit Keulen der Treibjagd, den nassen Pferch zusammenhetzten.

Die Nacht fiel an diesem Abend früher herein, als es Gesetz der Jahreszeit. Moorfeld erkannte an der Harzluft und an den verworrenen Figuren der Bäume, daß es ein Wald von Nadelholz war, in welchem sie mit plötzlich verzehrendem Dunkel ihn überraschte. Er stieg vom Pferde, schlug Feuer, hieb sich einen Fichtenzweig ab, und leuchtete seinen unergründlichen Wegen. Sein Thier war vor Angst und Anstrengung gebadet in Schweiß, von seinen Weichen wirbelte Dampf auf. Moorfeld führte es am Zaume neben sich her. Aber seltsamer Weise zeigte es einen begierigen Trieb nach vorwärts, es warf den Kopf hoch an den Hals zurück, schnob mit weiten Nüstern sehnsüchtig in die Luft und setzte sich wiederholt in einen Trab, dem Moorfeld zu Fuße nicht folgen konnte. Er schloß, daß das Thier irgend eine Wasserstelle witterte. So bestieg er es wieder und überließ es seinem Instinkte. Das Pferd griff sogleich mit munterem Gewieher aus. Der Wald war so frei, wie gefegt, von Unterholz; das Thier

trabte lebhafter, als seit Stunden. Rasch flogen die Stämme der Bäume an Moorfeld's Fackel vorüber, die Beleuchtung schnitt ein Bild um das andere aus der allgemeinen Finsterniß heraus, um es eben so schnell wieder verschwinden zu machen. Droben aber verschränkte sich Alles zu einer dichten undurchdringlichen Schattenmasse, durch welche Sturm und Regen dumpfbrausend heulte; zuweilen fand ein gebrochener Ast im Herabfallen bis auf den Boden des Waldes seinen Weg und verrieth den Wurzeln und Stämmen der Bäume, in welchem Schlachtgewühl ihre Spitzen trieben.

Nach einem Ritt von ungefähr einer englischen Meile glaubte Moorfeld eine veränderte Luft zu athmen. Auf einmal sah er durch die Bäume des Waldes seinen Boden wanken und schwanken, ein flüssig gewordener Horizont rannte auf und ab vor seinen Augen, auf eine tief graue Ferne hinaus erblickte er nichts als einen Taumel zerbrochener Linien die in blitzschnellen Veränderungen über einander herstürzten und mit Wind und Wolken vermischt in rythmuslosen Zischlauten siedeten und surrten, daß Aug' und Ohr vor dem sinnlosen Wunder erstarr n. Moorfeld hielt die Fackel hoch, blickte, staunte, combinirte wie im Traume und erkannte endlich das Bild einer großen sturmbewegten Flut. Er stand am Meere.

Es war ein Bild wie zur Verzweiflung gemacht. Oben eine Decke grauer und formlos zerfließender, unten ein Chaos schwarzer und starrer Schatten, dort die Wolken- hier die Waldlandschaft einräthselnd; dazwischen eine wilde Jagd von Wellen und Wogen, in raumloser Finsterniß unendlich für die Sinne wie für die Ahnung, und drüber her ein reißender Sturm, der über den See mit einem hohen und zischenden, über den Wald mit einem tiefen und brüllenden Ton fuhr und so die ungefähre Grenze von Wasser und Erde aus dem grobsten Naturlaut heraus verkündete. Moorfeld stand und erlabte sich in einem langen bewundernden Blicke an dieser Unterwelts-Scene.

Er hörte sein Pferd unter sich in tiefen Zügen schlürfen, leuchtete hinab und sah eine Wasserlache, welche die Brandung des Sees landeinwärts ausgegossen. Es war gewiß, daß das Ufer in mehr oder minderer Tiefe rings her eine gefährliche, wenn nicht unmögliche Passage bot.

Moorfeld stieg zum zweiten Male vom Pferde und dachte an einen Rückzug in das Waldinnere. Es galt das Standquartier dieser Nacht auszuwählen.

Da geſchah ihm, als trüg' ihm der Sturm Geſangstöne zu.

Moorfeld horchte hoch auf. Die Entdeckung war zu anſprechend, wenn ſie ſich beſtätigen ſollte. Eine neue Windeswelle leitete den Schall deutlicher. Es war ohne Zweifel, es ſang Jemand in der Nähe.

Moorfeld ließ einen hellen Jagdruf erſchallen, aber er hatte den Wind gegen ſich. Er kehrte ſein Auge mit Anſtrengung in die Finſterniß, ob er nicht die Begleiterin menſchlicher Cultur, eine Lichtflamme, entdecken könne, aber gleichfalls vergebens. Er mußte ſich darauf beſchränken, ſein Pferd vorſichtig der Richtung der Töne entgegen zu führen, dem Zufall anheimgeſtellt, daß ſie vielleicht wieder aufhörten und ihre Spur ihm entzogen.

Glücklicherweiſe geſchah dieſes nicht. Der Geſang erhob ſich vielmehr immer vernehmlicher. Es war ein marſchartiger Rythmus und eine leichte, leichtſinnige Vaudeville-Melodie nach altem Zuſchnitt. Moorfeld konnte ſich bald darauf verlegen, die Textworte ſelbſt herauszuhören. Buvons — buvons — klang es einige Male, — dann brüllte ein breiter Sturmdonner dazwiſchen, daß der Wald krachte, Cäſar's erhitzte Haut ſchaudernd zuſammenfuhr und Moorfeld aus dem See heraus den ſpritzenden Giſcht im Geſichte ſpürte. Das ſchien aber den nächtlichen Sänger wenig zu geniren. Denn bald darauf hatte ſein fröhliches Herz mit le vin bon zu thun und der nächſte Windſtoß war noch galanter, er kam avec ma Lison.

Als Moorfeld erſt die Sprache herausgehört, war es ihm um ſo leichter zu folgen. Ein gut gelaunter Franzoſe, wahrſcheinlich ein „heureux Canadien“ vom nördlichen Erieufer herübergekommen, trieb ſich in der Nähe. Wahrlich, der Sänger konnte auch nur Franzoſe, oder Irländer ſein. Ein Amerikaner hätte nicht geſungen. In dieſer einſamen, melancholiſchen Lage vielleicht kaum ein Deutſcher.

Moorfeld tappte ſich am Leitſeile dieſer Vocal-Production Schritt für Schritt näher. Der ſyllabiſch-recitirende Styl des franzöſiſchen Geſanges ließ ihn bald jedes einzelne Wort vernehmen, wozu noch beitrug, daß die accentuirten Sylben durch ihren regelmäßigen Fall auf die guten Tacttheile ungemein markirt hervortraten, was auch dem Chanſon, trotz ſeiner Schäferlichkeit, ſeinen galliſchen, ſturmſchrittartigen Geiſt verlieh.

Der Sänger nahm zu einer neuen Strophe ſeinen Aufſchwung.

Belle Iris, de tous vos amants
Faites une différence —

forderte er pathetisch,

Je ne suis pas le plus charmant

gab er aufrichtig zu;

Mais je suis le plus tendre

behauptete er.

Si j'étais seul auprès de vous —

ein witziger Windstoß machte hier wieder eine Pause, worauf Moorfeld nur noch

— — les moments les plus doux

hörte, welche der arme Schelm sich davon versprach.

Moorfeld fürchtete mit poetischer Kennerschaft, daß diese schönsten Momente auch billig die letzten und das Lied damit an seiner Pointe angelangt sei. Er erhob daher von Neuem seine Stimme, in der Voraussicht, den Leitton jetzt einzubüßen. Aber sein kritischer Blick hatte ihn diesmal getäuscht. Der unverwüstliche Chansonier fuhr fort:

Allons donc nous y promener.
Sous ces sombres feuillages —

eine directe Satyre zu der Promenade unsers Wanderers —

Nous entendrons le rossignol chanter —

diesmal mußte selbst Moorfeld lächeln. Rossignol und diese Scene!

In demselben Augenblicke verschränkte sich der Wald so dicht vor seinem Fuße, daß er sich genöthigt sah, auf einen ziemlichen Umweg auszubiegen. Bevor er es that, rief er zum Drittenmal die singende Stimme an, und Cäsar begleitete ihn mit einem kräftigen Gewieher.

Dieses Doppelsignal weckte den Sänger endlich aus seinen Träumen. Q'est-ce que cela? un chevalier avec son cheval? Soyez les bien-venus me bons camarades!

Je vous rendes bon grace, Monsieur! mais dites-moi s'il vous plait...

Je comprend, je comprend! Je serais votre guide. Le passage est horrible. Restez, s'il vous plait. Je serais directement à votre service. Tenez place, Monsieur. C'est votre flambeau, qui me dirige.

„Ah! rendez-moi mon cœur,
Maman me le demande.“
„„Il est à vous, si vous pouvez le reprendre.
Il est confondu dans le mien
Je ne saurais lequel est le tien.““

Der Sturm pfiff, der See brandete, die Waldwipfel brausten, die Nacht lag undurchdringlich auf jeder Fußbreite Weges und durch diesen Tartarus sang sich dieser Amor, als wäre Cerberus nur ein Wachtelhündchen seiner Iris!

Werden wir heute unseren armen Irrenden bei diesem Franzosen besser betten, als gestern bei dem Indianer?

Moorfeld hörte Baumäste knattern, Büsche rauschen, Fußschritte schreiten, springen, im Sumpfwasser quitschen und mit einem bon soir, Monsieur! traten die Umrisse eines Menschen aus der Waldfinsterniß.

Die Kienfackel beleuchtete den beiden Begegnenden ihr tête à tête.

Was für ein anderes Bild hatte sich Moorfeld von dem Schäfer der schönen Iris gemacht!

Es war ein Mann von mittlerem, ja späterem Lebensalter, seine Stirne gefurcht, wir möchten sagen *gekerbt*, sein Teint tief dunkelbraun, sei's von der Sonne und Luft, oder von einem starken Zusatz indianischen Blutes, — kurz der ganze Kopf hart und erzfarbig wie eine Büste aus Bronce. Sein Auge, klein und schwarz, blickte fast hohl und nichts weniger als sorglos; seine stark hervortretenden Backenknochen, gleichfalls der indianischen Abstammung verdächtig, verliehen ihm sogar etwas Abschreckendes; nur um Kinn und Mund spielte ein Abglanz des feinen, sinnlichen Frankreichs. Seine Tracht war äußerst roh und wild; er trug ein Hemd von Hirschleder, mit eben solchen Beinkleidern, beide Stücke durch lange Abnutzung fast unkenntlich, die Füße standen in indianischen Mecassins, um die Schultern hing ein gräulicher Mantel von Büffelhaut. Als er Moorfelden die Hand zum Gruß reichte, glaubte dieser, er habe ihm einen Kieselstein in die seinige gelegt.

Nun will ich Sie in mein Pavillon führen, sagte der Halbwilde, und Moorfeld empfand erst jetzt die ganze Heiterkeit des Contrastes der belle France mit dem sauvage de Canada.

Was der Franzose sein Pavillon nannte, war eine Erderhebung, die sich wie eine natürliche Terrasse in den See auslud, gekrönt mit einem Hain von prachtvollen Ulmen.

Die Stelle bildete eine kleine Landzunge, aber die Erosion des Sees hatte beide Seiten derselben in tiefen Einschnitten versumpft, den Sumpf jedoch mit einer trügerischen Vegetation von Erlen-, Weiden-, Berberizen- und Thuja-Gestripp so reichlich überwuchert, daß der Reisende, der etwa einen festen Weg durch diese Au-Striche suchte, unfehlbar darin zu Grunde ging. Der Franzose führte Roß und Reiter den einzig praktikablen Zugang, einen kiesigen Pfad, der sanft aufwärts führte und nach einer kurzen Strecke die Spitze der Landzunge erreichte. Diese Spitze war fast ein Vorgebirge.

Der Platz war ungemein wirthlich. Der Wald hatte hier, wo er unmittelbar in den See abstürzte, gleichsam seine trotzigste Kraft zusammengerafft und auf die Landzungenterrasse eine Fülle seines stolzesten Holzes geworfen. Man stand wie in einer Kammer. Der Franzose hatte den Ausdruck Pavillon kaum scherzweise gebraucht. Er führte seinen Gast, man konnte sagen, in ein geheiztes Cabinet; denn in einem Winkel von drei dicht neben einanderstehenden Ulmen sah Moorfeld ein Feuer lodern, welches eine behagliche Wärme verbreitete. Die Zwischenräume der drei Bäume waren mit Reisig vollgeschichtet, und auf diese Weise eine vollkommen windfeste Wand hergestellt. Auf der andern Seite des Feuers dagegen schloß ein um die Baumstämme gepflocktes Segeltuch den Raum ein, indeß am Boden ein Teppich aus Büffelhaut ausgespannt lag, hinter welchem ein Erdaufwurf dem darauf Sitzenden sybaritisch zur Rücklehne diente. Das Dach bildeten die zusammengedrängten Ulmenkronen fest und dicht wie ein Gewölbe. In ihren obersten Spitzen hörte man den Sturm rauschen, im See drunten klatschten die brandenden Wellen, — in der Mitte von Beiden dieser Raum voll Sicherheit war wie ein Ding des Zaubers.

Für die Höhe der Civilisation hat der Rückblick auf ihre Anfänge unter allen Umständen etwas wohlthuend Ergreifendes. Dieser Sänger in diesem Foyer war ein Rendezvous, das unserm Repräsentanten der europäischen Cultur mächtig und freundlich in die Seele griff. Er fühlte es zum erstenmale seit seinem zweitägigen Ritt wie einen Moment des Friedens in sich.

In dieſer Stimmung ließ ſich Moorfeld an die gaſtliche Heerdſtelle nieder. Monſieur, wir werden soupiren wilden Reis in Waſſer gekocht, ein paar Waſſerſchnepfen und eine Ente. Brod wollen wir für ſchädlich erklären. Cider-Bordeaux von Charlotteville in Ober-Canada wird uns dieſe Kürbisbouteille liefern. Charlotteville iſt meine Heimath, Monſieur. Dort drüben liegt es. Wagh! eine Location mitten unter Engländern, die Gott verdammen möge. Hätt' ich nicht ein paar gute Freunde in New-Orleans, die ich Winters über beſuche pour avoir quelque conversation, ich möchte mehr Waſchbär ſein als Menſch. Wagh!

Der Canadier hing einen kleinen Keſſel mit Reis über ſein Feuer, ſteckte ſein genanntes Geflügel an ein paar Bratſpieße und reichte Moorfelden die Kürbisflaſche.

Die ganze Scene war unſerm Helden ſo neu, ſo ſehr im Geiſte deſſen, was ſich wohl ſonſt europäiſche Poeſie unter dem „romantiſchen Weſten“ denkt, daß Moorfeld aus ſeinem dumpfen, ſelbſttödtenden Brüten mehr und mehr zu erwachen anfing. Und konnte er gleich ſein krampfhaft zuſammengeſchnürtes Herz nicht frei und fröhlich als Gaſtgeſchenk bieten, ſo erinnerte er ſich doch, daß zur Unterhaltung auffordern auch unterhalten heiße. Wie ſchwer aber hätte ihm dieſe Aufgabe werden ſollen bei einem Manne, der von Canada nach New-Orleans reiſt pour avoir quelque conversation?

Er begann ſich's an der Feuerſtelle bequem zu machen. Bitte, ſtellt mich auch Frau und Kind vor! ſcherzte er dazu. Der Franzoſe aber ſchien dieſes Compliment über ſeine glückliche Nachahmung von Häuslichkeit zu verkennen, denn er ſchlug ein Schnippchen und antwortete faſt mürriſch: Wagh! Familienleben ſchönes Leben! Ich bin Amateur von dem Familienleben — anderer Leute! Ich liebe es außerordentlich. Aber zu Hauſe will ich frei ſein. Wagh! Familie iſt Silber, Freiheit iſt Gold!

Und plaudernd fuhr er fort: Als ich vor mehreren Jahren für die Nordweſt Biberjagd trieb, da beſaß ich zwei Weiber, wie es im Weſten der Trapper Brauch. Ah, Monſieur, Schöneres hat die Welt nicht geſehen! Die Eine, Juanita, hatte ich aus einer Miſſion in Kalifornien entführt; aus ihren ſchwarzen Augen brannte es wie der Blitz einer Doppelflinte, aber das dunkle ſpaniſche Feuerblut ihrer Wangen verrieth, daß ſie eben ſo berufen, Wunden zu heilen als zu

schlagen. Ihr weißes Chemisettchen war im Besitz von Geheimnissen, die einen König glücklich gemacht hätten, ihr kurzes rothes Sergeröckchen schloß sich an einen bunten mit Glasperlen verzierten Gürtel um Hüften — das war ein wonnevoller Anblick. Als ich sie von ihrer verdammten Stampfmühle auf meinen Sattel hob und rief — ah, Juanita, du bist zu bessern Dingen geboren, als ewig Korn zu stampfen und Tortilla's zu backen — parbleu! da wußt' ich was ich in Armen hielt. Wenn mir die Engländer und die Yankees — Gott verdamme sie; — in Bentsfort nicht um die Wette zehn der schönsten Pferde und Maulthiere für sie geboten, so will ich ein todter Biber sein; die merikanischen Fettlappen aber klimperten mir mit Dublonen und Dolchen vor die Ohren, daß ich mehr als Einem mein Messer bis zum Greenriver in den Leib jagen mußte, um mir Ruhe zu schaffen. Die Zweite war eine Puta-Indianerin, hieß Chi[illegible]he, das schwankende Rohr. Ihre Schilfrohrtaille bildete zu der Fülle der Spanierin den reizendsten Gegensatz, sie war noch ein ganz junger Schößling. Ich hatte sie nach Kriegsrecht im Kampf mit den Indianern erbeutet, und brauchte ihr nur die verdammten Ockerfarben, das abscheuliche fanfaron der Wilden, aus dem Gesichte zu reiben, um zu sehen, was für eine Perle ich gefischt. Sie war gehorsam wie ein zahmes Kaninchen und in Künsten geschickt wie eine Spinne. Sie verstand die zierlichsten Mocassins, die dauerndsten Teppiche zu flechten, sie machte aus Glasperlen und den gefärbten Nadeln des Stachelschweins fanfaron, das uns im Handel mit Indianerstämmen allerorts zu statten kam, und Niemand wußte zähes Büffelfleisch so weich zu klopfen, wie sie; Sie mögen das glauben, wie Geschriebenes Monsieur! Enfin, von einer Nacht auf die andere fort waren meine Squaws beide. Als wir über das Gebirge durch das Bayou Solade nach dem Platte gingen, verlor ich bei einem nächtlichen Ueberfall der verdammten Schlangenindianer meine Pferde, meine Maulthiere, meine Biberfelle, meine Weiber, Alles. Nichts behielt ich, als meine doppelläufige Flinte. Bon! Ein Schuft, der sich nicht seine Ehre gibt. Und wenn ich gestehen müßte, daß ich aus dieser Flinte an diesem Tage einen schlechtern Schuß gethan, als an jedem andern, daß mir das Auge trüber ins Visirglas guckte, oder die Hand nur ein Zehntels Haar zitterte, so wollt ich vor die Hunde kommen. Wagh! Was ein rechter Philosoph ist, der sieht Dinge, die

er hat, von ihrer guten, und Dinge, die er verliert, von ihrer schlimmen Seite. Und meine Juanita war doch ein verdammt übermüthiges Ding, und meine Chil-cho-the nur ein willenloses Schaf. Wagh! Weiber sind gut, aber die Freiheit ist besser!

Das klingt wild, mein Freund, antwortete Moorfeld, und experimentirend wie weit der Leichtsinn oder das Selbstvertrauen dieser Naturſöhne gehe, fügte er hinzu: Fürchtet Ihr nicht die Tage des Alters? wenn eine liebevolle Hand nicht mehr Luxus, sondern Bedürfniß ist?

Wagh! sagte der Canadier sich schüttelnd, haben Sie schon einen alten Franzosen gesehen? So wenig als einen jungen Engländer! Alt? qu'est ce que cela? Ein Franzose wird nicht alt!

Eine charakteristische Antwort! Ein Sittenforscher könnte sich wohl an ihr genügen lassen.

Und damit war zugleich auch das Thema für eine ausreichende Abendunterhaltung gefunden. Der Canadier hatte an eine Zeit seines Lebens erinnert, wo er „Trapper" gewesen. Moorfeld brauchte ihn nur zu Erzählungen aus dieser bewegten Sphäre zu ermuntern, und er unterhielt seinen freundlichen Wirth ganz auf seine eigenen Kosten, während er selbst die passive Rolle, die so sehr zu seinem Gemüthe stimmte, ohne Zwang inne haben konnte. Der Canadier ließ sich nicht nöthigen. Im dämmerungsvollen Schein seines Herdfeuers und bei einer ziemlich unverkürzten Mitgift französischer Selbsteingenommenheit hatte er wenig Blick für den Seelenzustand seines Gastes. Auch fragte er nicht: woher? und wohin? Eine Reiseerscheinung wie Moorfeld bot einem Manne wie ihm nichts Merkwürdiges. So überließ er sich ganz seinen eigenen Merkwürdigkeiten. Wahrlich, er war ein unerschöpflicher Erzähler! Nach Stoff und Neigung. Der Himmel stürmte, der See zischte, die Schneepfen brieten, der Reis kochte, der Canadier sah fleißig zur Küche, man speiste, trank dazu, und hatte abgespeist, und der Fluß seiner Rede schwebte wie ein ewiges Element über all diesen endlichen Dingen. Leider können wir uns nicht darauf einlassen, unsern Antheil an dieser Conversation zu fordern. Welche Episode dürften wir herausheben, ohne Parteilichkeit gegen die übrigen? Und welcher Raum dieser Blätter wäre geräumig genug, das Ganze zu geben?

Wo begänne und wo endete der groß und wild gezeichnete Carton eines amerikaniſchen Trapperlebens? Jede Stunde darin iſt ein Bild für einen Michael Angelo, jeder Tag ein Epos von Abenteuern, Kämpfen, Gefahren, Heldenthaten, Unthaten. Wenn der Trapper von St. Louis oder Independence aufbricht mit ſeinen Pferden und Maulthieren, ſeinen Zeltwagen, ſeiner ungeheuren „Riſle“ ſammt ſeinen Verräthen an Pulver und Blei, — ſo hat er das Uhrblatt der Civiliſation hinter ſich zertrümmert, ſein Tag iſt nicht mehr Sonnen-, ſondern Kometenbahn. Ueberſprungen iſt der ſchützende, nivellirende Damm des Geſetzes, er wirft ſich in den Ocean der ewig originellen, ewig erfinderiſchen, ewig vernichtenden und im Guten und Schlimmen ewig ſich ſelbſt gehorchenden Noth. Aus dieſem Ocean tauchen dann alle jene Schwärme von Ungeheuern wieder auf, die der Menſch ſeit Theſeus und Herkules, ſeit Thyeſt und Atreus von der Erde gebannt glaubte. Friſche Schrecken und friſche Freuden ſchöpft er aus einer jugendlichen Urweltsnatur, — die Freuden kurz und ausſchweifend, wie eine Hochzeit der Lapithen und Centauren, die Schrecken anhaltend, mit einem feſten, mannherzigen, unter uns nicht mehr leſerlichen Muthe. Sein oſtenſibles Ziel iſt: Biber zu fangen, im Grunde geht er aber ohne es ſelbſt zu wiſſen, nur jenem Urruf nach Freiheit nach, welcher in keiner menſchlichen Bruſt je verſtummt, und wenn er ſich den Grenzen eines Landes nähert, worin auf einer Quadratmeile ſechs Ackerbauer ſitzen, ſo klagt er über den „verengten Raum“.

Dieſen Freiheitstrieb faßte Moorfeld auch als den eigentlichen Kern all jener überwuchernden Begebenheitspoeſie. Pſychologiſch merkwürdiger als die ganze Romantik des Trapperlebens wurde ihm daher bald die Frage: wie ein Trapper aufhören könne ein Trapper zu ſein? Seine äußere Aufmerkſamkeit war lang ſchon geſättigt, vielleicht überſättigt, als er ſich's nicht verſagen mochte, noch dieſe Frage zu thun.

Es fehlte wenig, daß ſie der Canadier faſt übel nahm. Parbleu! antwortete er, ich war kein vite-poche-Mann, das mögen Sie glauben. Auch mein Kamerad ſtand ſeinen Mann, der gute Au Reſte, das hat er hundertmal bewieſen. Der arme Teufel kam freilich mit einem verflucht gebrochenen Herzen, wie ſie's nennen, in unſere Geſellſchaft; die Bourgeois in Cincinnati hatten ihn abſcheulich ausgerieben und Weib und Kind war ihm darüber untergegangen, — er hatte Unglück haufenweis! Sein

Anſchluß an die Trapper war eine Sache mehr der Deſperation als der Erholung, er wollte unter ein indaniſch' Meſſer, das war klar wie eine Biberfährte. Enfin, ſolche Dünſte verdunſten nach dem erſten Schluck Büffelblut in der Prairie und Au Reſte war bald ein Kerl, dem zwiſchen Platte und Arkanſas Keiner das Viſirglas von der Flinte ſchlug — ich freſſe mich ſelbſt, wenn ich lüge! Ich muß plaidoyren für den armen Gaul, denn ich hatte mich ſo attachirt an ihn, daß ich mit ihm zugleich das Trapperleben ließ, und ſoll mir Niemand ſagen, er war ein Bleichgeſicht wie die andern Kornknacker; ich mache Fleiſch aus dem Kerl, der das behauptet. Urtheilen Sie ſelbſt, mein Herr. Im Sommer war er zu uns gekommen und gleich im Spätherbſt paſſirte folgendes Abenteuer.

Wir kaſchten, von einer größern Schaar abgeſchnitten, zu fünf Mann vor einem Haufen Sioux-Indianer, welche in übermächtiger Anzahl uns auf den Ferſen waren. Wir entrannen glücklich und erreichten an einem ſtürmiſchen Abend in der Nähe des Hochgebirgsthales, welches man den ſtillen Park nennt, eine wilde Schlucht. — Es war das felſige Bett eines ausgetrockneten Bergſtroms. Schroff und ſteil ſtiegen die Uferwände von allen Seiten aus dem Creek auf, und gewährten ſelbſt dem flüchtigen Dickhorn, welches zuweilen hoch über uns in die gräuliche Steinſpalte niederlugte, kaum einen Platz zum Fußen. Dazu verrammelten Fichtenſtämme, die der Sturm oben abgeriſſen und in die Tiefe geſtürzt, beſtändig den Weg, und Felsblöcke, welche das Flußbett beinahe ausfüllten, hinderten noch mehr am Vordringen. So krochen wir unter unſäglichen Beſchwerden in das Berginnere und Mann und Pferd war öfter als einmal in Gefahr unterzugehen. — Gegen Abend gelangten wir endlich an einen Punkt, wo die Schlucht ſich zu einer kleinen abſchüſſigen Prairie von einigen hundert Schritten erweiterte, deren Zugang ein Dickicht von Zwergfichten und Cedern wie ein Vorhang verbarg. Hier beſchloſſen wir das Nachtlager aufzuſchlagen. Nie waren Trapper vor Indianern beſſer gekaſcht: wir hielten uns Alle überzeugt, kein menſchlicher Fuß habe je vor uns dieſe Stelle betreten, oder nur je zu betreten verſucht. — Wie groß war daher unſer Erſtaunen, als wir hinter dem Dickicht ein Pferd ſtehen ſahen! Einſam und unbeweglich ſtand es in der Mitte der Prairie — wie das Bruchſtück einer Reiterſtatue! Es war ein alter ergrauter

Mustang, oder indianischer Pony, mit gestutzten Ohren, von der Kälte zusammengekrümmt, vom hohen Alter aufs Aeußerste herabgebracht, und hungrige Maulthiere hatten weiland seinen Schweif ausgerauft. Pardieu, es war ein pitoyabler Anblick! Die Knochen drangen dem Thiere durch die steife Haut, es hatte seine Beine unter sich eingezogen, sein müder Kopf und ausgestreckter Hals hingen gleichgiltig herab, und schienen ein Uebergewicht zu bilden, das der schwankende Körper kaum mehr zu tragen vermochte! Das verglaste und eingesunkene Auge, die heraushängende, schaumbedeckte Zunge, die keuchende Flanke und der zuckende Schweif — Alles verrieth, daß die Laufbahn dieses Thieres zu Ende, und Schnee- und Hagelgestöber und der durchdringende Herbststurm machten kaum noch einen Eindruck auf seinen unempfindlichen Körper. Ah, ein erbärmlicher Anblick! — Wir hatten aber Einen unter uns, der das Thier in all seiner Decadence auf den ersten Blick erkannte. Hört ihr's, rief er, das ist das berühmte nezperces-Pferd des berühmten Bill Williams, des ältesten, tapfersten und schlauesten Gebirgsjägers, der Krone aller Trappers! Man hat lange nichts gehört von dem alten Gaul, gebt Acht, er muß in der Nähe sein. Und so war es! Als wir das Fichten- und Cederngebüsch sorgfältig zu durchsuchen anfingen, stießen wir auf ein altes Lager, von welchem die geschwärzten Ueberreste einer Feuerstelle aus dem frühen Herbstschnee hervorragten. Hier saß die Leiche des alten Williams. Sie saß mit untergeschlagenen Beinen, den Rücken an einen Fichtenstamm gelehnt, den Kopf tief auf die Brust hängend und mit Schnee bedeckt. Sein bekannter Jagdrock von Elenleder hing steif um seine Glieder, welche der Nachtfrost steif wie Glas gemacht hatte, seine Büchse, seine Munition, seine Biberfelle und Fallen lagen unverletzt um ihn her, sein Körper zeigte neben den vernarbten, keine frische blutgeronnene Wunde. Er hatte die Laufbahn eines Trappers unbesiegt zu Ende gemessen, er war eines natürlichen Todes — verhungert! — Ah, dacht' ich, das ist kein Anblick für einen Anfänger. Ein Reste wird zurückschrecken. Aber Au Reste erschrack nicht. Wir gaben dem Pferd einen mitleidigen Schuß, machten ein großes Grab, wozu der aufgehende Mond uns leuchtete, legten Roß und Reiter hinein, und Au Reste half so unverzagt, wie jeder Andere und nach gethaner Arbeit sagte er: wagh! — Ha, Monsieur! ob mein braver

Kamerad ein feſtes Herz hatte! Denſelben Winter, fuhr der Canadier fort, wär' es uns auf ein Haar ſelbſt ſo paſſirt, wie dem alten Bill Williams. Ich ſpreche von Au Reſte und mir. Denn wir zwei waren von den Fünfen allein übrig geblieben. Einer hatte ſich verirrt, zwei waren am nächtlichen Wachtfeuer hungernd und frierend eingeſchlafen, und ein Indianerknabe, der ſie beſchlich, hatte ſie mit Pfeilen getödtet wie Sperlinge. Wir beide alſo Au Reſte und ich —

Moorfeld ſah wohl, daß dieſer Geiſt voll Erinnerungen eine einfache Frage nicht anders als durch eine Reihe von Abentheuern zu beantworten im Stande war. Sein geſpannter Geiſt und ſein erſchöpfter Körper lagen bereits in einem bedenklichen Conflict, den die ruhende Lage und die behagliche Feuerwärme mit jeder Minute mehr zu Gunſten des letztern entſchied. Unumwunden: es fielen ihm die Augen zu. Indeß recitirte der Improviſator im ſchlimmſten Falle noch während Moorfeld ſchon ſchlief und er hatte dann doch die Genugthuung, daß ſich ſein Wirth gut unterhalte, wenn gleich die einzige Frage, die er ſelbſt mit wirklichem Intereſſe geſtellt, leer ausging. So ſtreckte er ſich auf ſein Büffellager hin und überließ ſich zwiſchen den Forderungen der Natur und der Kunſt, ihn wach zu erhalten, ganz der Neutralität.

Au Reſte und ich, erzählte alſo der Trapper, hatten uns vergebens bemüht, einen Paß über das Gebirge auszukundſchaften und in eine Region mit Wild und Weide zu gelangen. Der Winter war ungewöhnlich früh und rauh angebrochen; Froſt, Hunger und Erſchöpfung überraſchten uns, eh' wirs dachten. Von unſern Pferden war eins gefallen, das andere ſchlachteten wir ſelbſt und verzehrten es: ein weiteres Vordringen war damit aufgegeben. Ueberdies wurde Au Reſte krank um dieſe Zeit, eine Kugel hatte ihn kürzlich an der Ferſe verwundet und war noch nicht ausgezogen. Durch das Gehen und die übermäßige Kälte verſchlimmerte ſich die Wunde, nahm ein häßliches Ausſehen an, und machte ihn bald unfähig zu jeder anhaltenden Bewegung. So ſahen wir uns genöthigt, in die Tiefſchlucht des Creeks wieder zurückzukehren, auf die kleine verſteckte Prairie, wo wir den alten Bill Williams begraben. Hier mußten wir uns entſchließen zu überwintern. Wir bauten uns eine kleine Hütte, Au Reſte wurde auf ein Lager von Fichtenzweigen gebettet, mein Geſchäft ſollte es ſein,

auf Jagd auszugehen und für Fleisch zu sorgen. Mon Dieu, eine Büffelfährte, die vielleicht mehrere Monate alt war, war alles was ich von Wildspuren in vielen Tagen entdeckte! Der Hunger setzte uns gräßlich zu. Es kam eine Zeit, da wir in drei Tagen nichts zu essen hatten, als ein Stück Parfleche, welches die Rückseite von Au Restes Kugeltasche bildete: das weichten wir im Wasser des Creeks ein und verzehrten es gierig. Am vierten Tag kroch ich wieder zur Jagd aus aber ich konnte mich kaum schleppen, konnte kaum die Büchse heben, und aufrichtig, ich machte mich fort, um draußen vor der Hütte zu verhungern und nicht vor den Augen meines Kameraden. — Da rief mich Au Reste an. Er hatte meinen Zustand wohl gemerkt. Mit sterbender Stimme hieß er mich zu sich setzen und redete mich also an: Höre, Junge, sagte er, es ist diesem alten Gaul, als ob er untergehen müßte und zwar in Kurzem. Ihr aber seid mir in Kräften um eine Kopflänge noch voraus, und wenn Ihr Fleisch fändet, so würdet Ihr bald wieder herumkommen. Nun Junge, ich werde wie gesagt, ehe viele Stunden vergehen, fort sein, und wenn Ihr kein Fleisch findet, wird es Euch nicht besser werden. Ich selbst esse nie Aasfleisch und würde von Keinem verlangen, daß er's thun soll, aber gehörig geschlachtetes Fleisch ist immer eßbar. Stecht mir also Euer Messer in den Leib, so lang dieser Leichnam noch Puls macht. Ihr werdet mich freilich dürr und zäh genug finden, aber vielleicht sitzt um die Nieren noch etwas und — ein Schelm gibt mehr als er hat! — Langt zu. — Oho, sagt' ich, Ihr seid ein guter Kamerad, aber ich bin noch kein Nigger. Und damit macht ich, daß ich aus der Hütte kam, denn ich fing an weich zu werden wie eine Squaw. Eh bien, was erblickt ich, als ich vor die Hütte trat? Ich dachte, es müßte eine Mirage sein! Ein Büffel lag mitten auf der Prairie im Schnee! das Thier war freilich unser eigenes Centerfei. Es lag in den letzten Zügen des Hungertodes. Es wiegte seinen schweren Kopf ohnmächtig von einer Seite auf die andere, während große mit Blut vermischte Schaumflocken aus seinem Maule auf den langen zottigen Bart herabhingen, und seine stieren, blutunterlaufenen Augen wüthend auf zwei Wölfe schielten, welche auf ihren Hintervierteln in der Nähe saßen und mit lechzendem Rachen das Ausathmen des alten Patriarchen erwarteten. Bei diesem Anblick stand ich wie versteinert. Mein erster Gedanke war die Furcht, daß sich

der Büffel doch noch aufraffen und weiter marſchiren möchte: — ſo langſam es geſchehen wäre, ich hätte ihm nicht zu folgen vermocht. Dann war es wirklich — eine Mirage! Ah, wie nahm ich mich zuſammen! Wie klopfte mir das Herz, als ich heranſchlich, als ich den Hahn aufzog, als ich anlegte! Von dieſem Schuße hing mein und meines Bruders Leben ab. Endlich fühlte ich meine Hand feſt, der Schuß krachte, — ich ſah hin. Der Büffel ſchüttelte ſein ſtruppig verworrenes Kopfhaar, warf den Schädel wild hin und her, dann ſtreckte er convulſiviſch ſeine Glieder, legte ſich auf die Seite und war todt. Grace à Dieu! Ich athmete auf. Au Reſte, der in der Hütte den Schuß gehört hatte, kam jetzt auf allen Vieren heraus. Hurrah, Fleiſch! rief er mit matter Stimme und ſank vor Freudrn in Ohnmacht. Ich ließ ihn liegen und machte mich hurtig an die Arznei, die allein hier helfen konnte. Erſt wies ich den Wölfen noch meine Flinte, die ohne Verzug Reißaus nahmen, dann ging ich dran, den Büffel auszuweiden. Ein ſchweres Stück Arbeit! Ich ſchnitt vor Allem einen Theil der Leber aus, tauchte ſie in die Gallenblaſe, und ſchlug es meinem Patienten um's Geſicht. Wußt' ich's doch! das wirkte, trotz Riechſalz und Vinaigrette. Au Reſte ſchlug die Augen auf und fing zu eſſen an. Von dem Tage an erholten wir uns Schritt für Schritt, es beſuchten den Winter noch mehrere Büffel die Thalſchlucht, früher als ſonſt brach auch diesmal der Frühling an, — wir waren gerettet. Aber, dacht' ich, Au Reſte wird ſich dieſe Paſſage gemerkt haben. Die erſte Pflanzung, die wir zu Geſichte bekommen, werd' ich's zu hören haben: Junge, wir wollen wieder Kornknacker werden! Pardon, mon brave! Es kam ihm nicht in den Sinn. Au Reſte trappte fort mit mir, und trappte in ſeinem erſten Jahre, wie ein Anderer in ſeinen dreißigſten. Ah, Monſieur, ſagen Sie, ob mein Camerad ein homme du coeur war!

Nun ſollen Sie hören, was dieſes Herz wendete, fuhr der Canadier fort, und wir dürfen vielleicht das Concept des wilden Erzählers anerkennen, der den begonnenen Faden doch nicht verloren. Wir wollten den hierauf folgenden Sommer nach Californien aufbrechen, um uns Pferde und Maulthiere aus der Miſſion San Fernando zu holen, derſelben, woher ich früher meine Gattin Juanita geholt. Wir hatten uns einer größeren Trappergeſellſchaft angeſchloſſen und Alles ging

gut. Die Prairien waren dunkel von Büffelheerden, die Creeks wimmelten von Bibern, täglich wurden siegreiche Gefechte mit den Indianern bestanden, wir bedingen uns um und um mit Scalps, erbeuteten Weiber und lebten en Seigneur. Da geſchah's mit dem Teufel, daß wir eines Tags gegen den Führer des Zugs uns einbildeten, eine kürzere Route, als die er ſelbſt vorſchlug, einſchlagen zu können; Kürze aber war nöthig, denn wir betraten eben das Land der Gräber-Indianer, was ein heilloſes Geſindel iſt, und in ſeiner feigen, tückiſchen Kriegsweiſe viel gefährlicher als die muthigſten Stämme. Wir konnten uns nicht einigen und trennten uns zu Vieren von der größeren Compagnie, der wir nach längſtens drei Tagen, wie wir behaupteten, an einer Station unter befreundeten Stämmen vorausgekommen ſein wollten. Das war mein letzter Zug. Wir waren wie geſagt zu Vieren: Au Reſte und ich, ein Canadier Namens Sublette und ein mexikaniſcher Spanier, der aber kein Fettlappen war, wie die übrigen Männer ſeiner Nation. Außerdem führten wir drei gefangene Squaws mit uns. Wir nahmen unſern Weg, welchen wir abzuſchneiden gedachten, durch eine Wüſte, die von Wild und Waſſer völlig entblößt war und nichts als den Anblick einer öden ſandigen Fläche mit einer dünnen Bedeckung von Zwergfichten und Cedergeſtrüpp bot. Indeß erwarteten wir ſchon am Abend deſſelben Tags einen kleinen Creek unter Kirſch- und Cottonbäumen und morgen meinten wir wieder in die Region des fetten Büffelgraſes zu kommen. Der Tag ging zu Ende, aber weit und breit zeigte ſich von einer Waſſerſtelle keine Spur. Wir mußten unſer Lager aufſchlagen ohne die Pferde tränken zu können, indeß wir ſelbſt vor Trockniß faſt verſchmachteten und in jeder Stunde der Nacht aus dem erbärmlichen Schlafe fuhren. Nur die Ueberzeugung, den Creek deſto gewiſſer morgen zu erreichen, hielt uns bei Muthe. Indeß ſtürzten ſchon Tags darauf drei von unſern Thieren, und eins ſchleppte ſich ſo erſchöpft, daß wir es tödteten und ſein Blut tranken. Den Creek aber erreichten wir auch heute nicht. Beim Anbruch des dritten Tages lagen abermals drei von unſern Thieren an den Pfählen, woran ſie angepflöckt, todt. Wir beſaßen jetzt nur noch eines und zwar in einem marſchunfähigen Zuſtande. Wir ſchlachteten es, tranken ſein Blut und machten es zu Fleiſch, denn zu der gräßlichen Trockniß hatte ſich nunmehr auch wüthender Hunger eingeſtellt, und die Wüſte war eben ſo

leer von Wild als von Waſſer. Das Thier verſchwand unter uns Sieben faſt auf Eine Mahlzeit, den Reſt aber verloren wir Nachts bei einer Ueberumplung oder vielmehr bei Beſchleichung der elenden Gräberindianer, welche uns das Fleiſch mit wölfiſcher Gier ſtahlen, da das miſerable Volk keine andere Nahrung als getrocknete Ameiſen gewohnt iſt. Leider ging uns bei dieſer Attake auch unſer Gefährte Sublette unter. Wir ſechs ſchleppten uns nun gänzlich unberitten weiter. Es half uns nichts, daß wir längſt unſers Irrthums inne wurden, wir hatten bei einem Rückzug bereits eben ſo viel zu verlieren und vorwärts leuchtete uns doch die Hoffnung. So krochen wir von Neuem zwei lange, ewige Tage durch. Der Hunger packte uns wieder ſo wüthend an, als zuvor, der Durſt aber war martervoll über allen Ausdruck. Die Lippen wurden uns glühend und aufgeſchwollen, unſre Augen unterliefen mit Blut, ein ſchwindelndes Unwohlſein befiel uns in gewiſſen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Pauſen. Mit dem Ausdrucke der Verzweiflung ſtierten wir Alle nach Rettung in die Wüſte hinaus. Da ließ der Spanier das Wort hören: Fleiſch und Blut iſt uns vielleicht näher als wir denken; — es klang aber nicht nach Troſt, ſondern nach Entſetzen in ſeiner Stimme. Wir verſtanden ihn wohl. Wir ließen das Wort fallen und ſchleppten uns ſchweigend weiter. Die drei Indianerinnen aber folgten uns in ergebenem Stumpfſinn. Von Zeit zu Zeit bückten ſie ſich, um einen Käfer am Wege zu fangen, welchen ſie gierig verſchluckten. — Am vierten Tage theilten wir einander mit, daß wir wölfiſch ſahen. Unſere Geſichter waren verdummt und verquollen und Keiner ſah mehr ſich ſelbſt ähnlich. Wir ſchlugen Rath. Der Untergang lag uns dicht zu Füßen, es galt, etwas zu thun ſo lange noch die letzten Funken unſerer Kräfte flimmerten. Wir beſchloſſen alſo uns zu trennen und anſtatt in einer einzigen in drei verſchiedenen Richtungen nach Wild- oder Waſſerſpuren auszugehen. Die Indianerinnen ſollten zurückbleiben und eine große Rauchſäule anzünden, die uns den Punkt der Wiedervereinigung bezeichnete. Das geſchah. Au Reſte und ich, wir jagten vergebens. Als wir aber beim letzten Tageslicht nach dem Rauchzeichen zurückkrochen, duftete uns ſchon von Ferne Bratengeruch entgegen. Wir fanden den Spanier an einer Herdſtelle, er war glücklicher gewe[illegible]en als wir, und hatte, wie er ſagte, eine Antilope geſchoſſen. Wie fielen wir her über das Fleiſch! So haben

Menſchen, ſeit die Welt ſteht, nicht geſchmauſt. Erſt als die wüthendſte Gier geſtillt war, fiel es uns auf, daß Eine unſrer Gefangenen fehlte. Sie habe ſich verlaufen, ſagte der Spanier. Wir ſahen ihn an, und indem ich gleichzeitig einen Streifen Fleiſch in den Kürbis voll Blut tauchte, warf ich die Bemerkung hin, daß der Geſchmack der Antilope eigentlich wenig zu ſpüren, wenn man bedächtiger eſſe. Da wurde der Spanier wild, riß ſeinen Mantel von einem Dinge weg, das ſeitwärts hinter einem magern Dornbuſch lag und ſchrie: Valga me Dios! Fleiſch iſt Fleiſch; ſeid ihr ſatt oder nicht? Unter dem Mantel lag der Kopf und der blutende Körperreſt des fehlenden Indianermädchens. — Da war es, mein Herr, aber auch nicht früher als da, wo Au Reſte ausrief: Auf der nächſten Straße kehr' ich zu den Kornknackern zurück. Er hat Wort gehalten. So, mein Herr, hörten wir auf, Trapper zu ſein.

Mit Recht! rief Moorfeld aus, der ſchreckensſtarr nur die einfachſte Antwort für ſo viel Entſetzen hatte.

Es folgte eine längere Pauſe zwiſchen unſern Gaſtfreunden. Moorfeld's Lebensgeiſter waren gewaltſam wieder ermuntert. Vor Allem rege war ſein Intereſſe für Au Reſte. Der Mann, der ſich bei lebendigem Leibe ſeinem Freunde zur Nahrung geboten, und doch vor der gleichen Nahrung mit unbefleckter Menſchlichkeit zurückgeſchreckt, — er war in einem Petrefact von Barbarei ein ſo unſchätzbarer, tiefliegender Juwel des Menſchengemüthes, daß ihn Moorfeld lebhafter ergriff, als die Schattengeſtalt einer flüchtigen Abendunterhaltung.

Und was iſt aus Au Reſte geworden? war daher ſeine erſte Frage, als er von dem Eindruck des gehörten Gräuels ſich erholt.

Ah, le pauvre diable! ſeufzte der Canadier, mehr für ſich als zur Antwort.

Erreichte er noch die Bezirke der Civiliſation? ging er zu Grunde? ſtarb er? wie?

Monsieur, ce sont des choses bien — bien — ah, fort damit! Was wäre das Leben ohne Wein und Geſang!

Rien jamais si jolie qu'Adèle
Qui, grâce à Lucas —

Trinken wir aus! Primaſorte, mein Cider; ſpüren ihn bis in die Fußſpitze! Wir müſſen luſtig ſein, quand même!

Wie, mein Herr, ehrt man ſo das Andenken der Braven? Was iſt aus Au Reſte geworden?

Mon Dieu — wenn es ſein ſoll — Sie ſchlafen auf ſeinem Grabhügel.

Moorfeld ſprang auf.

Auf ſeinem Grabhügel?

Ja, hier unten liegt er und kommt nicht wieder herauf. Freut es mich doch, daß ihn die Yankee's — Gott verdamme ſie! — nicht eingeſcharrt haben. Sie haben ihm das Leben leid genug gemacht. Ruhe ſeiner Seele! Ich danke Gott, daß ich wenigſtens berufen war, ihm den letzten Dienſt zu erweiſen.

Mann! Was ging hier vor? Auf welchem Boden ſteh' ich? Bei Gott, ſprechen Sie!

Nun ja doch — ja! Ich will Ihre curiosité pour des evenemens funestes befriedigen. Aber behalten Sie Platz, Monſieur. Glauben Sie, man ſchläft auf einem Grabhügel wie in jedem andern Fauteuil. Wenn wir im Weſten einen Trapper begruben, — und keine Woche verging ohne das —

Auf einem friſchen Grabe! Sie litten Schiffbruch auf dem ſtürmiſchen See, und Er blieb das Opfer?

Pardon, der Sturm war ſehr gut; — ſteifer Strich aus Nord, mein Canoe flog wie eine Schwalbe! Ja freilich litt er Schiffbruch; aber nicht mit mir — ah, je comprends; Sie denken wir fuhren ensemble von Canada herüber? Keineswegs, mein Herr, zwei Trapper bleiben unter dem Bourgeois nie beiſammen, die beſten Freunde nicht. Mon Dieu, was ſind Trapper in den Städten? Wachsſtumpen in des Küſters Lade. Meidet Einer den Andern. Nein, ich wußte in Wahrheit nicht, was aus Au Reſte geworden. Wir hatten uns getrennt als gute Freunde und Brüder, aber wir hatten uns getrennt. Erſt heute, erſt hier ſah ich ihn nach fünf Jahren zum erſten- und letztenmal wieder. Hier landete ich, dort zog ich mein Canoe in's Dickicht, wo ich es, von New-Orleans retour, regelmäßig wieder zu finden pflege, und ſo war Alles gut für diesmal, dacht' ich. Stehenden Fußes ſollte es nun weiter gehen nach dem Ohio. Ein paar hundert Schritte von hier kenn' ich eine der beſten Waldpaſſagen, dahinab marſchirte ich längs dem Seeufer. Nun, was ſoll ich finden unter-

wegs dieſer détour? Eine Leiche am Strande. Und wer ſoll dieſe Leiche ſein? Mein alter Gaul, Au Reſte, der arme brave Narr! Zwar Leiche war er noch nicht. Der See hatte ihn beſinnungslos an's Ufer geworfen und was ſolch eine blinde, dumme Welle vermag, das war hier geſchehen. Sie hatte ihn anſtatt in's weiche Gras, gegen einen verdammten alten Eichknorren geſchnellt, der in der lieben weiten Welt juſt auch dort ſeinen einfältigen Stamm vorhangen ließ. Das Gehirn war erſchüttert, wie es ein Büffelſchädel vielleicht eben noch verknus't hätte, aber hier war's genug zum letzten Datum. Wagh! Sturzwellen und Eichkloben verſtehen ſich ſchlecht auf gute Manieren; hätt' ich nur den verdammten Yankee vor meiner Riſte, den Hund von einem Kapitän! Das Schiff konnte ſich noch ganz gut retten. Es war von Detroit nach Stadt Erie in Ladung und hatte das Unglück heut Nacht im Nebel gegen einen Propellor zu ſtoßen, welcher in der entgegengeſetzten Richtung kam. Die zwei Waſchbären von Kapitäns fuhren beide mit ihrer vollen Maſchinenkraft trotz Nacht und Nebel; Au Reſte's ſeiner hatte überdies noch verſäumt, die Warnungsglocke anſchlagen zu laſſen. 'Sind Niggers dieſe Yankees ſchwören Sie drauf, Monſieur. Eh bien, ſie ſtießen zuſammen. Beide im vollen Gange, wie ich ſage. Der Choc kann nicht ſanft geweſen ſein. Nun, ſollen Sie ſagen, ob die Yankees verdammte Seehunde ſind. Unmittelbar nach dem Zuſammenſtoß ſetzt der Propeller ſeinen Weg fort, ohne ſich um den Zuſtand des andern Dampfers nur im Mindeſten zu bekümmern. Dieſer aber bekümmert ſich auch um ſich ſelbſt nicht. Der Kapitän läßt dem Leck kaum nachſehen, ſchlägt ihn gering an, und will ſo wie er iſt Stadt Erie noch erreichen. Go ahead! ſagen dieſe Niggers, und der Menſch gilt nichts, die Waare Alles unter der verdammten Deviſe. Enfin, das Schiff ſinkt, als es beizulegen ſchon zu ſpät war, im Nu ſind die Lichter aus, Maſchin-Heitzung gelöſcht, und — ein Schelm will ich ſein, wenn ich ein Wort nur verſtanden, was Au Reſte noch weiter röchelte. Nehmt dieſe Briefta ſche, alter Gaul, ſchrie er mit ſeinem letzten Funken, und merkt auf den Namen, Freund Leichtfuß: ſie ſoll für Doctor Moorfeld bei Neu Lisbon, der hat ein Recht daran.

Moorfeld ſah das Geſicht einer Meduſe.

Anhorſt! ſchrie er außer ſich.

C'est juste! Das war sein Name. Mon Dieu, un nome très difficile; die Yankees verhunzten ihn, Gott verdamme sie; und ich prononcirte Anoreſt — Oreſt und zuletzt Au Reſte, denn wahrlich er war arrivé au reste, als er zu den Trappers kam. Aber kannten Sie ihn, Monſieur?

Achtes Kapitel.

Eine finſtere Herbſtnacht bedeckt Himmel und Erde. Der Wind brauſt kalt und ſchneidend über Wald und Prairie. Naſſe Wolken ſprengen ſtoßweiſe Regenſchauer nieder, — harte körnige Tropfen, die ſchon den Eisgedanken denken. Raſſelnd fahren ſie durch das Gelaub der Bäume und ſtreifen Strich um Strich Hekatomben von Blättern ab. Die Erde ſchauert in's innerſte Mark hinein. Es dröhnt ihr wie Trommelwirbel im Ohr, — das Martialgeſetz des Winters hört ſie verkünden. Horch, wie entſetzte Thierlaute durch die hohle Finſterniß dringen! Das Volk der Wildhöhlen kreiſcht angſtzerriſſen den Gott des irre gewordenen Lebens an. Eine Eule raſchelt mit ſchwerem Flügel durch's Dickicht — ein ſcharfer Schrei — da ſank noch ein Opfer der Local-Tyrannei, eh' der Winter ſie Alle, Alle gebieteriſch anherrſcht: Schlafet und ſterbet!

Hufetrab ſchallt durch die Nacht, erhitztes, abgehetztes Schnauben und Schnaufen, — es iſt ein Pferd mit ſeinem Reiter. Sie haben einen langen Gang gethan. Das Pferd iſt wund geritten, mit Schweiß und Schaum bedeckt, die Beine hoch hinauf von Sand ſtarrend, Schweif und Mähne von tauſend Dornen zerrauft. Der ſtädtiſch-elegante Reiter theilt das verwüſtete Ausſehen ſeines Thieres. Ein Wild achtet ſeines Felles mehr, als hier ein Menſch einer menſchlichen Bedeckung geachtet. Der feine Anzug iſt zerzaust, zerriſſen, beſchmutzt, jedes Stück in Unordnung, von Wind und Regennäſſe, Waldesgedorn und nacktem Erdlager geſtaltlos, formlos. Das Antlitz des Reiters iſt

bleich, entſtellt, überwacht, die Geſichtsmuskel abgeſpannt wie die eines Hinzurichtenden, aber das Auge darüber ſchneidig, blitzfunkelnd, wie ein Henkerbeil.

Der Reiter iſt Moorfeld.

Wir erzählen ſeine, ſeit dem Nachtlager am Frieſee durchlebten Stunden durch — Schweigen. Dieſe Oreſtie ſei der Phantaſie des Leſers überlaſſen! Genug, daß den Furien, die ihn jagten, kein Weg zu unwegſam, kein Dickicht zu dicht, kein Dorn zu dornig, keine Nacht zu nächtlich war, ſie fegten dies Herz über den herzloſen Boden Amerika's wie ein dürres Baumblatt im Winde. Aber es war kein dürres Baumblatt, es lebte und blutete, und blutend ſchleifte es ſich von dem methodiſtiſchen camp-meeting, von Gadshill, von Anhorſt's Grabhügel jetzt ſeiner verlaſſenen Hütte zu.

Es war ſpäte Nachtſtunde, als Moorfeld ſein ödes Heimweſen wieder erreichte.

Wie ein abgetakeltes Wrack trieb Roß und Reiter in den nachtbedeckten Hafen. Kein Salutirſchuß der Freundſchaft empfängt den Heimkehrenden freudig oder ehrenvoll; als ſchliche er ſich in einen Piratenhafen, iſt's traurig-ſtumm bei ſeiner Annäherung. Ach, er liegt ja im Grabe, der Mann, für den Moorfeld Dank und Freundſchaft hier ausgeſäet! Hinter jenen Blockwänden lungert theilnahmlos ein Miethling.

Aber das Blockhaus iſt erleuchtet und zwar ungewöhnlich wie es ſcheint. Noch mehr, lärmende Zecherſtimmen hallen daraus durch die Waldnacht.

Moorfeld ſtaunt.

Seltſames Beiſpiel von Dienertreue! Der trübſinnige Schottländer kennt alſo doch die Freuden des Trinkgelages; nur — hinter dem Rücken des Herrn! Oder iſt ihm ein Schwarm wilder, ungebetener Gäſte in's Haus gefallen, ein Schlag von Backwood-Rowdies, die er anders nicht los wird? Das war Moorfeld's beſſerer Gedanke.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Cäſar über ein paar querliegende Baumſtämme. Moorfeld fiel und ſah im Finſtern den Boden rings bedeckt von friſch geſchlagenem Stammholz. Es war wie eine Art Barrikade.

Halloh! Ballan heraus! rief Moorfeld mit hellem Waldruf.

Niemand antwortete.

Hört, Ballan, hört! Heraus mit Licht!

Das Blockhaus rührte sich nicht.

Ungeduldig raffte sich Moorfeld, so gut es gehen wollte, auf und half auch seinem Pferde auf die Beine. Er führte es vorsichtig am Zaume nach sich gegen die Hütte, deren Thüre er mit Einem Fußtritte aufstieß.

Aber jetzt war auch Empfang da.

Ein Mann trat ihm unter der Thüre entgegen und leuchtete ihm mit einer Kienfackel in's Antlitz.

Moorfeld prallte zurück. Das war Adin Ballan der Schottländer nicht, dieses Gesicht war — Wogan!

Hollah, was soll's? Was wollt Ihr vor meinem Hause? polterte der barsche häßliche Mann.

Moorfeld blickte unwillkürlich um sich, ob er den Ort nicht verfehlt, aber kein Irrthum waltete. Welch neue Ungeheuerlichkeit das! Hölle! rief er, ist ein Toller hier eingebrochen; wo ist Ballan?

In allen Winden; was kümmert's mich! laßt mir mein Haus in Frieden!

Teufel! Herr, packt Euch in's Tollhaus; Pistolen spaßen nicht. Wo ist Ballan, mein Diener?

Wogan trat zurück und machte Miene die Thüre zuzuwerfen.

Moorfeld riß eine Pistole aus dem Gürtel und feuerte. Das Hausrecht gegen die kolossalste aller Frechheiten zu vertheidigen, hätten wir selbst, um ein Gleiches zu thun, vielleicht nicht erst des Zustandes bedurft, worin diese Frechheit ihn antraf.

James! Dick! Bill! Charles! Heda, schüttet Zündkraut auf! Knallt ihn nieder! Schmeißt ihn todt! Und im Nu stand der Eingang gedrängt von einem Halbdutzend wilder, betrunkener Galgengesichter.

Moorfeld zog eine zweite Pistole. Da geschah ein Schlag gegen seine Hand und die Waffe fiel zu Boden. Ein höllisches Gelächter umwieherte ihn, das Gesindel packte ihn von allen Seiten. Moorfeld riß ein Jagdmesser aus der Scheide und stürzte blind auf den Schwarm. Dieser stob augenblicks auseinander. Moorfeld fiel im Schwung seines Stoßes zu Boden und sein Messer rannte tief in die ungeebnete Erde. Die Meute johlte unbändig über den gelungenen Raufer-Kunstgriff.

Na, Jungens, laßt's gut ſein, fing jetzt eine Stimme mit iriſchem Accent zu lallen an. Verklagt den Burſchen of trapass vi et armis und ſetzt ihn für diesmal an die Luft. Man iſt doch Friedensrichter ſo zu ſagen, und für Blutvergießen verantwortlich, ſo zu ſagen. Ich rathe, Miſters, es wär' ein verdammtes Accident, wenn ein Friedensrichter und ein Bündel Geſchworne Selbſthilfe genommen. Wofür ſind die Geſetze unſrer freien und aufgeklärten Verfaſſung da? Was will der Kerl eigentlich? Nachtlager? O pfui, Miſter, wer wird mit Piſtolen in der Hand Gaſtfreundſchaft fordern? Aber die arme Maus ſteht nicht mehr feſt in ihren Schuhen. Gebt ihm ein Glas ſteifen Grog, Jungens, Hitze muß Hitze vertreiben; ich rathe das wird ihm gut thun, wie der Nachtigall die Kreuzſpinne.

Moorfeld packte den Mann, der ſo ſprach, an, und rief: Ihr ſeid Friedensrichter? Nun denn im Namen Eures Amtes! Wißt Ihr auf welchem Boden Ihr ſteht? Wißt Ihr an welchem Verbrechen Ihr mitſchuldig ſeid? Ich überblicke, was hier vorgegangen iſt. Man hat meinen Diener verjagt und ſich in den gewaltſamen Beſitz meines Hauſes geſetzt. Ihr ſeid von einem Räuber bewirthet und Mitſchuldige Eures Räubers. Geht! Taumelt Euer frevelhaftes Gelage zu Ende und erwachet morgen unter dem Schwert des Geſetzes.

So ſprechend ſchleuderte Moorfeld den Betrunkenen hin, warf ſich auf's Pferd und ſprengte davon. Wald und Finſterniß verſchlang ihn. Das Ganze war die Scene eines Augenblicks. —

Wenn Menſchen durch Untertauchen in's Waſſer ſich den Genuß eines ſchwungvollen Glockengeläutes verſchaffen, Andere durch ſtarke Narkoſen, oder durch künſtliches Erhängen, oder durch was immer für eine Hervorbringung von momentanem Blutdruck auf's Gehirn ſich eine plötzliche Traumwelt an die Stelle der realen Wirklichkeit ſetzen, ſo müſſen wir an die Abnormität ſolcher Augenblicke erinnern, wenn wir von Moorfeld's Zuſtand jetzt ſprechen ſollen. Das Abenteuer dieſer Minute war ſo herausgeriſſen aus dem Zuſammenhange Alles deſſen, was ein Heimkehrender an ſeiner Schwelle erwartet, es war ſo unerhört, ja ſo wahrhaft unmöglich, daß es faſt einzig nur im Charakter des Abſurden auf Moorfeld wirkte. Moorfeld hatte die ganze Zeit über an die Perſon Wogan's nicht wieder gedacht. Und dachte er ja an ſie, ſo verſah er ſich eines böſen, feindſeligen Streiches zu

ihr: — dieſer aber war ein dummer! Es blieb ihm unbegreiflich, was ein Feind, der zu ſchaden oder auch nur zu kränken denkt, Planmäßiges ausgeführt hat, wenn er ſich dem Geſetze gegenüber in eine völlig offene, ungedeckte Lage begibt, ſich einer ſchweren Strafe ſchuldig macht, und nichts erreicht hat dafür, was einer logiſchen Bosheit ein entſprechender Erſatz ſcheinen könnte. Denn daß der rechtmäßige Herr eines Hauſes eine Nacht außer ſeinem Hauſe zubringt, ſollte das ein lange vorbereiteter Racheact, ſollte das ein Genuß ſein, der das Strafurtheil einer unrechtmäßigen Beſitzergreifung mittels gewaltthätigen Einbruchs aufwäge?

So war nach der Betäubung des erſten Augenblicks Moorfeld's Eindruck von dieſem Erlebniſſe eigentlich kein anderer, als der einer ſchlechtbefriedigten — Verwunderung. Noch nie war eine Beleidigung ſinnloſer angelegt, noch nie eine Genugthuung gewiſſer.

In dieſer Zuverſicht ſtand Moorfeld Tags darauf vor dem Cantonsrichter in New Lisbon, und forderte nach einem kurzen Referate der nächtlichen Begebenheit einen Conſtabler, der ihn in den Beſitz ſeines Hauſes zurück- und den unbefugten Eindringling in Haft daraus wegführte.

Kaum aber hatte Moorfeld ſein Begehren vorgebracht, als Mr. Wogan ſelbſt vor dem Richter erſchien. Er behauptete eine große Kaltblütigkeit bei Moorfeld's Anblick.

Zu dem Friedensrichter gewendet ſagte er, er komme, um das Ortsgericht zur Uebernahme eines Depoſitums aufzufordern. Es ſtünden ihm die Fahrniſſe im Wege, welche der vorige „Inhaber“ von John Stuterings Loos in ſeinem log shanty zurückgelaſſen. Seine Rechtstitel erſtreckten ſich nur auf das Immobiliar, die bewegliche Habe anzutaſten oder zu benutzen getraue er ſich nicht zu verantworten. Uebrigens beläſtige ſie ihn nachgerade, da er endlich daran denke, ſich mit einer eigenen Einrichtung zu verſehen, ja vielleicht breche er überhaupt die vorgefundene Blockhütte ab und fange einen größeren Bau an; — kurz, er wolle dieſen Nachlaß auf eine legale Art los ſein. Mit großem Gleichmuthe fügte er hinzu, er ſehe zwar in dieſem Augenblicke die Perſon des Eigenthümers jener Möbel ſelbſt vor ſich, er nehme aber Anſtand, deren Uebernahme von ihm zu begehren, da derſelbe vorausſichtlich und demnächſt eine Haft werde anzutreten haben,

indem er ſo eben of trepass vi et armis ihn anzuklagen im Begriffe ſtehe.

Moorfeld traute ſeinen Ohren nicht. Er glaubte in Wogan eine Art Automat zu hören, welches zwar eingerichtet iſt, articulirte Laute hervorzubringen, aber auf's Gerathewohl, ohne Sinn und logiſche Ordnung. Und da der Menſch, ſelbſt, wo ihm der Verſtand gänzlich ſtille ſteht, ſeiner Natur nach doch noch Gedanken erzeugt, ſo war Moorfeld's einziger Gedanke: der Mann iſt verrückt.

In dieſem Sinne antwortete er auch. Er ſagte, er ziehe ſeine Klage auf widerrechtliche Beſitzergreifung mittels Einbruchs zwar nicht zurück, aber er ſuſpendire ſie ſo lange, bis die gerichtsärztliche Expertiſe über die Imputationsfähigkeit des Angeklagten entſchieden. Für jetzt wünſche er unter Gerichtsgeleit in ſeine Wohnung zurückzukehren, und ſei es ja möglich, dem geiſteskranken Uebelthäter hier einen lichten Gedankenmoment abzugewinnen, ſo möge er vor allem inquirirt werden, was aus Alvin Ballan, dem Schottländer, geworden.

Ein Yankee macht nicht leicht ein verblüfftes Geſicht, es wäre denn in ſupernaturaliſtiſchen Dingen. Aber ſelbſt dann affectirt er ſtatt der verblüfften bloß eine verächtliche Miene.

Der Friedensrichter von New-Lisbon behauptete in dieſer widerſpruchsvollen Lage ſeine vollkommenſte Faſſung. Ja, ſo groß war dieſe Faſſung, daß er während des Vortrages der beiden Parteien keinen Augenblick aufhörte, zu nieten und zu ſchweißen, denn wir dürfen nicht vergeſſen zu bemerken, daß Moorfeld den ehrenwerthen Mr. Cartwright bei der Ausbeſſerung eines Pittsburger Packwagens angetroffen, welcher einer durchreiſenden Auswandererfamilie aus Pennſylvanien auf der ſchlechten Lisboner Straße in Brüche gegangen, und welchen der barmherzige Ortsrichter ſo eben zur Cur vorhatte, da dieſer Würdige, ſeines Zeichens ein Schmid, aus überfließender Menſchen- und Dollarliebe mitunter auch gerne noch zu ſeinem vorigen Handwerk griff.

Der Richter antwortete daher unter Hammerſchlägen und dem Ziſchen glühender Stifte gegen Moorfeld gewendet: Stehe gleich zu Dienſten, Miſter. Erlauben Sie nur, daß ich das Eiſen ſchmiede, da es warm iſt. Haben ja auch noch Zeit zu verſäumen. Geht ſo raſch nicht wie Sie denken, Miſter. Vertreiben da einen Mann, der in

einem Hause ſitzt und befinden ſich ſelber außer dem Hauſe. Wird ſo leicht nicht gehen, Miſter. Unter welchem Titel locomoviren Sie Mr. Wogan von ſeiner Feuerſtelle, wenn ich fragen darf?

Bei dieſer Frage hätte Moorfeld gerne den Richter ſelbſt für verrückt erklärt. Seine Stellung gemahnte ihn nachgerade an die Situationen jener parodiſtiſchen Romane, in welchen der geſunde Menſchenverſtand die negative Rolle ſpielt, und irgend ein allegoriſcher Narrenſpuck von Pflanzen, Thieren oder gefabelten Weſen den Unſinn als poſitive Weltordnung treibt. Er ſtand einen Augenblick und beſann ſich, ob er mit ſolchen Menſchen ſich weiter befaſſen wolle. Im Ernſte gewiß nicht. Nur indem er der Vorſtellung folgte, ſie als „Clowns“ eines Schauſpiels vor ſich zu haben, nur indem er ſich erinnerte, er ſei nach Amerika gekommen, um zu experimentiren, zu erfahren, kennen zu lernen, entſchloß er ſich, den Gang dieſer Scene einzuhalten, ſo lang bis ſein Eckel größer als ſeine Wißbegier ſein würde. Dieſer Ideengang ging voraus, als er auf Mr. Cartwright's Frage: unter welchem Titel locomoviren Sie Mr. Wogan von ſeiner Feuerſtelle? endlich antwortete.

Er antwortete einfach durch Vorweiſung ſeines Kaufbriefes.

Der Richter warf einen flüchtigen Blick auf das Papier, indem er einen kleinen Blasbalg an ſein Kohlenbecken ſetzte und ſagte phlegmatiſch: Hm, ein beſchriebenes Blatt! Ich rathe, Mr. Wogan hat deren mehrere. Von was für einer Sorte, wenn ich bitten darf, iſt dieſe Schrift?

Es iſt ein Kaufbrief!

Ein Kaufbrief, hm! das iſt ſo übel nicht. Und wenn dieſer Kaufbrief mit dem Grundbuche ſtimmt, — allerdings; dann hätte eine Klage auf Reſtitution vielleicht Ausſicht.

Wirklich? fragte Moorfeld mit einer ironiſchen Heiterkeit.

Noch einen Augenblick, Miſter, bat der Friedensrichter, dem der Packwagen ſehr am Herzen lag; — noch einen Augenblick, dann gehen wir hinüber auf die Cityhall und collationiren —

Daß ich nicht wüßte! unterbrach Moorfeld die Zumuthung, in Geſellſchaft Wogan's und des Schmieds über die Straße zu gehen.

Der Schmied hörte dieſe Weigerung offenbar mit Vergnügen und hämmerte noch einmal ſo eifrig auf ſeinen Wagen ein. Gut er mag

kommen, ſagte er. Heda, Tom! Lauf hinüber: Mr. Gull, wenn es ihm gefällig iſt, möge mit dem Grundbuche ſich bei mir einfinden.

Moorfeld hörte dieſen Befehl mit Erſtaunen. Aber freilich erinnerte er ſich zugleich, in einem Reiſewerke über Amerika einſt geleſen zu haben, daß dem Reiſenden ein ſehr achtungswerther Staatsſecretär die auf Pergament geſchriebene Stiftungsurkunde eines großen Unionſtaates vorgezeigt habe, welche wie ein gewöhnlicher auf die Poſt gegebener Brief zuſammengelegt, in den Falten abgeſchabt und in den Ecken durchlöchert war. Auf die Bemerkung des Reiſenden, daß man ſolche Documente in Europa in Folio zwiſchen Papp und andern Tafeln aufbewahre, habe der Staatsſecretär dieſes Verfahren zwar ſehr ſchön gefunden, aber deßungeachtet ſeine Urkunde höchſt kaltblütig wieder in die alten Falten eingebrochen. So ſchien es denn ein Seitenſtück dieſes Verfahrens, ein Grundbuch ohne Weiters aus der Regiſtratur zu reißen und damit über jede beliebige Straße zu laufen.

Tom, ein ſchwarzer Hausdiener, war inzwiſchen fortgelaufen, der Richter fuhr fort, ſeine glänzenden Schmiedekünſte an dem alten Packwagen zu erſchöpfen.

Mr. Wogan hatte die Unverſchämtheit, dem Richter Parteilichkeit vorzuwerfen, daß er bisher nur Moorfeld's Sache berückſichtigt, ſeine eigene Klage of trepass vi et armis aber durchaus ignorirt.

Eure Zeugen? fragte der Richter.

Mr. James Pettigraw, Advokat von New-Lisbon, Mr. Richard Luke, Farmer im County und Lieutenant bei der Landmiliz, Mr. William Clisby, ein Holzhändler aus Virginien, Mr. Charles Adoir, ein Pferdehändler vom Süden, Mr. Phelim O'Brien, Friedensrichter von Ravenna —

Was? der Phelim war auch dabei? fiel der Richter lebhaft dazwiſchen. Ei, Mr. Wogan, dann ſeid ihr ja Alle, nehmt mir's nicht übel — voll geweſen. Ja, ja, ich rathe, ihr ſeid tüchtig im Lee gelegen. Den Teufel auch, der Phelim! Wo mein ehrenwerther College von Ravenna einfährt, dort ſchwimmt man im Grog bis an die Ohren, — lehrt mich den Irländer kennen! Nein, Mr. Wogan, Betrunkene ſind keine Zeugen, das iſt ein Factum. Vi et armis! ach geht mir doch! Wo ſeid Ihr denn verletzt? Wo thut's Euch denn

weh? und der Schmied-Richter ſpie mit großer Selbſtüberzeugung einen ganzen Mund voll Rauchtabakextract in ſeine Kohlen, die laut aufziſchten.

Moorfeld ſah mit Verwunderung, daß er am Ende noch die Freiſinnigkeit dieſes Juſtizbeamten anerkennen müſſe. Freilich indem er ſeine Leute näher beobachtete — ſtieg ihm der Verdacht auf, es verdrieße den ehrlichen Mann eigentlich, daß er nicht ſelbſt mit von dem beſagten Gelage geweſen. Natürlich fand es Moorfeld unter ſeiner Würde, von ſolch einer Nachſicht zu profitiren und die That ſeines gerechten Zorns zu verſchweigen. Aber Mr. Cartwright hämmerte wieder auf ſein Wagenrad ſo vulkaniſch los, daß die zwei zugeſtandenen Piſtolenſchüſſe abſichtlich wie es ſchien übertönt wurden. Mr. Wogan wendete kein Wort dagegen ein. Er ſtand da, ſeine wulſtigen Lippen in die Zähne gekniffen, ſeine Schultern hoch an den häßlichen Schädel gezogen, und ſchien Kraft und Erwartung wie zu einem Hauptſchlag zuſammenzudrängen.

Dieſer Augenblick kam jetzt. Man ſah Mr. Gull, den County Clerk, über den „Square“ von New-Lisbon heranſchreiten, Tom, der Neger, trug ihm das Grundbuch nach. Mr. Cartwright warf ſchnell noch einen prüfenden Blick auf den Pittsburger Patienten und ſchien von der Reconvalescenz deſſelben ſo weit überzeugt, daß er es wagen mochte, den Gegenſtand ſeiner zärtlichen Sorge endlich zu verlaſſen. Er hatte nämlich den Tact, die drei Herren jetzt in ſeine Amtsſtube zu bitten, da der bisherige Schauplatz unter freiem Himmel geweſen.

Man trat ein.

Mr. Gull, der County Clerk, war dieſelbe Perſon, an deſſen Krankenlager Moorfeld das von ihm beſchriebene Zuſammentreffen mit dem reiſenden „Doctor“ gehabt. Der Mann begrüßte unſern Helden mit einer Artigkeit darüber, der es nicht an Herzlichkeit fehlte. Er habe von ſeinem Bette aus die Controverſe wohl begriffen, ſogar mit einer Klarheit und Leichtigkeit, die ihn ſelbſt verwundere. Es ſei ihm eine ausgemachte Sache, daß der Doctor Mackead ein Ignorant und Moorfeld ſein Meiſter. Ein Kind habe ja das beurtheilen können. Auch habe er ſofort ein paar Aderläſſe genommen und er ſei überzeugt, daß er dieſer Kur allein ſein Leben verdanke. Wogan blies wie ein

erſtickendes Schwein ſeinen Grimm von ſich und ſchnauzte barſch: Zur Sache, wenn's beliebt.

Die Gegeneinanderſtellung des Kaufbriefes und des Grundbuches war das Werk eines Augenblicks, der Befund vollkommen richtig.

Moorfeld hielt den Gegenſtand hiermit für erledigt. Er forderte jetzt Rechenſchaft wegen Adin Ballin.

Wogan ließ ſich mit mürriſcher Kürze und Gleichgiltigkeit zu der Ausſage herbei: er habe dem Schottländer ſein Recht auf John Stutering's Grundſtück deutlich gemacht, ſo weit es dem Rechtsunkundigen begreiflich geweſen, habe ihn ferner auf die Mittel aufmerkſam gemacht, mit welchen er dieſes Recht gegen einen unbeſonnenen Widerſtand in Vollzug ſetzen könne, und ihn dadurch gütlich vermocht, den Platz zu räumen, indem er ihn zugleich zu einer andern Dienſtſtelle nach Whelling empfohlen, wohin derſelbe auch abgegangen.

Moorfeld wiederholte ſofort mit nachdrücklicher Betonung: Sie haben ihn auf die Mittel aufmerkſam gemacht, Ihr angebliches Recht gegen ſeinen Widerſtand in Vollzug zu ſetzen; — d. h. Sie haben ihn unter Androhung von überlegener Gewalt von dem Poſten ſeiner Pflicht vertrieben. Nehmen Sie das zu Protocoll, meine Herren. Die weitere Glaubwürdigkeit dieſer Ausſage wird eine ſofort in Whelling anzuſtellende Requiſition lehren. Moorfeld ließ die Schritte dazu unter ſeinen Augen verfügen.

Erſt nachdem er dieſe Obliegenheit gegen ſeinen Diener erfüllt, verlangte er jetzt die Verantwortung über Wogan's Verbrechen des Einbruchs.

Wogan holte eine geräumige Brieftaſche hervor, aus welcher er eine Unmaſſe von Schriftſtücken, gleich dem Inhalt eines trojaniſchen Pferdes, ausſchüttete. Er begleitete dieſe Entfaltung ſeiner Papierſchätze mit folgender Erklärung:

Ich werde die Rechtmäßigkeit meiner Anſprüche an John Stutering's Loos aus einer Reihe von Documenten beweiſen, wovon jedes für ſich und alle zuſammen mich als unzweifelhaften Eigenthümer des genannten Grundſtückes legitimiren ſollen. Mit dieſen Papieren in der Hand hätte ich jeden vorfindlichen Inhaber jener Realität ohne Weiteres außer Beſitz zu ſetzen die Befugniß gehabt; ich fand aber das Land nicht beſeſſen, es lag herrenlos da, ein Menſch niſtete darin,

dem jedes Erforderniß fehlte, daſſelbe rechtlich zu behaupten oder zu vertheidigen, ja dem ich nicht einmal zu glauben brauchte, daß er der Diener eines angeblichen Beſitzers derſelben Landſtelle ſei, kurz den ich als Fremdling und Eindringling zu präſumiren das Recht hatte, was ich denn auch gethan.

Moorfeld wendete ſich an den Richter und ſagte: Haben Sie die Güte, dieſen Poſſenreißer an den Ernſt einer gerichtlichen Verantwortung zu erinnern. Mich dünkt, ich höre einen Menſchen, welcher jede Ehefrau im Lande, deren Gatte verreist, als Wittwe präſumirt und je nach Befund in Anſpruch nimmt. Ich liebe den Scherz, aber ich wähle mir meine Geſellſchaft dazu. Ich räume jenem Menſchen das Recht nicht ein, mich zu unterhalten!

Die beiden Gerichtsperſonen ſahen ſich auf eine Art an, welche verrieth, daß ihnen die ſophiſtiſche Sprache Wogan's offenbar weniger neu war, als der hohe Ton des Europäers. Aber doch lag in Moorfeld's Haltung ein Etwas, deſſen Macht nicht unempfunden auf ſie wirkte. Mr. Gull ſagte daher kurz zu Wogan hinüber: Erklären Sie Ihre Papiere.

Wogan begann:

Sie wiſſen, meine Herren, daß John Stutering auf die Ausſagen zweier Hauptzeugen hin, eines Mr. Samuel Flint, Farmer im Beaver-County im Staate Pennſylvanien, nnd eines Mr. Vane, Storekeeper in Cleveland am Frieſee für ſchuldig befunden und verurtheilt wurde. Hier lege ich Papiere vor, welche das Zeugniß dieſer Zeugen geſetzlich aufheben. Mr. Samuel Flint hat ſeine Ausſage unter dem göttlichen Einfluſſe einer Wiederbelebung auf dem camp-meeting der Methodiſtengemeinde zu New-Lisbon feierlich widerrufen, worauf er eines ſeligen Todes verblichen. Sie werden die Acte des Widerrufes von drei Aelteſten, zwei circuit riders, und dem ehrwürdigen Reverend Jeremias Windowſhutter, Methodiſtenprediger dahier, unter Obſervanz aller legalen Formen ausgefertigt finden. Hier iſt ſie. Was die Ausſage des zweiten Kapitalzeugen, Mr. James Vane, betrifft, ſo lege ich hier ein Certificat ſeiner Ortsbehörden vor, aus welchen erſichtlich, daß beſagter Mr. James Vane als Sergeant bei der Landesmiliz in der Schlacht bei Bunkershill den rechten Arm verloren. Mr. Vane hat alſo mit den Fingern der linken Hand geſchworen. Nun habe ich

nach sorgfältigster Durchsicht der Prozeßacten des John Stutering nirgends finden können, daß der Gerichtshof den Zeugen Vane von der gesetzlich gebotenen Form der Aufhebung der rechten Hand ausdrücklich entbunden hätte. Das Zeugniß des Mr. Vane ist also unter einer ungiltigen Form, d. h. im rechtlichen Sinne gar nicht abgelegt worden. Eine Wiederholung seiner Eidesaussage ist aber unstatthaft, da in einem Prozesse auf Leben und Tod kein Zeugniß eines Zeugen zweimal abgefordert werden kann. John Stutering kehrt demnach vollkommen rechtlich rehabilitirt in den Besitz seines Grundstückes zurück und hat der Gerichtshof dasselbe eingezogen und veräußert, so ist hier von einem Prozesse des Käufers mit dem Gerichtshofe die Rede, der John Stutering in keiner Weise berühren kann. Der Käufer hat sich an den Gerichtshof zu halten, und ein Attentat auf John Stutering's Eigenthum, wie es heute Nacht versucht worden, fällt in die Kategorie der strafbaren Handlungen.

Ich lege nunmehr eine Cessionsurkunde beziehungsweise einen Kaufbrief vor, womit ich erweise, daß John Stutering's Loos inzwischen auf mich übergegangen, und zwar unter allen gesetzlichen Formen und Observanzen.

Wenn die geringe Summe in Verwunderung setzen sollte, womit ich das Eigenthumsrecht von John Stutering's Landloos erworben, so bin ich ferner zu erklären bereit, daß dieses Eigenthumsrecht selbst ein zweifelhaftes, ein anzufechtendes, ein ungewisses. John Stutering hat von den Erben eines Majors Solon Robinson in Conecticut gekauft, welcher die Landstelle im Jahre 1784 durch Ankauf von den Eingebornen an sich gebracht haben will. Es war aber damals schon das Gesetz erlassen und in Giltigkeit getreten, daß zur Vermeidung aller Grenzstreitigkeiten, welche den Bestand der jüngeren Colonien aufs äußerste zu verwirren angefangen, künftig kein Privatmann durch Abtretung von den Indianern Land erwerben könne. Der Major hat dieses Gesetz verletzt und scheint überdies zur Zeit des westlichen Verbehalts mit seinem ungesetzlichen Eigenthum furtim durchgeschlichen zu sein, anstatt es dem öffentlichen Grundbesitze Conecticuts anzuschließen, als dieser gegen eine Entschädigung von Einer Million zweimalhunderttausend Dollars an die Föderalregierung abgetreten wurde, eine Summe, aus welcher der Major gleichfalls seine Entschädigung zu fordern ge-

habt hätte, wenn er sich der Abtretung nicht illegaler Weise entzogen. Die Erben des Majors waren daher nicht rechtliche Eigenthümer dieses Grundstückes, sondern besaßen höchstens einen Anspruch auf die für dasselbe entfallende Ablösungsquote, vorausgesetzt, daß ihnen eine solche überhaupt zugesprochen wurde, da eine Erwerbung durch Privatvertrag mit den Eingebornen, wie bemerkt, schon vor dem Jahre 1784 ein ungesetzlicher Rechtstitel des Besitzes. Gleichzeitig finde ich weiter, daß weder der Major noch seine Erben das Landloos schuldenfrei besessen, wie ich aus vorliegender Reihe von legalisirten Vidimirungen nach älteren Grund- und Hypothekenbüchern in Conecticut darzuthun in der Lage bin. Einige dieser Insätze habe ich bereits auch käuflich an mich gebracht, über die Ablösung anderer stehe ich noch in Unterhandlung. Bei näherer Untersuchung begegnete mir ferner ein gleichfalls zu brachtender Rechtstitel, welcher auf einer der beiden Sectionen des Landlooses aus früheren Zeiten haftet. Nach dem alten Pennsylvanischen common law erwarb es nämlich Rechtstitel auf ein Land, wenn ein Ansiedler drei Nächte nach einander sein Herdfeuer darauf angezündet. Mr. Chauncez Gulbert in Pittsburg vermag nun, wie ich in diesen Papieren vorlege, den Nachweis zu führen, daß ihm unter jenem Titel des jus primae occupationis für die Section Numero fünf von John Stutering's Landloos schon aus dem Jahre 1778 zusteht. Ich habe dem Mr. Chauncez Gulbert diesen Anspruch gleich den übrigen abgekauft; hier ist die Urkunde darüber. In einer ganz besonders verwickelten Rechtslage befindet sich aber die Section sechs des besprochenen Grundstückes. Ich werde aus diesem Fascikel von Contrakten, Cessionen, Pfandbriefen, vidimirten Codicillen —

Nicht nöthig, Mister — unterbrach Moorfeld — ich zweifle nicht, daß halb Amerika John Stutering's Loos besitzt, und daß Sie das Alles abgelöst. Aber ich bin nicht gekommen, um mir eine Indigestion an Advocatenkünsten zu holen, deren Vortest nicht besonders gewählt und glücklich ist, wenn der Effect nicht in der Steigerung der Gänge liegen soll. Genug, daß ich Ihre Absicht erkenne, mich durch ein shingled over, wie sie's nennen, zu decontenanciren, und daß ich den geringsten Begriff fassen darf von dem Publikum, in dessen Schule Ihre Erfindungsgabe im Ganzen genommen so herzlich roh geblieben ist, — ich sag' es mit aller Anerkennung Ihres sonstig gut

Willens. Nicht mit Ihnen habe ich es zu thun. Ich fahre fort, Sie, als Partei, unter aller Schätzung zu betrachten. Ich frage Sie vielmehr, mein Herr, — wandte ſich Moorfeld an den Friedensrichter — ob Sie als Ortspolizei verpflichtet ſind, mir jetzt mein Haus aufzuſchließen, und als Untergericht meine Klage gegen dieſen Verbrecher zur geeigneten Weiterbeförderung entgegen zu nehmen?

Das Letztere ohne Zweifel, antwortete Mr. Cartwright nach einer Pauſe, aber eine eigenmächtige Reſtitution, wie Sie von mir fordern, Sir — er vertauſchte doch nachgerade das Miſter mit Sir —, ich könnte nicht ſagen, — ich weiß nicht, Sir — die Sache hat eben den Prozeßweg zu gehen.

Das verſteht ſich von ſelbſt; nur daß ich nicht geſonnen bin, den Prozeß unter freiem Himmel abzuwarten.

Der Friedensrichter zuckte die Achſeln.

Moorfeld warf einen erſtaunten Blick auf Mr. Gull. Aber auch dieſer Beamte ſah ernſter, als es Moorfeld begreifen konnte.

Sie nehmen die Sache in der That leichter — erlauben Sie die Bemerkung — als ſie uns Andern erſcheinen will.

Mein Herr! rief Moorfeld groß, ſoll ich denn zweifeln müſſen, daß in dieſem Lande die Anfänge und Ausgangspunkte aller menſchlichen Geſittung fehlen? Hier mein Kaufbrief, dort Ihr Grundbuch — Sie erkennen mich als Eigenthümer und mein Eigenthum ſoll mir verſchloſſen bleiben?

Ach, mein Herr, ein Kaufbrief hat hier Landes weniger zu bedeuten, als irgendwo zwiſchen den Polen. Und Sie ſehen wohl, was Mr. Wogan Ihnen an Rechtstiteln entgegenſetzt. A dirty job! in Wahrheit; aber iſt nur ein Zehntel davon „geſund“ — es thut mir wirklich leid, Sir! aber ich weiß nicht, was dann das Schickſal Ihres Eigenthums ſein wird. Sie hätten wahrſcheinlich auf eigenes Riſiko gekauft.

Von einer Behörde?

Von einer Behörde, Sir. Was kümmern ſich unſre Behörden um Rechtstiteln? Sie überliefern, wie ſie überkommen. Bei uns gilt der Grundſatz: Caveat emtor!*)

*) Käufer, nimm dich in Acht!

Moorfeld ſtand erſtarrt. In Wogan's Zügen verkroch ſich ein tückiſches Hohnlachen. Nach einer Pauſe kurzer Ueberlegung ſagte Moorfeld: Wohl! Das hat auf den Ausgang dieſes Prozeſſes Bezug. Ich mag's erwarten. Und eine Stimme ſagt mir, daß auch nicht das Zehntel von jenem dirty job geſund iſt. Kaum werde ich einen Livingſtone auffordern dürfen, die Truggewebe eines Wogan zu zerreißen. Aber —

Bei dem Namen: Livingſtone blickte Wogan überraſcht und erblaßte. Er murmelte etwas von einem „billigen Vergleiche", zu dem er ſich bereit finden laſſe.

Aber — fuhr Moorfeld fort ohne ihn eines Blicks zu würdigen — unter allen Umſtänden kehrt meine Forderung zurück, mir mein Haus aufzuſchließen. Wenn ich's erlebe, daß ein amerikaniſches Gericht den Raub nachträglich heiligt, ſo ſoll mich das Urtheil einer Mehrheit von Flibuſtiern ſo gehorſam finden, wie jede Mehrheit. Das Gut ſei ſein. Jetzt, wo es noch nicht ſein iſt, erſuche ich Sie indeß, dieſe Scene zu enden. Handeln Sie Ihres Amts. Ich wünſche, unter der Autorität Ihres Gerichts nach Hauſe zu kehren.

Mr. Gull antwortete in einem ſanften aber beſtimmten Tone: In Wahrheit, Sir, auch das macht ſich nicht, wie Sie denken. Ihr Gegner ſitzt in dem Hauſe, Sie ſtehen außer dem Hauſe. Das iſt der factiſche Thatbeſtand hier. Und bis zu einem Urtheilsſpruch, der dieſen Thatbeſtand ändert, dürfte kein Sheriff in Amerika die Verantwortung auf ſich laden, ihn einſeitig aufzuheben. Mr. Wogan präſentirt ſich uns im Beſitze, der Beſitz aber iſt prima facie ein Beweis des Rechts.

Moorfeld war ſprachlos. Er hatte gehört, aber das Wort irrte unverſtanden am äußeren Ohre umher: es vermiſchte ſich nicht ſinnvoll mit der Beſinnung. Beamte dieſer Republik, rief er aus, verſteh' ich Sie recht? Ein Räuber bricht Nachts in mein Haus und Morgens ſtellt Ihr Amerika's Themis als Schutzwache an ſein Haus?

Und die Beamten der Republik ſahen ernſt und bejahten.

Der Menſch iſt noch ungeboren, den der Anblick des Geſetzes nicht überwältigte. Dem Unnatürlichſten iſt es natürlich, dem Ehrfurchtsloſeſten eine Majeſtät, und ſelbſt dem Gottesleugner ein Gott. — Betäubt verließ Moorfeld das Haus. Ueber all ſeinen Seelenqualen

war es ihm möglich geblieben, mit Ruhe und Würde dieſer Stunde zu ſtehen; — jetzt brach er zuſammen. Mit dem Reſt ſeiner Beſinnung eilte er hinweg, ſeine Beſinnungsloſigkeit zu verbergen.

* * *

Dies war das Ende von Moorfeld's Aufenthalt in Ohio. Noch verweilte er, die Recherchen über Alvin Ballin abzuwarten, der zwar in Wbelling gefunden wurde, aber in dem elendeſten Zuſtande. Für die arme Annette warf er eine Rente aus, um die Benutzung einer öffentlichen Heilanſtalt für immer entbehrlich zu machen. Zuletzt erwirkte er gegen Wogan ein vorläufiges writ de ne exeas, wodurch er dieſe Beute ſeines gerechten Zornes — nach einem annäherungsweiſen Begriffe — unter polizeiliche Aufſicht ſtellte und ſich der Haftung für deſſen Perſon verſicherte. Dann eilte er nach Newyork, lechzend der mißhandelten Gerechtigkeit einen Ritter des Rechts aufzurufen.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Von der Landseite des Philadelphia-Bahnhofs bietet Newyork keine Avenüe wie von der Seeseite seines Hafens. Von Neu Lisbon zurück bot sie auch keine, wie von Europa heran! Im Aeußern und Innern verglich Moorfeld seine zweite Ankunft mit seiner ersten, und — der Vergleich war traurig genug.

Deßungeachtet konnte er sich eines gewissen Heimathsgefühls nicht erwehren, wenigstens im ersten Augenblicke nicht. Diese Straßen — diese Kirchenthürme, — dieses Menschengewühl — um wie viel näher stand es dem Europäer, als die blöde, glotzende Einsamkeit und Barbarei des Urwaldes! Schon das Wehen der Seeluft, die Nähe des Oceans, — wie lockend! wie beflügelnd! Ist das Meer nicht der Nachbar aller Menschen, die Pforte aller Länder? Diese Welle hat den Dom von Rouen zurückgespiegelt, dort liegen die Länder Homer's, Shakespear's, Petrarka's! Und ein Stück Leinwand trägt hinüber leichter als vogel-leicht, denn selbst die Möwe ruht aus auf ihr! Wahrlich, jede Seestadt ist die Heimath jedes Menschen!

Leise und angenehm spielen diese Empfindungen in Moorfeld's Seele: — sie sind ihr ahnungsreicher Hintergrund, indeß die strengen Sorgen des Tages in den vordersten Reihen einherdröhnen. Es war bei einbrechender Abenddämmerung, als er mit dem Philadelphia-Bahnzug in Newyork ankam. Er stieg in dem nächsten Boarding-house am Bahnhofe ab, und eilte sogleich, Benthal zu sehen. Zwar erlaubte ihm die späte Tageszeit nicht mehr, bei Frau v. Milden vorzusprechen,

doch erinnerte sich Moorfeld an Kleindeutschland. Die vorgerückte Stunde, sonst zu jedem Besuch unpassend, eignete sich eben zu diesem. Dort konnte er den einzigen Versuch, Benthal zu finden, noch heute machen. Das that er. Glücklicherweise fand er in seinem Notizbuch die Adresse jenes abgelegenen Stadtwinkels vor, wohin er sich sonst wohl schwerlich zurechtgefunden hätte. So warf er sich in die nächste Miethkutsche und flog dahin.

Das Gasthaus zum grünen Baum stand jetzt in einer Straße, das vor drei Monaten fast noch auf freiem Felde gestanden. Im Innern aber war es so ziemlich beim Alten geblieben. Herr Häberle, „der deutsche Kaiser", war noch immer ein rundes Bild von leiblichem Gedeihen bei geistigen Vacanzen; Vronele, sein flinkes Töchterlein, oder vielmehr seine Vormünderin, führte noch immer schnippisch und gutmüthig das Reichsregiment nach stabilen Satzungen und Maximen, die anwesenden Gäste waren noch immer deutsche Zungen und deutsche Gesichter, welche behaglich bei ihrem Schoppen saßen, nicht wie der hastige Yankee stehend an der Bar tranken, und so meinte Moorfeld die Person des Rector magnificus könne gar nicht fehlen, wie ihn um und um Alles so hübsch gewohnheitstreu anheimelte. Erblicken aber konnte er sie noch nicht.

Ueberhaupt bemerkte Moorfeld bei einiger Aufmerksamkeit doch mehr Veränderung in der Physiognomie der Trinkstube, als es auf den ersten Blick scheinen mochte. Das Local war besuchter, was er theils der späteren Jahreszeit, theils dem vermehrten Anbau zuschrieb. Das Publikum selbst war gemischter: die Gäste schienen nicht mehr ausschließlich der Einen Klasse von arbeitsuchenden Handwerkern anzugehören, noch verrieth ihr Beisammensein jenes familienhafte Gemeingefühl, jene Brüderlichkeit des Bedrängnisses, was dem Hause damals ein so eigenthümliches Gepräge verliehen. Moorfeld erblickte zufriedene Gesichter, welche offenbar mit ihrer Subsistenz im Reinen waren, dann wieder verdutzte, rekrutenhafte, welche vielleicht Auswanderern angehörten, die erst während seiner Abwesenheit angekommen. Daß er selbst von dem schwäbischen Wirth und seiner Tochter nicht wieder erkannt wurde, brauchen wir kaum hinzuzufügen.

Indem Moorfeld sich Letzteren näherte, um über die Person, die er suchte, Nachfrage zu thun, hielt er plötzlich inne. Es schlug ihm

wie eine wohlbekannte Stimme ans Ohr — er brauchte sich nicht lange zu besinnen, — es war die hohle Baßstimme Herrn Hennings, des Schriftsetzers. Sie kam aus dem sogenannten „Extrazimmer". Dahin schienen sich die Intimen des alten Kleindeutschlands für diesmal zurückgezogen zu haben.

Herr Henning sprach lebhaft, mit Feuer. Auch sein Aeußeres umspielte ein gewisser Glanz, es lag wie ein erhöhter Moment, wie ein Goldstaub von „guten Tagen" auf ihm. Er war sorgfältig rasirt, sein Stirnhaar genial in die Höhe geworfen, seine Backen von einer leichten Röthe angehaucht, und ein feiner, blüthenweißer Hemdkragen, der in Erinnerung seiner schweren Kämpfe mit der Waschfrau wie eine wahre Siegesflagge prangte, lag breit über einem, wie es schien, seidenen Halstuche. Er war in einer aufgeweckten angenehm-nervösen Stimmung, ganz herausgetreten aus dem pflegmatisch-schletterigen Charakter früherer Tage. Bald hätte Moorfeld an eine wirkliche Glückswendung bei diesem Anblicke geglaubt, wenn nicht die jugendlich-strahlende, fast kokette Laune des Schriftsetzers im Grunde ebenso viel schalkhafte Selbstironie durchzog, als früher seine scheinbare Abspannung und Todesahnung der phthisis pulmonalis. Auch sprach er laut genug, daß Moorfeld durch die dünne Glaswand jedes seiner Worte vernehmen konnte, und diese ließen allerdings keinen Zweifel über seine Glücksumstände zu, denn eben sie waren das Thema seiner Unterhaltung.

Ich bin Vorstand eines Vereins zur Verbreitung guter und nützlicher Volksschriften — rühmte Herr Henning von sich; — der Verein liegt freilich noch in der Wiege, wenn sich anders behaupten läßt, daß ich, der lange Henning, ein Wiegenkind sei; denn die Wahrheit zu gestehen: ich selbst bin das einzige Mitglied meines Vereins. Das schadet aber nichts. Mein Verein wirkt nichts desto weniger segensreich, das heißt segensreich für mich und das ist doch wohl die unerläßlichste Probe jedes gemeinnützigen Unternehmens. Hört mich an. Seit wir uns das Letztemal nicht gesehen, haben einige von meinen sieben magern Kühen ihr Embonpoint wesentlich verbessert. Ich habe eine Fütterungsmethode erfunden, — doch nein! nicht ich; der Zufall, der Vater aller merkwürdigen Entdeckungen, hat's gethan. Man muß sich auch nicht mehr Vaterschaften, als nöthig, zuschreiben. Nachdem Frau Appendage

mit mir umgegangen war, wie Ihr es wißt, — Gott, es ist kein Gemüth unter diesen Amerikanern! — beschloß ich meine Kundschaft den Deutschen zuzuwenden. Dieser patriotische Zug belohnte sich. Zwar war auch meine neue Leibwäscherin, Frau Scheuderlein, so herzlos, mir Geld abzufordern — diese Gier nach dem Mammon liegt überhaupt schon in der Luft, wie es hier scheint; aber — die Sache aberte sich doch. Ich hatte, als sie mir die erste Wäsche brachte, just eine Anweisung auf zweitausend Dollars an die Gebrüder Sweet u. Comp. in der Wall-Street einzukassiren, was sich freilich nicht so leicht machte, denn ich lag gleichzeitig an einem verstauchten Fuß darnieder, den ich mir Tags zuvor bei dem berühmten Longisland-Wettrennen geholt, indem ich einen schrecklichen Sturz vom Pferde mit angesehen. Die Verrenkung schmerzte außerordentlich, ich konnte das Bein nicht rühren, es ging mir erbärmlich.

Natürlich ließ sich der Incasso eines so bedeutenden Cheque's wie meine zweitausend Dollars keiner fremden Hand anvertrauen, und doch forderte Frau Scheuderlein ihr Geld, just wie es Frau Appendage auch gethan — es war als ob sich die zwei Weiber verabredet hätten. Mißmuthig über diese Entartung der deutschen Race warf ich ihr ein Buch an den Kopf: sie sollte damit auf den Bowery gehen zu Heiman Levi, der kaufe antiquarische Bücher. Ich gestehe gern: ich dachte nichts bei diesem Puff, — nichts, als nur eben sie los zu werden. Aber nun lernt den Fond des deutschen Charakters kennen. Nach einer Stunde kommt Frau Scheuderlein zurück: sie hätte auf dem ganzen Bowery keinen Haiman Levi gefunden, sie hätte aber in das Buch „a bisle ingeguckt", und es wäre eine schöne Geschichte. Da hört ihr's! Ein schlichtes Weib aus dem Volke, die verschämte, aber reinliche Armuth — Kennerin der deutschen Literatur! empfängliches Gemüth für die ästhetischen Schönheiten unserer Geistesblüthen! Ich wäre ein Barbar gewesen, hätte mich dieser Moment nicht erleuchtet. Jetzt erkannt' ich meine Mission. Hier mußte was geschehen. So viel gesunde und tüchtige Elemente unsres Volkslebens sollten nicht in Zersplitterung und geistiger Nahrungslosigkeit untergehen. Ich gründete meinen Verein zur Verbreitung guter und nützlicher Volksschriften. Ich besaß noch die deutsche „Männerbibliothek" mit Clauren's sämmtlichen Werken, Schlenkert's historische Romane, zwölf Theile vom Pantheon, zwei

Jahrgänge Mitternachtsblatt für gebildete Stände, zwei Jahrgänge vom Gesellschafter, Fouque's Zauberring, Phillippine von Geldern, die Grafen von Hohenberg, Casanova's Memoiren und hatte überhaupt eine ganze Kiste von Büchern mit nach Amerika gebracht, sowohl aus angeborenem Interesse für die schöne Literatur als auch um, in Ermangelung anderer Fahrnisse, meinem Schifferbeder das contractliche Passagier-Freigut nicht zu schenken. Diese Schätze machte ich jetzt flüssig. Ich ernannte meine Kiste zur Volksbibliothek und mich selbst zum Vorstand eines Vereins, der sich die patriotische Aufgabe setzte, jene ehrwürdigen Denkmäler des deutschen Geistes der weitesten Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Ein schwieriges Amt! ein aufopferungsvoller Beruf! Als ein Mann, der im letzten Stadium der Phthisis pulmonalis begriffen ist, schleppe ich, so weit die deutsche Zunge reicht, in Newyork und Brooklyn jetzt meine Bücher herum; keine Mansarde ist mir zu steil, keine Kellertreppe zu abschüssig, Herr Henning, der Büchermann, verbreitet Aufklärung. So treib' ich es jetzt. Schwer lastet der Volksdienst auf seinen Auserwählten, aber Deutschland ist dankbar und meine Kiste ist tief, — ich sehe einer sorgenfreien Zukunft entgegen. Ich werde heirathen. —

Unser Bruder Henning der soll leben! erscholl es im Chorus, — die Stimme des pfälzischen Schreiners gab den Grundton dazu an.

Merci! bedankte sich der Schriftsetzer mit geschmeichelter Eitelkeit und lächelte liebenswürdig nach allen Seiten. Aber, fuhr er fort, nun gebt mir auch zu leben! Ihr seid mir Kerls! Ihr hört von meiner Leihbibliothek und abonnirt nicht. Für euch besonders hätt' ich rare Sachen. Da sind z. B. Thümmel's Reisen in das mittägige Frankreich — die acht Bände liegen mir schwer am Herzen! Das ist Kaviar für's Volk. Der Plebs will nur spannende Handlung, Entführungen und Mordthaten, und der Thümmel ist ihnen viel zu geistreich. Das wäre ein Dessert für meine engeren Freunde. Ein Cent per Tag, ohne Einsatz, der Band mit Titelkupfer, — und welche Kupfer! Das Aushängeschild der holländischen Wirthin —

In diesem Augenblicke servirte Bronele einige Gläser Bier im Extrazimmer. Als sie den Rücken wandte, sah ihr der Schriftsetzer kennerisch nach, und brummte mit einem bedeutsam spannenden Kopfnicken: das wäre kein übles Aushängschild der holländischen Wirthin!

Seine Stimme ging hierauf in ein gedämpftes Flüstern über, die Köpfe rückten zusammen um ihn, und Alles verrieth, daß er das bekannte Mysterium von dem physiognomischen Quiproquo der holländischen Wirthin zum Besten gab. Ein wiederndes Gelächter folgte hierauf.

Das war denn Kleindeutschland, wie es leibte und lebte! Die alte Noth — die alte Gemüthlichkeit — Moorfeld ließ sich an dieser Skizze genügen und verlor keine Zeit mit ihr. Ihm handelte es sich um das Haupt dieser Glieder. Mit klopfendem Herzen fragte er jetzt, ob Herr Benthal heute noch zu erwarten, eine bangere Eventualität in dieser Frage umgehend. Herr Häberle, der Wirth, ließ seine Finger in seinem breiten Schwarzwälder Hosenträger spielen und besann sich auf den Namen. Der Rector magnificus? antwortete er nach einer langen geistigen Operation; hierauf rief er sein Töchterchen herbei, damit sie ihn im Reden substituire. Bronele gab mit einem geläufigen Zünglein den Bescheid, der Rector magnificus sei schon lange nicht mehr dagewesen, die Abende wären überhaupt nicht regelmäßig gehalten worden, es hätte diesen Sommer gar zu arg das Fieber gewirthschaftet; ganze Häuser seien ausgestorben, ganze Bezirke abgesperrt gewesen, die „Hohen" hätten zwar lange Placate anschlagen lassen, daß die Krankheit nicht ansteckend sei, aber die Leute hätten sie wieder herabgerissen und Alles sei auseinander gegangen, nirgends gab's Gesellschaft. In Fife Point, wo die „Jauner" hausten, stürben noch jetzt Leute, und die Doctoren hätten gesagt, bis nicht der erste Frost käme, würde es wohl gehen, wie im Jahre neunzehn und einundzwanzig. Sie, Gott sei Dank, wären gesund geblieben und die Leute seien rechte Narren, die sich nicht zu essen und trinken getrauten und den grünen Baum leer stehen ließen. Dazu lächelte das frische Schwabenmädchen so naiv-kokett aus ihren schelmischen Rosengrübchen, daß sich die Thorheit, den grünen Baum zu meiden, wohl einsehen ließ. Herr Häberle aber stand hinter dem Zahltisch und hörte mit schmunzelnder Bewunderung dem Concept seines Töchterchens zu.

Diese Auskünfte klangen nichts weniger als beruhigend. Und weiter war nichts zu erhalten. Denn der Rector magnificus, hieß es, lasse nicht viel von sich wissen; wenn er komme, so sei er eben da, sein Logis hingegen sei ein Geheimniß, Niemand könne ihn besuchen,

wahrſcheinlich wolle er „den Schwarm“ nicht nach ſich ziehen. Der Herr ſei gar kurz und propre mit den Leuten.

Indeß das Mädchen noch redete, that ſich die Thüre auf, und Moorfeld, der ſie fortwährend im Auge behalten, glaubte ſchon an der Art, wie ſie in der Angel geſchwungen wurde, etwas erwarten zu dürfen. Allerdings war's eine ungewöhnlichere Erſcheinung, die da eintrat, aber Benthal war's nicht. Es waren drei bis vier junge Amerikaner von auffallendem Aeußern, Burſche jenes eleganteren Rowdy- und Loafer-Schlags, wie ſie Moorfeld als Dandies on short allowance etwa auf Bennet's Rout geſehen. Die Schwengel traten mit einer unerträglichen Parodie des Anſtandes in die überraſchte Gaſtſtube, warfen ſtolz und wichtig ihre Augen umher, und ſchritten, indem ſie ſich im Gehen gegen einander verweilten, im nachläſſigſten Promenirſchritt nach dem Schenktiſch hinab. Der deutſche Kaiſer erblaßte bei ihrem Anblicke und murmelte zitternd: Gott, da ſind ſie ſchon wieder! Die anweſenden Gäſte wendeten ſämmtlich ihre Köpfe nach ihnen.

Aus dem Cötus trat ein Sprecher vor, ein Menſch, der unmittelbar die Luſt erregte, ihn zu ohrfeigen. Es war ein Bürſchchen mit einem merkwürdig mädchenhaften Geſichte, wenn anders ein ſchmales, knöchernes Köpfchen, von zerbrechlicher, nicht zarter Form, und einem Ausdruck von Fadheit, der auf die Speicheldrüſen wirkte, mädchenhaft genannt werden dürfte. Er knickte auf ein paar Beinchen einher, die eher gemacht ſchienen, eine Strickmaſche aufzufaſſen, als einen menſchlichen Leib zu tragen; bei ſeinem Anblicke mußte ſich Jedermann ſagen, dieſes Inſect würde, allein, vor einem Haſen davonlaufen. Hier aber ſpreizte er ſich in dem feigen Bewußtſein einer Genoſſenſchaft, welche ihrerſeits wieder mit einem Ausdruck von Hochachtung auf ihn blickte, wie ſie etwa einem Mutterſöhnchen zu Theil wird, das im ſechzehnten Jahr eine halbe Million durchgebracht, und vielleicht Mittel, wenn auch nicht Nerven genug hat, noch eine zweite durchzubringen.

Der deutſche Kaiſer zupfte Moorfeld am Rockärmel und flüſterte flehentlich: Bleiben Sie hier! bleiben Sie hier! Verwundert fragte Moorfeld: Haben Sie zu fürchten von dieſen Laffen? und iſt doch die halbe Stube voll Leuten? — Ach Gott, Sie tragen einen Schnurr-

bart, — haben so schwarze grimmige Augen, — Sie sind ganz ein anderer Mensch! stotterte der Kaiser in Seelenangst. Die Loafers waren inzwischen dicht an den Schenktisch getreten und jenes Knabengesicht, das sich als Sprecher gerirte, hatte sein fahles Köpfchen auf dem langen spindeldürren Hals bereits in die Höhe geworfen, und mit allen Zügen einer unwiderstehlichen Frechheit bereits den Mund geöffnet, als sein Blick auf Moorfeld fiel. Er stutzte, maß den Fremdling mißtrauisch von oben bis unten und blickte zweifelhaft auf seine Kameraden zurück. Dann wendete er sich an den Wirth, indem seine ganze Haltung verrieth, daß er sein mitgebrachtes Concept einiger Maßen abänderte, und fragte mit einem dünnen Stimmchen, das aus aristokratischer Affectation äußerst leidenschaftslos klang: Haben Sie sich entschlossen, die Ordre der Compagnie zu erfüllen? — Nein! rief Bronele statt ihres Vaters und stampfte trotzig mit dem Fuße. Der Bube warf seine ausgelöschten Augen auf das wackere Schwabenmädchen, und gab sich offenbar die ohnmächtige Mühe, eine Begierde zu empfinden. Es ist gut, sagte er sanft, wir werden ein Glas Minzjuleb nehmen. Die Loafers schwenkten hierauf von der Schenkbude ab, wobei sie Mann für Mann ihre verdächtigen Blicke auf Moorfeld wiederholten, dann setzten sie sich still an einen Tisch. Bleiben Sie hier! bat der deutsche Kaiser noch einmal.

Moorfeld begriff von Alledem nichts. Mechanisch nahm er den Loafers gegenüber Platz, welche fortfuhren ihn zu fixiren. Er saß auf Nadeln. Seine Gedanken waren bei Benthal. Was er gehört oder nicht gehört, erfüllte ihn mit einem dumpfen, unbestimmten Kummer. Die Brust war ihm zum Zerspringen voll von Unglücksgedanken. Die Loafers zischelten unterdeß berathend hin und her, während sie mit ihren Schnitzmessern eifrig die Stühle unter sich bearbeiteten. Einmal hörte sie Moorfeld im schlechten Französisch sagen: Der Gaul sieht verflucht widermäulig, und was die Hauptsache ist, so ein Kerl wird einer ganzen Schafheerde zum Anführer — wobei sie verächtlich auf die friedsamen Deutschen um sich wiesen. Hierauf zog Einer von ihnen seinen Revolver und fing bedeutsam damit zu spielen an, indem er verstohlen aber scharf nach Moorfeld hinüberschielte. Moorfeld zog ein paar Sackpistolen — schon längst seine ständigen Begleiter in Amerika — und begehrte von des Wirthes Bronele ein ledernes Läppchen, um sie

zu putzen. Er beschäftigte sich anscheinend sehr harmlos damit. Die Loafers blickten einander an, nickten sich zu, dann standen sie auf und gingen sittsam zur Thür hinaus.

Der deutsche Kaiser fühlte sich sehr glücklich über die abgewendete Gefahr. Er liebkoste Moorfeld's Pistolen fast wie lebendige Wesen. Vronele dagegen erzählte ihm: Diese „Herrenbuben" seien nun schon zum drittenmal da, und es wäre schändlich! Das hätte sie in Deutschland wissen sollen! Vorige Woche wäre die Geschichte passirt, da ging ein Mädchen, dem man von ehedem eine üble Aufführung nachredet, über den Bowery. Einer ihrer vorigen Bekannten begegnete ihr und wurde dreist. Das Mädchen aber war längst wieder auf guten Wegen, hatte ein ehrliches Verhältniß mit einem deutschen Maurer, der sie heirathen wollte, dann sollt's nach Cincinnati gehen, weit weg von Newyork, wo auch gute Arbeit auf die Maurerei ist. Das Mädchen erwehrte sich darum ihres Verfolgers, und da Alles nichts helfen wollte, flüchtete sie in einen deutschen Bierkeller auf den Bowery. Der Strolch verfolgte sie auch in den Keller, bekam Streit mit den Deutschen und erstach Einen. Das sei aber noch nicht Alles. Jetzt komm's erst. Die Amerikaner — man könnte sich's nicht einbilden! — schrien Zeter über den deutschen Wirth, weil er die Frechheit gehabt, den Mörder verhaften zu lassen! Und da wäre ein Gesindel beisammen, es nenne sich Feuerlöschcompagnie und der Mörder sei ihr sauberer Hauptmann. Diese Compagnie habe es durch spitzbübische Advocaten dahin gebracht, daß derselbige Hauptmann auf Caution wieder herauskommen könnte. Sie hätten Geld genug, die nichtsnutzigen Buben, aber zu Schimpf und Schand unsers Volks wollten sie die Caution von den deutschen Wirthen zusammenbringen. Die sollten Buße thun. Sie strichen jetzt durch ganz Newyork und legten jedem Wirth eine Steuer auf. Der Vater sollte zehn Dollars zahlen. Aber sie wolle Fußschläge haben, wenn er nur einen Cent gebe. Sie dulde den Unfug nicht. Sie gebe nichts.

Die anwesenden Gäste waren mehr oder weniger vertraut mit dieser Tagsbegebenheit und tauschten ihrerseits aus, was sie von neueren Gerüchten und Stadtgesprächen darüber wußten. Das Gastzimmer gerieth in eine lebhafte Unterhaltung. Moorfeld verzichtete unter diesen

Umständen darauf, das Gespräch auf Benthal noch einmal zurückzuführen. Es ließ sich noch manche Wendung erdenken, um aus einem Examen der Umstände zufällig oder schlußweise an ein festeres Wissen zu gelangen, aber er fühlte wohl, wie diese Rowdiegeschichte die Berichtigung einer ganzen Aufmerksamkeit für Kleindeutschland hatte, wenn sie gleich, nach seinen eigenen Erlebnissen und vor seinen gegenwärtigen Sorgen, nur ein dumpfes Echo in ihm haben konnte.

Erst zu Hause trat ihm der Fall von einer eigenthümlichen Seite wieder näher. Indem er sich von einer vorgefundenen Nummer des „Sun" einen Anzünder riß, um möglicherweise in einer kräftigen Pfeife Unruhe und Ungeduld zu narkotisiren, blieb sein Auge an einer jener Phrasen heften, welche oft unwillkürlich zum Weiterlesen einladen. Er las. Der Artikel behandelte eben jenes Ereigniß. Er that es zunächst in polemischer Form gegen den „Newyorker Herald", denn auch dieses „accident" war in die Sphäre des politischen Parteitreibens gezogen, wie überhaupt Alles in diesem Lande. Im weiteren Verlaufe dieses Artikels hieß es nun: Was man bei dieser Gelegenheit über den Charakter des Mädchens und ihres deutschen Bräutigams angemerkt hat, möchten wir nicht gern als das Urtheil der öffentlichen Meinung hingestellt wissen. Der Ausdruck, „daß nur ein Deutscher gut genug sein könne, die Abfälle amerikanischer Prostitution vom Boden aufzulesen", hat uns schmerzlich überrascht. Wenn wir unsern ehrenwerthen Collegen im jenseitigen Lager nicht geradezu der absichtlichen Verleumdung zeihen wollen, so können wir ihn doch von einer befremdlichen Unkenntniß in der Völker- und Sittenkunde nicht freisprechen. Weiß der „Newyorker Herald" nicht, daß die Deutschen über Prostitution ein- für allemale anders denken, als wir, ja daß einige ihrer verehrtesten Dichter sie kurzweg idealisirt haben? Wir gestehen gern, daß wir diesen Nationalzug der Deutschen nicht begreifen, aber wir trauen uns nicht den Erweis zu führen, daß die Deutschen deßwegen unsittlicher seien als wir. Zahlen hindern uns daran. Wir haben Tabellen der deutschen und amerikanischen Lasterstatistik vor uns, und — erklärt es wer will! — die deutschen Sitten sind besser, als die deutschen Grundsätze. Lassen wir übrigens die Deutschen. Sprechen wir von der traurigen Ursache dieses Scandals, von unserer unglücklichen Mitbürgerin. Wahrlich es ist sehr gentlemanlike, eine Schande, die wir nicht entschuldigen zu

können glauben, mit der Etiquette: „Abfall amerikanischer Prostitution“ geschwind in ein fremdes Nationaleigenthum zu verwandeln! Ei, behalten wir sie doch, aber wenden wir unser bischen Witz daran, sie immer noch zu entschuldigen! Mißlingt der Versuch, so war er mindestens christlich, denn das Neue Testament will den Tod des Sünders nicht. Man wird uns hier nicht vorwerfen, daß wir Dinge ans Licht ziehen, denen das Dunkel wohlthätiger wäre. Die Sache hat eine Publicität erlangt, bei welcher es geradezu lächerlich ist, das Blindekuhspiel halber Worte, mystischer Phrasen und zimperlicher Unwissenheit zu spielen. Leider, wir haben die schmerzliche Freiheit Alles zu sagen, denn Alles ist bekannt. Nun! Ein Mädchen, aus einer der ersten Familien, ein Ideal von Schönheit, ein Muster von Sittsamkeit, ein Inbegriff aller weiblichen Tugenden, verschwindet plötzlich aus dem väterlichen Hause und — affiliirt sich einem Nymphenchor der dritten Avenüe. Nemo repente turpissimus! Was ist das Mittelglied zwischen zwei so unermeßlichen Extremitäten? Ein abonnirter Kirchenstuhl! Der Prediger ihres Kirchspiels ist ein sogenannter Damenprediger, einer jener geistlichen Glücksritter, welche den Fuhrmannsgrundsatz im Munde führen, wer die Vorderräder eines Wagens in Bewegung setzt, dem folgen die Hinterräder von selbst, d. h., welche sich in ihrer Gemeinde dadurch festsetzen, daß sie auf die weiblichen Mitglieder derselben speculiren. Diese Damenprediger sind das Unzüchtigste, was die Welt kennt. Sie malen den christlichen Himmel in einem Style, wogegen Mahomed's Paradies zum Nonnenkloster wird; sie halten sich in unsrer ehrwürdigen Bibel zumeist an gewissen Stellen auf, wie Wildschweine an Sümpfen und Morästen; sie lesen aus ihrem schwarzsammtnen Buche mit silbernem Kreuzbeschlag Romane heraus und Romane hinein, die einen Faublas schamroth machen könnten. Ihre Art, die Gemeinde zu „kammstreicheln“ gleicht einer bekannten Art von Forellenfischfang. Die sport-mens verstehen uns. Wie also? Wenn ein rasches, lebhaftes Mädchen, bis ins Blut gepeitscht von den Stacheln einer Rhetorik, welche an der Grenzlinie des Polizeicodex gerade noch vorbeilavirt, aber die zarten Grenzen der Phantasie aufs wildeste durch einander wirrt, wenn die Verführte solcher Sonntagserbauungen, sagen wir, unaufhaltsam den lockenden Bildern ihrer Phantasie zuflattert und zu Asche brennt: dann stehen wir pharisäisch vor der Schnuppe und

rufen: Warum hast du diese Phantasie! Seit wann sind wir Idealisten? Seit wann nehmen wir die Menschen nicht wie sie sind, sondern wie sie sein sollen? Daß ein Mädchen Phantasie hat, können wir nicht ändern; daß ein Prediger aber den Schwerpunkt seiner Existenz in diese Phantasie lege, das können wir sicherlich ändern. Man besolde die Prediger von Staatswegen, anstatt sie auf die Freiwilligkeit der Gemeinde anzuweisen, und Faune werden sich wieder in christliche Kanzelredner verwandeln. Kurz, man überzeuge sich endlich von der Fehlerhaftigkeit des Volontary-Systems, das wir stets ebenso eifrig bekämpft haben, als es unsere politischer Gegner befürwortete. Das, wenn wir moralisiren wollen, ist die einzige gesunde Moral, die wir als praktische Amerikaner aus diesem Aergerniß ziehen können. Doch, es ist hier noch von andern Aergernissen die Rede. Die Verirrte z. B. kehrt aus den Armen des Lasters zurück, und bekennt jetzt, zum Entsetzen der Welt, nicht das Laster selbst habe sie zum Rückschritt getrieben, sondern das habe sie mit Schauder und Ekel, ja mit zerrüttender Verzweiflung erfüllt, daß die gefeiertsten Tugendspiegel Newyorks in hellen Haufen die Besucher ihres Hauses gewesen! Das ist freilich ungalant von einer Dame, welche die Galanterie zu ihrer Specialität gemacht. Deßungeachtet finden wir den gellenden Aufschrei über diese Denunciation sehr bedenklich. Wer nicht direct unter ihr zu leiden hat — und das Redactionsbüreau des „Newyorker Herald" hat's hoffentlich nicht — der lege seinen Stein getrost wieder hin. Daß eine entdeckte Schande zur Hölle der allgemeinen Verachtung nicht anders fahren will, als eine Welt von Mitsündern nach sich ziehend, ist zwar tragisch aber berechtigt. Weiter erhebt sich gegen diese Miß B** der Vorwurf, daß sie nach ihrer Bekehrung sich an einem entgegengesetzten Ende unserer großen Reichsstadt unter fremdem Namen in ein achtbares Haus als Magd eingeschlichen und dadurch die Heiligkeit eines reinen Familienlebens „gemeuchelmordet". Wer ist noch sicher, heißt es, sein Tischgebet ohne Frevel zu beten, wenn die Prostitution ihm servirt hat? Wir gestehen, diese Vorstellung hat etwas unversöhnlich Beleidigendes. Aber, wenn Gott die Sünde duldet in der Welt, so muß er sie doch in irgend bestimmten Verhältnissen dulden, und welche bescheidenere Stellung könnte die Sünde sich auswählen, als die einer bußfertigen Magd? Das Haus St** gibt übrigens zu, das Mädchen habe sich

einer musterhaften Aufführung befliſſen, habe unter Anderem nicht am Familientiſch, wie es doch Recht und Sitte unſerer weiblichen Domeſtiken, ſondern abgeſondert geſpeist, — eine vorgebliche „Grille“, in welcher Miß B** allen Zartſinn verrieth, der ihr in ihrer Lage überhaupt möglich war.

Moorfeld hielt plötzlich inne. An dieſer Stelle blitzte eine Ahnung in ihm auf. Er errinnerte ſich an das Kammermädchen Betty bei weiland Staunton. Der Zug, welcher hier angegeben war: abgeſonderter Tiſch von der Herrnfamilie, wies zuerſt mit Beſonderheit auf ſie. Augenblicks überlas er von Neuem, und nun fiel aus jeder Zeile Licht in ſein Auge. Auch die Vorbereitungsſtudien zu einer Schulſtelle fanden ſich beſprochen. Moorfeld ließ das Blatt aus den Händen ſinken und ſtarrte. Welch eine Entdeckung! welch ein Sittenbild! welch ein Erſtlingsgruß Newyork's an den Zurückkehrenden!

Er ſank verworren in ſich zuſammen. Ein ſpäter, unruhiger Schlaf jagte ihn durch ein Chaos von Träumen. Bentbal und das Fieber drangen aus allen Fugen dazwiſchen vor. Eine nebliche Morgenſonne erhob ſich über ſein Lager und rief ihn in ein wüſtes Tagesbewußtſein. Er warf den „Sun“ ins Kamin, machte verſtört Toilette und ſtand — nachdem er noch einen Umweg über die Battery genommen, um ſeinen Namen in Bennet's Viſitenbuch zu ſchreiben, — zur üblichen Beſuchsſtunde in Frau v. Milden's Zimmer.

Zweites Kapitel.

Nun, mein Kind, wie nimmſt du dich? Kennſt du den Herrn Baron — den Herrn Doctor, wollt' ich ſagen, nicht mehr?

Die kleine Malwine drückte ſich ſcheu in den Winkel von Wand und Sopha und ſchüttelte den Kopf.

Iſt das nicht derſelbe Herr, welcher die Güte gehabt, dich nach Mr. Mockingbird's Schule zu fahren und welcher uns einſt einen freundlichen Beſuch zum Thee geſchenkt?

Das Mädchen blickte aufmerksam auf.

Moorfeld faßte die Kleine unter's Kinn: wahrhaftig, meine Möwe hat mich vergessen?

Die „Möwe" wirkte. Malwine machte schnell eine entgegenkommende Bewegung, rief aber unwillkürlich dazu: Ach, Sie sehen so blaß!

Wirst du? zürnte Frau v. Milden, indeß Moorfeld einen erschrockenen Blick nach dem Spiegel warf. Sie hat Recht, sagte er seufzend, damals kam ich auch von Europa und heute nur — von Ohio! —

Frau v. Milden aber lenkte ab, indem sie ihrem Gaste mit der Frage entgegenkam: Ich werde vermuthen dürfen, daß ich die Ehre Ihres Besuches Herrn Benthal verdanke? Ich bin bereit, Bestellungen an ihn nach Kräften zu besorgen.

Er lebt also?! rief, oder vielmehr jauchzte Moorfeld auf.

Die Hausfrau blickte verwundert: Ging zu irgend einer Zeit ein Gerücht seines Todes?

Moorfeld schüttet sein ganzes Herz über seinen gestrigen Besuch in Kleindeutschland aus.

Frau v. Milden sieht mit einem fast mütterlichen Blicke in das verstörte Antlitz des armen Leidenden. Sie „ist glücklich", sagt sie, so „lebhaft empfundene Sorgen" verscheuchen zu können.

Moorfeld athmet leichter. So müssen doch nicht alle Schreckensträume in Erfüllung gehen!

Indem sich aber sein Antlitz jetzt aufheitert, vermißt er den gleichgestimmten Ton bei Frau v. Milden. Er hat in seiner Freude ein scharfes Auge dafür, daß diese Freude nicht getheilt wird. Er glaubt zu fühlen, die Frau athmet nicht die reine Atmosphäre, die sie selbst über ihn verbreitet hat. Es fehlt etwas zwischen ihm und ihr, gleichsam ein Medium, eine Voraussetzung. Selbst ihre Züge, bedünkt es ihm bald, haben seit drei Monaten Vieles gelitten. Er wollte das Wort, das ihm Malwinens Kindes-Naivetät entgegengetragen, leicht wieder zurückgeben können. —

Die Hausfrau nimmt mit ihrem Gaste Platz. Sie richtet Fragen höflicher Theilnahme über seinen Ohio-Ausflug an Moorfeld. Unser Freund antwortet in demselben Tone. Er erzählt vor Allem die Geschichte seines ärgerlichen oder wunderlichen Prozesses mit dem Räuber Wogan, indem er annimmt, daß er mit diesem Bericht eigentlich vor

Mitinteressenten trete. Frau v. Milden bezeugt dem Ereignisse schuldigen Antheil, — aber auch nur schuldigen, glaubt Moorfeld zu sehen. Er findet keinen Zug, womit die Frau ein persönliches Interesse daran verriethe, und auch die feinste Selbstbeherrschung, meint er, müßte in solch einem Falle einen Moment von Durchsichtigkeit haben. Frau v. Milden indeß bleibt augenscheinlich außer Partei dabei. Sie geht eben so unbefangen zu andern Mittheilungen über. Moorfeld antwortet fortwährend, wie Einer, der sich wiederholt, denn stillschweigend bezieht er sich auf seine Briefe. Frau v. Milden dagegen sieht sich bei dieser Art zu antworten oft zu Ergänzungsfragen genöthigt. Diese Unterhaltung währte gar nicht lange, als Moorfeld erkannte, daß sie schlechterdings auf einer Lücke beruhe. Er spricht endlich direct von seinem Reise-Tagebuch, und daß er nicht anders als der Meinung lebe, Benthal habe es in seinem „Lorettohäuschen“ mitgetheilt. Die Hausfrau stutzt. Sie blickt verlegen. Mit diesem Worte ist ein Punkt erreicht, auf welchem es nicht mehr möglich blieb, reservirt zu sein. Die Dame faßt sich indeß so gut es gehen will und antwortet gelassen: Ich bedauere, daß uns Herr Benthal dieses Vergnügen nicht gemacht hat. Er war viel beschäftigt. — Er ist ein Verräther! schrie Moorfeld auf einmal wie von einem Dämon inspirirt. Als das Wort gesprochen war, blickte er selbst erschrocken dazu. Es lag ein Gedanke darin, den nicht er denken konnte; ein fremdes Wesen in ihm hatte gedacht.

Aber es war gesprochen, es war gedacht. Die Förmlichkeit der conventionellen Haltung war durchbrochen, Frau v. Milden verwandelte sich sichtlich. Sie zeigte das leidende trostbedürftige Weib. Es ziemt uns Frauen nicht, sagte sie in einem Tone wehmüthiger Weichheit, unsre Ausdrücke über Männer so entschieden zu wählen, wie diese es selbst dürfen. Ich möchte Ihr Wort nicht wiederholen, Herr Doctor. Um Ihrer selbst willen nicht. Sie waren sein Freund, ich weiß es. Sie haben gebaut auf ihn, fest, unerschütterlich. Wie hielten wir deßwegen auf Sie! So müssen Männer Freunde werden, sagten wir oft. Ein Blick, ein Griff — und es ist der rechte! Denn im alltäglichen Umgang nehmen wir meist für Freundschaft was nur Gewohnheit ist, und ein so und so oft wiederholtes Sehen der Außenseite gibt gedankenlosen Credit fürs Innre. Sie wurden Freunde von innen heraus, nicht

von außen hinein. Wir fanden unsre Bürgschaft in Ihnen. Wie hätten wir schwache Frauen nicht gläubig sein sollen, wo ein Mann den Mann so rasch überzeugte? Ja, er war zum Vertrauen geschaffen; er war ein Charakter. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Theodor war brav — bis zur Stunde, von der wir Alle sprechen: Führe uns nicht in Versuchung!

Moorfeld saß da, — der letzte Blutstropfen aus seinem Gesichte gewichen. Also doch! stammelte es dumpf in ihm.

Trag' dieses Buch zu Mistreß Norbert, hieß Frau v. Milden ihr Töchterchen, indem sie das Kind damit entfernte.

Malwine ging. Moorfeld sah ihr nach und als sie die Thüre geschlossen, sagte er zur Mutter gewendet: Geschlossener Hofraum! Die Execution kann beginnen. In Philadelphia richtet man so: ein tête à tête nur zwischen Henker und Delinquenten. Ich bitte, sprechen Sie, gnädige Frau.

Könnt' ich uns Beiden diese Stunde ersparen! seufzte die edle Frau, deren Züge der Schmerz eben so zu verschönen schien, als Moorfeld wild, ja, gräßlich blickte. Und gleichsam als klängen ihr Moorfeld's Worte jetzt erst ans Ohr, sagte sie sanft: Ich richte Niemanden. Auch ist er noch nicht gerichtet. Ach, ich erzähle ja nichts als ein paar veränderte Aeußerlichkeiten! Urtheilen Sie selbst, ob sie ein Schicksal sind.

Moorfeld starrte vor sich hin.

Frau v. Milden begann: Es war am Tage Ihrer Abreise, Herr Doctor. Die letzten Stunden, wenn ich nicht irre, brachten ein wiederholtes Hin- und Wiedergeben zwischen Ihnen und Theodor, wie es solche Gelegenheiten pflegen. Einmal kam Theodor zu spät. Herr Staunton, der zwischen Thür und Angel ihn empfing, kündigte ihm an, Sie wären so eben abgereist. Das sind aber auch Entfernungen! rief Theodor erhitzt und bestürzt, wie flog ich zurück von der Croton'schen Wasserleitung! Und stehenden Fußes wandte er sich, um Sie noch einzuholen. Herr Staunton hielt ihn auf: Wie, mein Herr, Sie haben unsern Croton-Aquadukt gesehen? Sie staunen, wie? ein echt römisches Bauwerk, wie? — Verdammt römisch! rief Theodor unwillig über die zudringliche Eitelkeit, — ich glaube in der That, die Amerikaner kennen so wenig als die alten Römer das hydrostatische Gesetz,

nach welchem das Waſſer in Röhren, die untereinander verbunden ſind, überall auf denſelben Höhepunkt ſteigt. Koloſſale Verſchwendung dieſer Aquaduct! in Europa richten wir's wohlfeiler. Herr Staunton horchte mit offenem Munde. Sie ſind Ingenieur? war der halb geiſtesabweſende Ausdruck ſeiner Ueberraſchung. — Ingenieur, Phyſiker, Chemiker, Techniker, was Sie wollen! — Wie hoch tariren Sie ein Jahresengagement in all dieſen Branchen? — Sechstauſend Dollars! warf Theodor hin, um den Läſtigen zu brüskiren. Aber Herr Staunton fuhr mit beiden Händen nach den ſeinigen und rief: Topp, Sie ſind mein Mann! Hätten Sie zweitauſend geſagt, — adieu! So viel Selbſtvertrauen erwirbt Beachtung. Kommen Sie in mein Parlour. — Das Alles war das Werk einer Secunde.

Theodor folgte wie im Traume. Herr Staunton hieß ihn auf ein feuerflammendes Kanapee niederſetzen, indeß er ſelbſt mit großen Schritten das Zimmer durchmaß. Er fing eine weitausholende pathetiſche Rede von der Größe und Herrlichkeit ſeines Vaterlandes an. Er ſchien es darauf abzuſehen, den jungen Mann zu betäuben, zu berauſchen. Er ſtreckte ſich zu einer Art höherem Weſen vor ihm aus. Er pries ihn glücklich, daß die Erde Newyork's ihn trage. Der Winkel am Hudſon und an der Manhattanbai ſei auf dem ganzen Globus der auserwählteſte Sitz für Menſchencultur. Wer es hier zu nichts bringe, der läſtere den ſechsten Schöpfungstag, er ſteige von der Höhe ſeiner Gattung herab zum Thiere und zur Pflanze. Faſſen Sie dieſen gottbegnadeten Punkt unſers Planeten näher ins Auge! rief er mit ausgeſtreckten Händen. Denken Sie ſich z. B.: Afrika ſei ein wohlbevölkertes, civiliſirtes Land, die Spanier ſeien ein thätiges, aufgeklärtes Volk, mit einem hohen Sinn für Handelsverkehr, und nehmen Sie dann an, daß Gibraltar nicht nur der vorzüglichſte, bequemſte und geſundeſte Hafen der Welt, ſondern auch durch ſeine Lage den Vorrang im Handel von Europa zu behaupten berufen ſei. Entfernen Sie alle bedeutenderen Nebenbuhlerinnen, welche durch Zufall oder Betriebſamkeit in den übrigen Theilen Europa's entſtanden, kurz geben Sie Gibraltar unter den erſten Handelsſtädten unſrer Halbkugel die erſte Stelle. Denken Sie ſich hierauf das mittelländiſche Meer mit ſeinen Fortſetzungen als einen bloßen Strom, der in unmittelbarer Verbindung mit großen Seen ſteht, an deren Ufern Menſchen von gleicher Erziehung, glei-

chen Ansichten und Bedürfnissen wohnen, welche dieselbe Staatsmaximen befolgen und unter denselben allgemeinen Gesetzen stehen, nennen Sie dieses Gibraltar endlich Newyork, und ich überlasse es Ihrer eigenen Einbildungskraft, was für ein Schauplatz menschlicher Thätigkeit und Machtentwicklung dieser unschätzbare Fleck Erde sein kann und sein muß.

Ja! rief er aus, indem er vor einer Karte Amerika's stehen blieb, vor diesem Bilde muß jedes menschliche Knie sich beugen. Welch ein Anblick! Dieses Profil, diese Gliederung, dieser wunderbare Zusammenhang der fähigsten Organe — welch ein Göttergebilde! Das ist ein Leib, wie die Schöpfung des Prometheus! Aber nicht das Feuer fehlt ihm — beim Himmel, das haben wir selbst! — bloß der Ausarbeitung seines Geäders sind wir die letzte Hand schuldig. Dieser Hudson, dieser Mississippi, dieser Ohio und Missouri, diese Seen und dieser Golf — er beschrieb mit der Hand schwungvolle Linien — welcher Landkörper der Erde hat ähnliche Venen und Arterien aufzuweisen? Alles ist da, bloß in den Kapillargefäßen bleibt uns noch eine letzte Feile. Ein paar hundert Eisenbahnen und Kanäle sind wir diesem Lande schuldig!

Hierauf folgte eine weitere Liturgie über den großartigen Thätigkeitstrieb der amerikanischen Nation, über die staunenswerthen Unternehmungen, die auf allen Punkten des Landes, wie eben so viele Jupiters, gerüstete Minerven erzeugten, — der Mann verwandelte ohne Weiters sein Amerika in einen Olymp von Göttern, indem er dürftige Schulerinnerungen am rechten Orte mit Pomp paradiren ließ. Den Schluß machte ein Engagement für eine der reichsten und mächtigsten Eisenbahncompagnien Nordamerika's. Den gänzlichen Schluß bildete der kleine Nachsatz, Herr Benthal könne gelegentlich der Tractirungen wohl auch in montanistischer, hydrographischer, chemisch-agrarischer, überhaupt in nationalökonomischer Beziehung die Landschaften ein wenig exploriren und nebenher seine Berichte und Zeichnungen darüber der Compagnie einsenden. Auf letzteres Offert antwortete Theodor mit großer Kaltblütigkeit: Also von einem Doppelgeschäfte ist hier die Rede! Unsre Eisenbahncompagnie ist zugleich eine Gesellschaft für Landhandel. Eine glückliche Combination, die einen ungeheuren Gewinn abwerfen muß! Indeß modificirt das unsre Abrede ein wenig, Herr Staunton.

Soll ich die Seele solch eines zweilebigen Körpers sein, wie es den Schein hat, so wären sechstausend Dollars ein wahres Almosen für diese Stellung. Ich würde in diesem Falle eine Tantième an dem Geschäfte selbst beanspruchen. Herr Staunton traute seinen Ohren nicht. Er hatte den schlichten, blonden Deutschen so geschickt überrascht, wie er meinte, und nun mußte er diese Geistesgegenwart finden! Aber der Eindruck war ein bezaubernder. Herr Staunton strahlte; er fiel mit offenen Armen über Theodor her und rief: Sie sind ein smart man! Sie sind werth ein Amerikaner zu sein! Aber nun genug, Freundchen! Lassen Sie's gut sein. Ueberlassen Sie sich mir und Sie sollen es nicht bereuen. Wir können den Baum nicht auf Einen Schlag fällen, seien Sie indeß versichert: dem Genie bewilligt der Amerikaner Alles, Alles! Sie sollen nicht zu kurz kommen.

Das, fuhr Frau v. Milden fort, war der Inhalt eines Ergußes, womit Theodor sprudelnd und glühend am selben Abend uns überraschte. Er riß unsere Lebensgeister mit hin, wir vernahmen wiederholt das glückliche Ereigniß aus seinem Munde. Sie hören, ich behielt seine Worte, wie ich aus dem Mädchenpensionat noch manche Memorienaufgabe behalten. Wir waren begeistert mit ihm.

Frau v. Milden hielt inne. Sie kämpfte einen Augenblick mit dem Schmerze, den ihr die Natur dieser Mittheilungen aufzuregen schien, bis sie mit unbewegter Stimme fortzufahren vermochte:

Seit jenem Abend aber kam Alles anders. Theodor verwandelte sich rasch, im Fluge. Die feste, männliche Bescheidenheit, womit er sonst unser Loos, wie eine Würde, ertrug, machte einer wilden, hastigen Emotionssucht Platz. Er erlaubte sich, unsern einfachen Thee mit allerlei Genüssen zu garniren, die höchstens ein Kind naschen, eine angehende Hausfrau aber nicht wirthschaften lehrten. Daneben fing er an, einzelne Abende ausfallen zu lassen, — seine neue Clubbverbindungen mit den Männern des Commerce und der Industrie zogen ihn nach außen. Wir glaubten es gerne. Erschien er dann, so trat er ein wie ein Gott, kramte glänzende Geschenke aus, und wurde empfindlich, selbst verletzend, wenn sie ihm nur die Bewunderung meiner Kleinen, von Paulinen aber ein tiefsinniges Kopfschütteln, von mir eine mütterliche Ermahnung eintrugen. Allmählig fing er auch an, sein Aeußeres umzuformen. Erst verschwand sein schöner, blonder Vollbart,

dann kamen Vatermörder, dann dieses und jenes, nach und nach die ganze Transcription in den steifen, unkleidsamen Comptoir- und Börsenmenschen. Als Pauline ihr Leidwesen um die liebe, vaterländische Tracht bezeigte, antwortete Theodor: sie scheine auch nur zum „Leidwesen" geschaffen, seine Freuden theile sie wenig.

Uebrigens standen diese Freuden selbst noch hinter manchem Meilenstein. Wovon Theodor dependirte, das scheint nur ein glänzendes, oder vielmehr lockendes Handgeld gewesen zu sein. Der Abschluß des eigentlichen Engagements ließ auf sich warten. Es ist das ein dunkler, labyrinthischer Handel, den eine Frau schwer durchdringt, wohl auch nicht durchdringen will. Ich habe mich nie in die Karten gemischt. Wenn es indeß erlaubt ist, aus Gerüchten, Winken, Andeutungen und dergleichen Halbheiten ein Urtheil zu bilden, so dürfte auf Herrn Staunton's Charakter und bürgerliche Stellung ein Schein von Zweideutigkeit fallen. Dieser Herr, wie man sagen will, hat sich von verschiedenen Geschäften mit wiederholten Bankrotten zurückgezogen, was freilich in Amerika anders, als bei uns beurtheilt werden mag. Das hiesige Creditsystem, und der volksthümliche Geist des kühnen Wagens mögen dafür Maßstäbe haben, welche nicht die unsrigen sind; ich will darüber nicht absprechen. Auch will ich nicht entscheiden, ob er den Versuch, ein fashionables Boardingbouse erst im Kleinen, dann im großartigeren Style zu halten, direct zu dem Zwecke unternommen hat, um reichere Auswanderer, welche er in Europa selbst schon anzuködern wußte, den Händen einer mystisch-organisirten Landspeculation zu überantworten. Unzweifelhaft dürfte nur sein, daß er in seinem Geschäfte mit Theodor wirklich oder auch wirklich nur als Makler einer großen hinter ihm stehenden Actiengesellschaft handelte. Er scheint aber außer den Zwecken dieser Gesellschaft noch gewisse ihm allein eigene verfolgt zu haben; wenigstens leuchtete aus all seinen verworrenen Manövres der Eine Grundgedanke durch: Theodor' in seiner Hand zu behalten. Er brachte den jungen Mann nie unmittelbar in Verbindung mit den Leitern der Gesellschaft, er ließ sein Engagement selbst eine Reihe von verschiedenen Chancen durchlaufen, heute streckte ein unermeßliches Capital sichtlich und greiflich seine goldgefüllte Hand nach Theodor aus und morgen war Alles wieder so schattenhaft, so entlegen, daß die Hoffnung auf immer Abschied zu nehmen schien. Ich

kann diese Vorgänge unmöglich bestimmter schildern, als sie mir selbst erschienen, und Sie sehen wohl, ihr Licht war trübe genug. Herr Staunton bediente sich ohne Zweifel gegen Theodor des Vorgebens, und wer sagt mir, ob und wieweit dieser es nicht gegen uns gethan? Augenscheinlich aber war es allerdings, daß Theodor selbst zwischen Hoffnung und Täuschung unendlich herumgetrieben wurde, daß er Tantalusqualen litt, daß man ihn wie einen Schweißhund an der Leine gehen ließ, daß ein unerbittlicher Rechner es darauf abgesehen hatte, ihn durch und durch moralisch mürbe zu machen, ehe er den vorhabenden Zwecken zugeführt wurde. All seine Leidenschaften waren aufgeregt und keine einzige befriedigt; es griff wirklich seinen Körper an; er sah oft recht elend aus.

In solch einem Augenblick fragte ihn Pauline einmal: ob er schon Briefe aus den Urwäldern Ohio's habe? Ich verstand diese Frage wohl und auch Theodor hat die Erinnerung an das stille Naturleben mitten aus seinen städtischen Geschäftsoltern heraus keineswegs mißverstanden. Deßungeachtet gab er ihr als Antwort zurück: Frägst du des Urwalds, oder des Doctors wegen so? Sie hören es! Das geschah in meiner Gegenwart. Pauline erblaßte, stand auf, ging in das Nebenzimmer und weinte den ganzen Abend darin. Auch ich gerieth außer Fassung diesmal. Ich bin sonst geneigt, manche Ungezogenheit, manche Laune dem Geschlechte nachzusehen, das, wenn es nicht das starke, doch gewiß das freie ist: aber diese niedrige Bosheit empörte mich. Ich ließ dem Menschen eine ernsthafte Rüge angedeihen. Es ist wahr, das Mädchen ist eine etwas schwere Natur, sie artet viel ihrem Vater nach. Es mochte nicht ganz gewählt sein, daß sie einem Manne, der mit vollen Segeln dem high life zuzufliegen meint, zu verstehen gibt, sie sehe die rauhe Farmersart lieber in seiner Faust. Es ist wahr, sie hat die ganze Wendung seines Geschicks mehr mit einem stillen ahnungsvollen Grauen, als mit lachendem Mitgenuß angesehen. Aber wenn sie keinen Begriff davon hat, daß das Weib, unbeschadet seiner tiefen und wahren Empfindungen scheinen muß: so kannte Theodor längst ihr Naturell, und hat sie, eben so wie sie ist, gewählt, geschätzt, vergöttert. Sie ist unverfälscht wie die Elemente! war sein Lieblingsausdruck. Und er hatte Recht damit. Das Mädchen ist eine strenge, geradlinige Weiblichkeit. Sie ist wie eine Fackel, sie flammt in jeder Richtung

nach oben. Theodor's Wort, überall sonst ein eifersüchtelnder Scherz, war hier eine freche Entheiligung. Auch erkannte er sein Unrecht und that mir reuige Abbitte. Aber solche Aeußerungen kehrten öfter, es schien seine Absicht, Zwietracht zu säen. Er beträgt sich fortwährend herrisch, launenhaft, nachlässig, oder noch ärger gnädig und prahlerisch und meint mit irgend einem goldenen Gehängsel ganze Reihen von Kränkungen gut zu machen. Auch bleibt er wiederholt weg. Eben jetzt haben wir ihn länger als je, eine volle Woche lang, nicht gesehen. Er ist aber weder verreist, noch gestorben, denn andere Leute haben ihn gesehen. —

Das ist Benthal von heute, — schloß Frau v. Milden aufstehend. Als Moorfeld sprechen wollte, fiel ihm die sensible Frau rasch ins Wort: Ich bitte, sagen Sie mir nichts zum Troste. Ich danke vorweg für Ihre gute Meinung. Ich weiß, was ich zu denken habe. Ich weiß, daß Sie einen Versuch machen werden, das Schwungrad, das ihn ergriffen hat, aufzuhalten. Das werden Sie thun, aber versprechen können Sie nichts. Dann reichte sie Moorfeld die Hand zum Abschiede und sagte mit einer schmerzlichen Heiterkeit: Doch, bester Herr! Eins können Sie mir versprechen: Vor ihr wollen wir fest bleiben. Wenn Sie Pauline irgendwie sehen sollten, verrathen Sie nichts! Ich zeige dem Mädchen die heiterste Miene, und noch, denk' ich, ahnt sie die Möglichkeit ihres Unglücks nicht. Ach, sie hat keine Vorstellung von der schlechten Seite des menschlichen Herzens!

Auf dieses Versprechen reichte Moorfeld seine Hand. Sie zitterte heftig in Frau v. Milden's Hand. Nur mit einem stummen Blick vermochte er sein unaussprechliches Inneres auszudrücken.

Trunken von Schmerz wankte er zur Thüre hinaus.

Als er am Fuß der Treppe angelangt war, öffnete sich die Thüre des Basements, wo die Eigenthümerin des Hauses wohnte. Pauline trat zu der Thüre heraus. Sie hatte eine Arzneischale in der Hand. Als sie Moorfeld ansichtig wurde schrack sie heftig zusammen. Der volle Gegensatz zwischen Einst und Jetzt überwältigte sie bei diesem Anblicke. Sie sank mit einem gebrochenen Schmerzensruf an ihm nieder. Moorfeld eilte schnell, sie zu stützen. Die Berührung eines fremden Arms schien allein schon mächtig, das züchtige Mädchen aus ihrer Ohnmacht aufzurütteln. Sie entwand sich den Armen Moorfeld's, stützte sich halblehnend gegen das Treppengeländer und hauchte ihm die

Worte zu: Ich bitte, schonen Sie meine Mutter. Noch tragen ihre Ahnungen nicht so weit wie die meinigen. Ich nehme mich übermenschlich zusammen.

Menschen! Menschen! rief Moorfeld mit einem zerrissenen Blick zum Himmel, weint, wenn ihr weinen müßt, mit einander, denn so eben sagte mir Frau v. Milden dasselbe!

Mit wilder Hast stürzte er zum Hause hinaus.

Drittes Kapitel.

Es war keine Person, es war eine — Rede, die jetzt durch Newyorks Straßentumult fuhr, als sich Moorfeld in seinen Wagen geworfen. Unaufhaltsam strömten ihm die Gedanken zu, unter deren Wucht Benthal erliegen mußte. Sein Zorn loderte als dichterische Begeisterung auf, — und nie hatte Begeisterung mit solcher Fruchtbarkeit ihn überschüttet, wie in dieser Stunde. Alles gab sie ihm ein, was Herz und Gehirn fähig ist, er war Alles, was ein Mensch sein kann, — er war ganz sein Gegenstand. Wohin sein Auge fiel, jeder Anblick des Straßenlebens wurde von der Gährung seines Inneren aufgenommen und verbraucht. Dieser Abbruch eines alten Hauses, jener Aufbau eines neuen, dieses Schaufenster, jenes Aushängeschild, die Consulatsflagge, der Matrosenhut, das Negerantlitz, die schlagende Thurmuhr — kein Bild führten ihm seine Sinne zu, das nicht in ein poetisches Bild, in ein tiefsinniges Gleichniß sich verwandelte, — ganz Newyork gab sich der Moral zum Schmucke her.

So erreichte Moorfeld sein Boardinghouse. Er schickte zu Staunton und ließ anfragen, wenn und wo Benthal zu sprechen. Seinen Namen nannte er nicht, wie er seine Person nicht zeigte. Er wollte dem traurigsten Fall einer Verleugnung vorbeugen.

Es war die Börsenstunde, in welcher diese Anfrage geschah, und Hr. Staunton nicht zu Hause. Im Laufe des Nachmittags sendete

Moorfeld noch einmal hin, da kam der Lohnbediente zurück mit dem Namen der Straße und des Clubbhauses, in welchem Mr. Benthal von acht Uhr Abends an zu finden.

Moorfeld brachte den Rest des Tages auf seinem Zimmer zu. Er ordnete seine Gedanken und gebot seinen Leidenschaften. Er stellte sich im Geiste erfindungsreicher, als im ersten Augenblick, die mancherlei Möglichkeiten und Gestalten vor, in welchen dieser Fall sich ihm zeigen könne, und bereitete sich auf all seine denkbaren Seiten vor. Er wunderte sich selbst, wie rasch er ihn als Thatsache ergreifen konnte. Denn mitten in seinem Gedankenstrom kamen dann wieder Momente, wo all sein Denken plötzlich still stand, wo die ganze schreckensstarre Neuheit in ihm aufschrie: Das war mit Benthal möglich?! —

Der Tag sank, die Straßenlichter brannten, der wälzende Lärm des Volksgewühls löste sich in seine einfacheren Elemente auf, die ab- und zu rollenden Fuhrwerke zum Philadelphia-Bahnhof verhallten mit ihrem letzten Getöse, als Moorfeld den Wagen holen ließ, der ihn seinem verhängnißvollen Ziele entgegenbringen sollte. Es war ein weiter Weg zurückzulegen. Moorfeld hatte seine Aufmerksamkeit nichts weniger, als auf die Außenwelt gerichtet; aber er fuhr nicht lange, so fiel ihm Manches auf, das in der Physiognomie eines städtischen Straßenlebens zu dieser Stunde eben nicht alltäglich ist. Er sah im dämmerungsvollen Laternenlicht Arbeiterzüge von ihrem Tagewerk heimkehrend, mit einer gewissen Hast und Unruhe durch die Straßen eilen, welche von der Kälte, die in den Bewegungen der Amerikaner sich sonst kund gibt, wunderlich abstach. Aus hohlem Straßendunkel hörte er hie und da einen jener gellenden Rufe anstimmen, welche nach seinem Dafürhalten dem indianischen Kriegsgeheul entlehnt: in gewissen Abständen gab es dann Antwort darauf, wie eine Signalkette. An einsamen Orten wimmelte es plötzlich von Menschen, welche nach allen Richtungen auseinanderströmten; anderswo lief Alles auf Einen Punkt zusammen, und schloß sich im Nu zu geheimnißvollen Kreisen und Gruppen.

Eine dieser Gruppen stand endlich an einer Seitenstraße, welche Moorfeld zu schneiden hatte, so dicht, daß eine Stimme den Kutscher ohne Weiters anrief: Um in die Centre-Street! Der Kutscher machte Vorstellungen, aber es war ein Schwarm von Rowdie's, welcher diese

Paſſage ſperrte, gegen den ſich nicht aufkommen ließ. Durch ſeine Ueberzahl und das Dunkel der Nacht ermuthigt, fühlte ſich der Haufe im ſouveränſten Beſitze des Platzes. Es waren, was Moorfeld beim Lampenſcheine ſehen konnte, wohlgekleidete, aber ſtark bewaffnete Banden, und faſt wie die Stimme der Würde klang es, womit dieſe Straßenmacht dem Kutſcher die drohendſten Befehle entgegenſchleuderte. Der arme Neger (denn ein ſolcher war er) erbat ſich endlich von Moorfeld die Erlaubniß, umkehren zu dürfen, obwohl, wie er ſagte, das Clubhaus nur noch hundert Schritte weit drüben liege. Moorfeld ſprang aus dem Wagen, als er dieſes hörte, und ſchritt zu Fuß hinüber. Der leere Wagen kehrte um.

Kaum hatte Moorfeld das Gedränge der Rowdies durchbrochen und ſeinen Weg in die Tiefe der bezeichneten Straße eingeſchlagen, als er einige Schritte vor ſich einen Menſchen in Ohnmacht ſinken ſah. Die Geſtalt hatte ſich erſt gegen die Mauer eines Hauſes gelehnt, und war dann längs derſelben langſam zu Boden geglitten. Raſch eilte Moorfeld hinzu. Hat Ihnen das wilde Volk Gewaltthätigkeiten zugefügt? fragte er den Verunglückten, indem er ihn aufhob. Der Mann ſchüttelte, ohne aufzublicken, ſchwach und zitternd den Kopf vor ſich hin. Aber in demſelben Augenblicke glaubte Moorfeld die Geſtalt zu erkennen. Schon der faltenreiche Mantel mit den vielen kurzen übereinanderliegenden Kragen gehörte in das Inventar ſeiner Erinnerungen. „Anche gli giorni!“ war das Schlagwort dieſer Erinnerungen. Ohne ſich zu beſinnen, redete er den Alten an: Se non m'inganno, Signore, é la sua lingua materna, in cui la saluto? Der Fremde zuckte zuſammen. Ah, non é Americano, Signore, ſeufzte er aufathmend, — per grazia di Dio, un bichiere di vino!*) Moorfeld erſchrack. So war der alte Mann aus Hunger und Durſt hier zuſammen gebrochen? Seine Bitte ließ keinen Zweifel darüber.

Moorfeld warf ſeine Blicke ſchnell nach einem Gaſthofe umher und entdeckte wenigſtens, womit Newyork damals ſchon überſäet war, die illuminirte Aufſchrift einer Kellerwirthſchaft in der Nähe. Er führte oder trug den Verſchmachtenden dahin.

*) Wenn ich nicht irre, mein Herr, ſo iſt es Ihre Mutterſprache, in welcher ich Sie begrüße?

Ah, Sie ſind kein Amerikaner, mein Herr, — um Gotteswillen, ein Glas Wein!

Die Taverne fand sich unangenehmer Weise von einem stark ab- und zugehenden Publikum jener Rowdies besetzt, welche vorn an der Straßenecke ihr Standquartier aufgeschlagen. Moorfeld zeigte Gold und forderte ein ruhiges Zimmer mit der besten Flasche Wein. Man übergab ihm eine Stube des Hinterhauses, und brachte Wein, der mindestens seiner Etiquette nach, Ost-India-Madeira war.

Bei der Eile, die Moorfeld für die Bestimmung dieses Abends hatte, konnte er nicht daran denken, seinem unerwarteten Gaste die Pflicht der Gastfreundschaft zu erfüllen. Einzig die Pflicht als Arzt und Mensch gebot augenblickliche Erfüllung hier.

Moorfeld erlaubte sich die nöthigsten Fragen um das körperliche Befinden des Unglücklichen. Der Alte antwortete nicht. Er starrte still vor sich hin. Er drückte sich in die Ecke des Kanapee's und zog fest seinen Mantel an sich. Moorfeld, auf eine scharfe Beobachtung durch das Auge, wie so häufig in solchen Fällen, fast ausschließlich beschränkt, folgte der geringsten dieser Bewegungen mit Aufmerksamkeit. Die Züge des Greises zeigten den Ausdruck tiefer Erschöpfung und langwieriger Seelenleiden. Eigentliche Krankheitssymptome konnte Moorfeld nicht darin erforschen. Sein Kopf war von zarten und edlen Formen, das Auge glanzvoll, entschieden geistig. Die schön gebleichte Stirne strahlte vom blendendsten Weiß, der Mund, der übrigens auch nicht Einen Zahn nachwies, schien gegen die greisenhafte Erschlaffung der Muskel, welche die Mundwinkel abwärts zieht, ziemlich standhaft geblieben. Man sah die lange Uebung des wohlredenden Italieners, den Abglanz witziger Scherze und feiner Tafelgenüsse darauf. Wenigstens glaubte Moorfeld, indem die physiognomischen Transponirkünste seiner Phantasie zu spielen anfingen, aus dieser Greisenmaske die Jugend eines eleganten Lebemannes zu dechiffriren, und wir dürfen es sehr dahingestellt lassen, ob sein studienhafter Blick mehr mit poetischem oder pathologischem Tiefsinn in die Züge des alten Mannes hineinträumte.

Moorfeld schenkte zwei Gläser voll. Der Alte wickelte eine seiner Hände aus dem Mantel, und streckte sie zitternd nach dem Weine aus. Moorfeld gab sich die Miene, ihm das Glas in die Hand zu drücken, wobei er die Gelegenheit benützte, seinen Puls zu fühlen. Er war herabgestimmt, aber gleichmäßig. Beruhigter stieß Moorfeld an mit dem Alten. Dieser aber führte das Glas nicht zum Munde. Er hielt

es nachdenklich vor sich hin. Er lächelte das dunkle Rothbraun mit einer Art kindischer Freude an. Die Idee, Wein in der Hand zu halten, schien ihm ein Genuß, den er durch Befriedigung nicht sogleich aufheben wollte. So ließ er das Glas gegen das Licht funkeln und sah immer darauf. Sein Blick wurde zuletzt wie geistesabwesend, er versank, wie es schien, in ein Meer alter Erinnerungen. Moorfeld stand seitwärts und betrachtete den Greis eben so ergriffen, wie dieser sein Labsal. Das währte eine geraume Weile. Hierauf gab der Alte dem Glas eine leichte Schwenkung und murmelte fast feierlich: Evviva Vienna! Damit leerte er es.

Moorfeld hatte den Toast belauscht. Er erstaunte. Ha, mein Herr, Ihre Erinnerungen knüpfen sich an Wien! rief er aufwallend von Heimathsgefühl. Er streckte dem Greise beide Arme entgegen. Es waren die zehn schönsten Jahre meines Lebens! antwortete dieser traumversunken. — O wie bedauere ich die Schicksale, die dieses Glück Ihnen geraubt. Sie müssen trauriger Art gewesen sein! — Zwei Todesfälle waren es, Signor. Den 20. Februar 1790 starb Kaiser Joseph, der wärmste Freund und Beschützer der Künste, und den 5. December 1791 Amade Mozart, der Kaiser seiner Kunst selbst. Was sollte da ich noch in Wien! — Moorfeld sah den Alten groß an. Wer ist es, der mit mir spricht? rief er in höchster Spannung. — Wenig, antwortete der Greis, und kauerte sich tiefer in seinen Mantel zusammen, — ich heiße da Ponte.

Da Ponte! rief Moorfeld außer sich: Casti's und Metastasio's Rival, verschmachtend am Strande der Manhattan! Er stand vor dem alten Manne wie vor der Reliquie eines Heiligen. Unaussprechlich war seine Bewegung. Der Gedanke, mit seinem Blick auf einem Haupte zu ruhen, das in Mozart's brüderlichem Schoß gelegen, ergriff ihn betäubend. Staunen und Ehrfurcht hielt ihn wie mit Bezauberung vor dem Bilde des alten Mannes gefesselt. Er bedurfte einiger Minuten um sich zu fassen. Dann trat er vor den Greis und sprach mit einer fast ritterlichen Courtoisie: Herr Abbé, ich bitte Sie, den Tribut meiner begeistertsten Hochachtung anzunehmen. So weit die Erde Cultur hat, ist jeder einzelne Mensch Ihnen Dank schuldig. Wie tief mich das Unglück erschüttert, das dieser unwirthliche Boden Ihnen zu bereiten scheint, so muß ich den Zufall segnen, der es meine Hand sein ließ, welche in

dieſer Stunde die Ihrige ergreifen durfte. Keinem Amerikaner hätte ich die Ehre gegönnt, die Hand zu berühren, aus welcher Mozart das Gedicht ſeines Don Juan empfangen. Ganz füllt mich die Vorſtellung aus, was dieſe Hand der Welt geleiſtet hat. Iſt doch Muſik die einzige Kunſt, in der wir mit einer ſelbſtſtändigen Cultur dem Alterthum gegenübertreten, in der wir unſre Lackoone, unſere Illiaden ohne Vorbild erſchaffen! Iſt doch Don Juan die höchſte Blüthe dieſer muſikaliſchen Kunſt, die ſüßeſte und gewaltigſte Botſchaft des modernen Menſchenherzens! Und daß dieſer Ehrenkranz der neueren Kunſt vor Allem aus Ihren Verſen herauslaubte, bei Gott, das hat kein Zufall gefügt! Ich habe Ihr Drama giocoso: Don Giovanni, ossia il dissoluto punito ſtets bewundert. Es iſt ſchwierig, vielleicht unmöglich ein muſikaliſches Drama zu ſchreiben. Die Muſik bedarf der Leidenſchaften und Affecte; das Drama motivirt Leidenſchaften und Affecte. Motivirung iſt eine Verſtandesoperation; dieſe widerſtrebt der Muſik. Eine Handlung voll wirklicher Leidenſchaften, welche auf dem kürzeſten Wege ſich motiviren: das iſt das Ideal eines muſikaliſchen Dramas. Ihr Don Giovanni hat dieſes Ideal wie unter einer Conſtellation aller günſtigen Sterne erreicht. Nur Einmal, ſeit für Muſik gedichtet wird, trat ſolch eine Gruppe zu ſolchen Wirkungen zuſammen! Das ganze Buch iſt muſikaliſches Vollblut. Ich ſehe allerlei Perſonen in ihrem Singſpiele auftreten, hohe und niedere. Die niederen, Leporelle, Maſetto, Zerline, ſind muſikaliſch durch ſich ſelbſt. Sie ſitzen an der Quelle der Muſik, im Volke, und dem Volke wird nicht der höchſte, ſondern aller Affect zum Liede. Dieſe Menſchen ſind ſangbar ohne Weiteres. Dann aber ſtellen Sie auch vornehme und gebildete Perſonen in Ihr Gedicht, welche eine ungeheure Kluft von der Leidenſchaft trennt. Sollen erzogene Menſchen nicht Gemeinplätze ſingen, ſo iſt kaum abzuſehen, wie ſie der Quelle des Geſanges, der Aufregung, auf kürzeſtem Wege nahe zu bringen. Wir haben ein deutſches Drama: Torquate Taſſo genannt und dieſes kann, wie in einem Spiegel, uns zeigen, welch weitläufiger und künſtlicher Operationen es bedarf, daß ein Hofcavalier den Degen zieht, und daß ein anderer Hofcavalier eine Prinzeſſin umarmt — das heißt, daß die Sitte zur Leidenſchaft vordringe. Und nun fliegt der Vorhang Ihres Dramas auf! Und nun ſehe ich einen Don Juan, einen modernen Gigantен, welcher ſeine Sinnenkraft über die Weltordnung ſetzt, —

eine Donna Elvira, welche ein ewiges Herz gegen die endliche Zeit zu vertheidigen unternimmt, — einen Gouverneur, welcher im Leben zur Rettung für sein Heiligstes aufgefordert wird, nach dem Tode im Namen des Allerheiligsten selber zur Rettung einer unsterblichen Seele aufgefordert, — eine Donna Anna, welche von ein- und demselben Schicksale zugleich auf den höchsten Gipfel und in den tiefsten Abgrund des weiblichen Bewußtseins geschleudert wird, — einen Don Ottavio, welcher in einer Welt, die aus ihren Fugen ist, um so berechtigter jenes einfache Naturgesetz singen darf, durch das sie ewig sich neu ergänzt: ich sehe Gestalten, welche Sie aus dem Banne der conventionellen Menschheit, der sie angehören, mit dem glücklichsten Wurf in die volle musikalische Strömung schleudern. Sie treten auf in den außerordentlichsten und verständlichsten Zuständen, klar einfach, unmittelbar, ihre eigene Erklärung, wie das Dasein selbst. Ihr erster Schritt auf die Bühne schon ist die höchste pathetische Scene; und wahrlich nur aus solch einem Eingang kann solch ein Finale herauswachsen! Welch ein Ocean an Umfang und Tiefe dieses Finale! Zwei rächende Bräutigame, drei beleidigte Frauen, ein Mord im Hintergrunde, Champagner und Ballet im Vordergrunde, Blitz und Donner im Zenith, und mitten in diesem Aufruhr ein verwilderter Gott, eine gesträubte Löwenmähne, gepackt von dem Rachen, packend im Sinnenfieber der Liebe! So lang eine Bühne steht, wird die kunstbegnadete Menschheit anbetend vor diesem Finale liegen, und wenn wir nicht begreifen können, daß Mozart ein Mensch war, so wird Da Ponte in diesem Mysterium als Mittler verehrt werden müssen!

So sprach Moorfeld hingerissen von seiner dichterischen Begeisterung. Der alte Mann, auf dessen gebleichtem Scheitel der Name Da Ponte ruhte, horchte aus der Ausdrucksweise eines vorgeschrittenen Ideenlebens nur so viel heraus, daß das erste Don Juan-Finale gelobt wurde. Er schien zufrieden mit dieser Anerkennung und bestätigte sie mit folgenden Worten: Ja wohl will ein Finale gearbeitet sein! Sie sagen es recht, Signor! Ein Finale ist eine Art Komödie, oder ein kleines Drama in sich selbst; es muß mit der übrigen Oper eng verbunden sein, und doch erfordert es einen neuen Eingang und ein neues Interesse. Im Finale muß das Talent des Kapellmeisters, die Kunst und Kraft der Sänger hauptsächlich hervortreten, es muß als Glanzpunkt der Oper den größten

Effect hervorbringen. De Recitative sind ganz davon ausgeschlossen, man singt Alles, und jede Art des Gesanges muß darin entwickelt werden. Das Adagio und Allegro, das Andante, das Amabile, das Armonioso, das Strepitoso, das Arcistrepitoso und das Fortissimo, womit sich in der Regel das Finale schließt, und was man die Chiesa oder Stretta nennt: — ich weiß nicht, ob man es so benennt, weil darin die ganze Kraft des Dramas sich zusammenzieht, oder weil es allgemein das arme Gehirn des Poeten, der er zu schreiben hat, nicht einsondern tausendmal in die Enge treibt. In einem Finale müssen nach theatralischem Brauch alle Sänger auf der Bühne erscheinen und wären ihrer noch so viele, um einzeln, zu zweien, zu drei, zu sechs, zu zehn und zu sechzig Arien, Duette, Terzette, Sextette und große Chöre zu singen. Sollte der Inhalt des Dramas das nicht erlauben, so ist es Aufgabe des Dichters, sich einen Weg zu suchen, auf dem er es bewerkstelligen kann, ohne gegen die gesunde Vernunft oder die aristotelischen Vorschriften allzu gröblich sich zu versündigen. Gewiß, es ist eine große Sache, ein gutes Finale zu schreiben.

Diese Sprache eines altmodischen Jahrhunderts stach nicht ohne Reiz für Meerfeld von seiner eigenen ab. Der Grundton der schlichten Wirklichkeit, der aus ihr klang, ermangelte nicht, seine Begeisterung selbst zu ergreifen, die er dem ehrwürdigen Haupte des Dichters jetzt in der vertraulicheren Färbung einer jugendlichen Zärtlichkeit für das Alter entgegenbrachte.

Und nun, sprechen Sie, Herr Abbé, fragte er, wie war es möglich, daß ich das Schicksal in so schwerer Schuld gegen Sie finden konnte? Sprechen Sie, wie hat dieses unselige Land an Ihnen gefrevelt?

Da Ponte schüttelte nach einer Pause das Haupt. Er zog einen seiner obersten Mantelkrägen über Kopf und Stirne und machte sich eine Art Lichtschirm daraus, gleichsam als störte der ihn bedeckende Lampenschimmer seine Gedankenbildung, wie er den Nerv seines Auges belästigen mochte. Aus diesem Dunkel heraus sprach er:

Warum ich in einem Lande nicht gedieh, das für die Kunst so viele Mittel und wohl auch guten Willen hat, — ich wüßte äußere Widerwärtigkeiten vielleicht kaum zu nennen, Signor. Aber einen Zug will ich Ihnen erzählen, von welchem Sie selbst sagen sollen, ob ich ex ungue leonem daran erkennen und für immer zurückschrecken durfte.

Es war in einer der beſſeren Soireen hieſiger Stadt, wo ich als neu eingeführter Fremdling von einer jungen Miß die Arie Vedrai carino ſingen hörte. Ha, dachte ich, hier iſt dein Krug am rechten Brunnen, Newyork empfängt dich vortrefflich. Indeß trug das arme Mädchen die Arie ſo über alle Maßen ſchleppend und ſeelenlos vor, daß man mit leichter Mühe mich überredet hätte, der berühmte Epimenides, der neun Jahre geſchlafen haben ſoll, ſei von keinem andern als dieſem Liede eingeſungen worden. Ich vermochte natürlich nicht, an mich zu halten. Ich ſchmuggelte mich auf eine gute Art ans Clavier, wo ein Bouquet von jungen Damen und Herren, wie ein Neſt bunter Papagaien umherſaß und ſich nach allen Regeln des bon ton's langweilte. Ich miſchte mich ins Geſpräch und brachte es wirklich dahin, daß ich die junge Sängerin begleiten durfte. Gleich nach den erſten Accorden verlor ſie den Tact. Sie wußte ſich in die Art, wie ich declamirte, durchaus nicht zu finden. Meine verehrungswürdige Lady, wendete ich mich nun zur Erklärung meines Vortrags an ſie — die bezaubernde Aiſance, womit Sie dieſe Noten ſingen, macht mich außerordentlich begierig die erſte Arie der Zerlina: Batti, batti, o bel Masetto von Ihnen zu hören. Dort müßte ſie von ganz unvergleichlicher Wirkung ſein. Dort nämlich gebt Zerlina damit um, allerlei überflüßige Scrupel ihres Bräutigams einzuſingen, einzulullen, wenn Sie wollen; ihr Geſang muß ſich wie lindes Oel, wie Mondlicht auf die Nerven legen. In der erſten Arie, ſprech' ich. In dieſer zweiten dagegen herrſcht jener Charakter nur theilweiſe, theilweiſe nicht. Beruhigen will ſie freilich auch diesmal wieder, aber ſie ſelbſt iſt nicht mehr ruhig. Sie nimmt ihren Bräutigam jetzt offenbar ernſthaft, der früher nahezu ihr Tüpe war, die Stunden erfüllter Liebensſehnſucht rücken unaufhaltſam näher, das Abenteuer mit Don Giovanni ſelbſt, obwohl in der Spitze gebrochen, muß ihre Phantaſie lebhaft ergriffen haben: — ſo weht durch dieſes ganze Vedrai carino eine Luft des Brautgemachs, möcht' ich ſagen, und das: sentillo battere ſteht nicht umſonſt da. Man muß das Herz wirklich ſchlagen hören darin. In meinem Kunſteifer merkt' ich nicht, daß ſämmtliche Ladies ſich die Taſchentücher vor die Augen hielten. Ein junger Affe aber, der ſich den Muſiklehrer des Hauſes nannte, übernahm es, meine Anſicht „shoking" zu finden. Ich ſuchte vergebens ein Fünkchen geſundes Gefühl in ihm

anzublaſen, und da er fortfuhr, mich durch den abſurdeſten Widerſpruch aufs Aeußerſte zu treiben, ſo rief ich zuletzt: Mein Herr, wenn ich Ihnen ſage, daß ich ſelbſt der Dichter dieſer Verſe bin, daß Mozart ſelbſt ſeine Muſik dazu für die glücklichſte Inſpiration der Liebe erklärt hat, ſo habe ich vielleicht einige Auctorität für mich. In dieſem Augenblick aber ſchritt der Hausherr auf mich zu, ein gelbleberner Herr in ſchwarzem Frack, an dem nichts Lebendiges war, als die rothe Nelke, die er im Knopfloch trug, der näſelte mich an: Mein Herr, es kümmert uns blutwenig, womit Sie und Ihr Mozart ſich in Europa Ihr Brod verdient. Daraus fließt kein Geſetz für uns in Amerika, die Kunſt anders zu treiben, als es uns beliebt. — „Sie und Ihr Mozart ihr Brod verdient!“ — Hören Sie es, Signer? Von dieſem Worte war mein Nerv für immer durchſchnitten. Ich trug noch ein anſehnliches Fascikel Empfehlungsbriefe bei mir, aber ich fühlte keinen Halt mehr daran. Denn was in einem fremden Lande Muth und Vertrauen, ſich geltend zu machen, gibt, das ſind nicht einzelne Fäden, es iſt der öffentliche Geiſt des Ganzen. Mich ſchauerte die ſcharfe Luft dieſes Landes. Ich gab es auf in Amerika als Künſtler einen Beruf zu ſuchen.

Und freilich, in jedem andern Beruf mußten Sie unglücklich ſein! ſagte Meerfeld mit dem überzeugteſten Blick auf den fein organiſirten Italiener.

Ich wurde Kaufmann, antwortete da Ponte. Die Muſen drehten Pfefferdüten und maßen Schnittwaaren ab. Ich kann nicht ſagen, daß ſie es ungeſchickt thaten. Ich proſperirte im Kleinen, und verſuchte mich bald in größeren Unternehmungen. Auch da ging Alles herrlich und im ſchönſten Flor, ſo lang ich — Credit gab. Dann aber ſtürmten Banqueretts auf mich ein — ab, laſſen Sie mich ſchweigen, Signer. Amerikaniſche Banquerette ſind ein eigenes Genre. Ich werde meine Memorabilien ſchreiben. Genug, ich kam an den Bettelſtab und meine Debiteren bauten ſich Häuſer. Von Einem derſelben, Herrn Staunton, erreicht' ich's mit Mühe, daß er mich von der Straße unter ſein Dach aufnahm, und die Sache müßte eigentlich umgekehrt ſtehen. Ich habe eine liquide Forderung von fünftauſend Dollars an ihn. Freilich nicht an ihn, ſondern an eine ſeiner geweſenen Firmen, und kein Kaufmann und kein Advocat der Welt weiß geſchickter ſeine Firma von ſeiner Perſon zu trennen, als ein Amerikaner. Ja, ja, mein Herr,

ich werde mein Leben beſchreiben. Die Welt wird um nichts beſſer, aber um Manches klüger daraus werden. Der Europäer mag ſich vorſehen mit dieſen Menſchen.

Moorfeld hatte inzwiſchen ein Souper beſtellt, aber Da Ponte dankte lebhaft für ſeine Aufmerkſamkeit. Er pflege Abends nichts zu genießen. Nur ein Glas Wein ſei ihm zuvor Bedürfniß geweſen eine Ohnmacht, ein plötzlicher Schwindel habe ihn angewandelt; „denn ach, mein Herr, es iſt eine harte Arbeit, im zweiundſiebenzigſten Jahre auf Gönnerſchaften auszugehen!“ Alles, was er annehmen wollte, war ein Wagen.

So führte der Dichter Moorfeld den Dichter der alten kaiſerlichen Wiener Oper jetzt in ſein dürftiges Aſyl zurück. Er behielt ſich vor, den unglücklichen Greis demnächſt wieder zu ſehen: heute überließ er ihn ſeiner Ruhe und ſich ſelbſt — ſeinen Reflexionen. —

Wo waren ſie jetzt, die ſchönen Reden, die glänzenden Gedanken, die fruchtbaren, hinreißenden, überzeugenden Ideen, die Moorfeld zum Entſatze Bentbal's tagsüber in ſo kampffertige Schlachtordnung aufgeſtellt? Und doch ſollte, mußte dieſer Gang noch geſchehen, — ſtumm, mit zurückgepreßten Thränen, zitterten zwei edle Frauen jeder Secunde ſeines Erfolges entgegen! Mühſam ſammelte Moorfeld ſeine Lebensgeiſter — ach, da lag Alles auseinander, wüſt, zerſtückt, ſinnlos! Der freie Zug, der zuckende Nerv, die unwiderſtehliche Strömung — kalt, lahm, todt war das Alles jetzt! Aber er mußte!

So fuhr er nach dem Clubhauſe zurück.

Die lange Fenſterreihe des Hauſes flammte lichterloh in die Nacht hinaus. Jüngling im Feuerofen, werd' ich dich retten können? ſeufzte Moorfeld ſchwer beladenen Herzens, indem er die Treppen hinanflog.

Ein Stewart führte ihn durch eine glitzernde, etwas grell ausgeſchmückte Zeile von Sälen. Im Anblicke der Geſellſchaft, die Moorfeld durchſchritt, jener glattraſirten, gantirten und toupirten Härings- und Thran-Dynaſten, die als flüſternde, vornehm-kühle Gentlemens mit einer Bildung, die vom heutigen Dollar datirt, der morgen wieder verbanquerottirt ſein kann, ihre in Eis geſtellten, geſpenſtiſch-jugendlichen Geſtalten oder vielmehr Etiquetten gegenſeitig ſich hier präſentirten: im Anblick dieſer bleizuckernen Welt des Egoismus fühlte Moorfeld ſeine ganze Streitluſt wieder erwacht. So trat er vor einen

Menſchen im ſchwarzen Frack und weißer Cravatte und mit einem Lächeln à la hausse auf der blank raſirten Lippe, den ihm der Stewart als Miſter Bentbal verſtellte. Moorfeld hätte ihn kaum noch erkannt. Aber Bentbal erkannte ihn um ſo ſchneller. All ſeine Züge gingen in Freudigkeit auf. Mit dem Ton ſeiner alten Stimme und ſeines alten Herzens begrüßte er den wiederkehrenden Freund. Vor Allem meine Entſchuldigung, Verehrteſter, für mein Schweigen auf Ihr Reiſejournal, redete er Moorfeld an. Sie denken wohl, wie viel ich darauf zu antworten hatte, und ich war ſo occupirt! Aber Sie wiſſen ſchon, Sie waren bei Frau v. Milden, nicht wahr? Gott! dort war ich nun auch ſchon nicht — laſſen Sie mich zählen; — mit Schaudern bring' ich's heraus, — ja, ſieben Tage ſind es! ſieben Tage! Wie man in die Schulden geräth! Wer mir das noch vor Kurzem geſagt hätte! Freilich hat mich mein liebes Lorettehäuschen neuerer Zeit nicht immer ſo liebenswürdig behandelt, wie ich's aus beſſern Tagen, — ach, es waren beſſere Tage! — gewohnt bin. Ich weiß nicht, was die Frauen haben, ihr Ton iſt manchmal ein ſo fremdartiger! es ſcheint ordentlich, als ob ſie einen unüberwindlichen Stolz vor einem reichen Manne hätten. Und es iſt doch nicht meine Schuld, wenn ich mit meinem biechen Wiſſen endlich auch einen Treffer ziehe. Aber vielleicht liegt's an mir ſelbſt. Der Menſch beobachtet ſich vortrefflich, wenn er allein iſt; wie ich mit den Frauen umgegangen bin, darüber habe ich wahrhaftig kein Urtheil. Möglich, daß ich nicht ganz correct war; mein Gott! eine ſolche Veränderung der äußeren Lage darf wohl auch inwendig Manches verſchieben — aber nein! nein! was ſag' ich: inwendig? Ein wenig Kopf verlieren, ein wenig ſtrudeln und wirbeln im Betragen, das hat ja mit dem Herzen nichts zu thun. Ach, in ſolchen Lagen iſt ein Freund wie Sie ein wahrer Segen! Sie kommen jetzt wie vom Himmel geſchickt. Wenn man ſich hier und dort mißverſteht, hier und dort zu ſtolz oder zu empfindlich iſt, es einzugeſtehen, wenn unzeitiger Trotz, ſelbſtgebildete Leiden, wenn der ewig rege Kitzel der Verliebten: ſich unglücklich zu fühlen, kleine Zwiſte zu raſchem und unheilbarem Bruche auszuklüften droht: da iſt der treue, ſtätige Charakter eines Mittlers in ſeinem ſchönſten und dankenswertheſten Berufe. Ich bitte, übernehmen Sie ihn gleich, dieſen Beruf. Entſchuldigen Sie mich bei den Frauen, ehe ich

selbst wieder erscheine. Ich setze nämlich voraus, verehrtester Freund, daß Sie selbst wenigstens ganz und voll mit meiner neuen Richtung einverstanden sind. Von den Frauen bin ich das leider nicht gewiß. Ich will eben nicht sagen, daß sie Murmelquellen- und Strohdach-Schwärmereien wären; nein! Frau von Milden denkt viel zu vernünftig für ein solches Genre von Poesie. Aber zuletzt ist sie doch nur Frau, und Frauen sind für das Mittlere, Bürgerliche. Was an's Ungeheure, an's Millien-Große geht, das scheint ihnen wieder so unpraktisch und schwindelhaft wie die Murmelquelle. Mit Ihnen ist's anders, das bin ich überzeugt. Ja, Ihr Reisejournal selbst ist's, auf das ich mich berufen darf. Was Sie über die Verrottung der Deutschen in Pennsylvanien gesagt haben, glauben Sie, das wird man ewig zu sagen haben. Von der Idee sind wir wohl Beide zurückgekommen, das Deutschthum auf den Pflug zu gründen. Sie sehen, wie's geht damit. Tausende von Bauern, Tausende von Handwerkern können wir in's Land werfen, und sie werden immer eine Seitenstellung einnehmen. Ein einziger Bankdirector, ein einziger Großhandlungs-Chef aus unserem Volke ist ein stärkerer Keil unserer Macht als Massen von nützlichen, aber verachteten Heloten. Nicht Häringe-Schwärme sind die Gebieter des Meeres: der Leviathan ist's. O diese Yankees! Wir müssen sie in ihrer höchsten, heiligsten Citadelle beschleichen: in ihrer Börse. Dort, wo das Fett und Mark der Nationen ausgekocht wird, dort müssen wir mitkochen. Ein Quadratfuß an diesem Heerde ist mehr werth, als eine halbe Million Acres in Missouri. Ja, so Gott will — ich sinne Manches! Ich will diese Yankees — ein Cäsar in der Wallstreet — aber kommen Sie — ich mache schon wieder Aufsehen. Noch trauen sie mir nicht ganz — Instinkt mindestens hat das Vieh, wenn gleich nicht Vernunft. —

Das war nun einer jener häufigen Fälle! So glaubt ein Mensch wohlgerüstet ins Gespräch mit einem anderen zu gehen, hat Alles vorausgenommen, was vorauszunehmen war, und im Momente betritt ihn dann doch das Neue, Unvorgesehene, und mit Ueberraschung entdeckt er das Allernatürlichste: daß ein Einziges sich nie wahrhaft als ein Zweites zu setzen vermag. Vor diesem Benthal erröthete Moorfeld bei sich, wie rasch ihn die Verwandtschaft zwischen Dichter und Frauen in die nervöse Furcht des Lorettohäuschens mit hingerissen.

Er verplauderte noch eine Weile mit dem alten Wiedergefundenen, den er immer mehr von Neuem erkannte, wenn auch in kühneren Linien und weiterem Zirkel, gleichsam das Ideal seiner selbst. Es war ein Gesprächsgang im höchsten Style, und Moorfeld mochte selbst die freundschaftliche Smollis-Buße des vergessenen Du auf eine Stunde vertagen, die mehr vertraulich als geschwungen war.

Tief befriedigt kehrte er nach Hause.

Des andern Tages war unser junger Europäer sicher der unruhigste Gast, der in seinem Boardingbouse an der Tafel des zweiten Frühstücks oder sogenannten „Lunch" saß. Nach Aufhebung des Lunch schlug die legitime Stunde der Morgenvisiten. Der Wagen nach Frau v. Milden's Wohnung war schon früher bestellt. Hundertmal zog Moorfeld die Uhr, mit ungeduldigen Blicken sah er dem Messer des schwarzen Vorschneiders zu, der die verschiedenen Rumsteaks, Cotelettes u. s. w. in all jene unzähligen Atome zerfällte, in welchen sie den Gästen dargereicht wurden. Da öffnete sich die Thüre und ein Mensch, dessen Aeußeres, wie gewöhnlich durch nichts seine Function bezeichnete, überreichte den Damen des Hauses, einem jungfräulichen Schwesterpaar von mystischen Jahren, welches der Tafel präsidirte, eine Karte. An einer hämischen Bemerkung, welche die herbstlichen Fräuleins sich zuflüsterten, bemerkte Moorfeld, daß es eine Verlobungskarte war. Hat die auch noch einen Mann bekommen! klang der christliche Spott der welken Lippen, indeß die dürren Finger mit äußerster Geringschätzung die Karte von sich schnellten. Das Blatt flog Moorfeld fast in den Teller. Unwillkürlich fiel ihm die Schrift ins Auge. Er las:

Mr. Theodor Benthal
Engineer and Surveyor
will
Mss. Sarah Staunton.

Viertes Kapitel.

Moorfeld flog auf ſein Zimmer, lud ſeine Piſtolen, warf ſich in einen Wagen und eilte nach Staunton's Haus. Er hatte bei dieſem Ereigniß vor Allem den Mißbrauch ſeiner Perſon zu rächen, welcher Benthal einen Auftrag an die Damen Milden gegeben, in dem Augenblicke, da ſeine Verlobungskarten mit Miß Sarah gedruckt waren. Aber er fand Staunton's Haus verſchloſſen, die Jalouſien niedergelaſſen und nur Jack, der Neger, war da, welcher zu verkünden hatte, daß ſeine Herrſchaft heute Morgen eine Reiſe angetreten. Er zog von dem alt-anhänglichen Diener noch weitere Erkundigungen ein und gelangte zu der Ueberzeugung, daß er ſein Opfer aufgeben müſſe. Es war die öffentliche Meinung der Stadt ſelbſt, welche dem Hauſe Staunton, wegen des Ereigniſſes mit ſeinem Kammermädchen, dieſen zeitweiligen Rückzug auferlegte. Aber geſchickt hatte das Haus ſeine Ehrfurcht vor den Dehors mit dem Rückzuge des Schwiegerſohnes combinirt, der bei ſeinem raſchen, praktiſchen Auffaſſungstalente, ſeit geſtern Abend wohl wußte, was ihm bevorſtand. Dies war die Einſicht der Sachlage, welche Moorfeld in wenigen Augenblicken davontrug.

Er kehrte nach Hauſe zurück. Er fing an, einen Brief an Frau v. Milden aufzuſetzen. Aber bald fühlte er, daß ſeine Hand keiner geraden Linie fähig war. Noch minder waren es ſeine Gedanken. Er warf ſich hin und ließ ſich zermalmen. Ein dumpfes Feuer breitete ſich aus in ihm, in welchem Alles ſtill und geſtaltlos zuſammenbrannte. Er wunderte ſich, daß der Philadelphia-Bahnhof ſtand, daß Wagen raſſelten, daß Glocken im Hauſe ſchallten, daß er auf den Treppen den Yankee Doodle pfeifen und mit der Baguette an Pantalons ſchlagen hörte. Die Welt kam ihm wie ein Bilderbogen vor; er hatte das Gefühl, als ſei Alles um ihn her nur gemalt. Bei dieſer fürchterlichen Zerſtörtheit im Innern marterte ihn die äußere

Gesundheit seiner Sinne, die deßungeachtet fortfuhren, ihm Vorstellungen und Bewußtsein zu vermitteln, ganz unerträglich. Ein Fieber-Delirium wäre ihm Wohlthat gewesen.

In diesem Zustande traf ihn der Aufwärter, der ihm ein Billet abzugeben hatte. Es war eine Einladung vom Hause Bennet zum Thee.

Mit den gemischtesten Gefühlen empfing Moorfeld dieses Blatt. Sein erster Schritt war vor den Spiegel. Leider! er sah Alles darin, was seit dem camp-meeting in Ohio bis zu dieser Stunde auf ihn eingestürmt. Und hätte er selbst sich darüber täuschen mögen: noch scholl ihm das unverfälschte Kindeswort Malvinens im Ohre: Ach, Sie sehen so blaß! Dieses Wort für einen Gang zu Bennet galt ihm, was alten Staaten ihre politischen Orakel.

Was war zu thun? Sich zu entschuldigen und das Haus seiner Sehnsucht so lange zu meiden, bis die Zeit über ihre eigenen Verwüstungen ihr Grün und ihre Rosen wieder geschlungen? Aber Das, was „die Zeit" heißt, diese jugendliche Huldgöttin alles Lebens, diese herrliche Kraft des Vergebens und Vergessens, — stand sie nicht mit den vollsten Fruchtkörben ihres Labsals an Bennet's schönem Hausaltare selbst? Stand sie außer ihm, in trüber, selbstquälerischer Muße, im verzehrenden Hinbrüten, im bodenlosen Betrachten und Durchdenken Dessen, was ohne Boden ist, weil der Gute und Gebildete Robert und Egoismus im letzten Augenblicke so wenig begreift, wie im ersten? Moorfeld wog seinen Entschluß hin und her. Er trat wiederholt vor den Spiegel. Also, ein Kranker, sollte er dieses Heiligthum betreten, ein Bedürftiger, Elender, statt ein Mittheilender, Reicher? In einer Entstellung, die jedes Kind verscheucht, sollte er sich zeigen, wo Alles in ihm brannte, seine beste, glänzendste Gestalt dem Auge zu bieten?

Aber indem Moorfeld noch zu schwanken schien, durchdrang Licht und Wärme schon alle Räume seiner Phantasie. Die Scenerie des Abends fing unwiderstehlich in ihm zu leben an. Es wogte von Flammen, Bildern, Gestalten, Glanz, Fülle und Wohllaut um ihn her, Sinne und Seele waren nicht mehr sein, er dachte nichts Anderes mehr, als was in Verbindung mit jenem idealischen Schauplatze stand. Noch hatte er keinen Entschluß gefaßt, aber die Stimmung selbst war sein Entschluß.

In dieſer Stimmung entraffte er ſich der dumpfen Leidensöde ſeines Zimmers und ſuchte die „friſche Luft“. Die Luft war mehr als friſch, ſie war rauh. Seit jenem zweiten Tagesritt an den Frieſer lag der Sommer, wie von einer ſcharfen Klinge geköpft, als plötzliche Winterleiche da. Unſer Europäer hatte zu erfahren, daß Amerika den Uebergang der Jahreszeiten gleich mancher anderen Schönheit entbehre.

Er warf ſich in ein Segelboot und fuhr ſcharf dem ſchneidenden Nordwind entgegen. Ja, die froſtige Klarheit des Hudſon erregte ihm die ſchauerliche Begierde zu baden. Er fuhr den letzten Newyorker-Bauten aus den Augen und that es. Nach einem zweiſtündigen Ausflug ließ er das Boot wieder wenden, das mit dem Winde ſtromabwärts in einer Viertelſtunde zurückflog. Den Reſt des Tages brachte er unter den Händen des Friſeurs, am Tollettentiſch, vor dem Kleiderſchrank zu. Er wollte mindeſtens vorbereitet ſein, wenn bis zum Abend ſein Entſchluß reif wäre, ihn auch ausführen zu können. Wußte er nicht, daß all dieſe Vorbereitungen ſelbſt nichts waren, als die Frucht der entſchiedenſten Reife? Und ſo ſtand ſein träger Stundenzeiger kaum auf ſieben Uhr, als er mit Muth, Luſt, Jugend, Stolz und Vertrauen ſich in den Wagen warf, — mit dem Stolze, daß der g iſtig überlegene Menſch ſich ſelbſt Erſatz ſei für einen ungünſtigen Moment ſeiner Aeußerlichkeit, mit dem Vertrauen, ja mit der Zuverſicht, daß er endlich, endlich hier einen Gang mache, der ihm die erſte und letzte Genugthuung in Amerika biete.

Waren das Schneeflocken, die ein barbariſcher Nordoſt gegen ſein Wagenfenſter peitſchte? waren es Feuerſignale, die von dem Thurm der City-Hall tönten und die Stadt zu ſchauerlichem Tumulte aufregten? Liefen die Menſchen zu dem Brande, fegte ſie der raſſelnde Hagelſturm ſo herbſt-wild durch die Straßen? Der Kutſcher hieb auf die Pferde ein, der Wagen jagte wie auf einer verzweifelten Flucht, — Moorfeld ſah und hörte nur mit vorübereilenden Sinnen: es war ein unheimliches Stück Straßenleben, dem er auf dieſer Fahrt zur Staffage diente.

Endlich hielt der Wagen unter den ſturmzerzausten Pappeln und Platanen des Parks auf der Battery.

Die hellbeleuchtete Reihe von Bennet's Fenſtern warf irrende Lichter auf die Bäume, welche mit ihren triefenden Wipfeln unruhig

hin und her wogten. Moorfeld dachte bei diesem Bilde an seinen Fackelritt in der Waldnacht am Eriesee.

Hastig sprang er aus dem Wagen, gegen alles Weh seiner Erinnerungen in dieses Haus, wie in einen delphischen Hain, zu flüchten.

Er fand an der Auffahrt noch mehrere Equipagen vor und trat mit mehreren Gästen zugleich jetzt durch die weitgeöffnete Vorhalle. Zwei Neger in Livree standen rechts und links am Eingange, welche sich die Namen der Ankommenden ausbaten, um sie mit einer, nicht stets correcten Aussprache ins Parlour vorauszurufen.

Als Moorfeld seinen Namen nannte, öffneten ihm die Neger nicht das Parlour, sondern einer derselben bat ihn im Namen der Mistreß Bennet, ihm ins Drawing-Room zu folgen.

Moorfeld überließ sich ihm.

Er dachte unterwegs über die Ausbildung des republikanischen Geistes in Amerika nach. Der neue Gebrauch der Livree in der Newyorker haute Finance schmiegte sich jedenfalls als eine pikante Illustration um die Devise: all men are equal; ja, und hatte er nicht an einer der Equipagen, die vor dem Hause hielten, im Halbdunkel des Lampenscheines deutlich ein Wappen erblickt?

Indeß führte ihn der Neger durch jene Reihe von Apartements, welche die Kunstsammlungen des Hauses enthielten, der den Gesellschaftssälen entgegenliegenden Seite zu nach dem Empfangzimmer der Hausfrau.

Moorfeld trat in das Gemach, welches eine Milchlampe unter blaßrothem Lichtschirm mild erleuchtete. Mistreß Bennet verweilte ganz allein in demselben. Sie erhob sich bei Moorfeld's Anmeldung aus einem Schaukelstuhl und trat ihm mit einer Blume in der Hand nicht ohne Bewegung, wie es schien, entgegen.

Ich habe Sie bemüht, Herr Doctor, sagte sie, indem sie ihm die Blume überreichte, um sie mit einer Veränderung in unserem Familienleben zu Rath zu setzen, von welcher es Mr. Bennet lieb sein wird, wenn er sie, im vis-à-vis mit Ihnen, schon als eine Voraussetzung behandeln kann. Sie hatten die Aufopferung, in einem etwas — charakteristischen Augenblicke den Dehors unserer Parthien einen großen Dienst zu leisten, indem Sie mit dem Versprechen, die ästhetischen Studien meiner jüngsten Tochter zu leiten, einem peinlichen Eclat die

Spitze brachen. Mr. Bennet hätte vielleicht unseren Vortheil so sehr geliebt, das Impromptü jenes Augenblicks wörtlich zu nehmen; ja, Sie selbst hätten vielleicht die Güte gehabt, demselben eine gewisse Verbindlichkeit beizulegen. Ich darf Sie in diesem Falle, Herr Doctor, indem ich Sie unseres herzlichsten Dankes versichere, von dieser Verbindlichkeit frei sprechen. Miß Cöleste hat inzwischen aufgehört, der väterlichen Gewalt zu unterstehen. Sie ist Braut mit Sir Edmund Ormond, Esquire.

Moorfeld unterdrückte einen lauten Aufschrei.

Aber auch Mrs. Bennet schien ihrer Mittheilung nicht froh geworden zu sein. Mit einem leichten „darf ich bitten" machte sie Miene, den Arm ihres Gastes zu nehmen, mehr gepreßt von diesem Gegenstande weg-, als beeilt, in die Gesellschaft hin zu kommen.

Moorfeld stand reglos. Er war keiner Besinnung fähig. Er bedurfte einer furchtbaren Kraftanstrengung bis er die Unmöglichkeit, überhaupt zu sprechen, besiegt hatte. Nach einer Pause antwortete er: Madame, erlauben Sie mir, zu bleiben. Ihr Haus ist heut, wie ich ahnen muß, nicht in den großen Gesellschaftssälen, es ist hier in diesem stillen Raume. Und für mich, der ich ein Fremder bin, wird es bald weder dort noch hier mehr sein. Was ich gehört habe, gilt in der Regel für ein frohes Ereigniß; wie ich's gehört habe, scheint es eine Ausnahme von der Regel. Dieser Zweifel martert mich. Ich nehme den innigsten Antheil an Ihrem Hause. O, geben Sie mir die Genugthuung, Madame, ehe wir uns in jene Säle verlieren, wo Glück und Unglück die gleichen Züge tragen, geben Sie mir die Genugthuung, daß Sie mir ein glückliches — ein Ereigniß, das Sie glücklich macht, mitgetheilt haben!

Verzeihung, mein Herr, ich kann unmöglich geben, was ich selbst entbehre.

Jetzt ergriff Moorfeld den zarten Arm der Dame, aber er führte Sie an ihren Schaukelstuhl zurück. Sie haben mir viel zu sagen, Madame, stammelte er; Sie sollen es sagen! Ein Menschenherz für ein Mutterherz!

Diese Art poetischer Dictatur mußte etwas haben, das gefiel; auch war Mistreß Bennet Pariserin genug, den Umgangsformen eine gemüthvollere Freiheit zu bewilligen, als es eine Amerikanerin gethan

hätte. Sie nahm ihren Platz ein und bat Moorfeld mit einer Handbewegung, das Gleiche zu thun.

Ich bin schwach genug, Ihre Theilnahme anzunehmen, sagte die edle Frau mit einem Ausdruck des müdesten Schmerzes. Aber nicht wahr, die Unglücklichen dürfen mit einander zwangloser umgehen! Und ach, wir sind unglücklich, mein Herr, wir sind es, wie wenige Familien dieser Stadt! Es wird mir von Jahr zu Jahr schwerer, den Trost des Mitleids zu entbehren, den theilnehmende Freunde uns entgegenbringen. Mr. Bennet mag mir's verzeihen! Wir lassen uns ja willig zertreten, wird es uns doch erlaubt sein, uns zu krümmen!

Moorfeld war wie vom Blitze gerührt. Mr. Bennet — ? das Wort erstarb ihm auf den Lippen.

Ja, Mr. Bennet! Mr. Bennet! wiederholte die Hausfrau mit Affect. Es wird dem Mann, dessen glorreicher Ehrgeiz es ist, zu den Mediceern seiner Nation zu zählen, es wird ihm in Ihrer Meinung nicht schaden, wenn Sie ihn in seinem Hause, der Schattenseite so vieler ausgezeichneter Männer, kennen lernen. Ich kann nicht anders! Es ist mir Trost, es ist mir Lebensbedürfniß, den Schmerzenslaut meiner Schmerzen hören zu lassen. Ich reiße in diesem Augenblick mit Verzweiflung mein Kind von meinem Herzen, und muß mir Glück wünschen lassen zu meiner Verzweiflung! Ha, ich sollte nicht Ein, nicht Ein Herz den Vertrauten meiner Muttergefühle nennen dürfen? O, mein Herr, der Himmel hat Sie mir in dieser Stunde geschenkt! Helfen Sie mir meinen um das liebenswürdige Kind! Sechzehn unerfahrene, unschuldige Jahre und — un mariage de désperation! Die Unglückliche! Das Genie des geistreichsten Vaters treibt sie in die Arme eines — imbecille! Muß ich meine Céleste opfern für den Beweis, wie alle Gegensätze sich ihren eigenen Fluch erzeugen? Leider, ich muß es!

Ich werde Ihnen nichts Neues zu sagen haben, fuhr Mistreß Bennet ruhiger fort. Sie kennen den Enthusiasmus meines Mannes für die schönen Künste. Er möchte seinem Vaterlande ein Augustus, ein Perikles werden. Ich glaube es aufrichtig, daß er es könnte. Ja, ich glaube an ihn. Hätte er die Kräfte einer Nation zur Verfügung, er arbeitete mit dem Werkzeug, das er bedarf. Er wäre glücklich und der Kunstadel der ganzen Erde mit ihm. Leider sind

wir kein Reich, wir ſind nur ein Haus. Das iſt unſer Unglück. In weiten Entfernungen würde er erwärmen und beleben, im engen Familienraume verzehrt und tödtet er. Er iſt ein Jupiter und wir ſind — die Aſche der Semele!

Moorfeld ſtöhnte unter Bergeslaſten.

Ja, die Künſte haben keine Freiſtätte hier, eine Werkſtätte ſollen ſie haben. Ein Bennet will erſchaffen, was er genießt. Und ſo war es meinen Kindern ſchon in der Wiege dictirt: Du maleſt, du dichteſt, du modelirſt, du muſicirſt! Die Natur hatte nur das Recht, die Steuern zu bewilligen, die ihr Bennet auferlegte, ſie durfte Ja ſagen, aber nicht Nein.

Und wahrlich, ſie ſagte nicht nein! Die Kinder dieſes Vaters hatten wirkliche, angeborene Talente. Aber gibt es Mittel, das Talent ſich ſelbſt verhaßt zu machen, ſo gebrauchte ſie Bennet. Die Art, wie er die Talente weckte, — was ſag' ich, „wecken“? So weckt nicht das Morgenlied der Lerche, ſpielende Batterien wecken ſo. Er donnerte die armen Kleinen ſchon aus ihrem zarteſten Kindheitsſchlafe empor. Auf zur Arbeit! war das erſte Wort ſeiner Vaterlippe. Daß ſie in drei Sprachen zugleich erzogen werden, rechne ich noch für nichts, die Natur leiſtet wirklich Außerordentliches hierin. Daß ſie den Freuden ihrer Spiele, den geringſten Erholungen und Genüſſen ihres Alters entſagen mußten, daß ihre Kinderſtube ein Gedränge von Lehrern und Büchern erfüllte, zwiſchen welchem das flüchtigſte Lächeln einer Mußeſtunde erdrückt wurde, daß ihnen die friſche Luft, die Nahrung, die Ruhe des nächtlichen Lagers entzogen wurde, „weil die Götter den Sterblichen nur Alles für Arbeit verkaufen“, — das iſt ſchon etwas, mein Herr! cela commence à compter! Aber was ſoll ich ſagen, was ſoll ich als Frau ſagen, wenn dieſe dämoniſche Begeiſterung ſelbſt das Opfer der Schicklichkeit, des Anſtandes, des weiblichen Schamgefühls nicht für zu groß hält, um es ohne Weiteres zu fordern? Jenny, meine älteſte, modellirt. Die Diana im Trumeau unſers Parlours iſt von ihr. Aber nicht Dilletantin ſoll ſie bleiben, ſie ſoll wetteifern mit Künſtlern, welchen das Studium der Antike, welchen der Anblick der unmittelbaren Natur zu Gebote ſteht. Und wir leben in Puritaner-Staaten, mein Herr! O, laſſen Sie mich ſchweigen! Von welchen Stürmen, von welchem Thränenmeere rede ich da! Papa, ſie werden mit

Steinen nach mir werfen! jammerte das verzweifelnde Mädchen. Laß ſie werfen, mein Kind, aber die letzten Steine werden Edelſteine ſein! antwortete der Papa.

Ja, das iſt ein griechiſcher Gott in einen Yankee gefahren! rief Mrs. Bennet mit Bitterkeit und Bewunderung zugleich. Jede Aber voll Poeſie — aber dieſe Gewaltthätigkeit gegen das Leben, dieſe Nichtachtung der Natur, dieſer grauſame, unerbittliche Vertilgungstrieb gegen Alles was frei wachſen, was ſein eigener Zweck auf ſeiner eigenen Bodenſpanne ſein will, — das iſt Gulturtrieb in amerikaniſchem Styl! Abſolute Unfähigkeit zu ſchonen und zu lieben — neunziggradiger Egoismus! Und doch — dieſes Ich, welch ein ſchönes, herrliches iſt es! Er macht unglücklich, nur weil er die Welt für unglücklich hält, die nicht ſeines Sinnes iſt. Auch war ich weit entfernt, und war er lange, mich ſelbſt und meine Kinder für berechtigt zu halten neben ihm. Es iſt was Ueberzeugendes, Hinreißendes in ſeinem Temperamente, etwas Facinirendes, das in That und Willen den Widerſtand irre macht. Man fühlt ſich beſchämt von ſolcher Größe, man glaubt immer von Neuem, daß ſie möglich iſt. Erſt als ich die bleichen Wangen, die erloſchenen Augen, die ſchleichenden Pulſe, die kränkelnde Zartheit und Durchſichtigkeit von den jugendlichen Geſtalten meiner armen Kleinen mit ſeinem Vorwand hinwegleugnen, mit ſeiner Geduld zu Ende warten konnte, fing ich an, die Erſtlingseinwürfe meiner Mutterangſt zu ſtammeln. Ah, Bennet belehrte mich eines Beſſeren! „Das iſt die Flamme des Genies, welche die Materie aufzehrt; man muß ihr Luft ſchaffen!“ und nun kamen Bücher zu den Büchern, und Lehrer zu den Lehrern, und Aufgaben zu den Arbeiten, und Luft wurde geſchafft, daß uns der Athem ſtockte!

Das iſt unſer Familienleben, mein Herr. In Unterwerfung zu Grunde zu gehen, oder uns zu retten — durch Rebellion, dieſe traurige Wahl bleibt uns allein. Die Kinder nähern ſich dem Einen oder dem Andern, je nach der Verſchiedenheit ihrer Inclinationen. Mein Sohn Edgar empörte ſich zuerſt. Als ein Knabe von elf Jahren lief er in die Kriegsſchule nach Weſt-Point, und keine Macht der Welt wäre im Stande geweſen ihn zurückzuführen. Dort ſtudirt er nun, — mein mütterliches Auge entbehrt ſeinen Anblick. Erſt ſeit Kurzem ſehen wir uns öfter; lange hießen meine Beſuche Conſpiration!

Der Meißel, der ihm bestimmt war, ging auf Jenny, meine zweite Tochter über. Die duldet, so weit sich dulden läßt. Charakterfester wieder ist mein viertes Kind, Cöleste. Ihre Specialität ist die Poesie. Die Entscheidung dafür datirt von einem Zufalle. Wir erwarteten den Papa von seiner zweiten europäischen Reise zurück, es war im Jahre zweiundzwanzig. Cöleste stand im siebenten Jahre. Ma, sagte sie, ich will den Pa mit einem Gedichte empfangen. In der That schrieb das Kind in diesem Alter ein paar französische Strophen, an denen ich wenig oder nichts zu corrigiren fand. Bennet aber kam direct von Genua, von der poetischen Hofhaltung Lord Byron's. In welchem Zustand seiner Imagination, mögen Sie selbst denken. So trat ihm nun ein kleines, stammelndes Kind an der Schwelle seines Hauses entgegen, mit einem Orangeblüthenzweig in der Hand, mit dem Wohllaut selbstgedichteter Verse auf den Lippen — verhängnißvoller Eindruck! Wer dieses Kind nicht für den ersten Genius seiner Zeit hielt, der verlor seinen Anspruch auf Bildung. Bennet war außer sich. Auf, auf, Bücher! Lehrer! Studirlampen! welche Vaterpflichten sind hier zu erfüllen! Schlaf, Spiel, Erholung, — gemeine Einreden! Der versteht den Genius schlecht, der nicht weiß, daß er an sich selbst sich erholt. Es gibt nur Eine Erholung von der Arbeit, — die Arbeit!

Nun ist aber Cöleste eigen geartet. Die ganze Wucht der väterlichen Erziehungstyrannei drückte auf sie überwiegend, und doch war sie es zugleich, die am wenigsten klagte. Sie hatte Ehrgeiz. Was immer ihr auferlegt wurde, sie verrichtete es nicht nur, sie that noch drüber. Sie rivalisirte gleichsam mit ihrem Vater. Die Thränen traten mir oft ins Auge, das Mädchen zu sehen. Statt mit dem Roth der Gesundheit, mit der feinen geistigen Glut des Wetteifers auf den Wangen saß sie da, überbot ihre Aufgabe, überbot sich selbst und brannte vor Begierde, zu überraschen. Nicht der Vater, der Gentleman nur allein, hätte seinen Degen senken müssen vor der Galanterie seines Kindes. Leider! Bennet war nicht zu überraschen. Seine Ansprüche wuchsen mit der Befriedigung, und das arme Kind erarbeitete sich nur Mißhandlungen. Da wandte sich ihr Herz. Mit dem Stolze des beleidigten Adels trat sie in sich zurück. Ihre Stimmung wurde eine gereizte, feindselige. Sie ließ alle Forderungen über sich ergehen und schärfte sich trotzig die Lippen dazu. Sie machte nicht den Eindruck einer leidenden Na-

tur, sondern einer, die ihren Tag abwartet. Bennet verstand sie nicht. Er hielt den Himmel für ruhig und glaubte, er sei der Donnerer darauf, nicht sie, der kleine reservirte Trotzkopf.

In dieser Verfassung waren die Gemüther, als der Tag von Saratoga anbrach. Ich hoffte von der veränderten Hausordnung, von dem heiteren Naturgenuß, von dem ganzen Schwung dieser Ferien einen heilsamen, mildernden Einfluß. Das Gegentheil kam. Wir waren direct in die Löwenhöhle getreten. Die Saison von Saratoga war eine der glänzendsten: man sah, daß die Pairskammer Karls X. und die Fürsten der polnischen Nation Nomaden geworden. Bennet begrüßte von seinen drei europäischen Reisen her viele alte Bekanntschaften und machte noch mehr neue. Die Albumsblätter wanderten im lebhaftesten Austausch hin und wieder. Kein Tag verging, daß nicht mehrere Unsterblichkeiten zu stiften waren. Dann so faßte es Bennet auf. Welch eine Gelegenheit! Europas Pforten waren dem Dichterruhm seiner Tochter geöffnet. Die haute volée aller Länder gab sich zur Colportage ihrer Verse her. Wen diese Gelegenheit nicht begeisterte, das war ein Cretin, kein Mensch! Bennet's Forderungen kannten keine Grenzen mehr! Er hatte alles Bewußtsein verloren, was menschlich zu leisten. Sechsmal zerriß er Coleiten ein Albumsblatt für einen griechischen Palikarenhäuptling. Welche bassesse in Form und Gedanken! Das muß anders tönen, meine Gute! Dieses Volk ist an die Solitaire eines Byron gewöhnt, und Apoll selbst nennt es seinen Landsmann. Er vergaß sich so weit, daß er sie einsperrte und ihr die Nahrung entzog, bis sie so klassisch geworden, wie es ihm vorschwebte. „Singvögel und Jagdhunde muß man kurz halten!“ Sie sehen, es eilte zum Ende.

Und just an diesem Tage kam der Pudel Omar mit seinem Verehrer, Lord Ormond, an. Der edle Herr war inzwischen zwar nicht wirklich Lord geworden, aber er hatte einen Seitenverwandten aus der Gentry beerbt und konnte wieder standesgemäß in England auftreten. Er verabschiedete sich von uns. Bei dieser Gelegenheit beobachtete er es als eine Form der Höflichkeit, meiner Tochter die Hand zu bieten. Rachegluhend, ich muß das Wort betonen, mein Herr, rachegluhend nahm Coleste an. Augenblicklich setzte sie sich hin und schrieb — an Mr. Bennet ihre Verlobungskarte! Es ist dieser Gebrauch kein seltener

zwiſchen Kindern und Eltern in Amerika — leider! kam er jetzt auch in meiner Familie vor! Hohnlachend ſtürzte der Vater vor ſeine Tochter. Gut gemacht, Lady, gut gemacht! Und das ſoll Bennet's Blut ſein! — Es iſt's, Sir! Eine Bennet iſt lieber die Herrin eines Narren, als die Sklavin eines Genies! Bennet erblaßte. Es ahnte ihm zum erſtenmale, daß ſein Kind ein Charakter. — So, mein Herr, iſt Miß Cöleſte Braut geworden.

In dieſem Augenblicke fiel ein Schuß auf der Straße.

Werther! rief Moorfeld emporfahrend.

Es iſt ſeit geſtern und heute ein wenig unruhig in der Stadt, ein Riot ſcheint im Anzuge, ſagte Mrs. Bennet mit tiefer Gleichgiltigkeit.

Moorfeld kam zu ſich. Glücklicherweiſe — wußte er — klingt Werther zumeiſt Werther im Engliſchen; das gräßliche Streiflicht über ſein Inneres konnte unzündend abgeblitzt ſein.

Er kehrte an ſeinen Platz zurück.

Die gebeugte Frau war mit ihrer Mittheilung zu Ende. Mühſam nahm Moorfeld das Wort: Ich muß mich mäßigen, Madame, mein Mitgefühl Ihnen auszuſprechen. Sie haben mir gezeigt, was an dem Fluche unſerer Poeſie der Antheil der Frauen iſt; könnte es Ihnen zum Troſte gereichen, ſo würde ich Sie auffordern zu einem Rückſchluß auf uns ſelbſt. Sie würden Schuld und Strafe, dünkt mir, in einer ſchauerlichen Harmonie finden. Doch nichts davon! Tragen Sie den Widerſchein eines Unglücks als ein ganzes und volles Unglück, ich will nichts verkürzen daran. Nur noch meinen Dank für Ihre Schonung. Daß ich in dieſe Verhältniſſe als ein verkörperter Nero über Ihre Schwelle trat, daß die Ausſicht auf einen Wintercurſus mit dem Kritiker von „Schäfer's Botſchaft“ das Maß füllen mußte ſchon vor Saratoga — Sie haben es mir, verehrteſte Frau —

Verzeihung, Herr Doctor, unterbrach Mitreß Bennet. Ihr Auge ruhte mit jener Anerkennung auf Moorfeld's Geſtalt, wie nur die Franzöſin, im Beſitze ſouveräner und berechtigter Geſchmacksherrſchaft, blicken darf. Allerdings konnte Ihre Erſcheinung nicht ungezählt bleiben in unſerm Hauſe. Aber gefürchtet wurde ſie nicht. Das Gegentheil iſt wahr. Cöleſte, die ſich zuweilen in Paradoxien gefällt, ſagte gradezu: Ich vertraue dieſem Europäer, er wird Poet genug ſein, gegen die Poeſie mich zu ſchützen.

Moorfeld ſchrack zuſammen. Er überblickte den ganzen Werth dieſes Mädchens. Wo hatte ſie den höchſten Begriff der Poeſie gefunden: Eigenthümlichkeiten zu verehren, nicht umzubilden, wenn nicht in ihrer eigenen herrlichen Seele?

Und doch!

Und doch, fuhr Mrs. Bennet fort, für uns gibt es keine Hoffnung! Auf meinen Mann iſt nicht anders zu wirken, als mit ihm. Keine Oppoſition iſt einflußloſer als gegen Mr. Bennet. Wir werden einen Freund gewinnen, ſagten Doctor Channing und Doctor Griswold, das heißt: wir werden einen Mann mehr haben auf unſerm Rückzuge. Leider iſt es ſo. Wir haben unſern Freunden nur eine verlorne Sache zu bieten. Neue Opfer den alten hinzuzufügen, wäre nach unſern Erfahrungen grauſam geweſen. Wir können uns nicht helfen, — mindeſtens nicht anders, ach! als es Céleſte gethan.

Während Mrs. Bennet noch ſprach, öffnete ſich leiſe die Thür des Drawingrooms. Céleſte ſelbſt war es. Als ſie Beſuch ſah, trat ſie ſogleich wieder zurück, aber ſchon hatte ihr bald ſichtbares Bild zwiſchen Thür und Angel Moorfeld's Auge geſtreift. Moorfeld ſprang auf und ging dem Mädchen entgegen. Er nahm ſie bei der Hand mit den Worten: Wir ſprachen von Ihnen, theuerſte Miß; ſchenken Sie uns einen Augenblick Ihre Nähe. Ich habe Ihnen meinen Glückwunſch zu Füßen zu legen. Sie werden, wie ich höre, in die große Welt eintreten. Auf dieſem Wege werden Sie einen großen Schatz finden, — das Bewußtſein, was für ein unermeßlicher Beſitz es iſt, ſich ſelbſt zu haben! Sie werden inne werden, daß die Welt, in welcher Jeder ſein eigener Mittelpunkt zu ſein glaubt, nichts ſo naturgemäß ſucht, als ſich um den Hof einer edlen und ſchönen Selbſtſtändigkeit zu gruppiren. Dieſes Glück zu finden, erwartet Sie unter allen Umſtänden und dazu bringe ich Ihnen meine aufrichtigſten Wünſche.

Ein tiefes, kraftgebändigtes Beben klang durch Moorfeld's Stimme, als er dieſe Worte ſprach. Céleſte ſelbſt vermochte nicht anders zu antworten, als mit ſtummer Gebärde.

Indem ſie jetzt tiefer ins Licht vortrat, rief Mrs. Bennet bei ihrem Anblick: Aber welche Toilette, mein Kind? Das junge Mädchen trug ein ſchwarzes Atlaskleid mit einem Schmucke von Coque-Perlen. Es contraſtirte mit einer magiſchen Wirkung zu der ſtillen, marmornen

Bläſſe ihres Antlitzes. War es eine Caprice, ſo war es auch — eine Wahl.

Cöleſte hatte inzwiſchen die Faſſung errungen, Moorfeld anzureden. Sie ſprach ohne aufzublicken: Meine Mutter wird Ihnen geſagt haben, Herr Doctor, wie ſehr es mich gefreut hätte, dieſen Winter einen Theil meines Bildungsweges mit Ihnen zurückzulegen. Meine — plötzliche Reiſe nach Europa bringt mich um dieſen Gewinn. Darf ich Sie jetzt bitten, mir ein Zeichen mitzugeben, das ich als Denkmal — ſelbſt einer vereitelten Hoffnung noch werth halten werde? Darf ich mir erlauben, Herr Doctor, Ihnen mein Gedenkbuch vorzulegen?

Indem Moorfeld den Klang dieſer Stimme wieder hörte, ſchauerte ſein ganzes Inneres zuſammen. Mit Mühe ſtotterte er eine übliche Formel der Bejahung. Cöleſte holte das Buch. Moorfeld rückte an den Tiſch und verſuchte zu ſchreiben. Aber ſeine Hand zitterte heftig. Er ſetzte wiederholt an, — es gelang nicht.

Ich bitte, mit dem Blatte nach Zeit und Muße zu verfügen — ſagte Cöleſte — wir reiſen wahrſcheinlich erſt in vierzehn Tagen.

Verzeihung, Miß, ich ſchon morgen, war Moorfeld's Antwort.

Cöleſte blickte erſchrocken-fragend auf.

Moorfeld war nicht im Stande, ihren Blick zu ertragen. Er ſtand auf und machte einige Schritte durchs Zimmer. Der Moment wäre nicht zu bewältigen geweſen — da fiel Moorfeld's Blick auf eine Violine im unterſten Fach des Glasſchrankes. Es mochte jene monumentale Violine ſein, welche Mr. Bennet zum Andenken an den erſten amerikaniſchen Walzer aufbewahrte. Wie der Blitz auf ſeinen Ableiter, ſo ſtürzte Moorfeld auf das Inſtrument. Er that ein paar Probegriffe, dann fing er zu phantaſiren an. Die Geige hatte einen weiten großartigen Ton; der Spieler empfand ſogleich ihren ganzen Geiſt. Er begann einen breiten heroiſchen Satz, ſchwebend, wie ausgebreitete Adlerflügel, hoch in der Höhe. Er zog Töne von hinreißender Beredſamkeit, es war Schmerz darin, aber der Schmerz eines Demoſthenes um die ſchönſte Weltrepublik. Nicht lange declamirte er ſo. Dieſer erſte, volle Trunk der muſikaliſchen Seele gethan, ſchöpfte er gieriger, wilder. Bald hackten ſich kurze, ſcharfſchnäbliche Triolen in die breite Prometheus-Bruſt des Eingangsſatzes ein, und die ehe-

bar-schöne Weltordnung der Antike zerfetzte romantisches Galgen- und Zwielichts-Gevögel. Auf einmal war der Jammer entschieden; in einem humoristisch-verzweifelten Tremolo sprang's wie ein Pudel, — ein wohlbekannter Pudel! — in die vier Saiten und apportirte dem olympischen Griechenland bulgarisches Zigeunergefindel. Schneller jagt Aprilschnee sich mit Aprilsonne nicht, als Gluck's Styl in eine Fantasie nach dem Rakoczy-Marsch umsprang. Als Cöleste diese Rhythmen hörte, bedeckte sie ihr Antlitz mit beiden Händen und sank kniend in den Schooß ihrer Mutter. Der sporntlirrende Kriegsgesang jagte über sie hin, unaufhaltsam. Zaum- und zügellos flogs haidewild dahin: Schlachtlust, Abschiedsweinen. Ein Narbengesicht in Thränen! In diesen Klängen athmete Moorfeld Heimatsluft. Schenkenlustige Tänze wirbelten, türkische Krummsäbel und ungarische Pallasche klirrten, man sah das Schlachtfeld der Völker, das Schlachtfeld der Herzen, denn immer und immer weinte es in jenen herzzerreißenden Molltönen dazwischen und am Horizont des Kriegsgetümmels stand verlassene Liebe! So trieb's Moorfeld bis der letzte Tropfen Herzblut herausgeschüttet war, dann warf er die Geige wild hin und rief nach der Thüre stürzend: „Auch das ist ein Andenken!

Nein, so dürfen Sie nicht von uns! rief Cöleste aufspringend, außer sich. Sie hielt Moorfeld zurück. Der weibliche Genius des Beruhigens flehte um einen Sonnenblick in seinem Auge. Dringend faßte sie Moorfeld's Arm — so dürfen Sie nicht von uns! das darf Ihr letztes Wort nicht sein!

Es ist's nicht! antwortete Moorfeld, — ich werde den Frauenherzen noch manches Souvenir schreiben! Verfolgen Sie den Dichternamen Nicolaus — [illegible]

Seine Stimme brach, — ein Blick, — ein Händedruck — er stürmte hinweg.

Fünftes Kapitel.

So erwachte Moorfeld zu seinem letzten Morgen in Amerika. Tags nach diesem Abend fuhr er mit der ersten Geschäftsstunde an den Hafen, entschlossen, jede Gelegenheit nach jeden europäischen Seeplatz anzunehmen, einzig bedingend, daß die Anker noch heute gelichtet wurden. Er fand ein Dampfboot, dessen Abfahrt auf zehn Uhr festgesetzt war. Natürlich waren die Plätze besetzt, aber ein junger französischer Arzt, der in Amerika eine Studienreise gemacht, hatte die Artigkeit, ihm seinen ersten Cajütenplatz zu verkaufen. Das Dampfboot hieß — Riego.

Die Stadt Newyork feierte der Einschiffung Moorfeld's ein wildes Abschiedsfest. Wie die Fugen der Alltagsordnung schon seit zwei Tagen oder vielmehr Abenden in ein verdächtiges Schwanken und Krachen gerathen, haben wir mitten aus dem erschütterungsvollen Eigenleben Moorfeld's heraus im Fluge bemerkt. Aber bei seinem heutigen Erwachen fand er die Pulvermine in voller Explosion. Schon auf der Fahrt nach dem Hafen zeigte die Stadt ein entsetzliches Antlitz. Arbeiter, welche in ihre Fabriken zogen, standen überall in bestürzten Gruppen umher, Kaufläden blieben verschlossen, und stierten, wie von einem bösen Traum befangen, mit den Vorhängschlössern der Nacht in den hellen Tag hinein, die belebtesten Passagen waren unverhältnißmäßig öde, oder was sich von Menschen und Wagen bewegte, schien wieder in rückgängiger Bewegung vom Tagesgeschäft begriffen — Alles trug die Miene der Angst und Verwirrung. Moorfeld, in seinem gräßlichen Seelenkrampf keines äußeren Eindruckes fähig, fuhr durch diese Scene ohne sie zu bemerken, bemerkte sie, ohne zu fühlen und zu denken. Erst am Hafen drang sich das öffentliche Zittern unwillkürlich seinem Interesse auf. Ueberall begegnete er bangen Gesichtern. Ueberall wurde er befragt, was er von den Ereignissen der Nacht wisse, überall liefen Men-

schen hin und wieder, welche ihrerseits Gerüchte darüber ausbreiteten. Seltsam, wie eine große Stadt von den Lebensvorgängen in ihren Extremitäten so unzuverlässig und so spät eine bestimmte Empfindung im Centrum ihrer Nervengefäße erlangen kann! Im Hafen wußte man wenig oder nichts von dem, was Schreckliches in den nördlichen Ausläufen Newyorks vorgefallen. Im Allgemeinen verlautete nur von einer großen Feuersbrunst. Aber Niemand wußte zu sagen, was verbrannt, wie weit der Brand um sich gegriffen, ob die Flamme schon bewältigt, — ja, es schlich selbst der Zweifel umher, ob man überhaupt löschen wollte, und eine Furcht, die alles Blut von den Wangen trieb, rieselte durch die Adern der Bevölkerung, daß sie auf dem Krater geheimnißvoller Verbrechen, gräßlicher Verschwörungen stehe, daß ein unbekanntes Verderben über ihrem Haupte schwebe, von welchem Niemand eine bestimmte Vorstellung hatte, welches anzudeuten, allein schon für Mitschuld galt, welches aber durch steckendes, zähneklappendes Schweigen eben am fürchterlichsten vergrößert wurde.

Als Moorfeld vom Hafenplatze wieder zurückfuhr, sollte es sein letztes Geschäft sein, sich den Prozeß um sein Landloos vom Halse zu schaffen. Er lenkte nach dem Hotel seiner Gesandtschaft, um unter den erforderlichen Rechtsformen seine Vollmachten auszustellen und dann den widerlichen Handel auf ewig zu ignoriren. Ein blutiges Abenteuer begegnete ihm auf diesem Wege. Ein Mensch stürzte dem Broadway herab, gehetzt er von einMeute Rowdies, welche Revolvers nach ihm abfeuerten, abgefeuerte Revolvers nach ihm warfen und ihm mit dem Geschrei: Schlagt ihn todt, schlagt ihn todt! ein deutscher Mordbrenner! wie eine Bande entfesselter Höllengeister zusetzten. Moorfeld schrie seinem Kutscher augenblicklich die Weisung zu, zwischen Verfolger und Verfolgten quer in den Weg zu fahren, aber der Zuruf war offenbar eine Interjection der Verzweiflung, und hätte sie direct der Vernichtung ausgesetzt. Auch beugte der Kutscher gerade entgegengesetzt aus, und im Nu war die wilde Jagd aus den Augen. Schauerlich tönte es aus der Ferne zurück: Schlagt ihn todt! ein deutscher Mordbrenner!

Eine entsetzliche Ahnung stieg in Moorfeld auf. Er dachte an die Scene, der er vor zwei Tagen in Kleindeutschland beigewohnt. Es blieb kein Zweifel übrig; hier war ein Riot gegen die Deutschen ausgebrochen.

Ohne Beſinnen befahl er dem Kutſcher, in das nördliche Stadtquartier zu fahren. Der Kutſcher weigerte ſich. Nach langem Wortwechſel entſchloß ſich Moorfeld, auszuſteigen und die unermeßliche Strecke zu Fuß auf ſich zu nehmen, dem Zufall überlaſſend, ob ihm unterwegs ein willigerer Kutſcher aufſtoßen würde.

Aber kaum hatte er einige hundert Schritte zurückgelegt, als ihm wiederholt Menſchen entgegen kamen, welche mit haſtigen Schritten und erſchreckenen Mienen ihm die Worte zuriefen: Kehren Sie um, Sir, die Stadt iſt heute in ſchlimmen Händen! Und je weiter er vordrang, deſto ſprechender beſtätigte Alles dieſe Warnung. Er fand hier einen Revolver, dort einen Schlagriemen, hier eine grimmig zertretene Alarmtrommel, dort Blutſpuren auf ſeinem Wege.

So erreichte er City-Hall. Welch ein Schauſpiel! Das Stadthaus, der Sitz der Ordnung und Gewalt, der Thron der bürgerlichen Majeſtät, der Herzmuskel, von welchem Geſetzes-Kraft und Anſehen, wie das Blut, bis in die fernſten Aeſte des öffentlichen Gemeinweſens ausſtrömen ſollte: das Stadthaus fand er wie einen hilfloſen Hirſch, an dem die Meute der Hunde mit tödtlichen Biſſen hängt. Tauſende von Rowdies belagerten das Haus. Sie ſtacken theils in den eleganten Uniformen der Löſchcompagnien, theils waren ſie anſtändig, ja fein in Civil gekleidet — ein fürchterliches Geſindel, das mit ſeinem Wohlſtande nicht den brutalen Thiertrieb, ſondern die raffinirte, teufliſche Bosheit verräth. All dieſe Banden waren mehr oder minder betrunken, zerfetzt, beſudelt, der Park ſelbſt von den vielen Feuerſpritzen in einen Sumpf verwandelt, in welchem ſich die Herren des Platzes mit johlender Wolluſt wälzten. Geſchrei, Flüche und Piſtolengeknall erfüllte die Luft, vermengt mit dem Rufe: Heraus die Deutſchen! die deutſchen Mordbrenner heraus! welches mit einer ſo kanibaliſchen Mordgier gebrüllt wurde, als ſollte der Marmor des Stadthauſes, wie Jerichos Mauern, davor in Trümmern ſpringen.

An dieſer Stelle hatte Moorfeld zugleich das Ziel ſeines Vordringens erreicht. Nach jeder nördlichen Richtung hin fand er die Straße geſperrt. Die Fortſetzung des Broadways, die Centre-Street, die Chatam-Street, keine Ausmündung war zugänglich. Tief in all dieſe Straßen hinein lagerten die Banden der Rowdies, trieben ſich Geſtalten von Ruß, Blut und Brandy in wilde Thiere verwandelt, pol-

ternd, heulend, und im Besitz aller möglichen Waffen zu jedem Verbrechen aufgelegt, umher. Sie sperrten den Brand ab, wie sie sagten, d. h. sie ließen ihrem Wüthen in Kleindeutschland keine Intervention zu.

Moorfeld mußte seine Versuche, an jenen Schauplatz des Unglücks durchzudringen, der Reihe nach aufgeben. Bei dieser verhängnißvollen Unmöglichkeit blieb ihm nichts übrig, als der schwache Trost, daß die Insassen des grünen Baums vielleicht eben im Stadthause selbst ein momentanes Asyl gefunden. Das Geschrei nach dem Blute der Deutschen, das wolfsgierig zu allen Fenstern hineinheulte, schien diese Vermuthung zu erlauben. Freilich blieb es dann zweifelhaft, wie lange dieser Schutz ausreichen und ob die anarchischen Rotten nicht zum Sturm selbst vorschreiten würden. Wie frech ihre Dictatur das obrigkeitliche Ansehen mit Füßen trat, davon sah Moorfeld mit eigenen Augen eine Probe. Als das Mordgeschrei nach den Deutschen den wildesten Grad erreicht hatte, trat der Mayor von Newyork mit einigen Aldermens auf den Balkon. Meine Herren, haranguirte er die Aufrührer, wir sind soeben mit dem Verhöre der geflüchteten Deutschen beschäftigt, und machen Sie darauf aufmerksam, daß Ihre Ungeduld um prompte Justiz nur geeignet ist, das Werk der Justiz aufzuhalten. Ich versichere Sie übrigens als Gentleman, daß eine exacte Gerechtigkeit gehandhabt werden soll. Sie mögen sich, meine Herren, über diesen Punkt vollkommen beruhigen. Bis dahin empfehle ich die Stadt Ihrem Schutz und hoffe zu der Loyalität freier und aufgeklärter Burger, daß Sie einer so billigen und gesetzlichen Aufforderung Folge leisten werden. — Moorfeld traute seinen Ohren nicht, als er in diesen Worten Newyork in die Discretion von Meuterern stellen hörte. Wo bleibt die Polizei, die Stadtmiliz? fragte er staunend einen wohlgekleideten Burger neben sich. Ich rathe, Mister, wir thun wohl, das Wort Polizei und Stadtmiliz heute nicht auszusprechen, antwortete dieser erschrocken und rückte von Moorfeld's Seite. Die Rowdies aber waren von der Anrede des Mayors noch so wenig befriedigt, daß sie mit einer Feuerspritze vorfuhren und unter betäubendem Gebrüll einen Wasserstrahl auf das Haupt der Stadtobrigkeit schleuderten.

Moorfeld kehrte wieder um. Unvermögend, dem Brennpunkte dieser Frevel einen Zugang abzugewinnen, noch mehr, irgend eine nützliche That zu thun, mußte er sich darauf beschränken, in Europa aus

Zeitungsnachrichten zu erfahren, wie der Lavastrom dieses Tages noch seinen verderblichen Lauf genommen. Er hatte jetzt keinen Augenblick zu verlieren, sein Geschäft im Gesandtschaftshotel abzumachen. Als Moorfeld dieses Gebäude erreichte, sah er die Fenster des Basements von kriegerischen Gestalten erfüllt, welche Gewehr im Arm, auf alle Fälle gerüstet dastanden. Es war ein braves Häuflein deutscher Newyorker Bürger, welche zum Schutz ihrer Landsleute, die ohne Unterschied der provinziellen Abstammung in das Gesandtschaftshotel der ersten deutschen Großmacht geflüchtet, sich in unerschrockener Bürgerwehrpflicht eingefunden. Sie sagten, sie hätten schon vor Tags eine Locomotive nach Philadelphia requirirt, um den Zuzug der dortigen deutschen Schützencompagnie, die jetzt in jedem Augenblick eintreffen werde. Dann möge der Tanz wohl aus einer andern Tonart gehen. Es habe nicht viel auf sich mit diesen Burschen. Strohfeuer sei's, üppige Büberei, das Gesindel hüte sich wohl, deutsches Pulver zu riechen. Diese Sprache war ein Lichtblick in dem Pfuhl so vieler Abscheulichkeit. Und daß sie nicht übertrieb, bewies die That. Kein Rowdy ließ sich blicken in dem weiten Umkreis des Hotels, und doch belief sich die ganze Besatzung desselben kaum auf dreißig Mann.

Moorfeld fand alle Räume des Hauses von flüchtigen Deutschen besetzt. Es war der bunteste Wirrwar, der sich denken ließ. Männer, Frauen, Kinder, Herrschaften und Domestiken, alle Stufen der bürgerlichen Rang- und Glücksscala, alle Anzüge der Nacht und des Tags, Kostbares und Gemeines, im Moment der Flucht sinnlos übereinander geworfen, was Jeder an seinem eigenen Leibe retten zu können glaubte, trieb sich im schauerlichen Costümball durch das angsterfüllte Gebäude. Dazwischen lag ein Jahrmarktskram von geretteten Fahrnissen auf jedem Schritt und Tritt im Wege; man sah Betten, Töpfe, Waschkörbe, Stutzuhren, Porzellangeschirr, Bücher, Schürreisen, allerlei Handwerkszeug, Nützliches und Entbehrliches, Werthvolles und Lächerliches ohne Wahl zusammengeschleppt. In diesem Wirrniß war das Geschrei der Kinder zu hören, die ihre tägliche Hausordnung vermißten, der Mütter, welche die Bedürfnisse ihrer Kinder unter Jammer und Zeter zu improvisiren suchten, die Fluch- und Zornausbrüche der Männer, welche, scheinbar oder wirklich, sich nach wehrhafter Verfassung sehnten, wohl auch ein- oder das andere Waffenstück mit sich führten, da dann dem

Einen die Munition, dem Andern die Büchse fehlte, diese Patrone nicht zu jener Flinte paßte, und mit vielen Worten wenig erzielt wurde.

In diesem Bienenschwarm begegnete Moorfeld denn auch dem Wirthe von Kleindeutschland mit Vroncle, seiner Tochter. Der deutsche Kaiser war kaum mehr zu erkennen. Todtenblässe bedeckte sein vollwangiges Antlitz, er zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub. Sein erstes Wort, als er Moorfeld erblickte, war, daß er mit überstürzter Zunge die Frage stammelte: Kommt Polizei? kommt Polizei? Moorfeld antwortete: We are in a free country!

Vroncle hielt sich wackerer. Sie war vor Vielen um sich her allein einer vernünftigen und unerschrockenen Rede Meisterin. Die Herrenbuben haben uns ausgebrannt und sagen öffentlich, wir selbst hätten's gethan, das ist Evangelium und Epistel an dieser Sache, sagte sie. Da sie uns nicht verümpeln und klein kriegen konnten, — Sie haben's ja selbst Herr Doctor — so kamen sie uns so. Sie legten das Feuer bei uns und bei einigen Nachbarn, dann waren sie aber — hurrah! von allen Seiten mit ihren Spritzen da, wie das wilde Heer. Wups hatten sie einen deutschen Maurer beim Flügel und schrien drauf los: Den hätten sie beim Brandstiften ertappt. In einer Minute baumelte der arme Mensch an der Dachrinne. Das war aber meerteif erlogen und hat freilich Schein und Art vor den Leuten — die Maurer wollten Arbeit haben, sagen sie, und wollten sich auch rächen für den erstochenen Maurer vom Bowery. Es ist schon recht! Beim Verhör wird Alles herauskommen. Es gibt noch Leute, Gott sei Dank! die auch zu reden wissen von dieser Nacht. Die Spitzbuben genirten sich so wenig, daß sie mit hellflammigen Bränden herumliefen; hier löschten sie, dort zündeten sie und schrien immer dazwischen: Tod den deutschen Mordbrennern! die Schinderbunde! und glaubten uns Alle auszutilgen, daß kein Einziger übrig bleiben wird, der eine Zung' rühren kann! Da müßt' Newyork nicht gebaut sein, daß neun Katzen keine Maus fangen! Jetzt haben sie vielleicht zugestopft und gnade Gott, wer seine Beine nicht bei Zeiten über die Achsel nahm! Jetzt ist die richtige Mördergrub' los da droben. Aber es muß einen zahetenden Tag geben! Wär' ich nur ein Mann! Ich wüßt' mir was Besseres, als da vorn im Gesindezimmer zu stehen, Gewehr im Arm, wie auf einem Nürnberger Bilderbogen! Aber unser ganzes Haus

will ich verschmerzen, wenn nur die Philadelphier kommen! Selbe Schützen sind die richtigen noch aus dem Freiheitskrieg her, was die ganze Welt weiß. Das ist der Dank jetzt! Engländer und Hessen haben sie aus dem Land getrieben, — ich begreif' gar nicht, warum die Yankees allein die Herren im Lande spielen wollen. — Aus dieser weittragenden Reflexion wandte sich das Mädchen dann wieder an die nächste Gegenwart, indem sie sich nach einer jungen Frau umkehrte, die in einem Winkel des überfüllten Hauses auf einer Treppenstufe saß und Ströme von Thränen in ihren Schooß niederfließen ließ. Laßt's gut sein, lieb Fraule, tröstete sie mit einer naiven Herzlichkeit, eure Bäckle blieben doch schön, verderbt sie euch mit dem abscheulichen Kummerwasser nicht. Es wird euch kein Mensch darum Schlechtes nachsagen. Gewiß nicht. Wär' sie ein Haderlump an euch gekommen wie an mich, ihr hättet ihn wägerle überwältigt. Guck, was für ein Hutzelmännchen um die Macht mit mir rang! Das war ein Kerl wie aus Mehl und Wasser gebacken, sein Gesicht sah aus wie ein Reschen Schmierseife. Es ist merkwürdig daß sich solche Buben noch fühlen. Aber der wird denken an eine Schwabenhand! Ich fuhr ihm mit einem groben Kamm über den Kopf. Ich obreigte ihn in die tiefste Schand hinunter.

So fand Moorfeld die Residenz seines Gesandten. Daß er seine Angelegenheit im Flug, oder vielmehr gar nicht ausrang, brauchen wir bei dieser fürchterlichen Gestalt der Umstände kaum zu erwähnen. Ein ziemlich jugendlicher Secretär empfing ihn, mit welchem sich Moorfeld nicht einmal zuerst über seine Sache, sondern über das öffentliche Unglück des Tages unterhielt. Die jungen Männer blickten sich bald in ihre Parteiverwandtschaft, und ohne Umstände berichtete der Secretär die Abwesenheit seines Chefs mit folgenden Worten: Se. Excellenz sind auf dem Stadthause. Wir protestiren, wir machen verantwortlich und thun, was wir vermögen, das heißt, Nichts. Wer sollte auch im Stande sein, ohne Kriegsflotte einem Seevolk zu imponiren?! — Seinen Proceß führte Moorfeld später von Europa aus durch den Hof- und Gerichtsadvocaten B**, den ihm der Secretär der Newyorker Legation mit tiefer Hochachtung empfahl. Dieser ausgezeichnete Jurist führte ihn zu einem Ende, welches der Ungunst der Umstände die möglichst günstige Seite abgewann. —

An da Ponte dachte Moorfeld zu spät. Vor den unaufhörlichen Schlägen der letzten Stunden war das Schattenbild dieses Unglücklichen in seiner zernichteten Seele zurückgetreten. Indem wir diesen Bericht schreiben, wird dem Andenken Metastasio's in Wien ein Denkmal gesetzt. Der Dichter des Don Juan starb in Newyork in einem Hospitale. —

Wir begleiten nun unsern Helden auf seinem letzten Gange in Amerika. Er eilt von dem Gesandtschaftshotel in der Whitehallstreet nach der Statestreet, schneidet die Nordseite der Battery und lenkt nach einer kurzen Strecke in der Washingtonstreet der Weststreet zu, dem Landungsplatz der Bremer-, Hamburger- und Havrer-Schiffe. Als er über die Battery ging, bot ihm ein grausiger Anblick den letzten Abschiedsgruß. Schon aus der Ferne sah er an einem Baume des Parks die langgestreckte Gestalt eines Menschen hängen. Er vermuthete, jener Unglückliche sei's, den er zuvor über den Broadway herab verfolgen gesehen. Als er näher kam, erkannte er in der Leiche eine Gestalt aus Kleindeutschland. Es war der Schriftsetzer Henning. —

Im Geleite aller Furien erreichte Moorfeld den Landungsplatz. Endlich schaukelt ihn die Jolle, die ihn an Bord des Riego bringt. Endlich besteigt er die Tretter, die in einem andern Sinne die Welt bedeuten, denn sie führen gleich dem Zeale erlösend von Zone zu Zone, und nur durch die Schifffahrt lernt die Menschheit ihr eigenes Ich kennen. Die öffentliche Unordnung hatte die Einschiffung vieler Passagiere verspätet und auch Moorfeld ließ noch vom Schiffe aus sein Reisegut abholen. Alle übrigen Vorgänge waren für ihn die Phantasmagerie eines Traumes. Er hörte die Passagiere in den mannigfachsten Sprachen, Ansichten und Parteinahmen die Schandthat dieses Tages besprechen, er hörte das Prasseln des Stadttumults aus der Ferne, und unterschied namentlich einen Augenblick, in welchem ein starkes, heftiges Gewehrfeuer lauter als je aufloderte, was ohne Zweifel die Ankunft der Philadelphia-Schützen bedeutete: er sah und hörte und — sehnte sich nach der Alles verschlingenden Betäubung der Seekrankheit. Nach einer dumpfdurchharrten Stunde fing die Maschine zu arbeiten an, das Boot setzte sich in Bewegung — hinaus ging's. Mit jeder Achsenumdrehung des Rades verlor die Stadtansicht Newyorks an Bestimmtheit der Umrisse. Die Luft war grau und nebelschwer und

tauchte schlammfarbig, wie in die Hefe eines Lethe, das verschwindende Stadtbild ein. Zuletzt blieb nur noch die Rauchsäule von Kleindeutschland übrig, die von der bleiernen Luft nach unten und in die Breite gedrückt, als ein trüber, häßlicher Klecks zwischen Himmel und Erde hing. Es war in der Nähe der Narrows, wo ein ankommendes Auswandererschiff am Riego vorbeidampfte. Das dichtgedrängte Verdeck erblickte diese Rauchspur des eingeäscherten Kleindeutschlands, hundert Hände wiesen sich's einander als das erste Zeichen Newyork's und aus hundert deutschen Kehlen donnerte der Jubelruf in die Luft:

„Vivat das freie Amerika!"

Druckfehler.

Seite	48	Zeile	8 v. o.	statt	Jetuition lies: Intuition.
„	158	„	7 „ „	„	verschobene l. verschrobene.
„	161	„	4 „ „	„	überraschte l. überrasche.
„	175	„	11 „ „	„	fernen l. ferneren.
„	181	„	4 „ u.	„	müßte l. mußte.
„	183	„	6 „ „	„	obersten Erker l. oberen Ecken.
„	187	„	10 „ o.	„	überraschte l. überrasche.
„	189	„	14 „ „	„	Miß l. Mistreß.
„	192	„	4 „ u.	„	Habitue l. Habitué.
„	195	„	7 „ „	„	Dandy's l. Dandie's.
„	206	„	6 „ „	„	die Art für die Gattung l. die Gattung für die Art.
„	212	„	18 „ „	„	Castel l. Castle.
„	231	„	11 „ o.	„	Célestinens l. Célestens.
„	236	nach der letzten Zeile unten lies: Phantasie wird eine schwache Vorstellung jener Tempelhalle haben, der schönsten, welche je die Natur an irgend einem Punkte der Erde sich.			
„	259	Zeile	6 v. o.	statt	Griswald lies Griswold.
„	261	„	12 „ „	„	geistigen l. geistigen.
„	269	„	7 „ „	„	doch l. noch.

Literariſche

Herzensſachen.

Literarische

Herzenssachen.

Reflexionen und Kritiken

von

Ferdinand Kürnberger.

Motto:
Dele tibi jus, da mihi judicium.

Wien, 1877.
Verlag von L. Rosner.
Tuchlauben Nr. 22.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ein neues Buch, — ein neuer Jahresring am schriftstellerischen Lebensbaume! Möge er weiter gedeihen!

Ich verlange nicht, daß der Baum in den Himmel wachse; meine Wünsche sind billiger und bescheidener. Es genügt mir, wenn der Baum nur sein irdisches Wachsthum vollendet, indem er jene Zahl von Jahresringen erfüllt, welche, anstatt in der Möglichkeit, schon in der Wirklichkeit gegeben sind. Das thatsächlich Vorhandene bloß zu erneuern, war ja mein ganzes Programm. Mein Leser kennt dieses Programm. Es steht in der Vorrede zu dem Einbändigen Romane „Der Haustyrann", welcher im vorigen Jahre, um dieselbe Zeit und in demselben Verlag erschien. Es hat sich — schrieb ich darin — durch einen gewissen Geist des Zögerns und Zauderns so viel Buch-Material in meinem Pulte gesammelt, daß ich vor demselben fast wie vor meinem eigenen Nachlasse stehe, und mich nun ernstlich zusammennehme, mir selbst die Dienste eines Herausgebers zu leisten, ehe sich ein Fremder dazu entschließen muß. So griff ich die Herausgabe dieses Vorrathes, um nicht zu sagen, Nachlasses, an und hoffte „innerhalb fünf oder sechs Jahren damit fertig zu sein, wenn ich alljährlich Ein Buch erscheinen lasse."

Hoffnungen, die man in sich selbst setzt, hat man auch selbst zu erfüllen die Macht und ich erfülle die meinigen, sofern mir die Parze den Faden und der Leser den Geduldfaden weiter spinnt. Nach den Siegelringen und nach dem Haustyrann übergebe ich im dritten Jahre das dritte Buch jenen Treuen und Freundlichen, die es empfangen mögen.

Es ist eine ausgewählte Sammlung von Aufsätzen literarisch-kritischen Inhalts. Das Thema der einzelnen Stücke brachte der Tag und die Gelegenheit. Bald ist es eine Reflexion über irgend ein Interesse des Schriftthums, bald ein literarisches Charakterbild, bald eine markante, Literatur oder Kunst betreffende Tagesrichtung, bald Buchkritik im engeren Sinne. Die letztere im übertragenen Beruf einer Redaction auszuüben, entsprach nie meiner eigenthümlichen, der Freiheit und Selbstbestimmung bedürftigen Sinnesart und meine Kritiken erschienen höchstens in einem Journal, aber nicht im Engagement eines Journals. Der Leser hört stets meine eigene Stimme — sie sei wie sie sei — aber nie die Stimme einer Kritik, welche, wenn auch nur unbewußt, irgend einem journalistischen Parteistandpunkte diente und Parteieinflüsse abfärbte oder zurückspiegelte.

„Literarische Herzenssachen" war demnach ein Titel dieses Buches, den ich weit weniger, als weiland die Titelwahl „Siegelringe" zu erklären nöthig haben werde. Er erklärt sich von selbst. Das Herz wird immer verstanden. Und betheiligt war es in jedem Sinne an diesen Aufgaben. Denn nicht nur ließ ich mir dieselben, wie bemerkt, nie als Amt und Pflicht übertragen, sondern stellte sie mir nach eigener freier Herzenswahl selbst; noch mehr aber als bei der Wahl der Lectüre spielte sodann bei der Kritik der Lectüre ein vielleicht allzu übervolles Herz seine starke Subjectivität aus. Aber ich brauche darüber kein Wort zu verlieren. Der Leser sieht auf den ersten Blick, wie wenig meine Kritik die Recensentensprache spricht. Auch berühre ich diesen Punkt fast einzig nur in der Absicht, um Gelegenheit zu nehmen, in einer anderen Richtung ein Wort daran zu knüpfen.

Werthe Freunde, die es mir theils literarisch theils persönlich sind, erweisen mir nicht selten die Aufmerksamkeit, mich mit ihren Novitäten zu beschenken, und ich fühle recht gut die Pflicht des Dankes, um nicht zu sagen, der bloßen Höflichkeit, das Geschenk mit einem literarisch-kritischen Lebenszeichen meinerseits zu erwidern. Ausnahmsweise geschieht es wohl auch,

aber — nur die Ausnahme ist es, die Regel ist die Unterlassung. Warum? Darauf gibt dieses Buch vielleicht nun die Antwort. Hier, wo die Reihenfolge den Eindruck verstärkt, wird man es erklärt und durch die Erklärung entschuldigt finden, daß ich bei der Methode meiner Kritik unmöglich ins Breite gehen kann. Es ist, wie man sieht, nicht die Methode des Richters, sondern des Liebhabers. Es ist die leidenschaftliche Theilnahme des Liebhabers, womit die redenden Künste auf mich wirken. Ein Buch wird mir zum Wesen, eine Angelegenheit der Schönliteratur zu einer persönlichen Angelegenheit. Mehr als eines der Bücher, welche hier kritisch besprochen sind, hat mich oft wochenlang fast in eine Art von pathologischen Zustand versetzt und meine Theilnahme an demselben arbeitete erst in rastlos gährenden Monologen, ehe mich die kritische Feder von dem drangvollen Stoffe befreite. Und Glück genug, wenn die Kritik dann Zustimmung sein konnte, denn noch ärger spielte mir in der Regel der Widerspruch mit. Es ist mir kaum möglich, eine Hervorbringung der Schönliteratur zu lesen, die mir nicht, wenn ich Verfehltes daran finde, fast unmittelbar die Lust einflößte, das Buch lieber selbst zu schreiben, als zu kritisiren, weil die

Lehre nur in der Wissenschaft, in der Kunst aber einzig das Beispiel demonstrirt. Eine solche Kritik nun müßte alle Zirkel eines Schriftstellers stören. Mein Leben würde Andern, nicht mir gehören und der Kometenbahn fremder Production statt der vorgezeichneten eigenen folgen, wenn ich den Versuchungen zur Kritik nicht grundsätzlich aus dem Wege ginge. Dem Anscheine nach würden diese Versuchungen freilich nur von Fall zu Fall sich einstellen, aber nach der Maßgabe meiner Hingebung hätten die Fälle im Nu zu einer fortlaufenden Kette sich geschlossen, — zur Kette meiner Freiheit.

Kürzer darf ich mich über die Wahl meiner kritischen Liebhabereien erklären, wenn es anders Wahl heißen kann, denn gar sehr lenkt Zufall und Stimmung das sogenannte Wählen. In der Regel folgte ich dem Grundsatze — Caprice mögen Andere sagen und ich leide es auch — daß ich nur selten Bücher besprach, welche ohnedies das Ohr des Publikums haben und von aller Welt besprochen werden. Wer es liebt Bewegung zu machen, der kann es ja auf Wiesenpfaden so gut wie auf Etappenstraßen. Lessing und Goethe haben ästhetische Grundsätze unter das Publikum gebracht, machten sich Bewegung und theilten Bewegung mit, ob sie berühmte

oder obscure Bücher besprachen und Letzteres thaten sie bekanntlich auch. Kritik wird nie mit gebundenen Marschrouten operiren müssen, sondern der Unterschied ewig berechtigt bleiben — zwischen engagirter Tageskritik und freier Liebhaberkritik. Jene erholt sich ja des Schadens ihrer perennirenden Dienstbarkeit und gibt sich, gesammelt, als hochtönende „Literaturgeschichte“ heraus; diese thut Buße für ihr ungebundenes Frei-sein und nennt sich bescheiden: „Literarische Herzenssachen.“

Nicht unbescheiden möchte ich zuletzt auch mein Motto gedeutet wissen. Dedi tibi jus soll nicht heißen: ich gebe dir Gesetze, sondern bloß: ich glaube dir dein Recht zu geben. Und wer glaubt das nicht? Freilich soll das Rechte und Richtige auch Gesetz werden; aber das braucht man ja nicht in Anspruch zu nehmen; die Natur bringt es von selbst dazu, sofern es als recht und richtig auch öffentlich anerkannt wird. „Judicium“ ist denn die Hauptsache und hat den Hauptaccent.

So erwarte ich also mein Urtheil. Der Kritiker stellt sich der Kritik. Nur judicire Freund oder Feind so, daß er, wie jeder Richter, das letzte Wort behalten, und die Kritik der Kritik, wie sie z. B. Oskar Blumenthal wohl mit seinem

Spürsinn für ein actuelles Bedürfniß eingeführt hat, wo möglich wegfallen kann.

Man merkt vielleicht, daß ich nach einem Erfahrungsfall spreche und diesen Fall will ich anführen.

Es war bei Gelegenheit der „Siegelringe". Ich hatte die pöbelhaften Schmähbriefe der Reptilien, die mir im Laufe des deutsch-französischen Krieges meine deutschgesinnte Publicistik zuzog, mit endlich versagender Geduld auf's derbste abgefertigt in dem Feuilleton: „Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige". Betroffen, fast erschreckt von dem starken Ton dieser Schrift, der so dicht an die äußerste literarische Grenze ging, meinte ein entschieden wohlwollender und urtheilstüchtiger Kritiker: ich hätte ein paar Proben jener Schmähbriefe mittheilen sollen, um eine so sanglante Abfertigung zu rechtfertigen.

Aber wenn ein civilisirter Literat schon an die Grenze des literarischen Tones vorrückt, wird dann der Ton des obscursten und obscönsten Zuavenpöbels ein solcher gewesen sein, der sich in guter Gesellschaft nur nachsagen läßt, geschweige daß er sogar auch noch druckfähig wäre?

Aus Achtung vor dem werthen Freunde, dem ich etwas zu wünschen übrig gelassen, ergreife ich noch heute die Ge-

legenheit, um ihm das Nöthige zu antworten, aber die Antwort, wie man sieht, lag eigentlich nahe genug.

Ich werde daher nicht zu weit gehen, wenn ich mir erlaube, eine hochlöbliche Buch-Judicatur an die Würde des richterlichen Amtes zu erinnern, dessen Seele wohl die Bedachtsamkeit ist. Ich habe mich nie auf den Standpunkt stellen können, daß Lob oder Tadel für meine Interessen irgendwie meritorisch wäre; aber mein ganzes Interesse ist es, ob ich flüchtig und obenhin, oder umsichtig und wohlerwogen kritisirt werde.

Wien, im October 1876.

Ferdinand Kürnberger.

Die Blumen des Zeitungsstyls.

1876.

Innerhalb der Sprache der Allgemeinheit gibt es so viele besondere Sprachen, als es in Handel, Gewerbe, Handwerk, Kunst, Wissenschaft, als es in jeder Ausübung menschlicher Thätigkeit Fächer gibt. Der Forstmann, der Bergmann, der Handelsmann, der Weber, der Buchdrucker sprechen im Conversationssaal die Sprache der Allgemeinheit, in ihrer Fachthätigkeit sprechen sie ihre besondere Kunst- oder Fach-Sprache.

Jede Fachsprache wird es durch zwei Elemente: durch Terminologie und Phraseologie.

Die Terminologie ist direct nothwendig. Sie hat Begriffe zu bezeichnen, welche nur dem Fache eigenthümlich, außerhalb desselben dem begriffsreichsten Menschen unbekannt sind. Wenn der Weber sich nicht seinen Kunstausdruck oder Terminus bildet, so gibt ihm der Bauer, der Kaufmann, der Soldat, der Priester, so gibt ihm die ganze bürgerliche Gesellschaft kein Weber-Wort, weil sie keinen Weber-Begriff hat.

Die Phraseologie scheint überflüssig: da aber der Ueberfluß selbst wieder nothwendig ist, so ist sie wenigstens indirect nothwendig. Die Phraseologie spielt mit der Sprache, verziert

die Sprache, aber der Spiel- und Schmucktrieb ist in der Menschennatur ebenso uranfänglich vorhanden, wie der Bedürfnißtrieb.

Zu ihrer Begriffssprache entwickelt daher jede Fachthätigkeit auch eine Blumensprache, zur Terminologie die Phraseologie. Ja, dies ist wahr und vollzieht sich mit solcher Nothwendigkeit, daß Fachthätigkeiten, welche kaum eine Terminologie brauchen, doch eine Phraseologie sich zubilden.

Zum Beispiel, die Journalistik.

Ihre Terminologie bestreitet sie vielleicht aus einem Halbdutzend technischer Ausdrücke wie Leader, Entrefilet, Communiqué ꝛc.; sie ist in diesem Punkte fast bedürfnißlos. Das Machen einer Zeitung kann der Terminologie so ziemlich entbehren; dagegen das Schreiben der Zeitung folgte dem unwiderstehlichen Gesetze jeder Fachthätigkeit, dem Zug vom Allgemeinen zum Besonderen, zur Bild- und Blumensprache, zu Redefiguren, die ihr eigenthümlich, zu Ausdrücken, die ihr conventionell-geläufig, typisch und stereotypisch geworden, — zur Phraseologie.

Ueber die Phraseologie der Fachthätigkeiten fielen die Würfel des Zufalls. Wie Alles, was aus Gewohnheitstrieb wächst und wird, ist keine Phraseologie aus Wahl, Absicht und Bewußtsein, sondern jede aus glücklichem oder unglücklichem Ungefähr ins Dasein getreten.

Wie hübsch wäre es nun, wenn ein so wichtiges und unentbehrliches Lebensmöbel, wie es die Zeitung ist, aus ihrem Loostopf eine Phraseologie gezogen hätte, an der wir Alle Freude haben könnten! Wie garstig, daß das Unglück es anders gewollt hat! Es haben sich Phrasen als specifische Zeitungsphrasen eingebürgert, welche dem feinfühligen Geschmacke mehr oder minder unangenehm schmecken, weil sie das Unpassendste, dem Geist und Sinn einer Zeitung Widerspre-

chendste sind und verkehrter kaum noch gedacht werden könnten. Die Zeitungspresse ist das echteste Kind des modernen Bürgerthums und — spricht die Sprache ihres verhaßtesten Feindes: des feudalen, mittelalterlichen Ritterthums! Die Zeitungspresse ist eines der wirksamsten Bildungsmittel, kann oder soll es wenigstens sein, und — spricht die Sprache des Pöbels!

Diese grausame Ironie des Zufalls ist so ärgerlich, daß sie fast amüsant wird, wie ja Alles, sogar der Galgen, seinen Humor hat! Es kann Einem Spaß machen, die groteske Flora der Zeitungsblumen mit einem flüchtigen Blicke zu mustern und sarkastisch zu belächeln. Wer ist komischer: der ritterliche Zeitungsstyl, oder der pöbelhafte Zeitungsstyl? Um den Preis der Verkehrtheit ringen sie beide. Ein paar Stichproben davon mögen genügen.

1. Ritterlicher Zeitungsstyl.

Ich sehe ein paar emsige Männer Haufen von frischen Zeitungsnummern durchwühlen. Die Cigarre dampft, die Papierscheere klirrt, die Brille brillirt hin und her. Jeder findet den Ort, wohin er zu sehen hat, fast blind; sie haben es längst im kleinen Finger, wer die officielle, wer die officiöse und wer die inspirirte Zeitung ist, oder wer in den „unabhängigen" Organen die officielle, die officiöse und die inspirirte Chiffre. Sie wissen in der Amtlichen, Halbamtlichen und Unabhängigen den Leitartikel, die Correspondenz, die Notiz, ja das scheinbar bedeutungsloseste Inserat zu deuten. Sie deuten das Alles in Bezug auf ihren eigenen Standpunkt. Der Innere merkt auf, wie man im Culturkampf, der Aeußere in der Orientfrage, der Volkswirth in der Zoll- und Eisenbahnfrage denkt und wie diese Gedanken der Politik seines eigenen Blattes begegnen oder zuwiderlaufen. Wie nennt man diese Thätigkeit der lesenden, schreibenden, Scheere- und

Rothſtift-handhabenden emſigen Männer? Ei doch, ſie redigiren. Weit gefehlt. Sie ſtehen auf der Hochwacht! Wenn der Thurmwart auf den Wartthürmen der Städte, wie z. B. die Sachſenhäuſer- und Friedberger-Warte bei Frankfurt, Luft und Erde ſeines weiten Horizonts durchſpähte, ob er ein feindliches Reiterfähnlein in Sicht bekam, oder ein Kauffahrerzug im Geleite einer befreundeten Stadt die Landſtraße daherkroch, ſo hat mir dieſer Mann zwar keine große Aehnlichkeit mit einem anderen Manne, welcher bei Gaslicht in ſeinem Bureau einen Haufen von Zeitungen durchwühlt; aber — der Letztere läßt ſich's nicht nehmen: er hält ſeine Hochwacht.

Und ſiehe da, alsbald entdeckt unſer Hochwächter einen Zeitungsartikel, der ihn grimmig verdrießt. Was thut der Ergrimmte? Je nun, er brennt ſich eine friſche Cigarre an und ſchreibt gegen die Zeitung. Ich bitte, ſich ritterlicher auszudrücken! Er wirft ihr den Fehdehandſchuh hin.

Natürlich iſt die gegneriſche Zeitung nicht minder ritterlich und da ihre Ritter ſo eben nachgedacht, was ſie für die morgige Nummer ſchreiben ſollen, ſo ergreifen ſie mit Vergnügen die Feder und ſchreiben gegen die Zeitung, welche gegen ſie geſchrieben. Weil aber beim Zeitungsſchreiben das Wort „ſchreiben" förmlich verpönt iſt, ſo werden ſie mit dieſer Zeitung nicht ſowohl Worte wechſeln, als: mit ihr in die Schranken treten.

Am hitzigſten ſchreibt der Jüngſte unter den Redactionsrittern, denn eigentlich iſt er noch gar nicht Ritter, ſondern will ſich bei dieſer ſchönen Gelegenheit erſt ſeine Sporen verdienen.

Andere haben das längſt ſchon gethan. In Tvoſt und Buhurt ergraut, ſieht man den berühmten Ritter Aaron Mendel für die zollfreie Einfuhr der Halbgarne eine Lanze brechen.

Faſt wird das Papier zu wenig — denn manchmal ſagt man ſtatt Kampfplatz oder Arena noch immer Papier; — da erwirbt ſich Simon Fränkel den Dank der ganzen Ritterſchaft, indem er mit einer Bravour, die er nur von ſeinem Ahnherrn, dem großen Cid haben kann, für die zollfreie Hadern- und Lumpeneinfuhr ſeine Lanze einlegt.

So tummelt ſich die Ritterſchaft hüben und drüben. Die Schutzzöllner vertheidigen ihre Zölle und die Manchesterleute ihren Freihandel. Das nennen ſie beiderſeits: ihr Banner hoch halten.

Sie ſuchen ihre Meinungen im Publikum zu verbreiten, oder Diejenigen, welche mit ihnen ſchon gleicher Meinung ſind, zur öffentlichen Bethätigung derſelben anzuregen; d. h. ſie fordern männiglich auf: ſich um ihr Banner zu ſchaaren. Das Banner iſt entrollt, das Banner wird hochgehalten, man ſchaart ſich um das Banner.

Ueber das Koſtüm und die Ausrüſtung der Ritter wüßte ich weniger Beſcheid zu geben; ich kann nicht ſagen, ob ſie Schärpen, Arm- und Beinſchienen, Ger und Brüne tragen: mit Beſtimmtheit kann ich nur die Kopfbedeckung bezeugen. Sie iſt der eiſerne Ritterhelm mit der verſchiebbaren Geſichtsſchiene. Dieſe Letztere darf aber nie zum Schutz und zur Bedeckung des Geſichts dienen, denn unſre Ritter ſetzen ihren höchſten Ehrenpunkt darein: jederzeit mit offenem Viſir zu kämpfen. Ich halte das für praktiſch, denn es läßt ſich nicht nur ehrlicher kämpfen, ſondern auch beſſer die Cigarre rauchen — mit offnem Viſir! (Anmerkung für die Neuzeit: Der Ritter, der den Preis davon trägt, welchen bekanntlich „die Dame“ ſpendet, behält, ſchon des Handkuſſes wegen, ſelbſtverſtändlich auch in dieſem erquicklichen Augenblicke ſein Viſir offen; erſt ſeit in modernerer Ritterzeit ſtatt der Dame ab und zu der Generalſecretär der Actien-

gesellschaften die Preise vertheilt, könnte sich vielleicht auch das geschlossene Visir empfehlen, nämlich um die Schamröthe — der Bescheidenheit zu verbergen.)

War der Zeitungskampf ein Einzelnkampf, so hat man der feindlichen Zeitung den Fehdehandschuh hingeworfen, ist in die Schranken getreten, hat sie aus dem Sattel gehoben, hat sie in den Sand gestreckt und hat schließlich den Preis davon getragen.

War es ein Massenkampf, so ist man gegen die feindliche Zeitung zu Felde gezogen, man macht Front gegen sie, man liegt mit ihr zu Felde, man schlägt sie aus dem Felde, und hat man sie endlich gezwungen, zum Rückzuge zu blasen, so wird der Vorkämpfer, wie König Pharamund, auf den Schild gehoben.

Ob Einzelnkampf oder Massenkampf, immer aber war das Zeitungsschreiben ein Kampf und die Zeitungsschreiber machen völligen Ernst daraus, Schreiben und Cigarrenrauchen, die friedlichsten Dinge von der Welt, als kriegerische und blutige zu stabilitiren. Nur wir Aelterew haben noch Spaß von diesem Ernst, die wir in der Gänsekiel-Periode und nicht in der rasselnden Erz- und Bronceperiode des Zeitungsstyls aufgewachsen. Die Jüngeren dagegen stecken in ihrem Ernste schon so tief, daß sie bereits in Verlegenheit wären, ihre Zeitung zu schreiben, ohne ein Banner hoch zu halten und in die Schranken zu treten. Ich glaube, es hieße sämmtliche Zeitungsfedern zum Stillstande bringen, wenn man ihnen den ritterlichen Zeitungsstyl nähme. Höchstens bliebe ihnen noch — der pöbelhafte Zeitungsstyl übrig.

2. Pöbelhafter Zeitungsstyl.

Wir können es uns nicht ersparen, der „Germania" den Vorwurf ins Gesicht zu schleudern . . . .

Ich möchte mirs doch ersparen.

Ich kann mit meinem Mitmenschen manches zu thun haben. Ich kann mit seiner Vernunft etwas zu thun haben, um sie zu überzeugen; ich kann mit seinem Herzen etwas zu thun haben, um es zu rühren; dagegen bleibt es mir schlechterdings unverständlich, was ich mit seinem Gesichte zu thun hätte. Unter allen Umständen bleibt mir sein Gesicht aus dem Spiele. Wie sich ein Mann von Erziehung entschließen kann, einem Andern etwas „ins Gesicht zu schleudern", habe ich nie zu begreifen vermocht.

Wir werden unser Banner hoch halten, so sehr sich „Pokrok" bemüht, es in den Koth zu zerren.

Was hat der Koth mit dem Ideenkreise von denkenden Menschen zu thun? Welcher Interessenstreit könnte in irgend einem Sinne beim Koth ankommen? Gehört der Koth in die Oekonomie politischer Parteien? Und wenn nicht, warum gehört er in ihre Sprache? Wenn Schweine reden könnten, so würde er wahrscheinlich eine wichtige Rolle spielen — in der Schweinesprache; aber in der Menschensprache? in der Journalistensprache? Ich beweise die Stärke meiner Sache und beweise die Schwäche der gegnerischen Sache; mag mein Gegner dann auf einem sammtenen Diwan liegen: er ist ja doch ein Mensch und der Diwan ist menschwürdiger als der Koth. Wenn es auf mich ankommt, so brauche ich niemals Koth; es kann ewig trockenes Wetter sein. Ja, ich brauche auch dieses trockene Wetter nicht, um meinen Gegner in den Staub zu treten! Ich baue meine Zeitung weder aus Koth, noch aus Staub, sondern überlasse diese Stoffe den freundlichen Schwalben zu ihrem Nesterbau.

Die Kreuzzeitung und die Volkszeitung liegen sich einander in den Haaren . . .

Ein Schauder überläuft meinen Rücken! Wer kann sich die Möglichkeit vorstellen, daß gebildete Menschen „sich in den Haaren“ liegen? Ich habe es noch nie von den ungebildetsten gesehen! Ich hörte Gassenbuben und Fischweiber sich schimpfen, aber so leidlich civilisirt sind unsere Städte, daß selbst die Hefe des Stadtpöbels mir in fünfzig Jahren noch nie das ekelhafte Schauspiel geboten, wie Zwei sich in den Haaren liegen. Und nun versichert mich der Sprachgebrauch der Zeitungen, daß Männer, welche Bildung haben und Bildung verbreiten — sich in die Haare gerathen und sich in den Haaren liegen!!

Wer kann ein Journal, seinen Charakter und seine Ueberzeugungstreue achten, welches heute *begeifert*, was es gestern verhimmelt . . .

Wer geifert? Das kleinste der kleinen Kinder, der Säugling. Hierauf die Furie im entsetzlichsten Ausbruch ihres pöbelhaften Affectes, und schließlich der Narr in der Zwangsjacke, der tobsüchtige Rasende, dem der Schaum vor den Mund tritt. Die Zeitungen selbst aber meinen — mit dem unmündigsten Kinde, mit der ekelhaftesten Megäre, mit dem unheilbarsten Wahnsinnigen sei noch der Vierte im Bunde: ein Zeitungsredacteur! Der Nächstbeste ihrer Collegen geifert in jedem ihnen beliebigen Augenblicke!

Ich weiß nicht ob meine Leserinnen, welche an andere Blumenbouquets gewöhnt sind, noch mehr von diesen Zeitungsblumen wünschen. Die mitgetheilten Probe-Exemplare waren aus dem Koth und aus dem Staub gepflückt, mit ausgerauften Menschenhaaren gebunden und mit dem Thau von Geifer besprengt. So zubereitet wurden sie uns galant überreicht, nämlich ins Gesicht geschleudert.

Wir lächeln grinsend unsern Dank und wollen uns sachte verabschieden, da erwischt uns der Zeitungsantholog

beim Zipfel und nöthigt uns noch sein Bestes auf, ein paar ganz exquisite und superfeine Blümchen, die schon ihres romantischen Fundortes wegen zarten Seelen interessant sein müssen. Sie wachsen nämlich — dicht unterm Galgen.

Wer wird da gegeißelt? Körperliche Strafen sind doch längst schon abgeschafft; sage mir Henkersknecht, wer trug dir auf, ein so bestialisches Urtheil . . .

Ich bin kein Henkersknecht, sondern ein Zeitungsredacteur und ergötze mich höchlich daran, einen meiner Collegen zu geißeln. Ich habe ihn erst mit ätzender Lauge überschüttet, was ich von einem Waschweibe lernte; es nützte nichts und nun geißle ich ihn, was ich vom Gevatter Henker lernte.

Silberglöckchen, Zauberflöten
Sind zu eurem Schutz vonnöthen;

und Waschweib und Henker zum Journal-Redigiren!

Ich weiß freilich: das Geißeln kommt nicht aufs Kerbholz der Zeitung allein; die Sprache der satyrischen Literatur hat es längst schon gehabt. Wir haben es aus den lateinischen Schulen aufgegriffen, durch die jeder Deutsche geht; wir fanden es schon bei den Römern.

Das ist wahr und doch nicht ganz wahr. Wo wir geißeln sagen, sagt der Römer castigare, aber das heißt castum agere, etwas keusch und rein machen. Diese Etymologie fiel mit vollem Verständniß ins römische Ohr und sie klingt menschlich genug. In unser Ohr fällt nichts als die klatschende Geißel, ein Bild der nackten Bestialität. Wir haben castigare ziemlich leichtsinnig mit „geißeln" übersetzt; dieses heißt flagellare, aber das gebraucht selbst der harte und grausame Römer nicht in jener geistigen Bedeutung, welche bei uns durch das mißbräuchliche „geißeln" geschändet wird. Die richtige Uebersetzung für castigare wäre „züchtigen",

wo ins deutsche Ohr der Begriff Zucht, — „Zucht und Sitte“ fällt, so daß züchtigen fast „sittigen“ heißt und genau den Begriff von keusch- und rein-machen bekommt. Geißeln ist einfach viehisch und entbehrt jedes moralischen Begriffs.

Und möchte „geißeln“ noch eine frühere und schon überlieferte Unart des Sprachgebrauchs sein; neuere und durch den Zeitungsstyl allein in Schwung gekommene, von ihm mit Vorliebe und verschwenderisch gebrauchte Ausdrücke cultiviren die Rohheiten der Henkerssprache noch eines weiteren. Denn nicht nur daß die Zeitungen mit nie gesättigter Wollust unter einander sich geißeln; sie brandmarken sich auch, sie drücken sich ein Brandmal auf die Stirne und sie stellen sich an den Pranger. Zum deutlichen Beweis, daß die Zeitungssprache die Galgensprache nicht zufällig, sondern als ein tiefgefühltes Bedürfniß und in all ihren Variationen sich anzueignen liebt.

Als ein tiefgefühltes Bedürfniß! Ist es an dem, so dürfen wir unsre Kritik nicht schließen, ohne auf mildernde Umstände zu plaidiren. Und fast scheint es uns so. Es möchte Ernst sein, völliger Ernst mit dem tiefgefühlten Bedürfniß.

So viel ist wenigstens wahr: die Zeitungspresse hat ein natürliches Bedürfniß, eine starke und nachdrückliche Sprache zu sprechen. Das eingeräumt, — wie wir es gerne thun — finden wir ein versöhnendes Moment darin und können den Richter in den Vertheidiger verwandeln. Wir haben die Zeitungspresse, und wohl mit Recht, das ureigenste Kind des modernen Bürgerthums genannt, aber das Bürgerthum ist ein gar zahmes, friedliches und civilisirtes Geschöpfchen; woher nähme das eine starke und nachdrückliche Sprache? Ei, von denen, welche sie haben! Das mittelalterliche Ritterthum hatte sie, und der Pöbel aller Zeiten hat sie. Also wäre es immerhin natürlich, begreiflich, nachgewiesen und menschlich-

motivirt, warum die bürgerlichste Institution eine Junkersprache, die gebildetste eine Pöbelsprache spricht, warum sie in jenem Falle lächerlich, in diesem ärgerlich und in beiden geschmacklos spricht.

Aber wie wir die Schuld auch mildern, ein Unglück bleibt es trotz alledem. Und nur mildern, nicht gänzlich aufheben können wir die Schuld. Hat nämlich die Zeitungspresse das Bedürfniß einer starken und nachdrücklichen Sprache, so hat sie es auf dem ganzen civilisirten Erdkreis und nicht bloß in Deutschland allein. Deßungeachtet bietet uns keine Journalistik, — weder die englische, noch die französische, italienische, spanische, russische, — keine Journalistik der ganzen Cultur-Peripherie bietet uns das Schauspiel jenes junkerlich-pöbelhaften Gallimathias, welcher die deutsche Journalliteratur entstellt. Es müßte also doch wohl möglich sein, auch im Deutschen stark und nachdrücklich, aber ohne gedankenlosen Sprachverderb, zu sprechen. Und brauchen wir denn einen bündigeren Beweis dieser Möglichkeit als unsre Klassiker? Ich denke, Lessing hat stark und nachdrücklich zu sprechen gewußt! Gottlob daß unsere Klassiker endlich wohlfeil geworden und in Volksausgaben das Gemeingut aller zu werden fähig sind; dieses Gegengift stellt just zur rechten Zeit sich ein, um den Verfall des reinen Sprachgefühls noch eine Weile aufzuhalten, weil es ja doch das Unglück gewollt hat, daß das verbreitetste Literatur-Element, die Journalistik, eine so unreine Sprache bei uns in die Phantasie und auf die Zunge Aller gelegt!

Und so lese ich denn schon lange meinen Lessing fast nur noch aus formalen Gründen, denn das Sachliche, insofern es bleibend, ging ja in Fleisch und Blut über; fast der halbe Lessing aber besteht leider aus Sachlichem, das vergänglich war und das veraltet ist. Wer lächelt nicht schmerzlich, wie viel Papier ein Lessing daran wendete — um einem Epiker

Dusch, oder selbst einem Herrn Geheimderath Kloß ihre nebelköpfigen Dummheiten zu beweisen! Welch prächtige Donnerwetter um solcher Omelette willen!

Aber die Donnerwetter füllen mein Ohr mit ihrem erhabenen Schall! Diese Donner- und Wettersprache lese ich — etwa wie ein Römer unter Theodorich die Klassiker des Augustus las, — bloß um mir die Sprache blank zu putzen, welche reißend schnell zu verrosten droht, bloß um mich zu erinnern und mir gegenwärtig zu halten, wie man ein starkes und nachdrückliches Deutsch sprechen kann — auch ohne Lanzen zu brechen, Banner zu schwingen, in den Haaren zu liegen, in die Gesichter zu schleudern, sich in den Koth zu zerren und sich an den Pranger zu stellen.

Sprache und Zeitungen.

1866.

Als die preußische Stempelsteuer für deutsche Zeitungen decretirt wurde, während fremdländische frei eingingen, wußte der Münchner Punch einen guten Rath. Er meinte, die deutschen Zeitungen sollten einmal berechnen, wie viel deutsche Wörter und wie viel fremde ihr Text hätte; wahrscheinlich fänden sie den gegründetsten Rechtstitel, als ausländische Journale zu passiren.

Für Puristen (Sprachreiniger) mag das ein guter Witz gewesen sein. Was uns betrifft, wir sind eigentlich nicht Purist und finden jene Satyre schon nicht mehr gerecht. Sie paßte vollständig für ein gewisses Stadium der deutschen Sprachgeschichte. Sie paßte z. B. für das Franzosendeutsch, welches vom 30jährigen Krieg bis auf Friedrich II. herrschte. Sie

paßte für das franzöſiſche Salonkauderwälſch, welches noch in den 30ger und 40ger Jahren die Romane der Hahn-Hahn lächerlich machte. Nur Blinde können leugnen, daß die deutſche Schreibart ſeitdem reiner, natürlicher, nationaler geworden iſt. Und zuletzt macht es im Gebrauch der Fremdwörter einen großen Unterſchied, ob man ſie muthwillig, aus purem Affentrieb annimmt, oder im Geiſte einer wirklichen Bereicherung und Ergänzung des nationalen gegenüber dem kosmopolitiſchen Genius. Schon Karl V. bemerkt, es heißt ſo viele Seelen haben als man Sprachen ſpricht, und Varnhagen erinnert im echteſten Zeitgeiſt unſerer Freihandels-Aera, daß im internationalen Verkehr der Völker nicht nur Güter zum Austauſch kommen, ſondern auch Ideen und Ideenkleider — Wörter. Die Theorien ſind überwunden, die darauf drangen, „daß das Geld im Lande bleibe“ oder die von einer „Ueberſchwemmung unſerer Märkte“ ſprachen, wenn wir mit den Wohlthaten der Natur und des Fleißes von jenſeits unſrer Kirchthürme berieſelt wurden. Ebenſo lächerlich kann der Puriſt werden, der mit der Schlafmütze auf dem bezopften Schädel ängſtlich aus ſeinen Kyffhäuſer-Träumen aufſchreit, daß jeder Sprachſechſer im Lande bleibe und ja nicht gegen die Sixpences oder Francs und Bajocchi der gottloſen Fremden verwechſelt werde.

Als ob Sprachbereicherung effectiv Sprachverderb ſein müßte! Und als ob Sprachverderb nur von außen und nicht auch von innen kommen könnte! Leider, er kommt auch innen! Und die Quelle aus der er kommt, iſt jene Literatur, welche vor allen Harpyen des Leipziger Meßkatalogs, vor Allem was für Belehrung, Unterhaltung, Müſſiggang, Unſterblichkeit, Wiſſenſchaft und Verdummung geſchrieben, gedruckt, verlegt und eingeſtampft wird, den koloſſalſten und überwiegendſten Sprachverbrauch an ſich geriſſen — der Journalismus.

Der Journalismus dringt wie der Sauerstoff in der Luft, zerstörend, zersetzend, auflösend und freilich auch neubildend auf das feste Gebilde der Büchersprache ein, er allein reagirt thätiger auf sie als alle übrigen Sprach-Agentien zusammengenommen. Neuerungen in einzelnen Wörtern und ganzen Redensarten, Neuerungen in Orthographie und Syntax, kurz Sprach-Neuerungen in allen Mustern, creirt der Journalismus fast ausschließlich. Was der gesammten Buchliteratur nicht gelingt, vollendet leicht und spielend die Blattliteratur. Sie ist das Mäuschen, welches die Netze zernagt, in denen die Löwen ihre Ohnmacht fühlen. Voltaire wollte den Franzosen statt des übelklingenden Août das latinisirende August insinuiren, Goethe den Deutschen statt Eidechse Lacerte. Die beiden mächtigsten Sprachkaiser der modernen Welt haben 80 Jahre ihres Lebens drangesetzt und diese winzige Neuerung nicht forcirt. Jean Paul schrieb in Dutzenden von Romanen, welche die tonangebende Welt beherrschten, Hilfmittel und Neuerungsucht statt Hilfsmittel und Neuerungssucht; aber der vergötterte Mann hatte nicht Hilfsmittel genug, seine kleine unschuldige Neuerungssucht durchzusetzen. Man lese dagegen die Sprache Voltaire's, Goethe's und Jean Pauls im Journalismus — und sie ist um und um revolutionirt. Der Journalismus hat noch ganz andere Dinge mit ihr fertig gebracht.

Wer zweifelt daran? Schreiber Dieses ist noch kein alter Mann und doch ist ihm ein Theil seiner Schul- und Jugendsprache bereits abhanden gekommen. In seiner Jugend schrieb man Gegenwart, heutzutage sagt man Jetztzeit, ein gräulicher Zischlaut, einer Schlangensprache würdiger als einer Menschensprache! In seiner Jugend sagte man, der Anfang, die Beurtheilung. Jetzt sagt der Journalismus die Inangriffnahme, die Inbetrachtnahme. Es fehlt wenig und man wird bald auch schreiben: die Inslebentretung;

hin und wieder ist's schon geschehen. Statt der Schreibart: ein gewisser Meyer, taucht mehr und mehr das Gelüste auf, ein sichrer Meyer zu schreiben. Unlogisch sind im Grunde beide Ausdrücke, sie wollen nahezu ihr Gegentheil bezeichnen, nämlich das was ein wenig ungewiß und unsicher ist. Aber der Gebrauch von jenem „gewiß" wird vom Sprachgenius wenigstens durch die Analogie gedeckt; man sagt, ein gewisser Meyer, wie man sagt: ich habe ein gewisses Gefühl, es gibt gewisse Dinge ꝛc. Man sage in diesen Fällen statt gewiß, sicher und die Verstandlosigkeit springt in die Augen.

Noch ärger aber wird dieser muthwillige Kitzel der Neuerungssucht, wenn er ohne Grund und Verstand noch mehr als den Sprachgebrauch, nämlich das Sprachgesetz, die Grammatik selbst verletzt.

Das zusammengesetzte Verbum übergehen ist trennbar und untrennbar, nicht nach Belieben und Laune, sondern nach dem Wechsel seiner Bedeutung. Einen andern Sinn gibt „ich übergehe" und einen andern „ich gehe über". Dort ist die Hauptsache die Person, welche geht; hier aber die Richtung, in welcher gegangen wird. Die Deutlichkeit der letzteren Bedeutung verstärkt sich noch eine Präposition, und Präpositionen haben, so lange die Welt steht, die Raumverhältnisse, den Ort und die Richtung einer Thätigkeit angezeigt. Man sagt: ich gehe zu einer Sache über.

Gar nicht selten aber schreiben bereits die Zeitungen: „Wir übergehen zur Tagesordnung", anstatt: wir gehen zur Tagesordnung über. Wenn's nur neu klingt! Möchte es doch der boshafte Zufall recht oft fügen, das sich beide Bedeutungen dicht neben einander einstellten, denn das gäbe dann so prächtige Sätze, wie z. B. diesen: Indem wir diesen Punkt übergehen, übergehen wir zu folgendem Gegenstand!!

Die genannten Ausdrücke sind so unglücklich, größtentheils schon für Auge und Ohr so beleidigend, daß man sie nur

zu nennen braucht, um sie zu richten. Sie kritisiren sich von selbst. Ein wenig versteckter liegt die Unschönheit oder Sinnwidrigkeit — um über einzelne Wörter hinauszugehen — in folgenden Phrasen und Redensarten, welche Kinder des Journalismus sind, und welche von der Umgangs- und Büchersprache schon nachgesagt werden, ohne daß Jemand ein Arg daran hätte. Indem wir sie anführen, wird man uns daher Raum gönnen müssen, es unter Begleitung kleiner kritischer Excurse zu thun.

Ein Lieblingsausdruck des Journalismus ist die Redensart: unberechenbare Tragweite. Wir denken recht gut die Zeit, wo man sich noch mit Folgen und Wirkungen begnügte, die man etwa groß oder wichtig nannte. Das reicht nun länger nicht aus. Die guten ehrlichen Alten sind gestürzt, entthront von dem jüngeren Zeus der unberechenbaren Tragweite. Ein stattliches Wort, wir gestehen es! Wenn es nur eben so gut die Kritik vertrüge, als es pompös ins Ohr fällt! Das Wort ist bildlich und das Bild ist von dem Geschützwesen entlehnt. Aber wie weit trägt ein Geschütz? Wenns hoch kommt, eine halbe Meile. Und mit dieser Spanne im Raume will man die Unendlichkeit geschichtlicher Wirkungen in der Zeit vergleichen? Und der Vergleich soll noch grandios scheinen? Aber freilich, die Tragweite allein thuts nicht. Sie muß unberechenbar sein, das ist der Effect von dem Defect. Ein Defect in Wahrheit! Wir leugnen zwar nicht, daß manches in die Geschichte getreten ist, was wol unberechenbar heißen kann, z. B. das Pulver, die Buchdruckerkunst, die Entdeckung von Amerika, die Reformation, die Encyklopädie, die Elektricität, der Dampf. Aber es läßt sich zählen. Wir möchten nicht jahraus jahrein fast bei Allem, was um uns vorgeht, mit dem Bekenntniß zur Hand sein, daß es uns „unberechenbar" däucht. Das ist demüthigend. Das ist kein Zeugniß für den Scharfsinn der menschlichen Denkkraft. Der

Koloß der unberechenbaren Tragweite thut vielleicht Einmal im Jahrhundert seine Wirkung; täglich producirt, wird er ein recht kleiner, hilfloser Zwerg.

Eine Journal-Creatur, die Jedermann zuläßt, die aber fast allein schon im Stande wäre, uns das ganze jüngere Schriftthum zu verleiden, ist der Gebrauch des Wortes vertreten. Sonst sprach und schrieb man: Herr A. hat den Hamlet gespielt, der Düsseldorfer Maler B. hat eine Landschaft nach München geschickt. Jetzt schreibt und spricht man: der Hamlet war durch Herrn A. vertreten, Düsseldorf war durch eine Landschaft von B. vertreten. Ist diese Neuerung gleichgiltig? Wir glauben es nicht; wir halten sie vielmehr für bedeutungsvoll. Es bedeutet einen gewissen Servilismus des Subjects gegen das Object, der uns weder anständig noch logisch däucht. Der Ausdruck ist dem Parlamentarismus entlehnt. Fünfzigtausend Menschen z. B. schicken einen in's Parlament, der sie vertritt. Hier erscheint der Eine im Dienste der Fünfzigtausend; das hat seinen Sinn. Welchen Sinn aber hat es, daß ein Schauspieler den Hamlet vertritt oder daß ein Maler Düsseldorf vertritt? Der Schauspieler vertritt nicht den Hamlet, er schafft ihn. Der Hamlet des Shakespeare ist nur für die Einbildungskraft da, der Hamlet mit Mienen und Geberden, der Hamlet der sinnlichen Anschauung ist das Werk des Schauspielers. Ebenso schickt ein Düsseldorfer nicht eine Landschaft nach München, um Düsseldorf zu vertreten, sondern um sich selbst zu vertreten, in seinem Interesse, nach seinem Belieben. Sehen wir also dem „Vertreten" schärfer ins Auge, so ist es genau aus dem Geiste geboren wie die unberechenbare Tragweite: sein Wesen ist äußere Großheit bei innerer Armuth. Denn freilich ist dem kleinen kurzen Dasein der Individualität scheinbar geschmeichelt, daß man ihr den großen Hintergrund der Gattung gibt, daß

man sie als Repräsentanten auffaßt und zum Ambassadeur ihres ganzen Begriffes stempelt. Wie aber der Ambassadeur seine meisten und liebsten Handlungen denn doch auf eigene Rechnung vollzieht, z. B. bei Tisch oder in der Liebe; so wird die freie, lebendige Individualität ganz gewiß wünschen, in ihrem eigenen Namen zu existiren und nicht als Silhouette in der Schattenwelt der Begriffe zu lohndienern. Diese Auflösung und Nichtachtung der Persönlichkeit scheint uns in merkwürdiger Uebereinstimmung mit dem zu stehen was man heute den Materialismus nennt, ja wir erblicken in dem Ausdrucke „vertreten" das wahre Schiboleth dieses Materialismus. Sollten wir nämlich kurzweg sagen was Materialismus ist, so würden wir sagen, er ist das Setzen der Sache über die Person. Und das ist die Signatur unseres Zeitalters. Eine rapide Folge großer Erfindungen hat die Generation so überrascht und trunken gemacht, daß sie in Anstaunen ihrer eigenen Werke nach Art der Wilden ihre Gebilde für göttlicher hält als sich selbst. Sie nennt ihr Zeitalter das Jahrhundert des Dampfes, während man im vorigen Jahrhundert von einem Zeitalter Rousseaus und Friedrich des Großen sprach. Für diese Denkungsart ist der Ausdruck „vertreten" wie geschaffen. Er verleiht der Sache den ersten, der Person den zweiten Rang. Er kehrt das natürliche Verhältniß vom Subject und Object um, und stellt den Gesichtspunkt so als ob die Dinge nicht durch den Menschen da wären, sondern ganz abstract durch sich selbst und der Mensch nur angestellt wäre, sie zu vertreten. Kurz, der Sturz des Idealismus! Aber noch leben Idealisten, Leute welche den guten Willen haben, gut zu sprechen und zu schreiben. Diese machen wir aufmerksam, wie sehr sie ihren Styl verunzieren, wenn sie dem Journalismus solche Barbarismen nachschreiben. So lesen wir z. B. in Tschudi's Thierleben der Alpen sehr oft, wie

dieſe und jene Thiergattung „bei uns vertreten“ iſt — was ſich in einem Naturgemälde, wo doch Alles nur concrete Sinnlichkeit iſt, doppelt leidig ausnimmt. Als ob ein Bär auf dem Jura hauſte, um das Bärengeſchlecht in der Schweiz zu „vertreten“!

Ganz das Nämliche, wenn auch im minderen Grade, haben wir der Phraſe „angezeigt“ nachzuſagen. Dieſer Kunſtausdruck gehörte ſonſt ausſchließlich der praktiſchen Heilkunde an. Er ſcheint erſt in den letzten Jahren, in welchem Cholera und Typhus den Verkehr zwiſchen Arzt und Publikum ſo verhängnißvoll geſteigert haben, aus dem Munde der Aerzte in die Schriftſprache, und hier zunächſt in den hungrigen Schlund aller Neuerungen, in die Journalſprache, übergegangen zu ſein. Vor zwei Decennien kannte ihn keine Zeitung; heute ſpielt er eine außerordentlich beſchäftigte Rolle. Ueberall wo man ſonſt paſſend, dienlich, ſchicklich, rathſam, anwendbar, wohlthätig, erfolgreich, heilſam, geboten, erſprießlich, dankbar, zweckmäßig, lohnend, erforderlich, nothwendig, ſchuldig, nützlich geſagt, kurz einen Ausdruck erwählt hätte, welcher die individuelle Phyſiognomie der Sachlage ſprechender porträtirt hätte, dort iſt jetzt alles angezeigt oder nicht angezeigt. Eine Unzahl von zarteren Ausſprüngen des Sprachwuchſes wird durch dieſe Redensart vernichtet, ja, es iſt eigentlich nicht abzuſehen, wie weit dieſe Vernichtung nicht gehen ſollte. Denn daß „angezeigt“ einfach die Synonyma verdrängte, d. h. ein einzelnes Wort das andere, wäre noch der geringere Nachtheil; aber auf den Ruhepunkt eines ſolchen Schlagwortes wird oft der ganze Gedanke ſelbſt umgelegt. Warum z. B. ſollte ein moderner Flaneur ſein Gehirn anſtrengen und den Gedanken erzeugen: eine Strafe würde die Selbſtachtung dieſes Kindes in ihrem zarteſten Keime verletzen — wenn ihm ſein Zeitungsſtyl die Phraſe an die Hand gibt: eine

Strafe wäre hier nicht angezeigt? In der Bulgärsprache verschluckt man Silben und Wörter; wie bequem ist es nun, den Gedanken selbst zu verschlucken! Der Presse, die oft so peinlich pressirt ist, könnte man solche Abbreviaturen noch nachsehen; wenn wir aber bedenken, daß von den Millionen Zeitungs-Exemplaren, welche zu jeder Stunde gelesen werden, die Phraseologie unaufhaltsam ins Volk dringt, so müssen wir auch der Presse solche gedankentödtende Phrasen strenger zurechnen. Sie verderben die Umgangssprache, machen sie fauler, monotoner, langweiliger.

Mit einer andern Phrase macht sich's der Journalismus als Kunstkritiker bequem. Wir meinen die Phrase: ein schönes Streben. Was ist heutzutag gangbarer als diesem und jenem Künstler ein schönes Streben nachzurühmen, sein schönes Streben zu loben, ihm ein schönes Streben zu bezeugen ꝛc. ꝛc.? Die Kunstsprache früherer Kritiker kennt diesen Ausdruck nicht; selbst Goethe, der doch ganze Generationen zu beurtheilen hatte, braucht ihn kaum zwei oder dreimal. Heutigen Datums aber ist er landläufig. Wir halten das für ein betrübendes Zeichen der Zeit. Es muß eine Zeit des Marasmus, der byzantinischen Greisenhaftigkeit sein; es muß ein gewisses Bewußtsein von Unfähigkeit und Ohnmacht durch die Gemüther schleichen, wenn in der Kunst, die vom Können sich nennt, das bloße Streben zugerechnet wird. Wie, haben wir uns oft gefragt, will man sich wirklich mit dem Streben begnügen? Will man dem Streben im Ernste die Würde und das Verdienst des Machens zuerkennen? Was ist schön am Streben, wenn nicht das richtige und entsprechende Verhältniß zu einer That? Wenn ein Lappländer das Streben hätte, auf seinem Grundstück Orangen zu ziehen, wäre das auch ein schönes Streben? Das Streben ohne Frucht ist also unmöglich ein schönes,

vielmehr ein krankhaftes, eitles; das fruchtbare Streben aber ist über den Ausdruck *streben* hinaus: es ist ein Erreichen, ein Fertigmachen, es ist eine That. Was heißt also: ein schönes Streben? Heißt's eine That? Nein, denn sonst würden wir dem Thäter die That rühmen. Heißt's ein Thun-wollen, aber nicht können? Es scheint so. Oder heißt's nicht einmal ein Thun-wollen, sondern nur ein Haschen nach dem Effect, ein Geizen nach dem Gewinn, ein Jagen nach der Ehre der That, ohne daß man überhaupt etwas thun wollte? Es scheint noch mehr so. Das schöne Streben wäre also eine jener Phrasen, womit die Presse das Virtuosenthum, oder vielmehr, da der ausgewachsene Virtuos ungleich stärkerer Kost bedarf, die Brut des Virtuosenthums, die zarte Jugend der künftigen Taugenichtse pflegt. Das schöne Streben verträte demnach auf den Kunstpässen die Rubrik der Polizeipässe: Besondere Kennzeichen — keine. Die Charakterlosigkeit, die undefinirbare Mittelmäßigkeit, die Abwesenheit irgend eines bestimmten Kraftausdruckes, kurz, alles was sonst Halbheit, Schwäche, Unfertigkeit, Dilettantismus, Nihilismus hieß, das soll unter der Empfehlung eines schönen Strebens endlich dreister auftreten dürfen. Wir verwahren uns dagegen! —

Mit den obigen Phrasen im directen Widerspruch steht die Phrase: eine *Mission* haben. Mission heißt Sendung und zwar Sendung von Gott. Moses hatte eine Mission, die Jungfrau von Orleans hatte eine. Aus der Heiligensprache ging das Wort in die Profansprache über und zwar für große und erhabene Veranlassungen. Der Journalismus endlich tilgte auch diese letztere Bedeutung daran; in seinem Streben, den Tag möglichst interessant zu machen, beehrt er alles beim Tag und der Stunde Beschäftigte mit dem Complimente, daß es eine Mission habe. Seltsam; während der Mensch die Dinge nicht mehr erzeugt, sondern nur noch vertritt, während

er keine That mehr hat, sondern nur noch ein schönes Streben, wird ihm deßungeachtet jede Bagatelle zur Mission. Im Munde der Zeitungen hat der moderne Mensch keinen Beruf, keine Pflicht, keine Arbeit mehr, sondern er schwimmt in Missionen. Aber wie komisch, wenn ein Legationssecretär dritten Rangs eine Mission nach Flachsenfingen hat, oder wenn eine Sängerin durch einen Schnupfen ihrer Mission entzogen wird, oder wenn ein Dorfgeschichtenschreiber im Drama seine Mission verfehlt und in der Kuh- und Ochsenpoesie seine Mission erfüllt u. s. w.!

Der Ausdruck Beruf ist also mit Mission offenbar schlecht übersetzt. Was aber sollen wir dazu sagen, daß in allen Dictionärs der Zeitungsbureaux engagiren zu deutsch gewinnen heißt? Eine wunderliche Uebersetzung! Indem wir sie zu begreifen suchten, war unser erster Gedanke, man übersetzt vielleicht so in seltenen und ausnahmsweisen Fällen, in Fällen, wo wirklich ein auszeichnender Grad von Höflichkeit „angezeigt" ist. Man sagt für engagiren gewinnen, etwa von einem großen bedeutenden Künstler, welchen gleichzeitig viele zu engagiren wünschen, so daß derjenige, der ihn wirklich engagirt, in der That wie der glückliche Gewinner eines Treffers zu betrachten ist. Aber dem ist nicht so. Nicht bloß das Beste, Alles wird „gewonnen". Die obscursten Namen werden gewonnen, frische und ausgesungene Stimmen, neue und abgespielte Comödianten. Auch gut. Im Grunde ist es so mißbräuchlich nicht; jeder Miethcontract zielt auf Gewinn; Jeder der ein Engagement anbietet, hofft zu gewinnen. Also schreiben wir statt engagirt, gewonnen werden. Aber schreiben wir's consequent; schreiben wir auch: die Köchin ist von ihrer Frau, der Schneidergeselle von seinem Meister gewonnen worden. In der That dürfte eine gute Köchin viel schwerer zu gewinnen sein als ein Hüpfer und Schreier. Nicht doch,

ſagt ihr, man will der Kunſt die Ehre geben. Wirklich? Wir wollen ſehen! Zeigt uns alſo gefälligſt das Zeitungsblatt, auf welchem gedruckt ſteht: Die Nibelungen von Hebbel ſind dort und dort zur Aufführung gewonnen worden! Und die Nibelungen von Hebbel gehören doch ein klein wenig in die Kunſt, nicht wahr? Ihr erröthet? Aha! wir ſtehen alſo vor einer jener Zeitungsphraſen, welche die Gedankenloſigkeit, nicht eine durchdachte und anſtändige Abſicht creirt hat. Dramen werden nicht gewonnen! Ein Drama wird nur ſchlecht und recht angenommen. Annehmen hat zum Gegenſatz Abweiſen, und eine fatale aber unausbleibliche Ideenverbindung nöthigt uns, bei dem einem auch das andere zu denken. Zu denken? nur zu denken? Ei doch, man ſchreibt es ja ausdrücklich! Man ſchämt ſich nicht zu ſchreiben: Hebbel's Nibelungen ſind von dem Hoftheater in Kuhſchnappel zurückgewieſen worden. Zurückgewieſen! Pfui über das gendarmenhafte, bettelvogtmäßige Wort in der Kunſtſprache! Wenn ſchon ein Drama nicht gewonnen wird, könnt ihr nicht ſagen, es wird erworben? Und könnt ihr nicht ſagen, es wird abgelehnt, ſtatt zurückgewieſen?

Jedermann fühlt, wie weit wir dieſe Proben der journaliſtiſchen Sprachfabrik noch fortführen könnten. Ja, vielleicht nimmt ſich ein aufmerkſamer Leſer in der Provinz, der ſeine Zeitung wirklich noch lieſt, nicht blos durchfliegt, nach dieſer Anregung die Mühe und notirt ſich einmal aus dem Laufe ſeiner Jahrgänge alle ſprachlichen Neubildungen, die ihm nach und nach auffallen. Der Mann dürfte ſchöne Sylveſternächte feiern! Er dürfte die Entdeckung machen, daß ihm von der Sprache Goethe's und Leſſing's Jahr für Jahr ein Stück abhanden gekommen iſt.

Man mißverſtehe uns nicht. Das Princip, welches dieſen Neuerungen zu Grunde liegt, fechten wir keineswegs

an. Die Zeitung bedarf ihre eigene Redeweise; wir gestehen ihr das zu. Stets neu, stets interessant, stets wachsam, wichtig und allarmirend wie sie ist, sein muß und sein will, spricht sie die Sprache der Aufregung. Stets fatiguirt, stets enttäuscht, stets um Erfolge und Ziele, ja oft ums Dasein betrogen, stets sclavisch im Joche, mit Schnellpressen und Setzmaschinen, mit Posten und Telegraphen stets im Wettrennen, spricht sie aber auch die Sprache der Abspannung. Drittens spricht die Zeitung, die mit der ganzen Mitwelt mitleben, und um Einfluß zu haben, auf gutem Fuß mit ihr stehen muß; die das Vortreffliche nur selten, dagegen das Schlechte und Mittelmäßige als Regel, als Tuch und Unterfutter des Jahrhunderts sieht, die Sprache der Schonung, der Höflichkeit. Auf dieses dreitheilige Schema ungefähr wird sich alles zurückführen lassen, was von neuerungssüchtiger Eigenthümlichkeit den Zeitungsstyl kennzeichnet, was seine Phraseologie motivirt.

Wir haben nichts dagegen. Kein Motiv ist schlecht, nur die Art, ihm genug zu thun, kann es sein. Spricht die Zeitung die Sprache der Aufregung, so kann sie damit sicherlich übertrieben, schwülstig und hyperbolisch-mißbräuchlich werden (siehe: Mission und unberechenbare Tragweite!), sie kann aber eben von dieser Aufregung Schwung, Glanz, Feuer und Leben, dichterische Kraft und Originalität erhalten und die Sprache aufs glücklichste heben. Spricht die Zeitung die Sprache der Abspannung, so kann sie freilich Gefahr laufen, sich das Denken ein wenig leicht zu machen, sich Denk-Abbreviaturen zu erfinden, Ausdrücke, die in passenden Fällen angehen, in tausend unpassenden zu wiederholen (vertreten und angezeigt!), kurz einen stehenden Styl auszubilden, der wo möglich sich selbst schreibt. Andererseits aber wäre ein stehender Styl gar nicht so übel. Alle Welt weiß, wie sehr es unserem

Deutſch daran fehlt, wie ſpröde der Stoff jeder einzelnen ſchriftſtellernden Hand widerſtrebt, wie geſchmeidig dagegen die Plaſticität — um ein phyſiologiſches Wort zu gebrauchen — des Franzöſiſchen und ſelbſt auch des Engliſchen zur Hervorbringung bezeichnender und handſamer Rede-Stereotypen ſich anläßt. Spricht endlich die Zeitung die Sprache der Schonung und Höflichkeit (ſchönes Streben, gewonnen für engagirt werden), ſo iſt es ebenſo bekannt, daß unſer Deutſch, welches mehr zur derben Aufrichtigkeit, als zur feinen Umſchreibung inclinirt, eine Schule des guten Tones gar wohl vertragen könnte und noch lange keinen Ueberfluß, vielmehr einen ruſticalen Mangel an wohlthuenden Redensarten beſitzt. Auch hier könnte die Zeitung um unſere Sprachcultur von Verdienſt ſein.

Aber in all dieſen Fällen mußten wir ſagen: ſie könnte! Unſere angeführten Proben dagegen dürften gezeigt haben, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen dem möglichen Können und dem wirklichen Thun. Die Zeitung kann Beides: ſie kann unſere Sprache ausbilden und kann ſie mißbilden. Ja, eines von Beiden muß ſie ſogar, denn nichts iſt gewiſſer, als daß ſie die Sprache nicht laſſen kann, ſo wie ſie iſt. Journale müſſen nun einmal anders ſprechen als Bücher und unaufhaltſam iſt der moderne Maſſen-Bildungsgang vom Buch zum Journal. Sehr richtig hat Lamartine bemerkt: ſonſt wuchſen die Journale aus den Büchern, heute wachſen die Bücher aus den Journalen. Mehr und mehr wird der Roman Feuilletonroman, die gelehrte Abhandlung populäre Vorleſung, die Wiſſenſchaft Correſpondenz; der Zeitungs-Mitarbeiter pflegt nach und nach ſein Eigenthum in Buchform zu ſammeln und wieder an ſich zu nehmen, und zahllos ſind bereits die Bücher, welche nichts anderes ſind, als zurückgenommenes Zeitungsgut. Schriftſprache wird mehr und mehr heißen: Journalſprache.

Kleinlich, kindisch und veraltet ist unter diesen Umständen die Aufgabe des Purismus. Was will eine Handvoll Fremdwörter mehr oder weniger zu bedeuten haben, wo es sich innerhalb der Sprache selbst um eine ganze große Revolution handelt?! Auch ist diese Revolution den Puristen entwachsen. Glaubt man, der Riese wird Gesetze annehmen von einer Académie française oder einer Accademia della Crusca? Das waren Institutionen für jugendliche Literaturen, für aristokratische zumal, die in Händen nur eines kleinen Bildungsadels lagen. Die großgewachsene, allgemein verbreitete und demokratische Literatur des Journalismus läßt sich vom privilegirten Puristen nicht gängeln. Nur einer kann jetzt Purist sein, nämlich der Journalist selbst, der denkende Journalist an tonangebenden Blättern.

Wir haben den Journalismus in seiner corrosiven Einwirkung auf die Sprache mit dem Sauerstoff in der Luft verglichen. Aber ein Unterschied ist doch. Der Sauerstoff ist eine blinde Naturkraft und Journale werden von bewußten Vernunftwesen geschrieben. Sie können aufmerken auf das was sie thun, sie können zerstören und aufbauen mit freier Wahl.

Mög' euch denn das Bewußtsein eurer Mission — einer wirklichen Mission! — keinen Augenblick verlassen, Hüter der Sprache, Schreiber der Sprache! Bedenkt dieses: Vor einem gutgehaltenen Parke steht das Placat: „Es wird höflichst ersucht, nichts abzureißen und zu beschädigen." Den Bestand eines Forstes hütet das Waldfrevelgesetz und der Zerstörer, welcher Muthwillen übt, oder durch sein unvernünftiges Vieh Muthwillen üben läßt, wird empfindlich bestraft. Den Wald und Garten der Sprache schirmt — nichts! Er ist eurer gänzlichen Discretion überlassen. Kein Hand- und Fußeisen bestraft eure Baumfrevel, nicht einmal ein hölzerner Pfahl steht da mit einer polizeilichen Bitte.

Wehrlos ist euch die Sprache preisgegeben, wie nie ein Volk seinem Despoten, eine Sclavin ihrem Herrn überliefert war. Nichts beschränkt euren Mißbrauch, wenn euch die stumme Schönheit nicht rührt, welche aus Lessings und Winkelmanns Schriften, aus Goethes und Schillers Kunstwerken den Gruß heimatlicher Ehren euch entgegenbringt. Geht mit eurer Sprache um, wie mit eurer Ehre! Verleidet dem Sohn des Jahrhunderts den Genuß eurer neuen Ideen nicht durch eure neuen Barbarismen. Bedenkt, daß das Neue schon an sich genug der Widersacher hat, wollt ihr auch noch jene Gemüther zurückschrecken, welche eure Neuerungen aus bloßer — Reinlichkeitsliebe zurückweisen? Wollt ihr zu euren religiösen und politischen Feinden auch noch ästhetische haben? Diese Gefahr aber liegt gar nicht so fern. Wir sind bald hier bald dort feinfühligen Gemüthern begegnet, welche sich das Zeitungslesen abgewöhnt haben aus Abscheu vor dem modernen Zeitungsjar„n. Auch der Sprachsinn hat seine Empfindlichkeit wie ihn der Gehörsinn gegen falsche Noten hat. Aber nur ein Operndirector ist in der Lage, heute einen Mozart und morgen einen Richard Wagner aufzuführen um sowohl die Harmonischen als auch die Disharmonischen zu befriedigen. Die Zeitungssprache dagegen kann nicht heute für Classiker und morgen für Barbaren schreiben. Sie muß Partei ergreifen. Und entscheidet sie sich für die Partei der Barbaren, so gibt es im Parteidienst bekanntlich keinen Stillstand und keine Mäßigung, sondern sie wird es in Kurzem dahin gebracht haben, — daß das Deutsch Lessings und Goethes aufhört eine lebende Sprache zu sein!

Nachtrag bei der Herausgabe.

Seit ich Obiges schrieb, ist aus den Journalspalten wieder ein neues Ungeziefer ausgekrochen, — neu wie die Reblaus und auch so wurzelgefährlich.

„Das Gesetz ist schon so weit fertig, daß es nur noch paraphirt zu werden braucht", schreibt der Journalismus jetzt mit großer Gemüthsruhe und nicht bloß der, welcher schmiert, sondern welcher wirklich schreibt. Auch die „Neue Freie Presse" schreibt so.

Wahrlich unerhört! Auf der geradesten Linie dieses Wegs könnte man z. B. auch „Umungen" und „inirt" schreiben, statt: Umgebungen, Umarmungen, Umschreibungen, internirt, incarnirt, incrustirt ꝛc. Wenn paragraphirt auch paraphirt heißen kann, so ist die menschliche Sprache überhaupt abgeschafft, denn jedes Menschenwort ist eine Wurzel oder hat eine Wurzel. Paraphirt hat keine, just sein vitalstes Glied fehlt (das Glied heißt articulus), es ist unarticulirt, mithin ein Thierlaut.

Oft genug der natürliche Laut, aber doch unstatthaft dort, wo man nichts Geringeres als Mensch zu sein glaubt!

Bücher-Frou-Frou.

Mitte Jänner 1876.

Gewisse Bemerkungen müssen zur Unzeit gemacht werden.

Hätte ich gegen den Buchflitter in den zwei Flitterwochen der Bücher geschrieben, nämlich zwischen Weihnachten und Heiligen Dreikönig, — ich wäre als ein Nero und Herostrat „des Geschäfts" verrufen worden: das Inserat hätte mich wegen Mißbrauch der Feuilleton-Kanzel verklagt, und kaum weiß ich, ob ich bis vor's Geschworenengericht des Publikums gekommen wäre, oder ob nicht schon die Redaction als Polizeigericht und erste Instanz die Unterdrückung meines ungedruckten Manuscriptes verfügt hätte; etwa wegen Gewerbs-

ſtörung, oder wegen Störung des ehelichen Hausfriedens zwiſchen ihrer Feuilleton- und Annoncenſeite, oder wegen .... aber welche Unterdrückung hätte nicht Gründe? Kurz, die billigſten Menſchen, Leſer, welche mich „wirklich achten“, hätten diesmal gefunden, daß ich gegen Handel und Induſtrie „doch allzu unfreundlich auftrete.“

In Gottes Namen! obwohl es ein Wahn iſt.

Aber man iſt kein Menſchenfreſſer, man hat Tact und ſo ſchweigt man in der 14tägigen Brunftzeit der Flitterbücher, weil ſich's das Geſchäft nun einmal einbildet, daß der Flitter ein Geſchäft iſt, obwohl es ein Wahn iſt.

Leicht iſt es übrigens nicht, zu ſchweigen, das mögt ihr mir glauben! Und lieber verſäumt man das „Gelegenheits“-Feuilleton und ſpricht n a c h der Gelegenheit, als daß man gar nicht ſpräche.

Aber wann wäre denn die Gelegenheit n i c h t? Jeder Augenblick iſt die Gelegenheit! Es muß nicht eben zwiſchen Weihnachten und Heiligen Dreikönig, es kann an jedem andern Tage des Jahres geweſen ſein, als Jean Paul eine Satyre, die man damals noch nicht Feuilleton nannte, dem Publikum deutſcher Nation zum Beſten gab, nämlich ſeine „Landesverordnung gegen den Kleiderluxus der Bücher.“

Vor achtzig Jahren! Was würde Jean Paul erſt heute ſagen, wenn er unſer Illuſtrations-Weſen oder Unweſen erlebt hätte?! Der Kleiderluxus der Bücher bleibt längſt nicht mehr beim Kleide, d. h. beim Einbande ſtehen; auch kann ich den vergoldeten, lackirten, gepreßten und geſchniegelten Buchbinder-Quark im ſchlimmſten Falle herunterreißen, in jedem Falle erbleicht er, vergilbt er und blamirt er ſich ſelbſt mit der Zeit; wie aber rettet man ſich vor dem frecheren Kleiderluxus der Bücher, vor der Illuſtration, womit das Innere des Buches durchſchoſſen iſt, ſo daß dem Freund des edlen unverfälſchten G e ſ c h r i f t s ſein reiner Wein wie mit ſchändlichem

Bleizucker vergiftet wird? Das ist schon nicht mehr Kleiderluxus, das ist verderblicher Naschluxus, innerlich einzunehmen!

Es thäte wahrlich ein zweiter Lessing noth, der „über die Grenzen der Poesie und Malerei" aber diesmal in einem anderen Sinne das gebildete Publikum aufklärte, ehe es rettungslos der Begriffsverwirrung über Mein und Dein und aller Verwilderung verfällt, welche aus verwirrten Fundamental-Begriffen der Aesthetik, fast möchte ich sagen, der Sittlichkeit entspringt.

Wenn ein Goethe mit der höchsten dichterischen Bildkraft ein Gretchen hervorbringt, welcher Radirer, Schaber und Kritzler darf sich zwischen mich und Goethe stellen mit der Prätension: Du sollst Dir das Gretchen vorstellen, nicht wie es Goethe will, sondern wie ich es will? Das wäre schlechthin erlaubt? Was ist denn alle Geisteswollust der Poesie als der Anstoß, welchen die Phantasie des Dichters der Phantasie des Lesers mittheilt? Und dazwischen dürfte ein Stoßballen sich einschieben, welcher illustrirt, und welcher im Bunde der Dritte sein will? Ich dächte, es gebe mehr als Einen Bund, welcher zu intim, zu persönlich für einen Dritten!

Man nenne mir nur nicht jene Beatricen, Julien, Gretchen welche gelungene Illustrationen sind, und „einen würdigen Platz an der Seite des Dichters" einzunehmen verdienen. O über die große Würdigkeit, wenn, was ein 40füßiges Teleskop gefunden, schon ein 20füßiges — nach Herschel — wiederfinden kann?

Ich werde mir nie einbilden, daß ich Julien oder Gretchen gedichtet haben könnte, aber ich wage es, mir ein zubilden, wenn ich zeichnen gelernt hätte — und dichten kann man nicht lernen — daß ich es mit allen illustrirten Gretchen und Julien aufnähme. Ich, sage ich, nicht als Person, sondern als Publikum. Welcher Leser könnte denn das nicht?

Ja vielleicht braucht es in geistigen Dingen nicht einmal des 20füßigen Teleskops; ein 10-, ein 5füßiges möchte schon genügen.

Uebrigens — um so schlechter die Illustration, je besser sie ist! Glücklich genug, wenn sie einfach und handgreiflich schlecht ist. Sie hat dann so wenig Chance, wie ein Verführer, welcher plump spricht. Weh' aber, wenn der Verführer eine feine und anständige Sprache spricht! Er wirkt! Ich spüre den perfiden Raub nicht, ich spüre den Verlust meines Rechtes und Eigenthums nicht, denn ich habe sie ja, die dichterische Frucht, ich habe sie ganz und vollgiltig und meine sogar, der Dichter selbst würde sich freuen, wie gut sie der Zeichner gepflückt hat. Ganz recht, der Dichter! Er noch eher! Aber nicht so der Leser, welchem von der Pflaume, von der Weinbeere, wenigstens der Duft abgestreift ist, den ihr die fremde Hand genommen, auch wenn sie sonst nichts genommen. Dieser Duft ist eben Deine Originalität, Deine Selbstthätigkeit, Dein Muth, mit dem Flug des Dichters einen Parallelflug zu wagen; kurz die unverletzte Freiheit Deiner eigenen Phantasie. Laß' Dich stützen, wo Du keine Krücken brauchst, schwimme mit Kork, wo Du frei schwimmen kannst, und Du verlierst das Maß der Dinge. In irgend einem Sinne wirst Du unselbstständig, haltlos, unsittlich. Der Illustrator stört den Pflichtenkreis zwischen Dir und dem Dichter: er gewöhnt Deiner Phantasie Indolenz, Bequemlichkeit, Abhängigkeit an, er macht Dich fauler, nachlässiger, er schwächt Dich, er entmannt Dich.

Ich spreche von Dingen, die man leider nicht ausmessen kann, wie die Dauer der Kohlenvorräthe, sonst getraute ich mir zu beweisen, wie durch das Illustrationswesen der Phantasie-Vorrath der Leser factisch schon abgenommen hat und ihre Einbildungskräfte blasirter geworden sind. Es könnte eine Lese-Generation kommen, welche auch das zündendste Dichter-

Ideal nicht mehr nachzudichten vermag; aber welche Dichter können dann noch kommen? So klagt man jetzt schon über das Versiegen der dramatischen Poesie mitten in der Hochfluth der theatralischen Ausstattungs-Industrie. Einige Hunderte will man an Preisstücke wenden, wo man Hunderttausende an Costümes und Maschinen wendet. Ursache und Wirkung! Aber was ist denn die theatralische Ausstattung anders, als die Illustration im cynischen Riesenformat und mit beleidigendster Zudringlichkeit?

Biblia sacra.

Ende Jänner 1872.

„Papa, was hat denn der Moses bekommen für den Text zu der illustrirten Bibel von Doré?" So fragte ein vorwitziges Bildungs-Kind, im Flügelkleide seiner ersten Bekanntschaft mit Literatur und literarischen Dingen.

Man hört immer etwas Neues!

Den ältesten Leuten wäre es nicht eingefallen, sich darum zu bekümmern, wie viel der Verfasser der Bibel Honorar bekommen und ob sein Verleger splendid war. Was den ältesten entging, schnappten die jüngsten auf, und ein zehnjähriger Knabe fragte darnach.

Uebrigens hat er gar nicht so dumm gefragt, dieser kleine literarische Charakterkopf, wie denn Kinderfragen selten so dumm sind, daß sie nicht in's Gescheidte zu übersetzen wären, — wenn sich der beeidete Uebersetzer dazu findet.

Der letztere z. B. brauchte die Frage nur so zu übersetzen: Wie viel bleibt für Moses noch übrig, und welchen Tribut bezahlt das geistige Auge unserer Phantasie den Wun-

derformen des Pentateuchs, wenn das Sinnenauge seine ganze Zahlungsfähigkeit für Illustrationen erschöpft, welche ein moderner Pariser den Schlußtableaux der großen Oper entlehnt zu haben scheint?

Ich scheine damit auf das Thema meines letzten Feuilletons: „Bücher-Frou-Frou" wieder zurückzukommen; aber das ist auch mein Zweck.

Dieses Feuilleton nämlich ist von Seite des Publikums mit ein paar Zuschriften erwidert worden, welche wenigstens in der Hauptsache auch Zustimmungen waren. Ein Anonymus, „ein Verehrer", wie er sich zur Versuchung meiner Bescheidenheit unterzeichnet, wagte sogar die verwegensten Ausdrücke süddeutscher Lebhaftigkeit, um mich seiner Sympathie zu versichern; zuletzt aber bedauerte er doch, daß ich just Doré's Bibel als Sündenbock der Illustrirsünde genannt; dieses Buch möchte er ausgenommen wissen.

Das Schreiben des werthen Mannes repräsentirt mir in jedem Sinne den Leser in genere, den theilnehmenden und wohlwollenden Leser, den sich der Schriftsteller wünscht. Ich glaube daher dem Publikum selbst zu antworten, indem ich dieses Privatschreiben beantworte.

Ein Gedanke, welcher im Principe adoptirt und als richtig erkannt wird, soll sich zu Ausnahmen bereit finden lassen. Das ist leicht und unmöglich zugleich.

Es ist leicht, denn kein Gedanke wird so tyrannisch und unduldsam auftreten wollen, daß er dem individuellen Spiel der Privatliebhaberei nicht einigen Raum einräumte.

Es ist unmöglich, denn diesen Raum einmal eingeräumt, wo bleibt dann noch Raum für den Gedanken selbst? Wenn sich Dieser z. B. Doré's Bibel ausbittet, Jener Flaxman's Homer, ein Dritter Karsten's Zeichnungen zum Dante, ein Vierter Kaulbach's Goethe-Gallerie, — wo bleibt dann noch

der polemische Grundgedanke gegen das Illustriren zugegeben? Er verflüchtigt unter lauter Ausnahmen.

Freilich sagt der „Verehrer" zu Gunsten seiner Doré-Bibel sehr sinnig Folgendes: Nach der Bibel ist gezeichnet und gemalt worden vom Anfang der Kunst an. Vom 5. Jahrhundert an bis auf Führich und Overbeck herab, hat sich die Kunst mit der Bibel beschäftigt und im weiteren Sinne die Bibel illustrirt. Warum sollte es nicht auch Einer unter Hunderten — Doré — thun? Die Bibel hat eine privilegirte Ausnahmsstellung zum Illustrations-Wesen. Wenn dieses zu verwerfen ist, weil sich der Illustrator zwischen Dichter und Leser unbefugt drängt, und dem letzteren Gestalten unterschiebt, welche der Leser sich selbst imaginiren will, so übe Doré diese Usurpation nicht aus, denn jede Figur nach Doré hat der Leser schon hundertmal nach Anderen gesehen, und die Phantasie behält wieder völlige Freiheit. Ein-, zwei-, dreimal bindet und stört die Illustration, aber unendlich fortgesetzt, wie bei der Bibel, befreit eine Illustration von der andern und werden die bindenden Fesseln zuletzt so gelöst, daß die Phantasie wieder sich selbst zurückgegeben wird.

Vortrefflich bemerkt! Aber eben deshalb antwortete ich ja. Es klingt so klar, so gerecht und billig, daß es wie der bons sens des Publikums selbst klingt; es hat so viel Schein der Wahrheit für sich, daß ich verpflichtet bin, den Schein eben doch nur — als Schein nachzuweisen.

Illustration ist das Bild, das mit jedem Exemplare einer Buchauflage unabweislich mit in den Kauf geht: kurz, das Bild mit dem Buche zusammengebunden. Das ist Illustration im einzigen Sinne: es gibt keinen engern und keinen weitern. Wie geistreich und scheinbar unschuldig klingt es, daß alle biblischen Bilder aller Kirchen und Kunstgallerien eigentlich Bibel-Illustrationen im weiteren Sinne wären!

Dürfte man aber wirklich so weit gehen, so könnte man ja auch die Landschaften Illustrationen nennen. Ein Bild vom Gmundnersee wäre dann eine Illustration des Gmundnersees: ein gemalter Golf von Neapel eine Illustration des wirklichen ꝛc. Jedermann fühlt indeß, daß das nicht der Fall ist. Es wäre der Fall, wenn irgend ein Toller den Einfall hätte, rings um den Gmundnersee und um den Golf von Neapel herum Pfähle einzuschlagen, auf welchen Landschaftsbilder vom Gmundnersee und vom Golf von Neapel aufgehängt wären. Erst dieses Verfahren würde der Illustration ähneln; aber wie kolossal scuril und beleidigend wäre es auch!

Es hat aber noch einen tieferen Grund, warum mir just Doré's Bibel eingefallen.

Wenn die niederländische Schule das Volk der Bibel — als Flammänder-Bauern malte; die römische als Römer und Griechen; die neu-französische als Araber, wenigstens als vermeintliche Araber, so soll über den Styl nicht gestritten werden; bei der Bibel liegt die Stylfrage anders und höher. Die Frage liegt so: Bist Du gestimmt wie die Bibel oder nicht? Malst Du im Ernst oder im Spaß? Bist Du ein Gläubiger oder ein Wissender?

Einst glaubte man, das Hohe Lied sei eine Allegorie auf die Braut Christi, auf die Kirche. Jetzt weiß man, das hohe Lied ist — ein Gedicht von Heine; nämlich ein sinnlich-brünstiges Liebeslied; für mich wenigstens leidet es gar keinen Zweifel, daß es der jüdische Ahnherr von Heinrich Heine gedichtet hat. Die Gläubigen konnten es illustriren von Ostade's bis zu Raphael's Atelier, es war Ein Styl, der gläubige Styl! Wie wollen es die Wissenden illustriren?

Ein recht drastisches Beispiel! Weil sich schon einmal Heine in die Bibel verirrt hat, wie wär's, wenn sich im

Laufe der Jahrtausende ein anderes Gedicht von Heine „Crapulinski und Waschlappski" in die Bibel verirrte? Der polnische Patriotismus ist stark und versetzt Berge, wie wir wissen; er thäte damit kaum etwas Stärkeres als was der christliche Patriotismus mit dem hohen Liede gethan. „Eine Laus und eine Seele;" — Laus ist ein Druckfehler; „unsere Frauen sie gebären, unsere Jungfrau'n thun dasselbe;" — Jungfrau ist im mystischen Sinne zu nehmen: nur diese zwei Correcturen brauchte man (und Pfaffen haben schon ärger „corrigirt") so könnte Crapulinski und Waschlappski das hohe Lied einer künftigen Polenbibel werden!

Und nun sage mir dieses: Wie illustrirst Du im Bibelstyl Crapulinski und Waschlappski, *wenn Du den Schalk merkst*? Was ist das für Bibelstyl? An dieser Frage geht Doré zu Grunde!

Führich und Overbeck nicht. Sie zeichnen getrost für die Gläubigen, verschließen ihre Augen für die Ungläubigen und für die Thatsache ihres überwuchernden Daseins — und die Sache ist gut. Wie stehts aber mit Doré? Glaubt er? Zeichnet er für Gläubige? Bist Du selbst gläubig, gebildeter Besitzer der Doré-Bibel?

Kurz, die Bibel ist entweder Biblia sacra, oder sie ist es nicht. Doré nun denkt freilich: es gibt eine Durchschnittslinie zwischen Heilig und Weltlich und das ist — pathetisch. Er zeichnet hoch pathetisch.

Aber das gilt nicht. Sind Crapulinski und Waschlappski nicht heilig, so sind sie auch nicht pathetisch. Nehmt der Bibel den Glauben und sie wird nicht blos weltlich; das Weltliche muß sofort in seine weiteren natürlichen Bestandtheile zerfallen, bis zum Frivolen, Lächerlichen, Cynischen, bis zur Farce und zur Posse.

Als der Olymp nicht mehr geglaubt wurde, war er freigegeben — für Lucian und für Offenbach. Es gibt kein menschliches Wesen — genannt Doré — mit dem Griffel des Ernstes in der Hand und mit dem Schalk in dem Herzen. Ernst oder Scherz! so steht die Frage; nicht blos heilig oder weltlich.

Und diese Frage verwischt mir auch das Theaterpathos Doré's nicht; ja er am wenigsten. Mit Grund fiel mir seine Bibel ein, als ich ein Beispiel zur inneren Unwahrheit und Unsittlichkeit der Illustrir-Mode brauchte.

Falsche Lichter.

Februar 1872.

Wenn ich anders Gehör finden kann, so möchte ich mir eine Bemerkung erlauben, welche gegen den Strom schwimmt und welche die angenommene Tradition gegen sich hat. Es ist ein Wort über die Stellung der deutschen Dichter zur „Misere" der deutschen Verhältnisse. Es fiel mir eines Tags auf, daß man in diesem Punkte nicht blindlings zu unterschreiben brauchte, was die Biographen und Literarhistoriker wie einen „Tagsbefehl" zu publiciren für gut befunden haben, sondern daß man gar wohl mit eigenen Augen sehen und mit eigenen Denkorganen prüfen könne, ob dieses Verhältniß jederzeit in der richtigen Beleuchtung uns vorgemalt worden, oder ob die Lichter gelegentlich nicht falsch aufgesetzt seien.

Grabbe z. B. ging zu Grunde — wie Niemand sich leugnet — durch das angeborene Unglück einer Naturanlage, welche nun einmal der verkörperte Gegensatz von Ordnung und Harmonie war. Weil aber Grabbe gleichzeitig der Sohn

eines deutschen Kleinstaates ist, so hören die Stimmen über Grabbe nicht auf, die Misere der deutschen Kleinstaaterei, welche diesem Titan nicht Raum gegeben, und deren Enge ihn aufgerieben, mit unverwüstlicher Hartnäckigkeit zum Mitschuldigen seines Unterganges zu machen. Nichts kann significanter sein, als — um die neueste Stimme über Grabbe in Johannes Scherrs „Dämonen" zu citiren — mit welch falschen Lichtern diese zwei Motive: Selbstschuld und Kleinstaaterei, auch hier wieder in einander gemalt sind. Hören wir!

„Unter sothanen Umständen wurden die guten Detmolder förmlich stolz auf „unser Genie" und der Ruf desselben drang sogar zu den erhabenen Höhen hinauf, allwo der Selbstherrscher von Lippe thronte. Serenissimus geruhten zu geruhen, daß auch der Staat den literarischen Verdiensten „unseres Genies" seine Anerkennung zollen müßte, und wie in der Flachsenfingerei selbst das Gute und Löbliche fast immer mit Nothwendigkeit zu einer Carricatur wurde und wird, so geschah es auch hier. Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen, für einen Dietrich Christian Grabbe das richtige Amt zu finden, in Lilliput war es unmöglich. Der Dichter wurde im Jahre 1827 zum Auditeur des Lippe'schen Heeres, will sagen Bataillons, ernannt, und er hat sich dann auch als ein nie dagewesenes und schwerlich jemals wiederkommendes Unicum von Auditeur dargestellt. Man ließ ihn aber mit größter Nachsicht eine erkleklich lange Zeit amten, wie sein Humor es ihm eingab, und dieser gab ihm Klein-Zaches-Sprünge ein, wie sie in deutschen Amtstuben noch nie vorgekommen waren und wohl nie wieder vorkommen werden. Abgesehen davon, begann jetzt Grabbe's Glückszeit, falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten" ꝛc.

Je aufrichtiger man selbst Demokrat ist, um so aufrichtiger muß man bedauern, wenn mit der demokratischen Parteifarbe, — wie hier — ein Mißbrauch getrieben wird. Glücklicherweise aber ist ein Deutscher noch ehrlich, selbst wo er parteiisch sein will (ein Franzose macht es bekanntlich umgekehrt); — die wirkliche Wahrheit spricht in diesen Zeilen so offenbar, daß sie jedes Kinderauge herauslesen kan. Sie spricht folgendes:

Grabbes Dichtertalent errang sofort nach seinen ersten Publicationen die öffentliche Anerkennung seiner Mitbürger, und es ist bekanntlich ein ausgezeichneter Fall, Prophet im Vaterlande zu werden. Aber Detmold hat sich ausgezeichnet. Der Fürst von Detmold hört und ehrt die öffentliche Meinung über Grabbe, (was kann man mehr von einem Fürsten verlangen?) und verleiht dem jungen, damals erst 26jährigen Dichter eine Anstellung. Er macht ihn zum Auditeur des Lippe'schen „Heeres", welches aber, wie wir hören, bloß ein „Bataillon" war. Es wird also fast eine Sinecure gewesen sein und insofern gewiß keine lächerliche und unpassende Anstellung; denn was braucht ein Dichter mehr zum Dichten, als eine mußevolle Sinecure? Auch wird es ausdrücklich bezeugt, daß damit des Dichters „Glückszeit" begann, was in schiefen und lächerlichen Verhältnissen nicht wohl möglich wäre. Der Dichter mißhandelt dieses Amt durch seine thörichte Aufführung, aber man läßt ihn „mit größter Nachsicht" und zwar „eine erklecklich lange Zeit" im ruhigen Genusse seiner Staatsversorgung. Und nun möchte ich wissen, was ein König von Großbritannien und Irland mehr für einen Dichter thun könnte?!

Demnach ist „das Gute und Löbliche", das hier geschehen ist, ein ehrliches Zugeständniß, dagegen ein falsches Licht, wie die unbewiesene Behauptung hinein gemalt wird, daß es in der Flachsenfingerei mit Nothwendigkeit zu einer „Carricatur"

werden müßte. Warum? Den Beweis! Wenn Etwas, so ist der Dichter selbst die Carricatur, von welchem sein Biograph Ziegler zu erzählen findet, wie er in Unterhosen und darüber gezogenen schwarzseidenen Strümpfen, in rothkattunenem Nachtkamisol und darüber gehängtem schwarzen Frack zwei Offizieren den Diensteid abnahm. Solche Klein-Zaches-Sprünge paß man nicht just in Detmold machen, man hätte sie überall gemacht. Die Erhabenheit konnte das Vaterland nicht an den Fußsohlen mitnehmen, aber die Scurilität hätte es überall mitgenommen.

Eine wohl einzuschaltende Clausel „falls nämlich solche dämonische Naturen überhaupt glücklich sein könnten!" Das ist's. Wozu noch mehr als das? Der Dämon aus der Familie Goethe wird im Kleinstaate Weimar glücklich, aber der Dämon aus der Familie Byron wird in Lippe-Detmold so unglücklich, wie er in Großbritannien und Irland mit all seinen Colonien unglücklich geworden. Es hätte daher oben gesagt werden müssen: für einen Grabbe ist es unmöglich im größten wie im kleinsten Staate das richtige Amt zu finden, anstatt, daß sich in einem falschen Lichte diese Wahrheit so ausdrückte: „Auch in einem wirklichen Staate wäre es nicht ganz leicht gewesen . . .; in Lilliput war es unmöglich." Man sehe wohl zu, was durch diese kleine Verschiebung gewonnen worden. Nicht ganz leicht — und — unmöglich! Jetzt ist ein Zwischenraum gewonnen, just so viel Raum als man braucht, um das Steckenpferd zu tummeln gegen: Serenissimus, Flachsenfingerei und Lilliput! Aber der Zwischenraum ist falsch und spiegelt falsche Lichter. Er fällt weg, sobald man die ganze Wahrheit sagt: dort wie hier gleichmäßig unmöglich.

Ein Dämon aus der Familie Goethe — in parenthesi gesagt — Gottfried Keller, ist Beamter eines kleinen politischen Gemeinwesens, nämlich Stadtschreiber von Zürich. Das

hindert aber diesen Dichter nicht, in den „Leuten von Seldwylla“ der erste Novellist der Welt zu sein und im „grünen Heinrich,“ welcher zwar nicht vollkommen ist als geschlossenes Kunstwerk, eine dichterische Anschauungs- und Ausdruckskraft zu bewähren, wovon ich in keiner Literatur ein so hochstehendes Beispiel zu nennen wüßte. — —

Von dem Freistaate Zürich, der glücklichen Heimstätte eines Dichters, den ich unbegrenzt verehre, ist ein starker aber doch nicht gewaltsamer Schritt zu einem ähnlichen Freistaate kleineren Formats, zu der weiland freien deutschen Reichsstadt Schweinfurt in Franken, welche unserm großen Nationaldichter Schiller, als er noch jung und unsicherer Existenz war, eine wohlgemeinte Heimstätte wenigstens antrug. So lang ich lebe, hat es mich befremdet, in welch falschem Lichte sämmtliche Biographien Schillers übereinstimmend und wie auf Verabredung als ein schlechthin lächerliches und gar nicht anzuzweifelndes Schildaer Stückchen es erzählen, daß sich eine freie Reichsstadt unterstanden hat, einem armen jungen Literaten eine Rathsherrnstelle anzubieten, mit dem Wunsche verbunden, daß er in diesem Falle eine Bürgertochter der Stadt ehelichen möge. „Der Dichter lächelte und legte es schweigend ad acta,“ sagen sie alle fast mit den nämlichen Worten, als ob sich diese Pointe schon durch sich selbst erklärte und völlig in der Ordnung wäre. Ich gestehe aber meine Befangenheit, daß sie mir allezeit unbegriffen geblieben, und daß mich zwar Schillern selbst gegenüber die schuldige Pietät nöthigt, einen guten Grund zu vermuthen, daß ich aber von Schillers Biographen, denen ich keine Pietät schuldig bin, mich ungern mit meinen eigenen Vermuthungen abspeisen lasse, daß ich vielmehr die Beweislast, mit welchem Grunde der Dichter verschmäht hat, als ihre dringende und ernstliche Pflicht ihnen auferlegt wissen möchte. Mein Lesebedürfniß

bei diesem Passus in Schillers Leben war immer eine Kritik und Analyse, welche redlich in's Einzelne geht, und die Umstände mit individueller Zeichnung vor Augen führt, anstatt des verächtlichen Achselzuckens, womit dieses Ereigniß, weil es nun einmal da ist, mit drei Zeilen literarisch-vornehm und so flüchtig als möglich abgethan wird.

Den Dichter der „Götter Griechenlands" auf einer Rathsherrenbank — vielleicht mit Korn- oder Hopfenhändlern sitzen zu wissen, das allein giebt mir noch kein lächerliches Bild; lächerlich ist mir das deutsche Bürgerthum überhaupt nicht. Ich schließe vielmehr umgekehrt, daß Korn- und Hopfenhändler, welche einen Schiller beriefen, eines Schiller auch würdig waren. Man bedenke doch! es war ein Schiller, welcher noch lange nicht Schiller's sämmtliche Werke geschrieben, sondern welcher — in groben Umrissen und aus der Ferne betrachtet — einstweilen nichts ist, als ein landflüchtiger Rebell, der die ehrlichen Leute mit einer schwülstigen Räuberkomödie erschreckt hat. Daß ich es nur gestehe: Städte, welche unruhigen Stürmern und Drängern ihre ehrenvollsten Magistraturen anbieten, wüßte ich selbst heute noch, anstatt mit dem ehrlichen Namen Schweinfurt, höchstens — anonym zu nennen, nämlich gar nicht. Und es wäre doch heute! unser gepriesenes Heute, wo jede Stadt bereits ihren bronzenen oder marmornen Schiller haben muß und wo die begeisterten Ansprachen und die donnernden Hochs den Cultus des Genius zum Gemeingut aller Köchinen gemacht haben! Ach, das arme ehrliche Schweinfurt ohne Sänger, Turner, Schützen, Festreden, Ehrendiplome, begeisterte Ansprachen, und donnernde Hochs, ohne Holzschnitte, Illustrationen, Galerien berühmter Dichter und Zeitgenossen, kurz ohne den Soufflirkasten unserer ganzen modernen Reclame, der so wunderbar akustisch gebaut ist, der für Jedermann denkt und fühlt und geistreich und gebildet

iſt, — das Schweinfurt des vorigen Jahrhunderts mußte den bronzenen Schiller noch aus Haut und Knochen herausfinden, mußte die zwölf Bände Schiller's noch aus dem erſten und zweiten errathen, und mußte das Alles mit eigenen Augen, mit eigenen Köpfen und Herzen, nicht mit abonnirten, illuſtrirten, fetirten und toaſtirten, ſondern nackt und bloß, wie Hercules in der Löwenhaut, der die zwölf Arbeiten thut ohne Dampfmaſchinen und ohne Actienunternehmung. Allen Reſpect vor jenem Schweinfurt! Mitten in der Zopf- und Perrückenzeit ein kleines Reichsſtädtchen, an keiner Weltſtraße liegend, ſtagnirend in alten Sitten, bemoost und ſcheinbar verrottet, ſeinem ganzen Zuſtande nach auf Gewohnheit, Herkommen, Einfalt und Mäßigkeit hingewieſen, kurz auf Conſerviren, nicht auf Initiative; ein dunkles Bürgerthum, nicht weltmänniſch gebildet wie Leipzig und Frankfurt, ſondern einzig vom Safte einer kleinen Localwurzel zehrend; dieſes Städtchen tritt dem Auguſtenburger und Carl Auguſt, tritt den Herzogen und Großherzogen vor, hält zuerſt unſerm Nationaldichter die freie Bürgerhand hin, — ſchlag ein! ſei der Unſrige! ſei unſer Mitregent! Ich kann das nicht nur nicht lächerlich finden; es fehlt wenig, es fehlt ſogar nichts, daß ich es groß und erhaben finde. Es muß ein friſcher Hauch, ein moderner Geiſt, ein kräftiges Fortſchreiten in jenem Schweinfurt gewaltet haben, daß es nicht den vollendeten, ſondern den kämpfenden und ringenden Schiller ſchon mit ſo feiner Witterung zu erkennen vermochte. Es ſetzt helle Köpfe und warme patriotiſche Herzen voraus, — es müſſen ganze Leute geweſen ſein, jene Bürger von Schweinfurt.

Aber die Schweinfurterin, welche Schiller hätte heirathen ſollen! Ich glaube, jede griechiſche Republik hätte daſſelbe bedungen. Es iſt ja natürlich. Wird denn ein Pflanzbürger, wenn er ein rechter und ganzer Mann werden will, die neue

Volksthümlichkeit, in der er aufgehen soll, nicht aus erster und liebster Hand, aus der Hand seiner Hausfrau, sich aneignen wollen? Ist doch das Weib die Verkörperung des genius loci, der beste und kürzeste Auszug von Nationalgeist, Volkssitte, Heimathsgefühl und Gemeinsinn, das natürlichste Band, um an Boden und Menschen zu binden. In Thüringen hat der Schwabe Schiller eine Thüringerin geheirathet; warum hätte er in Franken nicht ein Frankenmädchen heimführen sollen? Auch zweifle ich gar nicht, soweit ich Franken zu kennen glaube, daß von Baireuth bis Frankfurt hinab jeder Dichter von Ort zu Ort seine Dichterbraut fände, — also auch, daß sie Schiller in Schweinfurt gefunden hätte.

Am wenigsten aber dürften wir fürchten, daß das angebotene Amt unpassend und für Schiller's Dichtermuße verderblich gewesen wäre. Wenn ein politisches Gemeinwesen von einem sehr mäßigen Umfang einem Dichter eine Rathsherrnstelle anbietet, so ist damit deutlich gesagt: ich will dich ehren, ich will dich sorgenfrei machen; nicht: ich will dich mit Arbeit erdrücken. Und wollte denn Schiller nicht arbeiten? Hat er nicht gearbeitet? Stellen wir uns den Dichter mit dem begeisterten Blick in den blauen Himmel nur fleißig vor als Herausgeber von Jahrbüchern, womit er sich seinen Unterhalt sichert; d. h. unter Facturen, Frachtzetteln, Packeten, Emballagen, Bindfäden, Siegellack, unter einem beständigen Expediren und Spediteur-sein zwischen Buchhändlern und Mitarbeitern, unter Sorgen für Messen, Posttage und Postschlüsse, unter einem ewigen Hin- und Herwälzen, Durchmustern, Durchlesen, Oeffnen und Einsiegeln von Packeten und Ballen. Wollte Gott, wir hätten alle diese Schiller'schen Commis-Stunden für den „Demetrius“ übrig behalten! Nicht die Professur, nicht der fürstliche Zuschuß, der Commis hat Schillern gerettet. Wohl ihm, daß er es konnte! Wohl

ihm, daß er ein Schwabe war, d. h. ein geborner praktiſcher Geſchäftsmann und von jener ungeheuren ſchwäbiſchen Arbeitskaft, welche von Tuttlingen bis Valparaiſo in allen Factoreien der Welt ſich bethätigt. Es leidet mir nicht den mindeſten Zweifel, daß Schiller mit jener praktiſchen Energie, die ihm eigen war, den müſſigen Rathsherrn gar nicht geduldet, ſondern daß er gern und freiwillig den Geſchäften der Stadt ſich hingegeben hätte. Vergeſſen wir nur keinen Augenblick den ſtarken realiſtiſchen Zug in Schillers Natur, womit er ſeinen Idealismus, — wie jede Eigenart, wenn ſie nicht ſchwächlich iſt, mit ihrem Gegenpol, zu ergänzen und zu contrebalanciren beeifert war. Und wie er aus Goethes, d. h. aus zweiter Hand dieſes Supplement mit dürſtender Wahlverwandſchaft ſich aneignen mochte; ſo kann ich mir unſchwer vorſtellen, daß er die Realität des Lebens, daß er die ſinnlichen Verhältniſſe und Zuſtände der Menſchen, als ein kleiner Mitregent derſelben, aus der erſten Hand, nämlich aus der Hand ſeiner eigenen Erfahrung und unmittelbaren Betheiligung nur noch naturvoller auf ſich hätte wirken laſſen. Iſt es denn wirklich der beſſere Weg, als Herausgeber der „Thalia“ und der „Horen“ im endloſen Correſpondiren, Verpacken und Einſiegeln Zeit und Kraft zu verlieren um ein paar hundert Thaler zu gewinnen? Iſt es wirklich der beſſere Weg, in aller Eile ſich zu einem dilettantiſchen Profeſſor der Geſchichte zuzuſchneiden und neunundneunzig Bücher zu leſen, um eine hundertſte Vorleſung herauszuſchlagen? Leſen und leſen! Das bedarf heute keiner Worte mehr. Seit wir ſelbſt Geſchichte gelebt und gemacht haben, wiſſen wir alle, wie viel auf Literaten-Geſchichte zu geben iſt; aber wie ſchön wußte es ſchon vor fünfzig Jahren und faſt noch zu Schiller's Zeiten die geniale vorſchauende Rahel, die dieſe Leſe-Geſchichte ſo richtig taxirt!

„Wer ist denn vermögend Geschichte zu schreiben oder zu lesen? Doch nur solche, die sie als Gegenwart verstehen! Nur diese vermögen das Vergangene zu beleben und es sich gleichsam in Gegenwärtiges zu übersetzen. Daher ist das Wort von Friedrich Schlegel: Der Historiker ist ein rückwärts gekehrter Prophet, so richtig; darum Goethe ewig, stets und von neuem so groß, belebend und lebendig, alle Zeiten, Religionen, Ansichten, Ekstasen und Zustände begreifend, darstellend und erklärend. Diejenigen aber, welche mehr Geschichte lesen als selbst leben, wollen nur immer eine gelesene aufführen oder aufführen lassen; daher der seichte Enthusiasmus, die leeren Projecte und dabei das Gewaltsame. Römische Geschichte aufführen wollen mit Intermezzos aus Ludwigs XIV. Leben half Napoleon entthronen. Es wird gewiß bald dahin kommen, — daß man ganz bestimmt und scharf unterscheidet, fast classificirt, ob ein Historiker als mithandelnde Person oder als „Studirter" geschrieben. Dann werden die leider noch zu geistreichen Faselbücher nicht mehr gelesen werden können und bald nicht mehr geschrieben."

Das Alles heißt nichts anders als: Sei lieber Rathsherr in Schweinfurt und mache das kleinste Stückchen Geschichte selbst, als daß du in Jena ganze Bibliotheken zusammenstudirst.

Ich mag die Sache ansehen wie ich will; es giebt mir kein verächtliches, kein lächerliches Bild, wenn ich mir unsern feurigen Schwaben vorstelle, wie er mit seiner stets tapferen und anstelligen Hand ein deutsches Gemeinwesen mitregiert. Ja, schon sehe ich ihn an der Spitze der Regierung, denn Schillers Haupt, leider den Junkern nachstehend, muß unter freien Bürgern ein Oberhaupt werden. Schiller als Bürgermeister einer freien deutschen Reichsstadt hätte sich sicher nicht schlechter ausgenommen, als an der Schwelle eines kleinen Fürstenhofes, an dem er erst nach zehn oder zwölf Jahren hoffähig wird.

Und weil wir von einem kranken Manne sprechen, so vergessen wir schließlich auch Klima und Ortslage nicht! Schweinfurt, an den milden Ufern des Mains, zwischen den Weingärten von Würzburg und den Hopfengärten von Bamberg, könnte einem schwachen und kränklichen Körper das schwere Erdenleben wohl um einen Grad leichter gemacht haben, als der kalte Thonboden von Weimar, nördlich des Thüringer Waldes. Aber welch' ein Gedanke, wenn es möglich gewesen wäre, Schillers Leben nur um ein einziges Jahr zu verlängern!

In dieser ganzen Reflexion — ein Fall, den ich nicht ausschließen will — könnte ich übrigens auch Unrecht haben, und habe ich es, so findet sich wohl eine Feder, deren Einrede die meinige aus dem Felde schlägt. Bis dahin aber scheint mir die letztere im Rechte. Schon Schiller hat das Angebot der Stadt Schweinfurt zu sehr in dem falschen Lichte des „Literaten" gesehen, was ich aber leise, fast gar nicht betonen will, weil politischer Indifferentismus, schon im Großen, wie viel mehr im Kleinen, nun einmal der Charakter seiner Zeit war. Diese Phase inzwischen glaubt man überwunden zu haben, man ist positiv, man hat ein reales Verständniß für Volksleben, man treibt gesunde Politik, man geht dabei sehr concret von der Gemeinde aus, man verehrt ganz besonders das deutsche Bürgerthum und den Kern, womöglich den sittlichen Kern des deutschen Bürgerthums! Wenn nun trotzdem von Buch zu Buch die Literaten einander nachschreiben, daß sich das kleine Schweinfurt ihrem großen Literaten gegenüber lächerlich gemacht hätte, so fürchte ich sehr, die literarische Werthschätzung des deutschen Bürgerthums schwebt doch noch mehr, als es soll, in der Luft, in der abstracten Literatenluft und sitzt gar nicht so fest und ernsthaft im Herzen, wie dieselbe Sache z. B. ein englischer Alderman empfände.

Schiller, Halm und Johannes Scherr.

Februar 1872.

Im Mittwochs-Feuilleton eines hiesigen Blattes nennt es Johannes Scherr „nur eine Gerechtigkeit gegen den dahingeschiedenen Halm, zu sagen, daß sein Fechter von Ravenna doch eine der wirksamsten nationalen Thaten war, vielleicht sogar die wirksamste von allen, welche seit dem Tode Schiller's der tragischen Muse unseres Landes gelungen sind."

Es ist ein Zufall, daß ich da mitreden kann, denn angeschaut habe ich das obgenannte Schauspiel allerdings nie. Man kann nun einmal nichts Dümmeres sein als ein allegorischer Mensch, nämlich ein Mensch, der kein Mensch ist, sondern ein abstracter Begriff. Kaum hatte sich der Ruf verbreitet, daß die Thusnelda nichts Geringeres sei als die Germania selbst, so schwante mir, daß von einer gemeinen Tendenz-Comödie die Rede wäre, in der ich nichts zu suchen habe. Inzwischen zwang mich das zudringliche Pöbelgeschrei doch — wer ist nicht ein schwacher Mensch? — wenigstens das Textbuch jener Sensations-Comödie zu lesen, und so kommt es, daß ich mitsprechen kann. Ich las den Fechter von Ravenna bis zum Ende des vierten Actes, das heißt bis zu dem Augenblick, wo ich ihn zum Fenster hinausschmiß.

Und bei Gott, es war ein später Augenblick! Es war der Augenblick, wo ich zuletzt auch als simples moralisches Wesen beleidigt wurde, nachdem ich ästhetisch schon längst betrogen war.

Wie geschah mir z. B. schon in der ersten Hälfte des ersten Actes, auf dem achten Blatte?! Man höre!

Die gefangenen Deutschen haben einen Fluchtplan entworfen und werfen einen Zettel, worin sie der betreffenden Hauptperson einen Wink darüber geben. Dieser Zettel soll abgefaßt sein:

„In unſ'rer Sprache markig frischem Klang
In unſ'rer Wälder trauten vollen Tönen."

Hörst Du, Miranda?

Man dächte nun, der Dichter (Gott verzeih' mir die Sünde!) der sogenannte Dichter hätte sich die Mühe gegeben — Wort zu halten? Er hätte auf die Sprache eine altdeutsche Localfarbe gehaucht, mit einem glücklich gewählten Barbarismus die Phantasie in die Urzeiten versetzt, vor Allem in der Edda geblättert, um sich den Styl seines Zettels wenigstens in Stabreim und Rhythmus zu vergegenwärtigen, etwa nach diesem Muster: Ich will Walvaters Wirken künden — Am starken Stamm im Staub der Erde — Sie legten Looſe, bestimmten das Leben — Es säumet selten, wer Solches vernimmt — u. dgl. Der Dichter war ja kein armer Student oder Garnisons-Lieutenant in Jaroslav oder Temesvar, entblößt von allen Hilfsmitteln und in sich selbst noch unfertig, wie eben ein Student oder belletristischer Lieutenant. Er konnte recht gut wissen, was altdeutscher Sprachton sei, und als erster Custos einer Hofbibliothek brauchte er die Tonregister nur aufzuziehen, denn rings um ihn her standen die Edda, der Beowulf, die Helgilieder und eine Seite Lectüre darin genügte zu „unſrer Wälder trauten vollen Tönen."

Aber nichts von all' dem. Die markige Sprache und der volle Waldton — Du hörst doch Miranda? — klingt bei unſerem Wiener Cherusker so:

Die ihr hier gefangen seid,
Rettung ist euch noch bereit!
In des Mittags schwüler Glut
Wann der Späher Auge ruht,
Steig ich von der Mauer nieder!
Komm' nur wieder, komm' nur wieder!

Das ist der echte Butterweiber-Trab, sagte Shakespeare von diesem Rhythmus; Halm sagt von ihm: es ist ein frischer markiger Klang, es ist ein trauter voller Waldton. Man muß gestehen, Münchhausen hat wenigstens lustiger geschwindelt.

Am liebsten hätte ich das Buch schon jetzt weggeworfen, denn es ist ein magenverderbendes Gefühl, ein Gefühl, das beinahe die Selbstachtung angreift, einen Dichter zu lesen, der es mit seiner Dichterei nicht einmal als ein ehrlicher Mann meint. Daß derselbe Mann für einen „Sohn der Wildniß" einen — Zuckerbäcker-Lehrling untergeschoben, mochte noch hingehen; man fühlte, das Talent reichte nicht aus, er hat eine Schuld von tausend Gulden gemacht, die er nicht bezahlen kann. Für einen markigen Waldton aber einen — Postvüchelreim zu bringen das heißt fünf Gulden borgen und auch nicht bezahlen. Damit fängt an was selbst der lockerste Gentleman „die schlechte Gesellschaft" nennt. So kann die Wahrheit einem anständigen Manne nicht versagen. Wer wahr ist, der ist es in jedem Detail, der athmet nur Wahrheit, die Wahrheit bleibt ihm keinen Augenblick aus. Nie hätte der brave Grillparzer frisches Mark und vollen Waldton versprochen, und sich so fürchterlich gleichgiltig gezeigt, Wort zu halten.

Ich las weiter. Es kamen nun jene drolligen Scenen, wo ein verrücktes Weib das ergötzliche Jagdstücklein Münchhausen's reproducirt, der einen Fuchs an einen Baum bindet, einen Kreuzschnitt über seine Kopfhaut macht und ihn hierauf aus seinem eigenen Balg hinauskarbatscht. Nur fehlt bei Münchhausen der pathetisch keuchende, tragische Stelzenton, womit Thusnelda ihren guten Jungen völlig ernsthaft aus seiner Haut hinausschwatzen will. Darin ist im Fechter von Ravenna die Komik gepfefferter als im Münchhausen, denn dieser Ton zu dieser Dummheit contrastirt wahrhaft pudelnärrisch. Ich staunte die tragische Gans nur so an, wie

sie hineinplumpt, wo es am tiefsten ist, und gar keine Ahnung hat von der Unmöglichkeit ihres Unterfangens. Wäre Thumelicus ein ziegenlederner Handschuh, so ließe sich die Sache noch machen; aber ein Menschenleben von seinem ersten bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre umzukehren wie einen Handschuh, und zwar augenblicklich! zwischen heute und morgen! das prästirte nicht einmal ein Shakespeare'scher Mensch, geschweige ein Halm'scher.

Und freilich, da steckts! Nicht das ist das Genie, welches Alles kann, sondern das ist's, welches weiß, was man nicht kann! Sehen wir die verwegensten Wagnisse Shakespeare's im Punkte der Ueberredungskunst an — Antonius an der Leiche Cäsars, Gloster am Sarge Heinrichs VI. — was unternehmen sie am Ende doch nur anders als eine Stimmung zu wenden, sage eine Stimmung, nicht ein ganzes Leben. Sie schwimmen gegen eine einzelne Stromschnelle, nicht gegen den Strom von seinem ersten bis zu seinem letzten Tropfen! Sie wollen von einem Menschen, der nur zweiundzwanzig Jahre alt ist, nicht — zweiundzwanzig Jahre mit dem Schwamm auslöschen. Das thut kein Dichter! Das thut ein Theatermann, der täppisch mit rothglühendem Eisen tändelt und es tragisch nennt — daß es die Finger verbrennt!

Wer einem Andern so lange und betäubend die Ohren vollschreit, der müßte doch einen Schein von Aussicht erwecken, daß er reussiren könnte; den merkwürdigen Mann aber möchte ich sehen, oder wenigstens seine Photographie besitzen, den dieser ganze Ueberredungslärm nur einen Augenblick im Athem über den Ausgang gehalten hätte. Und darum wird diese Scene, obwohl ergötzlich durch ihre Dummheit, doch langweilig durch ihre absolute Aussichtslosigkeit und aufgelegte Unmöglichkeit.

Thusnelde hat endlich die tiefsinnige Entdeckung gemacht, daß man einem Menschenkinde die Welt, worin es erzogen und aufgewachsen, nicht ohne weiteres zur Brust hinauswirft, zumal wenn es eine prangende Römerwelt ist, wofür man ein dunkles Nebelland eintauschen soll. So fleißig sie eine halbe Stunde lang „ihr Götter, ihr Götter" geschrieen, sie merkt endlich, schreien hilft nichts, Thatsachen beweisen — und zweiundzwanzig Jahre gegen eine halbe Stunde sind eine Thatsache! Auch das hat sie ihrem strammen Burschen nicht aufzuschwatzen vermocht, daß der Muth eine Schande sei — weil er ihn zum Besten gäbe vor Menschen, die ihn als Vieh betrachteten. Vieh hin, Vieh her — seine gesunde Natur sagte ihm, daß die Fiction, ein Vieh zu sein, nicht lange Stand hält, wenn man vor Männeraugen Männermuth zeigt. Er brauchte es gar nicht zu wissen, daß der Kaiser Caracalla selbst einst den Ehrgeiz haben würde, als Fechter aufzutreten; er brauchte es gar nicht zu wissen, daß „der sterbende Fechter" und „der borghesische Fechter" seinem Stande als ein ewiges Ehrendenkmal gesetzt werden würde: aber er wußte doch — denn es war seine Verfassung und sein Grundrecht, — daß ein Fechter, der dreimal gesiegt hat, sich freigekämpft hat; überhaupt wußte er, daß physischer Adel den höchsten prix d'affection bei den Römern hatte, und daß in diesem Punkte von der Verachtung zur Hochachtung eine Durchgangsthür stand, die er sich Manns genug fühlte, einzurennen. Kurz, es war mit der Fechterschande gar nicht arg, wie sich dieses rappelkopfige Weib einbildete, deren tolles Weibergeschrei der brave Kerl nicht recht begreifen konnte. Wir könnten eben so gut von Geburtsschmerzen declamiren, als ein Weibsbild von Fechterschande, denn was bei Kraft- und Muthproben Ehre oder Schande sein soll, das bleibt eigenstes Männergefühl. Eine gute Keilerei wird ewig ihren guten Männerpreis haben;

die Sache selbst ist preiswürdig, so daß es keine Form gibt, sie gründlich zu devalviren. Man kann die Münze verschlechtern, aber ein Rest von Silbergehalt bleibt ihr in Ewigkeit unbenehmbar. Kurz, Thumelicus fühlt sich nicht ein Fürst, sondern ein Mann!

Und jetzt sind wir bei der specifischen Nichtswürdigkeit dieser Schandkomödie angekommen. Ganz im Gegentheile nämlich tragirt Thusnelda so rabbiat ihre stelzenbeinige Fürstin, daß sie bis in ihren letzten Blutstropfen aufhört, Weib, simples ehrliches Weib zu sein. Um ihren überspannten Eigensinn immer noch durchzuführen, wirft sich nämlich diese hoheitstrahlende Thusnelda-Germania einer römischen H** zu Füßen, windet sich auf den Knieen vor der römischen H**, bettelt sich der römischen H** als Schwiegermutter an, will der römischen H** den Sohn Hermann's zum Manne, will die römische H** einem freien deutschen Volke zur Fürstin geben, und das alles — um einer Schande zu entgehen!! So verstehen gewisse Kreise die „Tehors." Wie echt romanisch ist das! Wie genau paßt das zu unseren österreichisch-spanischen Traditionen und zu unseren österreichisch-französischen Sympathien, als Deutschlands Männer für Deutschlands Sicherheit bluteten! Nicht für vieles Geld geb' ich die Thatsache, daß dieser Fechter von Ravenna ein Oesterreicher ist und geschrieben wurde im Jahre 1854, d. h. im Jahre des Concordates, als Leo Thun vor Pater Beky kroch wie die österreichisch-façonnirte „Germania" vor der römischen H** kroch! Ja, so verstanden sie das „Germanisiren", diese Thun's, Bach's und ihre Hofräthe! Und wenn so ein Hofrath zu dichten anfing, so brach der Schaden aus, auch wenn er persönlich unschädlich war. So werden unschuldige Kinder auf die Klinik gebracht, mit scheußlichen Schäden von — sehr schuldigen Eltern! Es ist eben eine uralte spanisch-jesuitische Blutvergiftung!

Herr Johannes Scherr, der so unglücklich ist, „die preußische Corporalitas“ d. h. die deutsche Wehrkraft nicht ausstehen zu können, ist dafür so glücklich, in dieser Thusnelda eine deutsch-nationale That zu sehen. Natürlich! Wer gegen Preußen Oesterreich ausspielen will, darf nicht wählerisch sein. „Wenn keine Jungfern da sind“ . . . ꝛc. Es wäre mir übrigens nicht eingefallen, diesen Standpunkt anzufechten, denn die Natur macht keine Sprünge und man muß es eben abwarten, bis die Parteifarbe des Herrn Johannes Scherr ausstirbt — der süddeutsche demokratische Schoppen-Politiker, der Preußen nicht leiden kann und Oesterreich platonisch liebt — das er in den seltensten Fällen betreten hat. Wenn übrigens der süddeutsche Johannes Scherr Oesterreich, das sich seinen deutschen Charakter immer erst noch verdienen muß, mit Ostentation „unser Land“ nennt, so kann ich als Oesterreicher und Wiener nichts Geringeres thun, als mit eingestandener und noch stärkerer Ostentation „unsern Schiller“ nennen und möchte den Herrn Johannes Scherr hiemit freundlandsmännisch gebeten haben, in demselben Athemzug, wo er Halm und den Fechter von Ravenna nennt, um aller deutschen Ehre willen nicht unsern großen majestätischen Schiller zu nennen! Ich vergönne ihm all seine übrigen Schrullen, aber — „laß' unsern Herrgott aus dem Spaß!“

Gespräche mit einem Grobian.

1866.

Leipzig, F. A. Brockhaus.

Goldenen Büchern läßt sich leichter die Form nachsehen; hölzerne und lederne aber sollten einen so glücklichen Griff in die Form thun, daß die Form fast den Inhalt ersetzen und die-

ſer um Vieles bedeutender ſcheinen könnte, als er in Wahrheit iſt. So ginge das Buchmachen auch noch bei Hausmannsgeiſtern.

Die „Geſpräche" gehören nun nicht zu denen, welche das Genie durchs Glück erſetzen. Ihre Form iſt unglücklich. Das Buch kommt zwiſchen verſchiedenen Stühlen auf der Erde zu ſitzen. Es iſt ein Menſchenfeind, ein Peſſimiſt. Es ärgert ſich über die Schlechtigkeit der Menſchen im allgemeinen und der modernen im beſonderen. Dieſes Thema iſt nicht eben neu, aber es veraltet auch nicht. Der Autor hätte nur das große Talent haben dürfen, für ſein kleines Talent die glückliche Form zu finden, und wir konnten gar leicht vergeſſen, daß über das Deficit der Menſchennatur ſchon Volney auf ſeinen Ruinen getrauert, ſchon Leopardi und Schopenhauer verzweifelt, ſchon Heine ſich luſtig gemacht, ſchon Thackeray ſeinen Jahrmarkt der Eitelkeiten aufgeſchlagen ꝛc. ꝛc. Unglücklicherweiſe aber iſt unſer Autor weder Philoſoph noch Belletriſt. Ein ſchlimmer Umſtand für ſeine Aufgabe! Seine Aufgabe wies ihm den Weg an, den Peſſimismus entweder als Raiſonnement oder als Stimmung uns mitzutheilen. Er hatte die Wahl zwiſchen der philoſophiſchen Abhandlung und irgend einer belletriſtiſch-dichteriſchen Kunſtform. In dieſer Welt entſchied er ſich — für Beides! „Ich hab' den Vater lieber und hab' die Mutter lieber." Er wollte, ſcheint's, an ſeine Doppelheit glauben machen, und zeigt ſeine Halbheit.

Seine Einkleidung iſt dieſe: Ein Mann in den beſten Jahren, Baron, reich, Gutsbeſitzer, ſchuldenfrei, unabhängig, Garçon, ſitzt wie der Vogel im Hanfſamen auf ſeinem Gute, das er claſſiſch bebaut, und — platzt nebenbei vor Aerger über die Schlechtigkeit der Welt. Er hat Bildung und die Bildung calmirt; er iſt glücklich und das Glück macht zufrieden; er lebt auf dem Lande und das Landleben calmirt ungeheuer; aber

das Alles hilft nichts: er platzt ein- für allemal vor Aerger über die Schlechtigkeit der Welt. Wo man ihn antippt, geht er los wie eine Pulvertonne. Kurz, der Grobian Victor raisonnirt, aber er raisonnirt mit Affect. Das ist nun einer von den Kunstgriffen, wo man Autoren in die Karte sieht. Der Autor ahnte, daß sein Raisonnement zu schwach sei, um in Schranken einzureiten, wo schon ein Schopenhauer seine Preise gewonnen; er schnallte daher dem Raisonnement die Sporen des Affectes an, er versuchte das schwache Ding mit den Rippenstößen des Temperaments durchs Gedränge zu schmuggeln. Und da ein affectvoller und rippenstoßender Philosoph nicht eben die Regel ist, so nannte er ihn „Grobian" im echtesten Geiste jener Halbheit, deren Flickarbeit, wenn sie's recht schlau anfängt, schon auf dem Titelblatt anfängt. Mit diesem Titel, denkt er, wäre die Hexerei gethan. Mit diesem Titel, schmeichelt er sich, wäre es motivirt, wenn ein Philosoph wie ein Tollhäusler rast. Der Mann ist eben ein Grobian, und die Grobheit ist ein Charakter, und der Charakter ist nicht weiter erklärbar; er ist eine Naturerscheinung, welche sich selbst setzt. Vortrefflich! Aber resumiren wir nun. Zur Philosophie Victor's kommt das falsche Motiv des Affects, und der Affect selbst wieder soll motivirt werden — durch ein Titelblatt! Aeußerst bequem! Sehen Sie, meine Herren, dieser Mechanismus ist ebenso einfach wie sinnreich.

Schade, daß eine kleine Lücke genügt, um eine ganze Löwenhaut zu blamiren. Der Autor hat sich nur eine kleine allerliebste Begriffsverschiebung erlaubt, aber diese verräth ihn. Sein Victor ist nämlich *nicht* ein Grobian, sondern ein *Aufgeregter*, ein *Leidenschaftlicher*. Die Grobheit passirt; aber Aufgeregtheit und Leidenschaftlichkeit, zumal im Schoße des Glücks, ist ein abnormer Zustand und der bedarf der Erklärung. Er muß *motivirt* sein. So fällt denn eine

von den zwei Forderungen, welche der Autor umschlichen hat, wieder mit unverfälschtem Gewichte auf ihn. Entweder Philosoph oder Belletrist! Entweder den Pessimismus als Philosophem oder als Stimmungsbild, Lebensbild, Charakterbild, kurz als Roman!

Der Autor ist ganz unserer Meinung; er fühlt das selbst. Er geht weislich auf die Antecedentien seines Helden zurück. Victor war im Staatsdienste, überwarf sich mit seinem Chef und quittirte. Victor war verliebt, sie liebte einen Anderen und er blieb Garçon. Diese Motive sind zwar heillos schwach und oberflächlich erfunden; aber mit aller Kunst des Details, etwa im ersten Band eines dreibändigen Romans ausgeführt, wäre es nicht unmöglich, daß sie wirkten. Unser Autor aber wirft sie auf einer halben Seite hin. Diese halbe Seite soll die welthassende Gereiztheit eines ganzen Buches motiviren! Wahrlich, ein naiver Baumeister, dieser Autor! Die Pyramide des Pessimismus baut er auf ein Fundament von Strohhalmen, wie sie ein Hänfling zu seinem Neste zusammenträge.

Gehen wir nun von der Form zum Inhalt über, so verachtet Victor die Menschen mehr en détail als en gros, mehr als Sterblicher, denn als Einer der Unsterblichen. Sein Pessimismus oder — da die Zagheit des Autors diesen Namen verwirkt hat — seine Grobheit ist mehr genremäßig als historisch-tragisch; sie ist weniger Weltschmerz als Zeitschmerz. Das große Welt-Elend fühlt er nur beiläufig, gleichsam ehrenhalber, als hätte er mit seinem Bädecker-Schopenhauer diese Partie blos im Fluge durcheilt: mit Vorliebe hat er sich einen Ausschnitt daraus gemacht, eine kleine Privatliebhaberei des Menschenhasses, und das ist der Haß des modernen Menschen. Auch gut. Just hier liegt seine Berechtigung, neben Schopenhauer ein neues Buch

zu schreiben. Er ist gleichsam ein kleiner praktischer Leitfaden des Pessimismus für den täglichen Hausgebrauch. Er ist nicht der Schopenhauer an seinem philosophischen Schreibpulte, sondern der Schopenhauer im „englischen Hof," der bei der Flasche über die „Jetztzeit" schimpft. Der Inhalt seines Pathos sind die sogenannten Zeitfragen, Zeiterscheinungen und Zeitströmungen. Die Kirche ohne Glauben, die Philosophie ohne Idealismus, die Buchmacherei, die Titelsucht, die Journalistik ꝛc. ꝛc., das sind die Stoffe seines unerschöpflichen Zorns. Dieser Zorn ist zuweilen sehr schön. Gut gedacht, heiß empfunden, hinreißend wahr und energisch im Ausdrucke, zerwettert er wie der Blitz, was er trifft. Hier fängt man an, den Autor oft lieb zu gewinnen und ist im Begriffe, ihm herzlich die Hand zu drücken. In demselben Augenblicke aber faßt man die eigene Hand, denn man besinnt sich: das Alles hast Du ja in tausend Gesellschaften selbst schon gesagt, nur daß es Dir nicht einfiel, daraus ein Buch zu machen. Siehe, siehe, also das kann man niederschreiben und herausgeben! Dergleichen nimmt sich recht gut am Theetisch, aber wunderlich als Buch aus. Denn am Ende ists doch nur geschimpft, und zwar über Dinge, die ganz und gar auf der Hand liegen.

Aber es kommt noch besser, wie der Autor meint; d. h. es kommt schlechter und spottschlecht. Unser Grobian nämlich ist nur die Hälfte, und zwar die negative Hälfte des Buches. Die positive ist Edmund, sein Hausfreund. Dieser Flötenspieler und Süßholzraspler sucht regelmäßig zu beweisen, daß das Schwarze weiß ist, so oft Victor es schwarz genannt hat. Da befindet sich denn der Leser in einem eigenthümlichen, wir dürfen wohl sagen, noch nie dagewesenen Verhältnisse zu seiner Lectüre. So oft er nämlich denkt: jetzt hat mir Victor aus der Seele gesprochen — bekommt er eine Maulschelle für seinen Beifall. Der dumme Junge Edmund beschämt dann den Leser

und beweist ihm, daß, er, der Leser, der dumme Junge sei, weil er einem Manne seinen Beifall schenkt, welchen der Autor doch bis zum letzten Tropfen seiner Kraft ausgestattet hat, um diesen Beifall zu erringen. Dieses Verfahren ist ungezogen und unverschämt bis zum Ruthen-verdient haben.

Man sieht wol, was für ein Formfehler hier begangen worden. Schier der größte des Buches! Es ist schon zu tadeln, daß Angst, Feigheit und optimistische Wohldienerei keine reine Negation stehen läßt, ohne einen positiven und versöhnenden Klecks beizubringen. Gegen diese Siechlinge mit der moralischen Gehirnerweichung und Herzbeutelwassersucht, gegen die Versöhnler und Ohnmächtler, welche jeder Tragödie einen gemüthlichen Circumflex anschänden, werden wir noch aparte Geißeln mit Scorpionen flechten und sie manches Jahr unseres Lebens durchstäupen. Hier sei nur so viel gesagt: Willst Du einen philosophischen Dialog schreiben, so thue es mit Ruhe, damit der Leser über den Parteien bleibe und unbeeinflußt sich selber die Rechnung mache. Ist dir die Ruhe zu langweilig, oder ohne Ausrede, bist Du weder gelehrt, noch weise genug, um in der Ruhe zu wirken, und hast Du nöthig, Deine philosophische Armuth mit der Farbengebung des Affects zu überschillern, so ist die Farbenvertheilung offenbar so zu treffen, daß der bestechende und hinreißende Affect statt als prächtiger Zorn dem Negativen, als Gluth des Enthusiasmus dem Positiven zufalle. Die „Gespräche" nun kehren das um. Hinreißend affectvoll ist Victor und farblos ruhig Edmund. Oder täuscht sich der Autor über diese Ruhe? Denkt er, sie imponirt? Es wäre ein non plus ultra von Eitelkeit. Sie ist matt, kleinlaut, subaltern, und ein paar Versuche zum Enthusiasmus entarten zur schülerhaftesten Phrase. Der Autor macht durch seinen Edmund ganz und gar die Figur, als ob Juvenal jede

seiner Satyren mit einer Idylle widerlegte: übrigens sind diese Römer doch nette Leute, und Rom ist eine ländlich-sittliche Stadt, und insofern wir nicht zum Teufel gehen, floriren wir ganz prächtig. Man möchte diesen Edmund ohrfeigen.

Ein Beispiel für Alle: Der journalistische Scandal ist ein Uebel, welches Victor brennend empfindet. „Der Buben, die den Degen mißbrauchen, werden jetzt allerdings weniger. Dafür aber mehren sich die Buben, welche die Feder mißbrauchen. Der gemeine Mensch, der ein Journal herausgibt, oder über einen Platz darin verfügt, hat einen Vortheil, den ich nur zu denken brauche, um rasend zu werden. Er kann seinen Gegner täglich herunterziehen, verdächtigen, verläumden vor Tausenden. Und besitzt er nur eine gewisse Klugheit und Gesetzeskenntniß, so hat sein Opfer gegen ihn auch keine Hilfe. Der schlechte Kerl kann den Edlen als einen Hallunken, der Esel kann den Weisen und Unterrichteten als einen Dummkopf hinstellen wieder und wieder; und der Verletzte ist wehrlos gegen ihn! Die einmalige Gegenerklärung hat keine Wirkung; herumbalgen mit dem Racker kann und mag der Noble sich nicht, — und so behauptet die Bestie das Feld. Der Lesepöbel glaubt natürlich den Verleumdungen mit dem größten Vergnügen; sein Beifall attestirt dem Lügenmaul seinen Triumph, und nun sehen wir den rohen, unwissenden Strick, den unter die Journalisten gegangenen Bauernknecht als Sieger einherstolziren und auf den Genius und Ehrenmann, den er für ein stupides Publikum zu Boden geworfen hat, mit Verachtung herunterschauen. Daß dies möglich ist, daß der Ungerechte Unrecht thun kann, ohne daß man's zu hindern und zu strafen vermag, das ist für mich grauenhaft. Der Zeitgeist setzt auf die Niederträchtigkeit noch eine Prämie! Der Schimpfbube schimpft, der Beifall, den er erlangt, macht ihn frecher und frecher, und die Abonnenten des Läster-

blattes mehren sich von Jahr zu Jahr." — — „Die älteste, Agathe, ist ein prächtiges Kind .. froheste Mienen .. summender Bienenkorb .. munteres Naturell, unschuldige Fröhlichkeit .. Arm in Arm .. Locken der Holden .. Hals des Glücklichen .. Augen des schönen Kindes .. Rosenduft der Jugend, des jungen Lebens, des jungen Blutes, das die Wangen durchzieht und den Gesichtern auch den Farbenglanz der Rose gibt .." ꝛc. Was soll das Alles? Es ist Edmund's Antwort auf den nächsten Seiten. Der Genius und Ehrenmann, meint er, welcher von dem Schimpfbuben öffentlich mißhandelt worden, krieche wie ein begossener Hund in sein Häuschen und suche Trost bei der Familie! Da hört nun Alles auf. Man traut seinen Augen nicht. Als ob die Familie nicht mit beschimpft wäre! Als ob es ihre Ruhe nicht auch anginge, wenn der Vater beunruhigt wird! Als ob der Genius und Ehrenmann seinen Grimm nicht verzehnfacht fände, sowie er nach Hause kommt! Lesen denn die Söhne keine Zeitungen? Kommen denn Mutter und Tochter nicht in Gesellschaften, wo man Zeitungen liest? O über die Schadenfreude! O über das geheuchelte Mitleid! Die Mutter weint, die Tochter ist außer sich, der Sohn schreit: Vater, wenn du den Kerl nicht niederschießt, so fordere ich ihn statt dir, — die Mutter erschrickt, die feurige Tochter gibt dem Bruder Recht, aber der Mutter nicht Unrecht, die ganze Familie ist in Trouble, Aufruhr, Verwirrung, Schmerz, Wuth — und das ist Edmund's Trost auf Victor's Klage! Das Lämmerschwänzchen denkt, er braucht nur das Zauberwort Familie zu nennen und die Ganze deutsche Birchpfeifferei ist auf seiner Seite, und Alles sinkt sich gerührt und versöhnt in die Arme, und wenn das nicht gut für die Wanzen ist, so weiß er nicht was besser ist! — Der Grobian Victor aber senkt nach solchen Dummheiten regelmäßig den Kopf, geht in sich, wird nachdenklich — und beweist,

daß er doch auch nur eine Strohpuppe ist und keineswegs der echte Kerl, für welchen er mit täuschender Fälschungskunst auf mancher Seite des Buches sich auszugeben weiß.

Aber wer daran noch gezweifelt hätte, dem fiele auf dem letzten Druckbogen endlich die Binde vom Auge. Der Grobian ist hier des Schimpfens müde und stellt seine positiven Forderungen auf. Man höre!

Ich fordere, daß die Fürsten Patrioten und Philosophen sind und zu ihrem Umgange nur beschwerliche Männer wählen, denn das sind die Nichtschmeichler. Ich fordere, daß Nord- und Süddeutschland einander mit brüderlichem Wohlwollen betrachten, der eine die Nase nicht hoch trage, der andere kein Gemüthsprotze sei. Ich fordere, daß die Deutschen den Einheitsstaat als eine Tollheit, und einen Kaiser zu krönen, als eine Dummheit ansehen. Ich fordere, daß die Deutschen praktisch sind und die politischen Parteien sich der Unparteilichkeit befleißigen. Ich fordere, daß der Adel bürgerlich werde, und dulde keine Ritter außer Gutzkow's „Ritter vom Geiste." Fleisch ist ganz unnöthig. Ich fordere daß die Confessionen die Wahrheit bekennen, die erwiesene Wahrheit, (und es ist bekanntlich sehr leicht, metaphysische Wahrheiten zu erweisen!) Ich fordere, daß die Philosophen bei Gott zuhause sind — und zwar von rechtswegen! Ich fordere, daß die Empiriker und Specialisten Logik lernen, daß die Historiker das Prahlen und Dickethun abstellen, daß die Wissenschaft religiös sei und Religionen erzeuge, daß die Naturforscher keine Materialisten sind und mir meine liebe unsterbliche Seele von Leder oder von steifer Leinwand nicht wegstibitzen. Ich fordere, daß die Künstler frische, lebendige Formen schaffen, was sie nur mit der Wissenschaft thun können, und daß die Dichter für die edelste Erziehung der Welt sorgen. Ich fordere, daß die Tagespresse nur Wahrheit schreibe und der Feuilletonist ein Priester des Guten

und Schönen sei. Ich fordere, daß die Jugend bescheiden, freisinnig und hochstrebend sei; die Buben dürfen nicht dem Manne sagen, was er zu thun habe, sondern sie müssen ehrerbietig seinen Worten lauschen und sie befolgen. Ich fordere, daß die Sommitäten sämmtlicher Fächer keine Eifersucht und keinen Rangstreit haben; im Hinblick auf das Ganze verschwinde der Unterschied und die Liebe mache die geringsten Glieder den größten und die größten den geringsten gleich. Amen!

Wie man also sieht, fordert der Grobian so ziemlich Alles, was theils gegen die Natur ist, theils von der Natur ohnedies schon erfüllt wird. Und dieser Schwall von Blödsinn überschwemmt zwanzig lange Seiten und endet mit großer Begeisterung!

Zum Schlusse noch ein Wort über die Moral unseres Autors. Da derselbe auf ein Gebiet eingebrochen ist, auf welchem Heine, Bogumil Goltz und vor allem der königliche Schopenhauer Ober-Lebenshoheit besitzen, so fand er es nicht geheuer, diese Herrschaften zu ignoriren. Flüchtig berührt er sie denn, um sie herabzusetzen. „Der Jude, der die lachende Frechheit zu seiner Göttin erkor! Schämt euch Germanen! Euch hat die Natur höher, tiefer, reicher ausgestattet als den Semiten und ihr wagts nicht, besser zu thun, was jener mit seinen Künsten euch vorgethan?“ Ei, so wag's doch, witziger zu sein als Heine! Wer hindert dich daran, kleine neidgiftplatzende Kröte? Hättest du seinen Witz, glaubst du, du würdest es nicht wagen, der du's mit deinem Bischen Grobheit schon wagst? Oder von Bogumil Goltz (der übrigens so wenig als Heine genannt wird): „Gute Lust hätte er, ja wohl; aber es langt nicht. Wenn es damit gethan wäre, sich zu recken und zu strecken, gespreizt einherzutreten und colossale Reden zu führen (nimm dich bei der Nase!), dann wäre er der rechte Mann! Der Kerl will

eigentlich auch nicht die That selber thun, sondern nur für Einen gelten, der's kann! Die Ehre haben möcht' er! Und nun schneidet er Gesichter und nothzüchtigt sein Gehirn, und zieht nie gehörte Phrasen aus ihm heraus und will uns glauben machen, das wäre Ursprünglichkeit, Ueberfluß, Genie! Gewalt ist's, die er sich selber anthut, ein Hetzen und Peitschen der Mähre, die zum Gipfel hinan soll, während ihr die Flanken zittern und die Glieder versagen." Hat je ein Verleumder auf Kosten eines Andern unverschämter sich selbst porträtirt? Da ist ja der „Grobian", wie er leibt und lebt! Gewalt thut sich Bogumil Goltz höchstens an in der Sprache, die ihm oft zu eng und zu arm wird für den wirklichen und unerschöpflichen Kraftstrom der Anschauung. Der Grobian aber forcirt sich in der Anschauung selbst, das merke er sich! Er thut es gut, und fast hätte er gewonnen Spiel, aber ein paarmal fällt er doch aus dem Charakter und die müde Phantasie sieht uns mit hohlen, sodomitischen Augen an, und aus dem durchlöcherten Blasebalg fährt die Luft aus und seufzt fast mit menschlicher Stimme: „Um Gotteswillen laß mich in Ruh'! Sind denn die 24 Druckbogen noch nicht bald zusammendramarbasirt? Ich bin ja kein Genie, sondern ein armer hektischer Schneider! Ich bin ja kein Löwe, sondern Flaut, der Kesselflicker!" Der Dritte ist Schopenhauer: „Mit einer erklecklichen Dosis Hoffart und Selbstsucht verurtheilt er Welt und Menschen hauptsächlich nur, weil sie ihm nicht genug huldigen". Das ist Lüge. Schopenhauer's System war schon in seiner Jugend erdacht und geschrieben; wie wäre denn überhaupt etwas dagewesen, um es todtzuschweigen, und ihm nicht zu huldigen? Und weiß denn der Grobian nicht, daß es nur menschlich wäre, wenn Schopenhauer aus gekränkter Selbstliebe, bei ihm müßten wir sagen, aus versagter Gerechtigkeit, geschrieben hätte! Hat doch auch der Grobian erst

Verdruß im Amte und Unglück in der Liebe haben müssen, um ein Grobian zu werden! Besinnt er sich nicht, daß seine eigenen Waffen ihn schlagen?

Wenn man nach allem Diesen nun überdenkt, daß der Autor gegen den Schwindelgeist seiner Zeit ein Buch geschrieben hat, mitten aus diesem Geiste heraus; daß er mit einer Stimme, welche der Naturstimme aufs Täuschendste nachgemacht ist, über eine Unsittlichkeit aufschreit, zu deren Studium er seine eigene Klinik gewesen zu sein scheint, so faßt man wie im Fieber sich an, und besinnt sich, ob man wacht oder träumt! Es sieht aus, als ob ein Dieb, beim nächtlichen Einbruch ertappt, mit einem falschen Orden an der Brust majestätisch sich aufrichtete — Gensdarmen, ich bin euer Fürst! eure Wachsamkeit gefällt mir! kommt morgen aufs Schloß, ich will euch belohnen! Es sieht aus, als ob bei einer Criminal-Verhandlung über Banknotenfälschung der Gerichtspräsident die Diätengelder der Zeugen — in falschen Banknoten auszahlte! Es sieht aus — um den Fall leichter zu nehmen und uns mit einem drolligen Bilde aufzuheitern — wie jener Affe, welcher dem Pfarrer in die Kirche nachschlich, auf dem Kanzeldach Platz nahm, und seinem Herrn, der mit großer Salbung predigte, alle Geberden der Frömmigkeit nachmachte!

Der Leser verzeihe, wenn wir über dieses Buch ihm berichtet, weitläufiger, als er zu seiner Unterhaltung es wünscht. Unser Autor spricht so oft und so nachdrücklich von der unermeßlichen Dummheit des Publikums, daß uns der Grobian angst und bange gemacht hat, und unser Eifer nicht klein war, dieses sein Publikum — vor ihm selbst zu warnen!

Der Rhapsode Jordan.

März 1870.

In einer wunderlichen Zeit leben wir. Sie denkt nicht schlecht von sich; im Gegentheil, sie gefällt sich ausnehmend wohl und lobt sich selbst, so oft sie den Mund aufmacht. Sie ist verliebt in ihre „modernen Fortschritte", sie dankt Gott, wie jener Pharisäer im Tempel, an jedem Morgen, daß sie nicht mehr „finsteres Mittelalter" ist, wo man allerdings Scheiterhaufen hatte, aber keine stehenden Heere und Deficits; wo man allerdings keine Eisenbahnen hatte, aber kräftige Männerschenkel, welche — wie die Aerzte und Pfarrer noch im vorigen Jahrhundert — sich rüstig aufs Pferd warfen und ihre schlechten Wege in guten Ritten zurücklegten. Diese Zeit pocht auf ihr Haben und ignorirt ihr Soll, und so ist die lustige Buchhaltung des gepriesenen neunzehnten Jahrhunderts fertig.

Und doch gibt es in dieser Zeit, die es so herrlich weit gebracht — Zukunfts-Musiker und Vergangenheits-Dichter! Das heißt, lebendige Proteste gegen die Zeit! Menschen, welche der Zeit den Rücken kehren und links und rechts eine andere Zeit erkiesen! Menschen, welche in Wort und That, welche in ihrer ganzen Lebenspraxis den Gedanken verkörpern: Du magst Alles haben, mein liebes neunzehntes Jahrhundert, nur dichterischen Geist und künstlerische Form hast Du nicht. Und der Eine flüchtet in die Zukunft, der Andere in die Vergangenheit.

Aber seltsam! Just in der Art, wie diese Flüchtlinge flüchten, bewähren sie sich als die allerechtesten Kinder der Zeit. Wer flieht, wird schon zufrieden sein, wenn er den Gegenstand seines Widerwillens aus den Augen verliert: gleichviel auf welchen Wegen und Stegen. Nicht so der Zukunfts-Musiker und Vergangenheits-Dichter. Diese Hoch-

gemuthen behaupten kühn: unser Weg ist der rechte, es ist die eigentliche Straße und eine Etappenstraße und Chaussée erster Ordnung. Wir sind der Länge und Breite nach im Besitze einer Via triumphalis und ihr Andern mögt euch seitwärts in die Büsche schlagen.

Ihre ganze Geistes-Physiognomie drückt diese anspruchsvolle Zuversicht aus. Keine Spur jener erhabenen Leidenszüge, welche den bedeutenderen Charakterköpfen der Weltschmerz-Periode einen so ergreifenden Ausdruck verleihen! Da flieht kein verendender Hirsch ins Dunkel des Dickichts; da verhüllt kein sterbender Cäsar die blutigen Todeswunden; ganz das Gegentheil! Sie fordern von der Zeit, welche sie verneinen, die Bejahung aller ihrer Zwecke; sie sind unendlich thätig, regsam und rührig, sich den Tisch der Zeit zu decken, an dem es ihnen ausnehmend wohl schmeckt. Sie haben gute Zähne, einen guten Appetit und eine enorm gute Verdauung. Jene Selbst-Gier, jener Ich-Hunger, jener Durst nach Glück und Genuß, jener nüchternste Gegensatz zur Weltschmerz- und Weltflucht-Romantik, welcher so modern, so specifisch „modern" ist: die Zukunfts- und Vergangenheits-Apostel tragen diesen Stempel der Zeit mit dem großen Staatssiegel an der Stirn ihrer Thaten. Daher nimmt ihnen die Zeit ihre Worte auch gar nicht übel; sie hält sich an ihre Werke. Du Zukunfts-Musiker verdammst die Melodie, Mozarts und Beethovens Purpurmantel, als barock verkünstelten Plunder und der Naturmensch Deiner Zukunft, Deines zweiten goldenen Zeitalters, wird in erhabener Kunstnacktheit nur noch die einzelne Silbe „sanglich beklangen"; aber dieser schneidende Widerspruch zu mir macht Dir nicht den mindesten Schmerz, sondern ist blos ein effectvolles Motiv für die Trompeten und Heerpauken der Sensation: komm in meine Arme, getreuer Sohn Deiner Zeit! Du Vergangenheits-Dichter verurtheilst als

„geile Unzucht" den Endreim, in welchem Deutschland seit Gottfried von Straßburg, bis auf Goethe und Uhland sein schönstes und edelstes Dichtergut niedergelegt hat, und erlauschest mit einem Ohre, das wir Alle nicht mehr haben, aus dem Rachen fern heulender Eddas-Wölfe die süßen Klänge des Stabreims; aber dieser schneidende Widerspruch zu mir schneidet Dich nicht im Geringsten, ich sehe kein Blut, keine Thräne, keinen Schmerz, wohl aber Vorleser-Tournüre, gasstrahlende Säle und „ein dankbares Publikum." Wir verstehen uns, theurer Sohn, komm an mein Herz! Und so läßt sich die Zeit verneinen, — mit dem größten Erfolg vor den Zeitgenossen!

Der Vergangenheits-Dichter Wilhelm Jordan sieht keinen Grund, warum er nicht Deutschlands Homer sein sollte. Die Deutschen hatten vor vierzehnhundert Jahren einen reichen epischen Sagenschatz; den hat vor siebenhundert Jahren der Dichter der Nibelungen mißverstanden und verpfuscht (wie Jordan meint); nach weitern sieben hundert Jahren kommt nun Jordan selbst, versteht ihn besser und dichtet ihn besser.

Das ist das Princip seines Standpunktes und die einfache Formel desselben.

Wir gehen nun so weit als möglich und geben das Alles zu. Wir bestreiten nicht, daß der Dichter des Nibelungenliedes kein Talent hatte; wir bestreiten nicht, daß Jordan ein größeres Talent hat; wir bestreiten nicht, friedfertig wie wir sind, daß er ein so großes Talent wie Homer hat. Wir bestreiten bloß die Hauptsache: daß er mit einem homerischen Talent auch ein Homer *sein* und den Deutschen ein *Nationalepos* schenken kann.

Ein Nationalepiker ist nämlich nicht, wie jeder andere Dichter, eine literarhistorische, sondern er ist eine politisch-historische Person. Das Letztere zu werden, kommt nicht auf Talent allein an, sondern auf den Zeitpunkt, in welchem

seinem Talente aufzutreten vergönnt oder versagt ist. Mit seinem Feldherrntalente allein hätte Napoleon noch immer ein Unterthan bleiben können, wie Condé und Turenne; durch den Zeitpunkt wurde er ein Kaiser.

Indem sich nun Jordan mit einer ziemlich ernsthaften Miene im Charakter eines Homer und eines Nationalepikers präsentirt, verkennt er zweierlei: erstens, daß es dabei auf sein Talent allein nicht ankommt; weil zweitens der Nationalepiker eine historische Person ist, die sich zu einer solchen nicht selbst ausarbeitet, sondern ausgearbeitet wird von den historischen Umständen, Gelegenheiten und Constellationen; daß es in der ganzen Menschheit nicht mehr Nationalepiker gibt, als sie fast auch — Religionsstifter hat! In der That sind beide nur Pol und Gegenpol derselben Axe: dieser der geistliche, jener der weltliche Nationalausdruck. Ja, das ist das Wunderbare und schlechthin Einzige an einer Erscheinung wie Homer, daß er fast Beides zugleich ist; seine Griechen lasen und gebrauchten ihn auch — wie ihre Religionsurkunde. Er war nicht blos ihr Dichter, er war auch ihr Pentateuch, ihr Evangelium, ihr Koran.

Das Entstehen, das Werden, die Zeugung, kurz, die Naturprocesse und letzten Gründe der Dinge sind überall unaussprechlich, weil Alles, auch das Einfachste, eine Reihe von Ursachen voraussetzt, welche in die Ewigkeit reichen, und welche ein Mensch nicht übersieht. Aus dem geheimnißvollen Schooße der Natur, aus einem nie beleuchteten Dunkel treten die Dinge ans Licht, und wie sie sind oder nicht sind, fällt ins unmittelbare Bewußtsein. Worin unterscheidet sich ein Walfisch von einem Elephanten? Der Unterschied ist handgreiflich, aber wer ihn nennen sollte, wäre just dadurch in Verlegenheit; er wüßte kaum, wo zugreifen. Er wird eine Reihe von Merkmalen nennen, die er immer noch verlängern könnte,

und die er, ohne sie zu erschöpfen, an einem beliebigen Punkte abbrechen müßte, denn das Letzte und Feinste wüßte nur Der, welcher den Walfisch und den Elephanten gemacht hat.

Wodurch unterscheidet sich Homer und das griechische Nationalepos von W. Jordan und der deutschen Heldensage, welch letztere ein Nationalepos weder geworden ist, noch viel weniger nachträglich werden kann? Nennen wir nur einige der Unterschiede.

Erstens. Es ist die gangbarste Annahme, daß zwischen Homer und dem trojanischen Krieg nur hundertfünfzig Jahre liegen; zwischen W. Jordan und dem vergessenen deutschen Sagenchaos liegen vierzehnhundert Jahre! Schon die Hälfte dieses Zeitraumes ist zu viel und schon der Dichter des Nibelungenliedes fand seinen Stoff nicht mehr auf grüner Frühlingswurzel, sondern auf verdorrten und vom Vieh zertretenen Herbstwurzeln, auf welchen Blatt und Stiel nicht mehr kenntlich. Daher hat er seinen Stoff verpfuscht und mißverstanden, wie ihm Jordan beweist. Aber was hilft es, daß der Letztere ihn besser versteht und es nach weiteren siebenhundert Jahren besser zu machen vermeint? Zu spät! Homer trank seine Quelle frisch aus dem Berge her; Jordan bohrt sich einen tiefen artesischen Brunnen. Das kann im Effecte nur einer Wasser- und Brunnenpolizei gleichgiltig sein; einem Volke ist es nicht gleichgiltig und eine Volkspoesie schöpft nie aus artesischen Brunnen.

(Man wende nicht ein, die Berechnung könnte auch falsch sein und Homer viel später gelebt haben. Gleichviel! Eine Zeit ist erst wirklich vergangen, wenn sie auch geistig vergangen ist. Und in diesem Punkte steht Homer so klar als möglich in großer Nähe zu seinem Stoffe. Er spricht nicht blos von Thaten und Ereignissen, welche in einer beliebigen Reihe von Kalenderjahren vergangen sein könnten;

sondern er spricht von Waffen, Kampfarten, Schiffen, Hausgeräthen, Opfern und Bräuchen mit einem so lebendigen Detail, daß Aug' und Ohr überzeugt werden: Homer — oder die Volkssage, die ihm zugleich mit den historischen die Genrebilder lieferte — empfindet die letzteren nicht im mindesten als entfabelten Alterthumskram.)

Zweitens. Wie das Zeit- so ist auch das Ortsverhältniß bei der griechischen Epen-Zeugung ein günstigeres als bei der deutschen. Die Homerischen Gesänge sind im Becken des Mittelmeeres zu Hause; der griechische Leser sah die wohlbekannten Linien, die festen Conturen, den traulichen Horizont seiner süßen Heimat zu allen Zeiten in der homerischen Landschaft. Das Mittelmeer ist vom Anfang bis zum Ende das Pivot der griechischen Nationalexistenz. Die griechische Nation trug den homerischen Schauplatz wie ein Hauskleid an ihrem Leib. Von diesem Schauplatze aus läßt sich gar sicher in nebulose epische Fernen schweifen — zu den Lästrogonen, Aethiopiern, Hyperboräern; immer kehren wir zurück zu ererbten Häusern, zu Vater und Mutter, zu Bergen und Thälern der Heimat. Es fehlt viel, es fehlt Alles, daß es der deutschen Heldensage so wohl würde. Frühzeitig hinausgestoßen in das Chaos der Völkerwanderung, zergehen ihr Himmel und Erde und der nämliche Mann gehört oft verschiedenen Nationen und Geographien an. Das Beste finden wir nicht einmal bei uns, sondern bei einem alten vergessenen Vetter, dem Scandinavier; so setzen wir unsere Helden und Götter wie Reliquien-Skelette zusammen: den Kopf aus der Edda, das Schenkelbein aus Tacitus, das Schulterblatt aus einer zweifelhaften lateinischen Mönchschronik. Nun und nimmermehr wird eine solche Gestalt — halbbekannt und halbfremd bei Allen — ein epischer Nationalheld und ein Träger gemüthlichen Heimathsgefühls!

Drittens. Politische Verfassung; Religion. Die Verfassung der deutschen Heldensage ist die Gemeinfreiheit mit dem gewählten Häuptling. Dieses System fiel unrettbarer Vergessenheit anheim durch das spätere Feudalsystem mit seiner Erbhörigkeit. Nachdem das Letztere ein Jahrtausend lang geherrscht, die Gestalt Europa's verändert und allen Verhältnissen seinen tiefgeschnittenen Stempel aufgedrückt hatte, wurde es in einem dritten Weltalter abgelöst von dem modernen bürgerlichen Rechtsstaat, ritardirt durch den Militarismus, d. h. durch ein System, welches über Zeit und Ort der deutschen Heldensage weit wieder zurückgreift und sein Vorbild in der romanisch cäsarischen Herrschaft der Legionen und Prätorianer hat. Diese Wandlungen und Mischungen der europäischen Verfassungsverhältnisse sind, wie ebensoviele geologische Lagerungen, die hochgeschichtete Grabesdecke der deutschen Heldensage geworden und haben ihr social-politisches Gesellschaftsbild unserm Bewußtsein entrückt. Blicken wir nun nach Griechenland und seiner Iliade, so finden wir durch den conservativen Zug des Alterthums und die Nähe Asiens auch hier einfachere und constantere Verhältnisse. Wir finden: das homerische Königthum und die späteren Republiken. Aber selbst dieser Gegensatz mildert sich noch in einem Austausch von Aehnlichkeiten. Die homerischen Griechen sprechen mit ihren Königen keineswegs wie Unterthanen mit einem Souverain; man darf sich diese Könige nicht allzu königlich vorstellen. Umgekehrt sind die späteren Republiken der Mehrzahl nach aristokratisch geblieben und haben Styl und Tradition des Königthums nicht allzuweit aus dem Auge verloren. Und schließlich blieb unter allen politischen Verfassungs-Veränderungen das politische Ur-Gebilde immer das nämliche: die kleine Communität. Diese Grundform ging nicht einmal unter den Römern, nicht einmal im byzantinischen Kaiserthum völlig

verloren; es war die specifisch-griechische Form des politischen Daseins. In den engbegrenzten homerischen Königthümern von Argos, Ithaka, Phthia sah auch der späteste Grieche noch den Nationaltypus seines politischen Gemeinwesens: die kleine Communität. Der homerische Staat blieb ihm gegenwärtig und verständlich in allem Wechsel der Zeiten. — Der schärfste Schnitt in den Lebensfaden eines deutschen Nationalepos war aber wohl die Religionsveränderung. Diese Krisis kam über unsere Götter und Helden wie eine verheerende Jugendkrankheit und tödtete in den entscheidendsten Jahren ihre Fähigkeit des Wachsthums und der Fortpflanzung. Unter den Augen König Etzels und Chrimhildens kamen die fremden lateinischen Priester, fiel das Volk von den Göttern ab, baute es Kirchen und erhöhte das Kreuz. So konnte der Dichter des Nibelungenliedes seinen Stoff dergestalt mißverstehen, daß er Brunhilden und Chrimhilden — Diese eine heidnische Königin, Jene vielleicht sogar eine Göttin, — in einen christlichen Dom gehen läßt; ein epischer Fehltritt, der von Ewigkeit zu Ewigkeit nicht mehr gut zu machen! Kein ähnliches Unglück störte den Proceß des griechischen Nationalepos. Das homerische Heidenthum blieb tausend Jahre lang — homerisches Heidenthum. Als endlich das Christenthum kam und sich ausbreitete, waren die Heiden Homers nicht mehr umzubringen und konnten ruhig, als ob nichts geschehen wäre, ihren festen planetarischen Wandel durch die Fülle der Zeiten fortsetzen. Wären Hektor und Achilles in der Sophienkirche zu Constantinopel in die Messe gegangen — so hätten sie ohne Zweifel die ewige Seligkeit erlangt, aber die Unsterblichkeit im Liede rettete ihnen kein Gott und kein Jordan!

Viertens. Sprache, Volkswirthschaft, Volksgeist. Die Sprache des Ulphilas konnte schon der Dichter des Nibelungenliedes nicht mehr verstehen, und wieder verstehen wir den

Urtext des Nibelungenliedes nicht mehr; nämlich was man volksthümlich verstehen heißt: ohne gelehrte Bildung und Schulunterricht. Die Sprache Homers wurde verstanden bis über Justinian und die Geburt Muhameds hinaus, d. h. tief ins zweite Jahrtausend. Ferner zeigt uns die frühe Cultur des Orients schon bei Homer wohlbestellten Bodenbau und blühenden Handel — außer dem Kriegerstande von Troja einen ausgebildeten Agrar- und Mercantilstand. Die Hauptformen der Civilisation waren längst und vollkommen entwickelt. Die deutsche Heldensage steht noch auf jener rohen und tiefen Stufe, wo nur der Kampf und der Raubzug, nicht aber die friedliche Arbeit gelten; was die dürftige Barbarei der Helden an Kostbarkeiten besitzt, ist Beutestück, nicht nationales Selbsterzeugniß. Mit der Entwicklung der deutschen Cultur fingen diese Zustände daher frühzeitig zu veralten an, und veralteten um so rapider, als eben auch die abendländische Cultur über all' ihre Formen und Typen von Veränderung zu Veränderung viel rascher hinwegschritt, als die griechisch-orientalische. Vergessen wir nicht: die Arbeit des Alterthums war Sclavenarbeit. Diese Productionsart macht unendlich weniger Erfindungen und Neuerungen als die unserige; bei allem ausgearbeiteten Reiz des Details behält die Grundform von Jahrhundert zu Jahrhundert den primitiv typischen und einfachen Charakter der ersten Conception. Noch heute sehen wir in den Regionen der Levante Krüge, Ringe, Armbänder, Kleidungsstücke, hundert Stücke des täglichen Lebens, welche das Bild der homerischen Kunst und Industrie in der Welle des modernen Lebens reflectiren. Aus der Sclaverei des Alterthums aber ist es uns erlaubt, noch eine weitaus wichtigere Folgerung abzuleiten. Von einem homerischen Helden wie Achilles, der den König der Centralgewalt Agamemnon: „Schandbarer, schamlosester Mann, habbegierigster Aller" schilt, bis zu einem byzantinischen

Höfling, welcher vor dem Cäsar und dem Eunuchen des Cäsars im Staube kriecht, ist die Wandlung des Volksgeistes, sollte man denken, mindestens ebenso groß oder noch größer — als von Siegfried dem Drachentödter bis zum Schulmeisterlein Quintus Fixlein. Und doch ist es nicht so, sondern auch auf dieser Wage liegt der Vortheil bei der Iliade und der Nachtheil bei den Nibelungen. Die Griechen waren Sclavenhalter. Der Sclavenhalter aber weiß, daß er nur durch Gewalt herrscht und sein ganzes Erziehungssystem bezweckt eine aristokratische Ueberlegenheit, welche als physische Gewalt bezwingt, als moralische imponirt. In den spätesten Zeiten, in den Zeiten der tiefsten Entartung konnten daher nur die homerischen Heldentugenden selbst untergehen, niemals dagegen der Geist, der nationale aristokratische Geist, aus dem sie geschätzt und verstanden wurden. Zu keiner Zeit fiel das homerische Ideal aus dem Ideenkreise des Volkes heraus; das Ideal wurde nicht mehr realisirt, aber es konnte unter Sclavenhaltern nicht aufhören, wenigstens theoretisch zu gelten. Ja, vielleicht ist Homer als Lieblingsdichter des Alterthums just um so mehr Bedürfniß geworden, als sein männliches Ideal, nachdem es aus der Praxis verschwunden, wenigstens noch in der Stimme des Gewissens und im Echo dieser Stimme die Gemüther der Epigonen mit einem Zug elegischer Wollust tröstete und versöhnte. Um vieles tiefer und radicaler war der Bruch, welcher sich im deutschen Volksgeiste vollzog, als die Nation aus einer kriegerischen in eine literarische sich verwandelte. Die literarische Nation hatte nicht nur die Bravour des Drachentödters nicht mehr, sie liebte und achtete sie auch nicht mehr. Der Nationalbegriff und der Nationalstolz warf sich auf das entgegengesetzte Ideal: Humanität, Intelligenz, Bildung — Geist und abermal Geist wurde das Schlagwort der literarischen Nation. Man sehe nur zu, wie

dieſe Nation z. B. in Denkmälern ihre Ehren vertheilt. Immer ſind es die Männer der Schrift, nicht der That, welchen ſie Denkmäler ſetzt. Und hat ſie die wirklichen Größen, wie Schiller und Goethe, in Denkmälern geehrt, ſo ſteigt ſie lieber herab bis zu Gellert und Utz, Hans Sachs und Simon Balde, als daß ein Mann der That, eine große dramatiſche Nationalfigur, wie z. B. Jürgen Wullenweber, ein Held, an welchem auch Homer ſeine Freude gehabt hätte, ihr eine monumentale Anerkennung entlockte. Wie hätte ſie bei dieſer Geiſtesrichtung eine nationale Sympathie — für Siegfried und Helgi, für Hildebrand und Hadubrand bewahren können? Die Römer und Griechen der Decadence, die Juriſten, Sophiſten und Theologen zu Rom und Byzanz, Alexandrien und Antiochien, waren gewiß auch literariſch gebildet, aber wie der phyſiſche Adel in ihrer Lebenspraxis unterging, hielten ſie mit wachſender Vorliebe nur um ſo begieriger ſeinen Schatten noch feſt, und die Spiele des Circus und Hippodroms waren zwar ein mißbrauchtes und leeres, aber immerhin noch ein Schauſpiel verbleichenden Heldenſcheins, eine äußerliche Hülſe, deren innerer Kern einſt Hektor und Ajax und Diomedes geheißen. Es war eben die Stimmung von Sclavenhaltern, die ariſtokratiſche Stimmung, welche den Ton der Römer- und Griechenwelt, ſelbſt noch im Chriſtenthume, beherrſchte, und welche den epiſch-heroiſchen Traditionen ſo überaus günſtig blieb. In dieſem Sinne aber dachte das ganze Alterthum ariſtokratiſch, auch die Demokraten. Je wahrer und wirklicher nun die Demokratie bei uns ſich entwickelt, je gewiſſenhafter ſie Ernſt macht, nicht blos mit der Form, ſondern mit dem Geiſte: Gleichheit der bürgerlichen Rechte und durch allgemeine Bildung womöglich auch der Rechte an das Recht; um ſo unerbittlicher treibt der ganze Strom unſerer Geſchichte gegen die Ariſtokratie und in die Oppoſition

zu derselben. Schon ahnen wir eine Zeit, wo nicht einmal die Aristokratie des Talents und Wissens hervorragen wird; vervehmt ist aber schon längst die Aristokratie der Faust und über physischen Adel, körperliche Bravour, ritterliche Uebung ꝛc. ꝛc. herrscht ein Ton, welcher nur zwischen Geringschätzung und Mitleid variirt. Was dahin einschlägt, z. B. Jagd- und Turfsport der Junker, spielt bei den Modernen unter ebenso eiskalter Theilnahmlosigkeit des öffentlichen Geistes, als bei den Alten die homerischen Schattenspiele des Circus und des Hippodroms in der wärmsten Temperatur eines Nationalsports wucherten. Und wenn ein Chef der Waffengewalt, d. h. ein Fürst, seinen Generälen Reiterstatuen setzt, so sieht die Nation, welche beharrlich ihre Statuen nur den Männern des Geistes setzt, ebenso theilnahmlos, um nicht zu sagen argwöhnisch und abgünstig zu. Bei dieser unerbittlichen, in unserer Cultur so tief begründeten Antipathie gegen den Faustadel sage uns aber kein ernsthafter Mann, daß der epische Geist zu unserm Nationalgeiste stimme. Selbst wenn unsere Vorzeit uns eine Iliade geschenkt hätte, so bleibt es ungemein fraglich, ob sie bei uns, wie bei den Griechen, unter den fortwährenden Revolutionen der europäischen Sitten und Denkungsart, ihre Geltung behauptet hätte; um wie viel weniger dürfen wir die Möglichkeit zugeben, daß eine deutsche Iliade nun erst von Neuem anzufertigen wäre. Es kommt uns das vor, als ob man — den Robespierre daronisiren wollte!

Man wende nicht ein, daß sich ja die Iliade bei uns eingebürgert habe. Tausend Dinge hätten wir dagegen zu sagen. Zunächst und vor Allem gehört es auf ein ganz anderes Blatt, warum wir nicht nur Iliade, sondern die Blüten aller Literaturen bei uns eingebürgert haben. Ferner läßt es ganz und gar keinen Schluß zu, weil wir ein vor-

gefundenes Fertiges anderer Zeiten und Völker bei uns aufnehmen können, daß wir das, was wir selbst unfertig liegen gelassen, nach vierzehnhundert Jahren dort wieder einfügen können, wo es seiner Zeit aus den Fugen herausgefallen. Endlich aber bleibt zu erwägen übrig, daß wir auch zur Iliade ein ganz anderes, ja ein entgegengesetztes Verhältniß haben, als welches die Griechen hatten, nämlich daß wir das Buch gleichsam umgekehrt lesen, weil uns secundär ist, was Jenen primär war und vice versa. Die Geschlechtsregister, die heroischen Ahnenbilder, die mythologischen Descendenzen, die Stadtwahrzeichen, mit Einem Worte alle National-Daten und -Realien der homerischen Rhapsodien waren den Griechen eine sehr ernsthafte und wichtige Angelegenheit. Und weil sie das waren, wendeten sie allen Schmuck ihres Geistes an die Form dieses kostbaren Inhalts, bis endlich die Form selbst so kostbar geworden, daß in ihrer Idealität das Reale völlig aufgehoben erschien. Von da an lebte sie aus eigener unsterblicher Kraft weiter und der historisch-reale Stoff mochte den veränderten Zeiten und Sitten ruhig seinen Tribut der Sterblichkeit zollen. Unsere Schätzung Homer's dagegen mußte gleich damit anfangen, daß uns die reale Seite etwas Gleichgültiges und Zweck und Ziel unseres Interesses einzig die ideale Seite, die Schönheit, war.

Aber da bist Du ja, wo ich Dich haben will, möchte nun Jordan ausrufen. Die Schönheit, ganz Recht, die Schönheit! Die eben verleihe ich jetzt unserm Stoffe. Und mit dem Kraftöl der Schönheit gesalbt, wird er von nun an Alles haben, was er zur Unsterblichkeit braucht.

Es ist wahr, durch stark aromatische Düfte kann ein Schrank vor Motten und Würmern bewahrt werden; ist er aber bereits zermodert, so pflegen die stark aromatischen Düfte nichts mehr auszurichten. Es ist wahr, durch Gesundheits-

und Schönheitspflege läßt sich ein Körper trefflich conserviren; ist er aber im Grabe verfault, so wird dem Todtenschädel vielleicht eine schonende Wachsmaske zu Gute kommen können, weniger dagegen Haaröl, Zahnpasta und Anatherin-Mundwasser. Es mag das scuril gesagt sein; aber warum muß es überhaupt noch gesagt werden: daß die Schönheit nur eine Erscheinung am lebendigen Organismus sein kann?

Lebendiger Organismus aber ist hier die nationale Geschichte. Und wenn wir zuvor den Epiker nicht eine Privatperson, wie jeden andern Dichter, sondern eine geschichtliche Person genannt haben, so ist er das darum, weil das Epos selbst Geschichte ist.

Erst schlagen die wilden Naturvölker blind auf einander los, was zu ihrem täglichen Brode gehört und nichts Merkwürdiges hat. Auf höheren Stufen kommen geistige und individuelle Züge in dieses Faustrechts-Chaos; die Schläge werden Nationalthaten, die Schläger Nationalhelden. Die Nation fängt zu ahnen an, daß das der Geschichte und des Gedächtnisses werth ist. Noch aber steht sie nicht in der Reife der politischen Staatsgeschichte; es bleibt noch Namens- und Personal-, kurz, Heldengeschichte. Noch steht sie nicht auf der Höhe der Geschichtsschreibung; es bleibt noch Geschichtssagung. Das Nachsagen erleichtert die gebundene Rede, welche ihr ins Ohr geht und das Gedächtniß ans Wort bindet. Das ist das Stadium des Epos. Das Epos entspringt dem Drang und dem Bedürfniß nach Geschichte. Dieser Geschichtsdrang befriedigt sich, in Ermangelung der wissenschaftlichen Form, einstweilen in der poetischen, welche dem Naturstande näher liegt; immer aber ist es das geschichtliche und nicht das poetische Pathos, welches die Keimzeugung des Epos verrichtet. Diese Grundwahrheit kann nicht stark genug betont werden, denn sie zu verkennen ist Jordans Grundirrthum.

Er hält das Epos für ein Gedicht, wie jedes andere, für ein Kunstwerk, das man zu jeder beliebigen Zeit bauen, ausbauen und umbauen könne. Beharrlich verkennt er, daß im Epos die Poesie nicht souverain ist, daß sie nur eine Souzerainität hat, die Geschichte dagegen die Souverainetät. Die Erstere in die Letztere zu verwandeln, was z. B. in Serbien und Rumänien als politische Möglichkeit verfolgt wird, verfolgt er als eine ästhetische auch im Epos. Aber so ist es nicht gemeint. Wackere Knaben und jugendliche Völker nehmen es sehr ernsthaft mit ihren Spielen. Ein Volk beabsichtigt in seinem Epos niemals das Spiel der Poesie, sondern es ist ihm völliger Ernst, reine geschichtliche Wahrheit zu überliefern. Ist aber das Zeitalter der Geschichtschreibung längst schon eingetreten und hat sie von einem Gregor von Tours bis zu Schlosser und Ranke herab dreizehn Jahrhunderte lang auf breitester literarischer Basis fungirt, so ist die schmale epische Basis, so ist das Zeitalter der Geschichtssagung eben dahin und reiner Humbug scheint es, über den Kopf dieser dreizehn Jahrhunderte hinweg, den Nationalepiker zu etabliren. Es kommt uns das vor, als ob eine artige Witwe ein Wochenbett hielte und uns versicherte, das Kind datire nicht von neun Monaten, sondern es sei noch von ihrem Seligen, der vor neun Jahren gestorben. Wieder mag dieses Bild scuril sein, aber wir wüßten das, was es ausdrückt, nicht besser zu bezeichnen. Die Eltern des Epos sind ein lebhafter aber literarisch noch unbemittelter Geschichtsdrang, verbunden mit einem poetischen und kunstbildenden Schönheitsdrang. Unmöglich aber kann nun der Vater in dem einen und die Mutter in dem andern Jahrtausend stehen. Ihr Wirken muß ein gleichzeitiges sein. Hinzuzusetzen ist noch; es darf in der nächsten Zeit, welche wir waidmännisch die Schonzeit nennen möchten, nicht gestört werden. Nimmt aber das Nationalleben nun einen Gang, durch wel-

chen die Heldensage als geschichtliches Motiv frühzeitig überflüssig oder interesselos wird, jedenfalls früher als sie von dem kunstbildenden Schönheitsdrang noch zum reifen Epos ausgetragen worden, so bleibt die Geburt eben verfehlt und in aller Zukunft und Ewigkeit ist kein Dichterproceß mehr möglich, welcher das gestörte organische Werk fortsetzte und vollendete.

Wir wollen nun nicht darüber streiten, erstens: ob das poetische Schönheitsgefühl und der componirende Kunstverstand hoch genug gestanden, um unsere Heldensage zum Epos zu erheben; Jordan wird sagen: Ja, spätere Zeiten hätten nur wieder entstellt und decomponirt; er restaurire blos. Obwohl wir nun Nein sagen, wo er Ja sagt, so lassen wir doch das dahingestellt, weil wir zweitens zu sagen haben, was wohl streitlos ist, nämlich: daß die deutsche Heldensage frühzeitig aufgehört hat, einen Beruf als Geschichtsmotiv zu haben und als solches aus dem Nationalbewußtsein frühzeitig herausfiel.

Sollen Heldensagen fröhlich und sicher zu einem Nationalepos ausreifen, so müssen dieselben, wir wiederholen es, ihrer gerechten Schonzeit genießen, so muß die Nation lange in dem Zustande beharren und an den Geist glauben, der mit diesen Heldensagen sich gleicht. Das hörte bei den Deutschen frühzeitig auf. Noch wäre ihr normales heroisches Zeitalter lange nicht zu Ende gewesen, als sie, wie Kinder, welche sich zu früh in der Schule versitzen, den schönen Naturproceß unterbrachen. Noch waren sie im Wachsen und nicht ausgewachsen, als sie den Christusglauben annahmen — wie jeder Spiritus Gift für sie, denn die Reife zum Spiritualismus war den naiven Heldennaturen noch nicht gekommen. Der Christusglaube aber dementirt den Heldengeist so schroff als möglich. Leiden, dulden, entsagen, den Himmel verdienen, vergeben, verzeihen, die Feinde lieben, Buße thun — das Alles ist

nicht Heldenpraxis. Es ist das genaueste Gegentheil davon. Und als sie nun ihre Wanderfluten ins römische Reich ergossen und die christlichen Länder als Eroberer betraten; als sie die Senatoren, die Ritter, die Bischöfe, die Päpste nun persönlich kennen lernten — da ging ihnen vollends ein Mühlrad im Kopfe herum! Wie geschah ihnen nur? All' diese Leute hatten sie überwunden, es war ein sieches verdorbenes Volk — und doch! Wie viel war von diesen Leuten zu lernen! Religion, Philosophie, Literatur, Industrie, Kunst, wunderbarerweise sogar Bewaffnung und Kriegskunst, kurz Alles. Und der deutsche Held setzte sich auf die Schulbank seines Sclaven und lernte. Und der Sclave benutzte die schöne Gelegenheit sich zu rächen und sagte seinem Ueberwinder mit Schadenfreude, daß seine Götter Teufel seien und seine Helden gemeine Klopffechter, die ein anständiger Mensch desavouiren müsse, denn Hercules oder Achilles, Josuah und Gideon, das seien die rechten. Und wenn er es ihm nicht in's Gesicht sagte, so schwante dem armen Barbaren selbst etwas Aehnliches, so sagte es ihm sein eigenes irregewordenes Herz. Er hatte eine Welt überwunden, die er physisch verachtete und die ihm geistig imponirte. Reifen in diesem Zwiespalte Kunstwerke? Ja, können die schon vorhandenen Dichtwerke noch harmlos fortgesungen werden in den Accenten dieses Zwiespalts? Kann es etwas traurigeres geben als ein Schwert, das die Welt erobert hat, aber statt siegesfroh aufzujauchzen, sich gleichzeitig sagen muß: Es kommt in der Welt noch auf ganz andere Dinge an, als auf das Schwert! Bin doch ein arm, einfältig Kind!

Und der Mund des deutschen Schwertes, die Heldensage, fing an zu verstummen oder irre zu reden. Die fremden Literaturen überholten den Geist, ja die fremden Sitten bald auch den Leib, die unmittelbare Basis des germanischen Hel-

denthums. Und was von der Fremde gilt, stand nicht viel besser in der Urheimat selbst, die sich durch keine chinesische Mauer von der Fremde abgesperrt hielt. Im Gegentheil. Ganz Deutschland durchdrang ein fieberhafter Geist der Auswärtigkeit. Das war Jahrhunderte lang ein ewiges Kommen und Gehen von Londinum bis Karthago. Wie geht's dem großen Vetter im Römerlande? fragte jeder Mund in der Heimat. Ach und die Antwort war dem Heldenbewußtsein nicht günstig! Zerstoben Alles, verdorben und gestorben im dritten Glied! Ein Hahnrei, Belisar, hat die Enkel des großen Genserich und ihr afrikanisches Vandalenreich vernichtet; ein Eunuche, Narses, hat die Enkel der großen Theodorich und ihr schönes italienisches Gothenreich von der Erde hinweggefegt; in Gallien raufen und vergiften sich die fränkischen Königsweiber, und die Merowinger, die Enkel des großen Chlodwig, erlöschen als Siechlinge. Noch seltsamer aber ist's in Britannien. Da hört man nicht von den Siegern, sondern von den Besiegten! Kein Mensch spricht von den Angelsachsen, dagegen geht ein großes Reden um von einem britischen Winkelkönig, welcher das Land, dem schon längst der römische Schutz fehlt, auf eigene Faust vertheidigt; hoch hält er die altceltische Nationalfahne noch eine Weile über Wasser, und — König Artus wird Held einer epischen Mythe!

Eia popeia, schlaf' ein, arme deutsche Heldensage! Und die Mutter erzählte ihren Knaben wenigstens die alten Geschichten vom Drachentödter, weil der Vater so böse neue Geschichten heimbrachte. Das war ein Trost aber kein Stolz, und mit dem homerischen Heldenfluge war's, wie in der Fremde so auch zu Hause, vorbei!

In der That ist es zu wundern, daß unter diesen Umständen noch immer ein paar Invaliden und alte Weiber übrig blieben, welche die Geschichte vom Drachentödter im Schlafe sich

zuraunten. Aber schon zu Karls des Großen Zeiten müssen diese Geschichten starr und steif gewesen sein und vermochten nicht mehr zu grünen. Wäre es denn ein Zufall, daß seine Sammlung der deutschen Heldenlieder so schnell wieder verloren ging, während die Sammlungen, welche den Namen Homer und Firdusi tragen, Kleinode der Weltliteratur geblieben? Nur zu deutlich ist's: schon Karl der Große sammelte nur noch als Privatliebhaber, Curiositätenjäger und Sportsman, nicht aber als historische Person und im Auftrag eines großen nationalen Gedankens und Bedürfnisses. Und freilich war es die bitterste Ironie: mit der Einen Hand die deutschen Heldenlieder zu sammeln und mit der andern die Ueberschwemmung einer fremden Cultur in's deutsche Land zu leiten, — die lateinischen Klosterschulen! Es hieß, den Bock zum Gärtner setzen, um ein niedriges Sprichwort nicht zu verachten. Das Kloster widersprach den Helden und das Lateinische dem Deutschen.

Um wie viel glücklicher fiel das Loos der griechischen Heldensage! Auch auf die Griechen wirkte die Fremde, auch sie wanderten, eroberten, colonisirten: aber wohin ihr Fuß trat, nirgend fanden sie höhere Zustände als ihre eigenen. Die Deutschen kamen als Barbaren zu Classikern, die Griechen als Classiker zu Barbaren: Jene lernten, Diese lehrten. Ein Unterschied, der ein Gegensatz ist! Und als dem griechischen Nationalepos nun der holde Schöpferruf: werde! erscholl, da gab es in der ganzen Welt nichts, was diesen Werdeproceß störte und überholte. Sogar bei den Griechen selbst nichts. All' ihre Fortschritte assimilirten sich in schönen Bildungen und Umbildungen ruhig, stätig, organisch — abenteuerliche Matrosenlügen zu einer Odyssee: pretentiöse Junkergeschichten zu einer Iliade! Das naivste Fabuliren ging in schönen, menschlichen Maßen auf und die Maße waren fähig Alles zu fassen, was

der Nation an erhabenen Idealen zureifte und zuwuchs: Ja, als der Bruch endlich eintrat (wozu es gar nicht des Christenthums brauchte), als die Philosophen über Elemente, Atome, Seele und Aether zu lehren anfingen, wie Homer sich nichts träumen ließ, da hatten sie nur die besseren Begriffe; er aber behielt die besseren Gestalten. Was ließ sich machen? Dieser kindliche Heldengott Zeus war doch sehr dauerhaft gearbeitet; er hielt sich ungemein fest und sicher in seinem Sattel! Die Gottesleugner aller Schulen empfanden einen geheimen Nationalstolz über diesen Gott; der schöne majestätische Herr machte ihnen Allen eine Freude — wie sie Donar nie einem Karolinger oder Hohenstaufen gemacht! Die Meere lagen schon längst im Lichte der Wissenschaft da; aber kein Licht verscheuchte die homerischen Sirenen von ihren Klippen. Die Cäsaren thronten längst über drei Welttheilen; aber in den erhabensten Augenblicken und bei den stolzesten Schritten ihres Lebens citirten sie die homerische Weisheit von Königen, welche nichts als Rinder und Rosse beherrschten. Dieser Homer war der Hausgeist in der Hütte und im Palast. Das Alterthum hat zwölf Jahrhunderte gesehen, in denen vielleicht kein Tag verging, wo vom Specereihändler in Palmyra bis zum Steuereinnehmer in Londinum bei den verschiedensten Anlässen des menschlichen Lebens Vater Homer nicht citirt worden wäre. Anwachsend von seiner Quelle, schwoll er zum Strom, der alle Culturen der Erde umflutete; die deutsche Heldensage versiegte im eigenen Lande, ähnlich einem krainerischen Bächlein, das in den Bodenhöhlen der Karstformation verschwindet, zu Tage tritt und wieder verschwindet. Karl der Große — der Nibelungendichter — Jordan — sie alle sind Fragmentisten und spinnen nicht einen laufenden Faden, sondern experimentiren, von Zeit zu Zeit einen morschen und abgerissenen wieder anzuknüpfen.

Wie tendenziös und forcirt unter diesen Umständen das Gerede ist, daß die deutsche Heldensage an Kraft, Zartheit, Tiefsinn, Höhe des Tons, Fülle der Verhältnisse, kurz an allen menschlichen und göttlichen Schönheiten der griechischen nicht nur nicht nachstehe, sondern womöglich noch vortrete! Wie pharisäisch, mit unserem Patriotismus unsere Aesthetik zu bestechen! Sagt uns statt all dieser schillernden Worte nur ein einziges, wenn ihr könnt: — sie sei leben geblieben! Zeigt uns die Bücher, die Gedichte, die Zeitungen, welche bewiesen, daß die Vorstellungen der deutschen Heldensage in unsern täglichen Sprachgebrauch übergegangen wären. Wir sagen: Elysium, Paradies, Eldorado, Eden; aber nicht: Asgard oder Walhalla; wir sagen: eine Amazone, aber nicht eine Brunhilde; wir sagen: eine herkulische Kraft, aber nicht eine Siegfriedische Kraft ꝛc. ꝛc. Nicht eine sprichwörtliche Redweise wüßten wir, worin sich ein Bild unserer Mythenzeit der Volksphantasie eingeprägt hätte. Das Volk hat biblische, die Gebildeten schulclassische, Niemand hat Bilder der deutschen Vorzeit. Vindicirt den letzteren nun ästhetische Rechte so viel ihr wollt, was kann das helfen? Rechte müssen ausgeübt werden, um nicht verloren zu gehen. Homer hat sein Recht fortwährend ausgeübt. Jedes seiner Worte war ein Samenkorn, das aufging zur tausendjährigen Eiche. Nicht mehr als acht Zeilen enthalten in der Iliade das Charakterbild des Thersites, aber für ewig ist Thersites ein sprichwörtlicher Typus geblieben. Der ganze Homer war nichts als ein einziges großes Sprichwort des Alterthums. Um im staatsrechtlichen Curiositätenstyl Oesterreichs zu sprechen, so ist Homer wie Deák — der Mann der Rechts-Continuität; Jordan aber — wie Palacky und Rieger — der Poet der „verneuerten Landesordnung."

Machte nun Jordan keine Principienfrage aus seiner Dichterweise; enthielte er sich, um sich erst praktischen Boden

zu schaffen, zuvor die Theorie des Epos zu verderben und zu verwirren, so möchten wir seine Dichtweise nicht völlig ablehnen, sondern unter Einschränkungen gelten lassen. Jordan hat eine starke poetische Formenkraft, einen lebhaften Sinn für die Logik eines Stoffes, er hat Styl, Vortrag, Ordnung, er hat, möchten wir sagen, Contrapunkt in seiner Musik, er hat endlich eine ungemein hohe poetische Stimmung. Da es ihm aber an Erfindung gebricht, an zeugender Fruchtbarkeit der Phantasie, so hat ihm die Natur aufgetragen — nicht Paläste in Ravenna zu bauen, sondern in Ingelheim oder in Aachen, und die kostbaren Trümmer und Werkstücke von Ravenna dabei zu verwenden. Nichts Neues zu machen, sondern Fertiges neu zu machen, ist sein Beruf. Viel besser, als seine theoretischen Schutzschriften, lassen uns seine Naturanlagen erkennen, was er soll und was er muß. Wie wichtig das ist, ob es Bedürfniß ist, welche Plätze es auszufüllen hat, — darüber ließe sich handeln, wenn der Rhapsode den Preis seiner Etüden-Poesie nicht so hoch ansetzte, daß ein billiger Handel unmöglich bleibt. Er fordert den Platz, wo Homer und die Homeriden stehen; unser Gegenangebot wäre höchstens der Platz in der Nähe von Platen und in der Gruppe der Plateniden. Für ewige Zeiten gehen diese Wege auseinander — den unsrigen ziehen wir in Frieden.

Bogumil Goltz.

25. Jänner 1868.

Morgen also bricht der erste der Abende an, an welchen Bogumil Goltz liest. Es wird ein denkwürdiger Abend sein. Die Wiener werden einen Mann kennen lernen, der nicht seines Gleichen hat.

Nie hat ein Mensch stärker empfunden, eigenthümlicher gedacht, selbstständiger gelebt als der Mann, der da hervorbricht aus den Wäldern und Moorgründen Ostpreußens wie der fabelhafte Elch, der Urhirsch in der Waldnacht von Bialastock, wo er als Rest einer untergangenen Riesenwelt nur noch in wenigen Exemplaren ins 19. Jahrhundert hineinlebt. Der Mann scheint aus einer Kraft des Erdlebens gezeugt, wie sie der Planet zur Zeit der Titanen hatte, welche dem Vater Jupiter selbst zu robust wurden, daher er sie im Schweiße seines Angesichts abthat, um die Erde zu einem Boudoir der Civilisation einzurichten und Platz für die girrende Humanität der Liebe und der Weibleins zu gewinnen.

Bogumil Goltz ist eine Urschrift der Natur. Wo er auftritt, erscheint alles um ihn her wie eine Abschrift und eine Abschrift der Abschrift. Wir sind unendlich gespannt, wie sich der Mann in der Wiener Gesellschaft aufgenommen sieht. Nie werden uns Urtheile über einen Menschen interessanter lauten können. Ihr glaubt über Bogumil Goltz zu urtheilen? Nein; aus den Urtheilen über ihn wird man euch selbst beurtheilen. Es wird sich zeigen, ob in unserer blasirten Bildung, in unseren parfümirten Salons, unter Weibleins, welche ihr anämisches Blut mit Eisenpulvern aufpäppeln, und Männleins, welche von Bad zu Bad, von Brunnen zu Brunnen leben, eine so unverschämte Lebenskraft wie Bogumil Goltz noch Raum und Recht findet.

Das klingt anders als: „Bogumil Goltz, der pikante und witzige Humorist." In der That, so kurz ist der Mann nicht zu bezeichnen. Pikant — witzig — humoristisch — das sind drei Farben von seinem Regenbogen, aber noch nicht der Regenbogen. Und der Regenbogen selbst ist nichts als vom Feuer beleuchtetes Wasser, — Element! Und das wäre das

richtigere Wort. Wie Lady Montague von dem Ideal-Mann Hervey gesagt hat: „Es gibt Männer, Frauen und Hervey's", so könnte man sagen: Es giebt vier Elemente und Bogumil Goltz ist das fünfte.

Mit Einem Worte: Bogumil Goltz ist eine Gesammtausgabe des Lebens. Er ist ein Allleben. Warum soll er Humorist, Literat sein? Sein Amt ist die Lebendigkeit. Diese schreibt unter Anderm, aber nicht ausschließlich.

Das ist das Neue an Bogumil Goltz: Humoristen gleich ihm, scharfe und tiefe Lebensbeobachter, hat die deutsche Literatur an Hamann, Hoffmann, Lichtenberg, Jean Paul, Brentano und manchen Andern gehabt. Aber es waren Schriftsteller: wenn sie geschrieben hatten, so hatten sie mehr oder minder gelebt und sich erschöpft. Anders unser Wundermann. Er hört zu schreiben auf und fängt zu plaudern an. Und er plaudert euch, so viele Stunden als die Uhr auf dem Zifferblatte hat, plaudert vor Dreien, vor Hunderten, vor einer Volksversammlung, plaudert fort und fort, und so Viele ihm zuhören: Jeder glaubt, er spricht sein eigenes, tiefstes Leben aus, er löst ihm Räthsel auf Räthsel, er kommt ganz frisch von den Sinai's und Delphi's daher, wo die Orakel und Offenbarungen gemacht werden. Man bedauert unendlich, daß nicht ein Stenograph hinterm Ofenschirm sitzt, der das Alles aufschreibt, und vergißt ganz, daß der Mann ja selber schreibt! Sein Schreiben ist nur ein Dentrit seines Daseins. Elemente sind in ihm da, nicht blos Talente! Er schafft und zeugt und producirt, so oft er aus- und einathmet.

Es kann nicht fehlen, daß man unseren deutschen Causeur mit dem französischen vergleichen wird, welcher jüngst von sich reden gemacht.*) Wie stolz darf Deutschland auf diesen

*) Dumas, der Ältere.

Contrast sein! Sprechen wir ihn in kürzester Formel aus: Dumas ist der Virtuos der Sachen, Bogumil Goltz der Virtuos seiner selbst. Dumas braucht wie ein geniales aber kleines Kind einen unendlichen Kram von Sachen und Sächelchen als Spielzeug seiner allerdings unerschöpflichen aber rein äußerlichen Phantasie. Damit baut er Schlösser auf wie Kinder aus Holzklötzchen. Bogumil Goltz braucht ebenfalls das Holz der sinnlich-realen Welt, gar sehr braucht er's! aber er zimmert sich — eine Violine daraus, auf der er göttlich singt! Unendlich souveräner behandelt er die sächliche Welt, unendlich geistvoller und geisteigener durchdringt er sie.

Bogumil Goltz ist der verkörperte Fichte'sche Idealismus. Ich bin ich! Er ist sich selbst eine Welt. Er ist eine jener Faustnaturen, welche in sich den ganzen Mikrokosmus tragen. Während er auf der einen Schulter die Sachenwelt des Gascogners Dumas trägt, behält er die andere Schulter noch frei, um die Geisterwelt darauf zu tragen, die germanische Welt, die Welt-Welt.

Soll und Haben eines Naturgenie's.

Februar 1868.

Der Grazer „Telegraph" schreibt: „Herr Bogumil Goltz hat sehr verbindliche Einladungen erhalten, in Triest und Laibach Vorlesungen zu halten. Wir hören, daß Herr Goltz diesen Einladungen Folge geben und seine Vorlesungen vielleicht auch auf Klagenfurt ausdehnen wird."

Wir blicken mit einigem Nationalstolz auf diese Anerkennung des norddeutschen Gastes in Oesterreichs süddeutschen Landen. Zugleich dürften wir mit aller Bescheidenheit nicht

zu verkennen haben, wie sehr Wien den Ton dazu angegeben. Die Bevölkerung Wien's hat ihn mit offenen Armen aufgenommen und die weittragende Stimme der Journalistik auf's wirksamste seine Pfade geebnet. Die österreichische Gastlichkeit hat sich mit Ruhm bedeckt.

Ja, fast könnte es scheinen, daß wir des Guten zu viel gethan. Unsere Liberalität war so groß, daß sie fast blinde Ergebenheit scheinen könnte. Aber diesen Schein auf uns sitzen zu lassen, hieße die Selbstverläugnung zu weit treiben. Unsere Gastlichkeit soll bewundert und nachgeahmt, nicht aber — belächelt werden. Das zu verhindern bleibt uns daher noch ein letztes Wort über Bogumil Golz zu sprechen übrig.

Unsere öffentlichen Stimmen haben Bogumil Golz einstimmig und enthusiastisch gelobt; kritisirt hat ihn eigentlich keine. Die Kritik wurde vom Privatgespräch übernommen. Im Privatgespräch bildete sich bald das Gefühl aus, daß die Presse zwar die Wahrheit sage, nicht aber die ganze Wahrheit. Je näher man den merkwürdigen Gast kennen lernte, desto unläugbarer empfand man zwischen dem ersten Eindruck und allen folgenden — ein Mißverhältniß, welches kritisch erklärt sein wollte.

Wir selbst fanden uns oft um unser Urtheil befragt. Die Art nun, wie wir das Soll und Haben des Naturgenie's formulirten, sprach an, so daß sich regelmäßig und dringend die Aufforderung hören ließ, unser Urtheil zu veröffentlichen. Wir könnten uns rühmen, unser Aufsatz sei, wie wenige andere, aus dem Volke hervorgegangen. Deßungeachtet hielten wir lange damit zurück. Wir wollten lieber uns selbst, als die Interessen unseres Gastes aufopfern. Vor einer Handvoll von Tagen wäre das Nachstehende noch auf dem Laufenden gewesen, hätte aber die gute Stimmung für Bogumil Golz

vielleicht beeinträchtigen können. Heute, wo er die Wiener Erfolge hinter sich hat, und auch der Provinzernten sicher ist, ist unsere Kritik vielleicht aus der Mode, dafür aber gänzlich gefahrlos für den Kritisirten. Das ist die Wahl, die wir vorziehen. Es handelte sich uns einzig darum, ein Zeugniß zu geben, daß wir unserem Gaste nicht blos wie gutmüthig-verblüffte Naturkinder, sondern auch wie denkende Menschen gegenüberstanden, ein Zeugniß, von welchem es vollkommen gleichgiltig ist, ob wir es vierzehn Tage früher oder später abgeben. Mag's drum sein, daß es am Ende keinen anderen Werth mehr hat, als einen historischen.

Bogumil Goltz ist uns durch das Medium der Literatur bekannt geworden und nach literarischem Maßstabe muß er beurtheilt werden. Alle Ausflüchte sind unzulänglich ihn als reinen Menschen, als reine Naturkraft gelten zu lassen. Wer möchte Friedrich II. oder Napoleon große Männer nennen, wenn sie nicht große Thaten verrichtet hätten? Nicht das Seiende, sondern das Wirkende gilt.

Nun gibt uns Bogumil Goltz den merkwürdigen Widerspruch zum Besten, daß er mit seiner ungeheuren Naturkraft in der Literatur, worin er sie einsetzt, deßungeachtet nur rhapsodisch, fragmentarisch und — Alles in Allem — vergänglich wirkt. Man fühlt den Reiz, diesen Widerspruch sich zu erklären.

Bogumil Goltz ist geistreich, höchst geistreich. Er ist es so sehr, daß er es allein zu sein glaubt, und unser, das literarische, Geistreichsein mündlich und schriftlich verwirft. Und doch haben uns geistreiche Literaten wie Lessing, Herder, Schlegel, Tieck, Gervinus mehr zu sagen, fördern und bilden uns besser, als geistreiche Naturalisten wie Bogumil Goltz. Wie kommt das?

Es will uns scheinen, daß es zwei Arten von Geist gibt, oder mindestens zweierlei Quellen des Geistes.

Bogumil Goltz ist ein eminenter Sinnenmensch. Seine Sinnlichkeit — möchten die Deutschen dieses philosophische Wort doch niemals mit Lüsternheit verwechseln! — seine Sinnlichkeit, sagen wir, besitzt eine Kraft des Anschauens, Begreifens und Empfindens, worin er unser Aller König ist.

Aber was ist denn nun der Werth dieser Sinnlichkeit? werden die Culturmenschen fragen, welche sie selbst nicht mehr haben, ja sie wohl gar für ein Hinderniß auf ihrem Bildungswege halten. Wenn wir auf hundert Schritte hören und ein Anderer hört auf tausend, wenn wir auf tausend Schritte sehen und ein Anderer sieht auf zehntausend — was ist's denn nun weiter? Im Sinnlichen bleibt er doch auch stecken; wenn er seine Grenze ein wenig hinausrückt, was will das bedeuten?

Es bedeutet Alles! Es ist nämlich nicht wahr, daß er auch im Sinnlichen stecken bleibt. Wenn man in gerader Linie auf die sinnlichen Dinge losgeht, so kommt man zuletzt bei einem Puncte an, wo sich die Landschaft auf einmal verändert und das Ding nicht mehr Ding ist, sondern Geist. Wissen wir doch Alle, daß Geist und Materie eins sind und nur die Sprache zweierlei Worte für diese Einheit hat.

Der Einheitspunct von Ding und Geist nun liegt in der Natur, — die Cultur hat sich mehr und mehr von ihm entfernt. Auserwählt also der, welcher Natur hat, und um so auserwählter, je mehr er Natur hat! Mit seiner Sinnlichkeit, der unverminderten Ausstattung seiner großen Mutter, ist ihm alles Wissen der Erde gegeben. Mit seiner Sinnlichkeit schaut er den Dingen ins Herz, an deren Oberfläche wir uns schon müde geschaut, er restaurirt die nachgedunkelte und staubblinde Schöpfung, macht sie wieder neu, jung, frisch und lebendig,

er ist wie Adam im Paradiese, als ihm Gott der Herr alle Thiere der Erde vorführte, damit er sie mit Namen benenne! Wie geistreich benennt er sie! Es sind die Empfindungswörter der Natur, nicht die Begriffswörter der Bücher.

Also Bogumil Goltz ist geistreich in Kraft seiner starken sinnlichen Anschauung. Mit dieser Kraft durchdringt er die Dinge, durchdringt sie bis zu dem Puncte, wo das Ding Geist wird. Gebt ihm eine Pyramide, eine Schuhschnalle, eine Regenwolke, einen Puterhahn und er wird euch auf's Haar sagen, was der Geist dieser Dinge ist. Er versteht die Natur besser als Einer, und saugt aus jedem Naturding den immanenten Geist heraus.

Nunmehr haben wir Geister. Wir haben von jedem Ding seinen Gedanken. Wer aber verbindet uns jetzt diese Gedanken?!

Hier verläßt uns Bogumil Goltz. Er hat uns mit einer Spürkraft, welche der unsrigen weit überlegen ist, alles Wild der Erde zusammengejagt, aber er schießt es nicht, noch weniger kocht er es. Es ist erstaunlich, welche Stärke er in der Auffindung und welche Schwäche er in der Bearbeitung von Gedanken hat. Daher geschieht es, daß seine Bücher zugleich bezaubern und ermüden. Kein Mensch ist reizender im Detail, wir folgen ihm mit Wonne von Ding zu Ding. Endlich aber wünschen wir doch die vielen Posten zur Summe zu schlagen, und hier stockt's. Er wiederholt sich, widerspricht sich, verirrt sich, wir kommen wenig und auf holprigen Wegen aus seinen Zauberrevieren heraus. Es geht sich durch seine Bücher wie durch lieblich gewundene Thäler, es hört sich köstlich zu, wie er vor jedem Bachkiesel und jedem Moosstengel predigt; zuletzt aber schmachten wir sehnsüchtig nach den Anhöhen hinauf, nach jenen Anhöhen, wo Goethe, Jean Paul oder selbst Hebbel sitzt, und wo wir einen jener General-

gedanken bekämen, welche Bogumil Goltz nicht hat. Dieser liebenswürdige Führer führt uns im Thale weiter, zeigt uns andere Bachkieſel und andere Moosſtengel oder ruft zu guter Letzt noch ein Bäuerwägelchen an, wo man ſoeben ein Kind zur Taufe führt, und ſchenkt uns Götterſprüche über Elternliebe und Wagenſchmiere!

So ſtatuiren wir denn zwei Sorten von Geiſtreichſein: die eine findet Gedanken, die andere verarbeitet ſie. Jenes iſt das Geiſtreichſein des Naturaliſten, dieſes das Geiſtreichſein der Cultur, der Reflexion, der Philophie, kurz das literariſche Geiſtreichſein. Wir könnten dieſelbe Formel ökonomiſch ausdrücken und ſagen: jenes iſt die Natural-, dieſes die Capitalwirthſchaft des Geiſtes.

In dieſer Unterſcheidung ſind wir über Bogumil Goltz orientirt. Er ſteht mit beiden Füßen in der Naturalwirthſchaft. Er iſt Geiſt-Bauer. Daher auch die Art wie er über „Die Bildung und die Gebildeten" denkt, die unverſöhnliche ruſtikale Eiferſucht, womit er die Literaten und Literatur verfolgt, auf ein Haar jenem Gefühle gleicht, welches der Bauer gegen den Kornhändler hat. Er ſieht den Mann reich werden, reicher als er ſelbſt iſt, und doch hat er kein einziges Weizenkörnlein eigenhändig geſäet und geerntet. Das verdrießt ihn unſterblich. Er nennt daher den Kornhändler am liebſten Kornwucherer, Kornjuden, und läßt ſichs nicht ausreden, daß das ganze Geſchäft mit einer Art Schwindel und Spitzbüberei zugeht. Das iſt der Grundton, auf welchem Bogumil Goltz ſeine unabänderlichen Ausfälle gegen die Literaten variirt. Er verſteht ſich vortrefflich auf die Urproduction des Geiſtes, aber ſpottſchlecht auf den Handel mit Geiſt und auf die Induſtrie des Geiſtes. Er ſtellt allen Ernſtes die Forderung, wer Oel haben will, der ſoll Reps bauen, und wer Trüffel eſſen will, ein Grundſtück in Perigord beſitzen. Den

Correggio hätte auch er mit einer Last Kupfergeld erdrückt und nichts davon wissen wollen, daß man denselben Betrag, ja hundertmal mehr, in einem dünnen Papierblättchen besitzen kann. Vor den Geist-Börsen, z. B. Zeitungs-Redactionen oder Hofschauspielhäusern, bekreuzt er sich wie ein frommes ehrliches Bäuerlein, welches seine harten Thaler in Strümpfen verwahrt, und alles Papiergeld für eine Erfindung des Teufels hält. Er sieht Alles tief unter sich, was den Geist nicht so hat wie Er, d. h. ihn nicht durch sinnliche Anschauung hat. Er hat keine Ahnung davon und will sie nicht haben, daß der Umsatz mit Geist eben so Geist-erzeugend ist wie die Anschauung selbst, daß die Geist-Werthe bis ins Unglaubliche vermehrt werden durch die culturmäßige Behandlung und Veredlung der geistigen Rohproducte, kurz, er schätzt nur die geistige Bauernarbeit, aber nicht die geistige Bürgerarbeit; er schätzt die Literatur nicht.

Zwar fehlt es in seinen Schriften nicht an zahlreichen Beweisen des Gegentheils. Sein Auge sieht viel zu gut, als daß er die Thatsache nicht sehen und bezeugen sollte, wie der Naturalist, z. B. der Bauer, der Förster, der Landjunker, eine so gar traurige Rolle im Alter spielt, während der alternde Gelehrte vortrefflich figur macht. Aber hier liegen zwei unvermittelte Erkenntnißschichten in Bogumil Goltz. Er erkennt zwar diese Wahrheit, aber er liebt sie nicht. Sie paßt nicht in sein System, sie schwimmt darin oben auf. Er spricht sie nur aus, weil er es muß, weil sie allzuschreiend ist, als daß sie verhehlt werden könnte. Und bedeutungsvoll ist es, daß er ihre Anerkennung so weit als möglich hinausrückt, — in's Alter! Warum just in's Alter? Ist der Egoismus des Naturalisten liebenswürdiger, so lange er noch rothe Wangen und volle Lenden hat? Ist der Idealismus eines jungen bleichen Gelehrten, der sich im Studium eines Lazarethfiebers aufopfert,

in der Jugend weniger erhaben als im Alter? Ja, warum überhaupt den Literaten und den Naturmenschen auseinander legen? Hat Bogumil Goltz doch mit eigenen Augen gesehen, wie in den Befreiungskriegen die literarischen Städter so gut ihren Mann stellten als die kassubischen Bauernknechte! Und Theodor Körner? Er säuselte Muttergottes-Sonette und drechselte Kotzebue'sche Lust- und Singspielchen, als der Sturm losbrach, wo er mit seinem Flammberg dreinfuhr. Bogumil Goltz hätte den „Literaten" mit seiner spottendsten Laune verfolgt, aber der Literat hätte bewiesen, — was Bogumil Goltz so hartnäckig zu leugnen liebt — daß Dichten oder Zeitungsschreiben dem Naturalismus nicht schadet.

Um aus unserer Betrachtung nun einen Schluß zu ziehen, so scheint uns die Natur mit Gestalten, wie Bogumil Goltz, just das Gegentheil dessen zu beweisen, was er selber beweisen will. Während er mit Feuer und Schwert sein Natur-Evangelium predigt, — oft als Apostel, aber noch öfter als Kapuziner, — werden wir auf's eindringlichste belehrt, wie nackt die Natur ist ohne Kunst und Erziehung. Oft wenn wir ihn im Privatgespräch hörten, und Viele, die ihn gleich uns gehört, wissen, daß das der echte Goltz, der öffentlich sprechende aber nur sein Revers war; wenn wir sein Antlitz sich röthen, seine Muskeln sich spannen, sein Auge flammen sahen, und seine Stimme in Keilschrift accentuirte, dachten wir bei uns selbst: nach diesem Modell kann man sich Bernhard v. Clairvaux und Johann Capistran vorstellen, Redner, welche das Volk zu Kreuzzügen hinrissen, in einer Sprache, welche das Volk nicht verstand! Aber weder Bernhard v. Clairvaux noch Johann Capistran war — ein Luther! Zu diesem gehörte theologisches Studium, Gelehrsamkeit, kurz, literarische Bildung. Bogumil Goltz erlaubt uns nicht entfernt an Namen zu denken wie Lessing, Herder: Büdner,

Bayerische Staatsbibliothek München

die ihm sicher nicht an Geist und Gefühl überlegen waren, aber an — Schule.

Eines jedoch ist merkwürdig, ja unbegreiflich! Warum Bogumil Goltz nicht Philosoph ist, läßt sich aus tausend Gründen darlegen. Aber warum ist er nicht Dichter? Wer immer gefragt würde, was zu einem Dichter gehört, insofern es theoretisch vorstellbar ist, der würde genau Alles das nennen, was in Bogumil Goltz verkörpert ist. Zuerst Natur, und aber Natur und zum dritten und letzten Natur! Natur war die Losung der Stürmer und Dränger mit ihrem Bannerherrn Goethe voran. Im jüngeren Goethe ist kein Blatt, keine Linie zu lesen, die nicht auf Natur dringt. Nun hat sie Bogumil Goltz, hat sie so stark und vielleicht noch stärker als Goethe selbst — und doch! Es könnte geradezu die Frage sein, wenn Goethe und Bogumil Goltz mit einander über's Feld oder durch ein Marktgewühl gingen, welcher von Beiden feinere und schärfere Beobachtungen machte und sie glücklicher ausdrückte. Aber die Beobachtungen des Einen würden Kunstwerke, die des Andern — Standreden.

Bogumil Goltz ist, gleich dem echtesten Dichter, von Kopf bis zu Fuß angefüllt mit Poesie. Aber während die Poesie des Dichters wie eine leuchtende Flamme zum Haupte herausschlägt, bleibt sie bei Bogumil Goltz gleichsam im Leibe stecken und dringt ihm nur zu den Poren des Leibes heraus. Dem ganzen Manne wäre geholfen, wenn er seine strotzende Poesie in lebendigen Menschengestalten von sich ablösen könnte. Aber das kann er nicht. Und nun ist es seltsam wie all jene Lebenskraft, womit er keinen Don Quixote oder Fallstaff erzeugt, in seinen Styl geschossen ist, und dort jenes Myriaden-Gewimmel von kleineren Lebensorganismen ausbrütet, welches wir kennen. Darum sind seine Worte so lebendig, weil ihnen alle Kraft geblieben ist, womit ein Anderer Gestalten erzeugt. Ein Goldkäfer

von Substantiv fliegt mit einem Heupferdchen von Verbum gen Himmel, ein achtfüßiges Adjectiv krabbelt an einem sechsfüßigen Adverbium herum, man tritt in seine Bücher wie in einen lenzschwellenden Garten, sein Styl wimmelt von Bienen, Wespen, Ameisen, Glühwürmchen, Schmetterlingen, Mücken, Fliegen, Spinnen, Schnecken, — und doch sagt man beim ersten Blick über den Garten: Wie menschenleer ist's hier! Bogumil Goltz hat keinen einzigen Menschen geschaffen wie Shakespeare, oder auch nur wie Turgénjew, der Shakespeare der Novelle! Bogumil Goltz ist kein Dichter. Es fehlte ihm wenig, vielleicht sehr wenig dazu, und doch ist das Fehlende entscheidend. Die Natur hat ihm schweres Unrecht gethan. Diese launische Künstlerin, welche sich Mühe nimmt, ein Moospflänzchen auszuarbeiten, hat einem Meisterstücke, wie Bogumil Goltz, ihre letzte Hand versagt, und es unfertig in die Welt geworfen.

Aber wie könnte vom Talente der Organisation die Rede sein, wenn sogar das der Accomodation fehlt? Es ist bekannt, daß die Goltz'schen Schriften auf eine unerlaubte Weise von Nachlässigkeiten des norddeutschen Patois' strotzen. Es wäre nun die geringste Mühe gewesen, wenn er vor einem Publicum, das ihn so freundlich und lohnend aufnahm, diese Verunzierungen getilgt hätte. Aber es fiel ihm nicht ein. In seinem Buche der Kindheit steht die schlechte preußische Phrase: Und eh' sich das Kind noch besinnen kann, „daß es Schmisse besehen hat", wird es schon wieder geküßt und gekos't. Die Phrase „Schmisse besehen" that uns schon in der Lectüre weh. Bogumil Goltz aber übertrug sie mit größter Gemüthsruhe aus seinem Buche in die Vorlesung und hier war sie doppelt unverantwortlich, denn er las vor einem eleganten und vor einem süddeutschen Publikum. Oder ein anderes Beispiel. Er sagt uns, wie viel hundert Fuß hoch

und breit die Pyramiden sind. Er fühlt aber wohl, daß das nicht imponirt und trockene Ziffern kein sinnliches Bild geben. Er sagt also, er wolle es anders anfangen. Bei dieser Verheißung spitzt man die Ohren und erwartet einen recht saftigen Kraftbissen. Aber er fordert uns auf, uns die ungeheure Bodenfläche vorzustellen, welche von der Pyramide eingenommen wird und sagt uns, es seien so und so viele — Ruthen! Auch diese Stelle war wörtlich vom Buche übertragen. Er nahm sich nicht die Mühe, vor einem süddeutschen Publicum die Ruthen auf Klafter zu berechnen. Eigentlich hätten wir überhaupt ein besseres Bild erwartet. Vor Wienern hätte er mit dem größten Effecte so sprechen können: Stellen Sie sich die Pyramide von Gizeh fast so hoch wie den Stephansthurm vor, denken Sie sich, daß ihre beiden Seiten herabreichen ungefähr bis zum alten Kärntnerthor und zur Ferdinandsbrücke, und der Riesenbau wird vor Ihren Augen stehen! Als Bogumil Golz über die Pyramiden las, war er bereits lange genug in Wien, um dieser Ortsverhältnisse mächtig zu sein.

Solche Nebensachen bezeichnen die Hauptsache. Sie bezeichnen den bäuerlichen Zug, den wir in seinem Genius gefunden haben, das starre versteinerte Festhalten am Gewohnten, die gänzliche Unfähigkeit, sich zu accomodiren, kurz jenen Egoismus des Naturalisten, den er selbst so gut kennt, leider aber auch theilt. Diese kraftgeniale Ichheit betont und bejaht sich selbst so riesenhaft einseitig, daß sie gar nicht aus sich heraus kann, um auch in Andere einzugehen. Welche Ironie! Der Mann reist darauf, uns seinen Menschensinn bewundern zu lassen, jenen Menschensinn, womit er den polnischen Juden und den arabischen Eselstreiber durchdringt, und doch hat er nicht Menschensinn genug, um sich ein wenig auch in seine freundlichen Wirthe zu schicken!

Das Alles entscheidet. Das Alles macht uns klar wie die Sonne, warum Bogumil Goltz kein großer Dichter ist. Es fehlt ihm zum Dichter die Liebe und Selbstentäußerung. Er verlangt von der Welt: da, nimm mein Ich wie es mir selbst die große Natur gegeben! Aber die Welt nimmt keine Ichs, sondern nur wieder Welt. Sie will von einem dichterischen Ich sich selbst verklärt zurück erhalten, nicht aber ein naturrohes Ich allein schon als Dichtergabe annehmen. Bogumil Goltz genießt die Natur und denkt, dieses sein genießendes Ich müsse auch Andern Genuß sein. Er unterläßt den ganzen ungeheuren Proceß, womit ein dichterisches Ich die Natur zum Menschengenuß verarbeitet, er verschmäht und schmäht diese Arbeit. Kurz, nicht er hat die Natur, sondern die Natur hat ihn. Er ist der Natur gegenüber nicht sowol ein Begeisterter als ein Besessener.

Bogumil Goltz liebt über die Maßen das Bild, wir sollen die Natur auf uns spielen lassen wie auf einem Claviere. Schön, aber doch nur halb wahr! Bogumil Goltz vergißt nämlich, daß das Stück vierhändig ist! Wir selbst müssen mitspielen. Wir sind nicht nur Instrumente, sondern auch Künstler. Bei dem Clavierspielen, wie Bogumil Goltz es sich denkt, wären wir über Adam und Eva niemals hinaus gekommen. Bei diesem Clavierspielen wäre Goethe nicht mehr als Lenz, und Schiller nicht mehr als Schubart geworden. Zwar ist Bogumil Goltz ganz der Mann dazu, um uns ungenirt zu sagen, daß ihm Lenz und Schubart vielleicht lieber sind als Schiller und Goethe; es wäre nicht die kühnste seiner Paradoxien, denn wir haben noch stärkere gehört. Aber eben deshalb ist er bei all seiner poesievollen Naturmystik weder ein Hamann, noch ein Angelus Silesius, noch ein Jacob Böhme, sondern eben nur — ein Bogumil Goltz.

Turgénjew und die slavische Welt.

Erzählungen von Ivan Turgénjew. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. 2 Bände.

München, Rieger'sche Universitäts-Buchhandlung, 1865.

I.

Von diesen Novellen sagt der Uebersetzer in der Vorrede: „Die Kunst der Darstellung, welche mit den einfachsten Mitteln zu wirken weiß, und uns in wenigen lebensvollen Zügen fremde Menschen und Zustände bis zur Greifbarkeit veranschaulicht; die Schärfe der Charakterzeichnung, die jede einzelne Figur aus dem Kern ihres Wesens heraus unvergeßlich dem Gedächtnisse einprägt; die edle Einfachheit der aller Phrase abholden Sprache, die rücksichtslose Wahrheitsliebe und der dem tiefsten Gefühl entspringende feine Humor — kurz, alle Vorzüge, welche Turgénjew's „Jagdskizzen" auszeichnen, finden sich in den folgenden Erzählungen in womöglich noch höherem Grade wieder, so daß er unter den besten Novellisten der Gegenwart (nicht blos in Rußland) einen hervorragenden Platz einnimmt. In künstlerischer Beziehung wird er von Wenigen erreicht, von Keinem übertroffen. Mit feinem Stilgefühl weiß er für jede seiner Erzählungen den richtigen Ton zu treffen und einen passenden Rahmen zu finden."

Wenn es sich darum handelt, eine von jenen Erscheinungen zu charakterisiren, an welchen das Geheimniß der Ewigkeit sich ausdrücken will, so ist jeder, auch der kleinste Beitrag willkommen, der es im guten Glauben versucht, das Unnennbare zu nennen. Wir unterschreiben deßhalb mit Vergnügen die angeführten Worte Bodenstedt's, denn sie bezeichnen,

gleichsam wie ein ehrenvolles Schul- oder Studienzeugniß, wenigstens den Artisten und Techniker in Turgénjew. Hat man auf diese Weise gesehen, wo seine Füße stehen, so bleibt nur noch übrig, die Richtung zu bezeichnen, in welcher sein Herz schlägt, und wohin sein Haupt ragt. Das heißt nun freilich, Gott versuchen, denn der Dichter, der echte, wirkliche Dichter, ist unaussprechlich, und das letzte Wort, ihn zu bezeichnen, liegt nicht auf einer Menschenzunge. Lassen wir denn unseren Dichter selbst sprechen! Es tönt uns die bedeutungsvolle Melodie im Ohre, womit er den „Ausflug in die Waldregion" anhebt. Es ist nur ein Splitter seines Geistes; aber wie aus wenigen Tacten erkennbar ist, ob Papa Haydn oder der große Beethoven spricht, so wird es ein sichtbarer Zug im Antlitz seiner unsichtbaren Seele sein.

Turgénjew beginnt seinen Ausflug in die Waldregion wie folgt:

„Der Anblick der ungeheueren, den ganzen Horizont umspannenden Kieferwaldung, der Anblick der Waldregion erinnert an den Anblick des Meeres. Auch erweckt er dieselben Eindrücke; dieselbe jungfräuliche Urkraft dehnt sich breit und mächtig vor dem Angesichte des Beschauers aus. Aus dem tiefsten Innern der uralten Waldung, wie aus dem ewigen Schoß der Wasser ertönt die gleiche Stimme der Natur, welche zum Menschen spricht: Ich habe mit dir nichts zu schaffen, ich herrsche; — du aber sorge für dein Leben!

„Der Wald ist nur einförmiger und melancholischer als das Meer; besonders bietet der Fichtenwald ein beständiges Einerlei und eine fast lautlose Stille.

„Das Meer droht und schmeichelt, spielt in allen Farben, redet in allen Zungen; es spiegelt den Himmel wieder, von welchem gleichfalls ein Hauch der Ewigkeit weht, aber einer Ewigkeit, welche uns nicht fremd zu sein scheint. Der unver-

änderlich finstere Nadelwald dagegen zeigt sich entweder in mürrischem Schweigen oder dumpfem Geheul, und das Bewußtsein unserer Nichtigkeit durchdringt bei seinem Anblick das Herz noch tiefer und unwiderstehlicher.

„Schwer fällt es dem Menschen, dem gestern gebornen und heute dem Tode geweihten Eintagswesen, den kalten, theilnahmlos auf ihn gerichteten Blick der Isis zu ertragen; nicht blos die kühnen Hoffnungen und hochfliegenden Träume der Jugend werden gedemüthigt und erlöschen in ihm beim Eisheuche der Elementarmächte: seine ganze Seele zieht sich gebeugt und scheu in sich selbst zurück; er fühlt, daß der letzte seiner Brüder vom Angesichte der Erde verschwinden könnte, ohne daß nur eine Kiefernadel an den Zweigen darob erzitterte; — er fühlt seine Vereinsamung, seine Schwäche, seine Abhängigkeit vom Zufall, und mit heftiger heimlicher Angst kehrt er zu den kleinen Sorgen und Mühen des Lebens zurück; ihm wird es leichter um's Herz in dieser von ihm selbst geschaffenen Welt; hier fühlt er sich heimisch, hier wagt er noch an seine Bedeutung zu glauben und seiner Kraft zu vertrauen."

Das ist Dichtergefühl! Es ist der directe Gegenpol jenes tausendköpfigen Dichterlings, welcher in jedem Thautropfen sich und sein Liebchen erblickt; welchem ach! die „ganze Natur mitjubelt und mitweint", wenn er heute Assessor wird und morgen ein Kind begräbt. Von diesem Dichtergesindel hat Turgénjew nicht einmal eine Ahnung. Der Mensch, den er kennt, wagt nur in der selbstgeschaffenen Welt sich zu fühlen; er weiß es nicht, er setzt es gar nicht voraus, daß es poetasternde Philistermenschen gibt, so klein, so frech, so eitel, daß sie ihr nichtiges Ich auch dem „Mitgefühl" der umnahbaren Natur aufzudringen wagen. Er kennt die tausend Goldschnittbände unseres deutschen Büchermarktes nicht. Glücklicher Russe! großes Dichterherz!

Dessenungeachtet ist Turgénjew nicht Pessimist. Er ist es so wenig, als es die Griechen waren, obwol sie die Jder des Fatums hatten. Er ist nur, wie sie, ein reiner und großer Mensch. Es heißt noch nicht Pessimist sein, wenn man die Selbstüberschätzung des Optimismus nicht theilt. Es heißt blos den Schwerpunkt dort suchen, wo er thatsächlich liegt. Man braucht den Menschen nicht als Mensch und Mitgeschöpf aufzugeben, wenn man weiß, daß er von der Natur aufgegeben ist. Man braucht ihm nicht ein Herz zu versagen, wenn man weiß, daß er der Natur gleichgiltig ist. Man braucht, wenn man das Unglück seines Daseins erkannt hat, sein Unglück noch nicht für seine Schuld zu halten. Man braucht ihm daher diese Schuld nicht durch einzelne seiner Handlungen anzumotiviren, was grausam ist, noch sie durch andere seiner Handlungen sühnen und auflösen zu wollen, was kindisch ist.

Wenn wir damit den richtigen Punkt bezeichnet haben, welchen zwischen Mensch und Schicksal Turgénjew einnimmt, so weiß der kundige Leser sich selbst zu sagen, wie ungemein selten die Dichter sind, welche diesen Standpunkt wirklich einnehmen. Bewegt sich doch um jene angebliche Schuld und jene angebliche Sühne der Schuld die ganze Peripetie der hergebrachten Dichterpraxis. Vergebens steht ein Mann wie Shakespeare da, welcher die unschuldige Cordelia wie die schuldige Lady Macbeth gleichmäßig — verunglücken läßt; die Ewigblinden dichten der Cordelia lieber auch eine Schuld an, damit sie in ihre optimistische Schablone von Lohn und Strafe paßt. Und doch darf uns die Menge und das Ansehen der Ewigblinden nicht abschrecken. Und doch dürfen und müssen wir sagen: kein Mensch geht in seinem Gleichgewichte, wofern er den richtigen Schrittwechsel von Optimismus und Pessimismus nicht kennt. Man hat das Gehen ein beständiges Fallen genannt; nämlich ein durch das beständige Finden des

Schwerpunktes aufgehaltenes Fallen. Mag sich der gleichgesinnte Leser mit Erstaunen bewußt werden, warum und wie viele der Dichter unaufgehalten fallen, wirklich fallen, nicht auf die Fußsohle, sondern zu Boden fallen.

Jean Paul z. B. war durch und durch Optimist, aber doch groß genug, den Gegenpol davon wenigstens zu ahnen, obwol er in seinem unmännlichen Herzen nicht Platz hatte. Und so warf er sich denn über die Menschheit her, bedeckte sie mit seinen Küssen, erdrückte sie mit seinen Umarmungen und schien allen Ernstes zu glauben, er könne mit seiner einzelnen, persönlichen Menschenliebe ihr das große Weltweh ersetzen. Byron that umgekehrt. Er fühlte das Welt-Elend tiefer und eines Dichters würdiger, als Jean Paul; aber er ließ es die Menschen entgelten, daß sie der Stoff waren, woran es ihm zur Erscheinung kam. Er haßte die Menschen, gleichsam als haßte er Baumblätter oder Wasserwellen, weil sie den Sturm zeigen, der durch die Welt geht. Jener verlor sein Gleichgewicht durch die Menschenliebe und nach der Seite des Optimismus, dieser durch den Menschenhaß und nach der Seite des Pessimismus hin. Beider Dichten war ein wirkliches Fallen.

Darum ist Shakespeare der größte aller Dichter, weil er auf einem dritten und höheren Standpunkte als antik und christlich, am genauesten die Grenzlinie kennt zwischen der persönlichen Menschenschuld und der Schuld des Weltdaseins, welche in's einzelne Menschenleben als unverschuldetes Unglück fällt. Wir wollen unsere Fühlung Niemand aufdringen, wenn wir einen verwandten Zug dieses Tiefsinns in Thackeray empfinden, welchen wir nicht ungern den Shakspeare des Romans nennen möchten, wie wir bereits an einem anderen Orte unsern Turgénjew den Shakspeare der Novelle genannt haben.

Turgénjew ist so wenig sittlich-indifferent als Goethe, dem es die Polizeichristen hartnäckig nachsagen. Er hat nur jenen unaussprechlichen dichterischen Geheimsinn, welcher am schwarzen Boden des Abgrundes die persönliche Menschenschuld und den Bruch in der Weltanlage, die That des freien Willens und das Verhängniß unentfliehbarer Motive schärfer unterscheidet, als wir es droben auf der Höhe des Abgrunds, mit oberflächlichen, vom Dogma befangenen, von der Sonne des Optimismus geblendeten Augen vermögen. Es ist daher auch sein Schema von Schuld und Strafe nicht das der Polizeichristen, sondern beide grenzen mit leisen Uebergängen an jene Region, in welcher auch der Schuld- und Strafloſe steht — an's Unglück. Wenn die Sonne des Optimisten über Gerechte und Ungerechte scheint, so weiß Turgénjew, daß über Gerechte und Ungerechte auch der Nebel sinkt und der Himmel sich verfinstert. Leidet im „Wirthshaus an der Heerstraße" der arme gerechte Akim weniger durch die Schuld seines Weibes, als dieses durch sich selbst? Er leidet noch mehr! Und anderseits wieder: wenn er seinem schuldigen Weibe mit schöner Menschlichkeit verzeiht, was ist sein Lohn dafür? Aber vielleicht war es nicht sein Tugendverdienst einer „schönen Menschlichkeit", sondern nur die slavische Passivität, die angeborene Naturanlage zum Leiden und Dulden. Nun, dann holte ihm auch der Dichter aus dieser seiner slavischen Naturanlage, und nicht aus irgend einem dogmatischen Tugendfonds den schmerzenstillenden, sich selbst lohnenden Ersatz. Und so ist es auch. Während das schuldige aber unbedeutende Weib nach normal überstandener Thränen- und Reuekrisis in ein leeres schicksalloses Nichts versinkt, ist es der arme schuldlose Mann, welcher den Schicksalsproceß der Schuld austrägt. Aus dem Tiefsten seines slavischen Gemüthes bricht in herrlicher Strahlengarbe die Frömmigkeit hervor, jene herzenseinfältige, slavische Frömmigkeit,

wovon der esprithafte Westen keinen Begriff mehr hat. Man sieht ihn durch sein heiliges Rußland von Kirche zu Kirche, von Wallfahrt zu Wallfahrt pilgern; der alte inbrünstige Beter wird seinem ganzen Volke eine bekannte Charakterfigur. Sein Weib ist schuldig und er wallt als Büßer umher! Scheint es doch, der alte ehrliche Akim empfindet mit einer durch Indien ergänzten Christlichkeit, daß in der einzelnen Menschenschuld — gleichviel, wer sie begangen — die allgemeine Weltschuld abzubüßen. Und Büßer wird — nicht nach unseren Begriffen der Schuldige, sondern nach Dichterbegriff — wer Gemüthstiefe genug für die Schuldempfindung hat. Die schuldige Afdotja scheuert und wäscht, aber der schuldlose Akim pilgert und betet!

II.

Wenn Turgénjew nicht den großen tragischen Blick für das Weltunglück hätte, sondern wie die dogmatischen Dominospieler unseres Drama's gehorsam sich dazu hergäbe, alles Unglück fein säuberlich aus den Motiven einer begangenen Menschenschuld, wie aus klappernden Dominosteinen, zusammenzusetzen: so könnte manche seiner Novellen für den Laien befriedigender abschließen, deren geistigster Reiz es ist, daß sich Fragezeichen an sie knüpfen, welche just dem Wissenden die Geheimschrift höherer Mächte bedeuten. Daß sich in „Faust" die göttlich-reine und sich selbst getreue Vera nur von der Möglichkeit der Sünde schon tödtlich berührt fühlt und stirbt, dieses Unglück z. B. dürfte allgemein befriedigen, denn es bedarf ja dessen, damit ihr Charakter überhaupt sich erfülle. Außer demselben aber geht noch ein feiner haarartiger Bruch durch die Novelle, vielleicht nur von Wenigen gesehen und auch den Sehenden kaum verständlich. Warum kam es überhaupt so? dürfen wir fragen. Hat doch Paul das Weib, das er als

Gattin und Mutter wieder findet, in einer allerdings sittlich unnahbaren Situation wieder findet, schon vor zehn Jahren als Mädchen beachtet, ja um sie geworben. Warum glaubte er der Mutter, welche ihm sagte, er sei nicht der Rechte? Warum stand er damals ab von der Werbung, da ihn doch die ganze Novelle als den einzig Rechten auf das glänzendste legitimirt? Warum? Weil er Unglück haben sollte! Das Unglück war seine und Wera's Bestimmung und sie erfüllt sich an ihnen. Der Tod Wera's ist die richtige Katastrophe der Novelle und somit ein zweckvolles Unglück; jenes frühere Versäumen und Verzichten aber könnte leicht ein zweckloses scheinen und doch ist es nicht minder organisch, nur in einem höheren Sinne. Es ist das Spiegelbild jenes Weltunglücks, welches jedes Menschenleben — schuldig oder nicht, motivirt oder nicht — zu einem Fragmente macht.

Ein ähnlicher Fragefall läge in „Mumu" vor, diesem berühmten Seelengemälde eines Taubstummen. Wenn der arme Garassim sein Hündchen ertränkt, weil es die Herrin angeblich belästigt, so hat die Herrin jedenfalls ein Verfügungsrecht über die Hausthiere ihres Inngesindes und da uns dieses Recht nicht an sich empört, auch die Ausübung desselben mehr mit gedankenloser Weibercaprice als mit beabsichtigter Grausamkeit geschieht, so fehlte es dem peinvollen Schicksale Garassims nicht an einer annehmbaren Begründung. Deßungeachtet scheint es grundlos, zwecklos, und zwar durch sein eigenes Verhalten. Garassim ersäuft sein Hündchen und — kehrt ins Herrenhaus nicht mehr zurück. Er entflieht in sein Heimatsdorf, wo man ihn auch ruhig beläßt. Warum also ersäufte er sein Hündchen? Warum nahm er es nicht mit? Die zweite Handlung hebt die Nothwendigkeit der ersten auf. Wenn er den Plan hatte, durchzugehen, so war es planlos, das Hündchen zu opfern. Er ist jetzt nicht mehr ein Opfer

der Leibeigenschaft, sondern seiner eigenen Verworrenheit. So könnte der Leser — vernünfteln. Aber er hätte dann gethan, was Shakespeare's „Realist" neulich that, er hätte den ganzen Menschen nur theilweise aufgefaßt, nämlich nur als Vernunftwesen. Wären Romeo und Julie vernünftig, so müßten sie nicht tragisch untergehen, denn sie hätten manches geschicktere Mittel ergreifen können, ihre Lage zu ordnen, anstatt daß sie so ziemlich die ungeschicktesten ergriffen. Aber mit ihrer Vernunft wären sie nicht zugleich auch die unsterblichen Typen der Leidenschaft. Wer ahnt nicht, obwohl Turgénjew schlicht und fast wortlos erzählt, wie groß die leidenschaftliche Aufregung Garassim's war, als er in jener Nacht sein Hündchen ertränkte? Wer will behaupten, daß er überhaupt den Plan hatte, durchzugehen? Wie wenn erst nach der That der ungeheuere Schmerz ihn getrieben hätte: Fort, fort aus dem Hause, das mir das angethan hat! Ich kann diese Schwelle nicht mehr betreten! Wer ahnt nicht, daß mehr oder minder vernunftlos gehandelt werden muß, wenn der ganze Strom der menschlichen Kräfte in die Leidenschaft treibt? Wer weiß nicht, wenn der Mensch durch die Liebe fast Gott werden kann, wie viel ihm die Nemesis an menschlicher Vernunft dafür abziehen darf? Oder herrscht das Gesetz der Nemesis nicht, wo nicht griechisch geschrieben wird? Versteht man ihre Weltordnung wirklich nur als heidnische Ordnung, und ist der Satz: Wen Gott verderben will, den bringt er von Sinnen — nicht wahr, weil der Christengott überhaupt Niemand verderben will? Gelobt und gepriesen sei diese Christlichkeit, aber man besinne sich, ob ein System welches noch nicht zweitausend Jahre alt ist, einen Maßstab der Poesie enthält, welche so alt wie die Welt ist.

Man halte diesen Excurs nicht für abschweifend. Wenn man in der Kunst über die Form hinaus vom Gehalt spricht,

so berührt sie sich auf jedem ihrer Punkte mit der Philosophie. Wir haben, da doch die Worte trennen, kaum getrennte Worte für Beide. Philosophie ist Weltanschauung und Poesie ist Weltempfindung. Und der zarteste Geist dieser Weltempfindung ist vor Allem der Genius Turgénjew's. Wie man durch Kometen hindurch sieht und hinter ihnen festere Weltkörper erblickt, so sieht man durch Turgénjew's Menschen in den Weltraum hinaus und von ihren sterblich zuckenden Herzen heben sich groß und ernst die ewigen Fixsterne des Fatums ab. Es ist kein freundliches, dieses Fatum, wir haben es schon gesagt. In tiefster Seele hegt Turgénjew das Bewußtsein des Weltbruches; aber neu und deutschen Augen befremdend ist es, wie objectiv er es ausdrückt. Fast in reinen Naturlauten! Wenn bei germanischen Dichtern auch der kühnste Genietrotz nicht zu verbergen weiß, daß er einst Einheit hatte und daß er zum Bewußtsein des Dualismus nur mit Schmerz oder Schrecken erwacht ist — man denke an Goethes „Faust", an Schiller's „Resignation", oder an Byron! — so scheint bei Turgénjew der Dualismus fast angestammter Naturzustand. Er sieht bei ihm aus wie das Ursprüngliche, Gegebene, wie das Erbe vom Vaterhaus!

Dieser Zug scheint uns in eine Region zu führen, welche wir nur mit Zagen betreten, denn wir bekennen uns als Fremdling in ihr. Wir meinen die Nationalität des Dichters. Dürfen wir Turgénjew's Weltbewußtsein mit seinem slavischen Volksbewußtsein in einen Causalnexus bringen? Oder besser, dürfen wir diesen Nexus ignoriren? Wir glauben es nicht. Vielleicht folgen wir sogar der sichersten Spur, wenn wir Turgénjew's fein organisirte Instincte für die Welttragödie unmittelbar als Inspiration seines Volksthums auffassen. Werfen wir also zuletzt noch einen Blick auf die ethische Natur des Slavismus! Das Wenige, was wir über diesen

Gegenstand im Westen zu wissen glauben — und es ist geheimnißvoll genug — darf uns nicht abschrecken, mindestens rathend und ahnend an das dunkle Räthsel heranzutreten.

Wenn wir die ganze organische Welt nach dem Zahlengesetz der Einheit, Dreiheit und ungeraden Vielheit aufgebaut sehen, so scheint der Slavismus von vornherein außer dieses Gesetz gestellt. Sein Princip dürfte die Zweiheit, der Dualismus sein. Schon die slavische Social-Verfassung! Wir wissen von Jägervölkern, welche stammweise auf gemeinsame Beutetheilung ausziehen; von Hirtenvölkern, welche die Grundlage ihrer Wirthschaft, den Weideplatz gleichfalls gemeinschaftlich haben. Diese Völker nennen wir Naturvölker und ihre Verfassung ist in der Hauptsache Communismus. Sie bilden den schärfsten Gegensatz zu den Culturvölkern, deren Begriff beim Ackerbau, beim Privateigenthum anfängt. Diese Sonderung der Begriffe steht uns fest wie Himmel und Erde, Meer und Land. Der Slave nun hebt sie auf. Er ist Ackerbauer, er ist es sogar mit einer Art Mission, Naturberuf, — und doch ist er Communist! Die russische Gemeinde baut ihren Acker gemeinschaftlich. Ein Acker ohne Grenzstein! Eine Flur ohne Flurbuch! Diese Erscheinung ist dem Germanen völlig unfaßbar. Muß ihm der Slave nicht schon auf dieser einfachsten Menschheitsstufe wie ein tragischer Held erscheinen, dessen Natur ein unausgeglichener Bruch ist? Er hat aufgehört, Nomade zu sein, aber nicht ganz: er hat angefangen, Ackerbauer zu sein, aber nicht vollständig. Er stellt zwei Gegensätze, zwei Weltenden dar, welche er nicht zu vermitteln weiß. Sein erster Zustand ist schon ein Räthsel, ja ein unheimliches Ur- und Mutterräthsel, aus welchem noch viele andere, wie es uns ahnt, hervorgehen müssen.

In der That schreitet das slavische Fatum von Widerspruch zu Widerspruch fort.

Jener Bauern-Communismus, sollte man denken, müsse nun einen Wurzelstock für die vollkommenste Socialrepublik abgegeben haben. Der ausschweifendste Franzose könne sich kein Republik-Ideal träumen, was dem Slaven nicht von der Natur selbst schon geschenkt wäre. Das Gegentheil ist wahr! Das slavische Führervolk, die Russen, erzeugen sich einen monarchischen Despotismus ohne gleichen! Ein Volk, welches freigeblieben von Hierarchie und Feudalismus, ein Volk, welches seine Gemeinfreiheit nicht in ständischer Gliederung und Abstufung zersplittert, legt das Ganze dieser Gemeinfreiheit einem einzelnen Menschen zu Füßen! Wir andern Europäer wurden durch das Medium der Ständigkeit monarchisch; die Slaven werden es unvermittelt. Sie haben einen Monarchen, wie der Hund einen Herrn!

Wirklich nennt Mickiewicz die russische Absolutie, indem er sie von den Mongolen ableitet, thierisch.

Und doch macht Mickiewicz wieder Offenbarungen über den russischen Absolutismus, welche denselben nicht thierisch, sondern fast heilig erscheinen lassen. Wie er von Mickiewicz charakterisirt wird, könnte er unmöglich ein mongolisches Fremdgewächs sein, sondern er nimmt die Würde eines urthümlichsten Nationalgefühls in Anspruch.

Aber entschließen wir uns nun, die Verehrung des weißen Czars als einen wirklich sittlichen Einheitsgedanken der Slaven anzunehmen, so kommt das Verhängniß schon wieder zu einem neuen Zwiespalt. Der Czar selbst ist es, welcher eines Tags seinem Volke — westliche Aufklärung befiehlt! Die Aufklärung, entstanden als Waffe gegen Hierarchie und Feudalismus, also gegen Dinge, welche auf slavischem Boden exotisch sind, soll vom Slaven als Mittel seiner Cultur aufgenommen werden! Er kennt sie nicht, liebt sie nicht, braucht sie nicht; sie ist ihm fremd und muß ihm, wie alles Fremde, wider-

wärtig sein. Und doch befiehlt der rechtgläubige Czar dem gläubigsten Volke der Welt, Geschmack an einem Weg zum Unglauben zu finden; dem loyalsten Volke, die Vorschule der Revolution, denn das ist die Aufklärung, zu beginnen und zu durchlaufen. Er soll sich bilden nach Franzosen und Deutschen. Was thut der Slave? Gehorcht er? Aber es wird ihm Unnationales geboten. Wiederstrebt er? Aber Auflehnung gegen den Czar ist selbst unnational. Und dieses Gift eines irregemachten Gewissens trägt das russische Volk seit zwei Jahrhunderten im Leibe!

Wir haben gesagt, der Slavismus schiene viel eher eine Anlage zur Republik als zur Monarchie zu haben. Unsere Vermuthung bestätigend, sehen wir neben der russischen Monarchie in paritätischer Kraft und Fülle die „erlauchte polnische Republik." Da wäre denn zum erstenmal der slavische Dualismus, anstatt unheimlich nach innen zu wühlen, in gesundem Doppelzweig glänzend nach außen gewachsen. Aber auch das duldet das slavische Fatum nicht. Der Gegensatz stößt feindlich auf einander, wie Wasser und Feuer. Ein mörderischer Bruderkampf! Slave gegen Slave, ein Blutrachekrieg des verwandtesten Blutes! Wie die höchste Erfüllung seines Selbsts begehrt Jeder, den Andern zu vernichten. Sie packen sich mit den Messern, mit den Zähnen; sie scheinen zu dürsten, einander die Seelen auszutrinken.

Was ist das? Hat dieses Schauspiel ein Gott oder ein Teufel angestiftet? Müssen diese Völker sich vernichten oder durchdringen? Umarmen sie sich so eisern — wie sich im Stande der Wildheit auch die Geschlechter, zwar gewaltthätig, aber doch fruchtbar umarmen? Oder umarmt sich die slavische Blutsgleichheit — wie ein- und dasselbe Geschlecht, in ungeheurer Unsittlichkeit nicht zeugend, nur frevelnd? Wer weiß es? Ist der Angriff des Russen ein Verbrechen, weil er nicht weiß,

welche Frucht er zu bringen hat; oder ist es die Abwehr des Polen, weil er nicht wissen kann, ob er die slavische Vorsehung, ob er seinen Messias bekämpft?

Aber wahr und tief sagt Mickiewicz: Wenn der Mensch das Geheimniß seiner Bestimmung verliert und noch nicht aufgehört hat, an das Dasein einer übersinnlichen Welt zu glauben, so muß er nothwendig Fatalist werden. Setzen wir statt: „das Geheimniß seiner Bestimmung verliert," was für die Slaven gesagt ist, — „das Geheimniß seiner Bestimmung niemals errathen kann," was der ganzen Menschheit gilt, so haben wir die Identität des slavischen mit dem Weltfatalismus. Das slavische Fatum ist ein angeborenes und tiefes Bewußtsein des Dualismus. Wenn der Germane Faust „die zwei Seelen, die in seiner Brust wohnen," wie das revolutionärste Phänomen ansieht, so ist dieser Dualismus slavisches Lebensprinzip und Gemeingefühl Aller. Der Slave steht durch die Natur, wo Faust durch die Reflexion steht; er steht dem Räthsel der Welt und der Menschheit näher und sicher war es nicht verfehlt, aus Turgénjew's Nationalität zu erklären, wie wunderbar er zwischen Optimismus und Pessimismus, welches gewöhnlich die Pole unserer westlichen Poesie, aber in ihrer Einseitigkeit falsch sind, die mystische Geisterluft einer dritten Sphäre athmet — des Fatalismus.

Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung.

(Poesien ꝛc. ꝛc. Wien, 1865.)

Wir haben eine heftige Abneigung gegen die deutsche Unsitte der Blumenleserei, diesen verkappten Nachdruck. Denn erstens ist es Pflicht des Anstandes, daß ein gebildetes Publikum seine Blumen dort sucht, wo sie stehen, nämlich bei seinen

Originaldichtern; zweitens aber sind es oft genug nicht einmal Blumen, sondern Unkraut, Disteln und Dornen, was die Speculation unter dem Namen der Blumenlese von fremden Feldern zusammenrafft und was nicht selten aussieht, als wäre mit diesem Geschäft — ein unbeschäftigter Buchhändler-Lehrling betraut gewesen! Aber die Rüge ist so alt wie der Unfug und dieser in Kraft, jene ohnmächtig. Dank der gesinnungstüchtigen Bildung unsrer literarischen deutschen Nation!

„Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung" wäre zwar, als anthologischer Gedanke betrachtet, kein schlechter. Wir haben schon zweckl̈osere Anthologien gesehen. Es könnte uns schmeicheln, Revue zu halten über die Artigkeiten, welche wir einem spröden Nachbar sagen, der sie niemals erwiedert. Es ist so hübsch, artiger zu sein als Andere! Es wäre auch eine Lücke gewesen, wenn sich im kosmopolitischen Allewelts-Spiegel, in der deutschen Poesie nämlich, Jazygien und Kumanien allein nicht gespiegelt hätte. Aber — entweder die Sammlung geschah wahllos, oder es gab nichts Besseres zu wählen, genug, unser Büchlein ist ein Spiegel, würdiger einer Mägdestube, als des Prunksaals der deutschen Literatur.

Unter den „deutschen" Dichtern figuriren nur wenige Deutsche, die Mehrzahl sind Oesterreicher. Die Mängel der österreichischen Schule sind eben so oft als erfolglos kritisirt worden: unfertige Technik, Pathos am falschen Orte, Schwulst statt Kraft, Trivialität statt Naivetät etc. etc. In dieser Sammlung finden wir sie alle wieder. Sie erscheinen hier aber neuer und vergrößerter. Das macht wohl das Mißverhältniß zum Stoffe. Wenn das abgespielte Repertoir der Stadtpoesie bei seinem Leisten bleibt, als: Stammbuch — Album — Mime — Diva — Beethoven — Madonna — Comoser — Sie! — Freiheit — Recht und Licht — kurz

auf dem Asphalt der hergebrachten Gefühle, Gesinnungen und Tendenzen, so haben zwar all diese Dinge auch einst zur Natur gehört, sind aber durch langen, verjährten Mißbrauch nach und nach in das Privateigenthum von Beamten übergegangen, welche in ihren Nebenstunden Verse machen, haben sich eine Sprache, oder besser Phraseologie, geschaffen, bei der man so wenig mehr an die Natur denkt, wie beim Actenstyl an ein Volksgericht unter grünen Eichen, — mit Einem Worte, sie sind städtische Budgetziffern geworden, wie Gasbeleuchtung und Straßenkehren. Begibt sich dagegen diese Beamten- und freie Stunden-Poesie „aus der schläfrigen Stadt, wo es auf den Straßen keine Abenteuer und in den Häusern keine Leidenschaften gibt," nach Ungarn, also an den nackten Leib der Natur, in eine Luft, in welcher die Nüstern junger Hengste scharfsinniger Poesie wittern, als die verdientesten Hofräthe in all' ihren freien Nebenstunden, so stellt sich die Sache ein wenig anders.

Die scandirte Phraseologie, welche man übereingekommen ist, Poesie zu nennen, tritt jetzt aus dem Bannkreis der Uebereinkunft heraus und tritt an Motive, Naturtöne und Localfarben heran, welche noch nicht im Cartel der Phrase stehen. Das ist unvorsichtig. Wenn unser Auge schon daran gewöhnt ist, die blonde Maid, den Liebeslenz, den Sängerheros, kurz die Almanachspuppen im Puppenkleide zu sehen, so hat es wieder einen neuen und frischen Blick dafür, wenn dasselbe Puppenkleidchen — der Zigeuner, der Betyár, der Csikos trägt. Die Phrase hat jetzt ihr Papiergeld auf einen noch unbewilligten Credit ausgegeben, was man bekanntlich Bankerott nennt. Wenn wir einen Gedichttitel: „Beethoven" lesen, so wissen wir: jetzt wird sich ein Knabe üben, auf Stelzen zu gehen; lesen wir aber: „Der Roßhirt," so meinen wir noch, der Dichter müsse mit ihm ein bischen um die Wette reiten.

Das hölzerne Schaukelpferd, auf dem er mitreitet, fällt uns dann schon eher auf.

Und so ungefähr stehts um dieses „Ungarn im Spiegel“ . . . Es spiegelt sich wieder einmal „der Herren eigener Geist.“ Daß in Ungarn die asiatische Steppe anfängt, daß in Ungarn unter dünner Agricultur-Schichte noch alte Nomadenwildheit liegt, daß schon Wind und Sonne, daß das Klima selbst von einer gewißen fieberhaften Leidenschaftlichkeit in Ungarn, kurz die ungarische Romantik, das eigenthümlich-, das fremd-, das ganz anders-Sein wenige Meilen vom Stephansthurm, das Alles ahnt ihnen ungefähr. Aber sehr dunkel und formlos ist die Ahnung. Und unterfangen sie sich der Formgebung, so fließt ihnen all so viel neuer Gehalt wieder in die alten Schablonen zusammen. Die Zigeunerin wird dann eine Theater-Präziosa und eine Romanzen-„Gitana,“ nicht die — Schlumpe die sie wirklich ist; die Zigeunermusik ist immer himmelstürmend und herzbezwingend, nie aber miserabel und ohrenzerreißend; der Zigeuner schlürft regelmäßig „das Feuerblut der Tokaiertraube“ (die Bouteille zu einen Dukaten!) als ob der Tokaier vor die Schnauzen der Zigeuner käme! Als ob Zigeuner, wenn sie nicht gewässerten Spiritus trinken, von Weinsorten etwas Werthvolleres bezahlen könnten, als jenen berüchtigten ungarischen Sandwein, der so gering ist, daß die österreichischen Gebirgsweine, die doch selbst nicht Edelweine sind, mit ihnen verfälscht zu werden pflegen, was jedes Wiener Kind, also auch jeder Wiener Dichter, sehr wohl weiß.

Damit adressiren wir nun aber den falschen und verstiegenen Idealismus beileibe nicht an einen Realismus au naturel, an eine „Naturwahrheit“, die Naturrohheit ist. Im Gegentheile! Daß die österreichischen Dichter, welche ihr Ungarn doch so ziemlich „erlebt“ haben und aus „eigener Anschauung“ kennen, als Kunstbildner ihres Naturstoffes so fürchterlich —

sich verhauen, erfüllt uns fast mit Befriedigung, nämlich mit einer Art von Schadenfreude gegen jene grob-materielle Kritik, welche das Beste zu sagen glaubt, wenn sie darauf dringt, den Stoff zu erleben. Hier ist er erlebt! In diesem „Spiegel" spiegelt sich nur Selbsterlebtes und Selbstgeschautes und — spiegelt sich falsch bis zur Unkenntlichkeit. Wird man endlich begreifen wollen, wie künstlerisch erlebt wird?!

Horaz, Auswahl aus seiner Lyrik,

übertragen von Johannes Carsten. Stuttg. Verlag von Roth (Sommer, 1866.)

Dieser Horaz-Uebersetzer ist ein Phänomen von menschlicher Vollkommenheit. Was er thut, thut er ganz, er pfuscht monumental! Es ist die absolute Pfuscherei, das Pfuschen an sich. Ein fragmentarischer Charakter hätte doch wohl ausnahmsweise das Rechte getroffen, gleichsam zufällig und aus menschlicher Schwäche. Selbst die stärkste aller Energien, die Kraft des Wahnsinns, kann ja nachlassen und macht sich lichterer Momente schuldig. Carsten allein wird nie schuldig. In jedem Augenblicke steht ihm der schlechteste Ausdruck zu Gebote. Er fällt nie aus der Rolle, sein ganzes Buch schließt fugenfest gegen den Hauch des Horaz. Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzend, gibt er sich in keinem Zuge die Blöße, daß er Latein verstünde oder deutsch schreiben könnte. Dem Einfachsten gewinnt er Schwierigkeiten ab, dem Schönsten die Nux vomica! Seine Muse ist die Hexe Macbeths — „schön ist häßlich".

Z. B. Ne sit ancillae tibi amor pudori — übersetzt sich von selbst: Schäme dich nicht, daß du ein Dienstmädchen

liebst. Das ist fester Preis. Man kann nicht hinauf und hinab. Was sollte daran zu verderben sein? Was? Alles! Man höre:

O Lautbias, nach der Magd dein Schmachten
Darfst du bekennen ungescheut.

Mehr Raum hatte der Verderber nicht, aber so viel er Raum hatte, verdarb er. Die melodisch sonore Vocalisation des Originals heult zu Deutsch in dreifacher Wurzelfolge mit derselben Monotonie: nach . . . mag . . . schmach . . . Das ist schon Etwas. In solch' kleinen Zügen verräth sich der Meister! Wer hätte geahnt, daß dem lateinischen Wohllaut ein so schöner deutscher Mißton zu entlocken wäre? Ja, wer hätte sich träumen lassen, daß ein rothblütiges, römisches Lieben überhaupt ein deutsches, hektisches Schmachten gibt? Lauter Meisterstriche des Pinsels!

Ich las die Ode so wenig zu Ende, als man eine Weinflasche austrinkt, die Essig ist. Ich kostete eine andere Flasche. Horaz singt:

O fons Bandusiae, splendidior vitro,
Dulci digne mero, non sine floribus,
Cras donaberis haedo,
Cui frons turgida cornibus. — Voß übersetzt:

O Bandusia-Quell, blinkender als Chrystall,
Werth balsamischen Weins unter dem Blumenkranz,
Dir wird morgen ein Böcklein,
Dem die Stirne von Hörnchen keimt.

Carsten, dem statt der antiken Vermaße deutsche Reimstrophen belieben, macht folgenden Reim darauf:

Bandusiens Quell, chrystallne Fluth,
Mit Blumen reich beschenkt,
Du der das warme Opferblut
Des jungen Lamms empfängt.

Vor Allem fehlt dieſer Strophe — Alles. Horaz gelobt ſeinem Quellgotte ein Opfer. Wo geſchieht das hier? Du, der empfängt. Wann? Von wem? Empfängt er immer? Iſt das ſein laufender Zuſtand, etwa wie der Rhein den Neckar empfängt? Und auch die Blumen *ſind* ſchon geſchenkt? Das Alles iſt baare Sinnloſigkeit. Der Sinn des Originals iſt, wie geſagt, ein Opfergelöbniß. Cras donaberis: morgen wirſt du beſchenkt werden. Man kann ſich nicht deutlicher ausdrücken. Gelobt wird: erſtens ein Trankopfer, das Carſten einfach wegläßt. Zweitens, eine Blumenſpende, die Carſten voranſtellt und allein nennt. Aber der Opferwein wurde aus blumenbekränzten Schalen ausgegoſſen und ohne das Weinopfer hat das Blumenopfer gar keinen Sinn. Gelobt wird drittens ein junges Böcklein, (nicht Lamm, denn haedus iſt nicht agnus.) Dabei hat Horaz den reizend-concreten Zug, uns zu ſagen, *wie* jung das Thier iſt: die Stirne keimt ihm von Hörnchen. Dieſes naive Bildchen kann Carſten entbehren, (ſo gut wie den Opferwein). Er ſagt bloß kahl und abſtrakt *jung*. So läßt er von vier Verszeilen anderthalb unüberſetzt! Aber auch im Reſte iſt er noch ein Sprachmeiſter im Stümpern. Siehe den elenden Reim „beſchenkt und empfängt"; ferner die ungrammatiſche Conſtruktion: „Du der", denn *der* kann ſich nur auf den ferneren *Quell* beziehen, ſollte ſich aber auf die nähere *Fluth* beziehen, alſo *die* heißen.

Probiren wir eine dritte Flaſche:

Odi profanum vulgus et arceo,
Favete linguis! Carmina, non prius
Audita, Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.
Regum timendorum in proprios greges
Reges in ipsos imperium est Jovis
Clari Giganteo triumpho
Cuncta supercilio moventis.

Die Voßische Ueberſetzung, die ich zufällig nicht ſo auswendig weiß, wie die Lateinverſe, müßte ich erſt aus dem Bücherſchrank holen. Aber aufſtehen und nachſchlagen wäre in unſerm Falle ſchon ein zu ernſthafter kritiſcher Apparat. Man hat auf den erſten Blick geſehen, wie ſehr man von dieſem Johannes Carſten gefoppt iſt, und hat ſich zugeſchworen, ihn buchſtäblich „auf Einem Sitz“ abzuthun. Aus dem Stegreif überſetzen wir alſo, der Leſer und ich, zu unſerm momentanen Privatgebrauch ſo: „Hinweg, unheiliger Schwarm, ich haſſe dich! Ihr Andern, horcht mir! Ich, der Prieſter der Muſen, ſinge nie gehörte Geſänge den Jünglingen und Jungfrauen. Könige herrſchen gefürchtet über ihre Völker, über die Könige ſelbſt aber herrſcht wieder Zeus, er, der groß iſt durch ſeinen Sieg über die Giganten, er, deſſen Augenwimper Himmel und Erde bewegt.“ Und nun — Johannes Carſten, vor! Freude, ſchöner Götterfunke! Er wird uns ein nie genoſſenes Vergnügen machen mit einer, ſeit Horaz und die Welt ſteht, nie gehörten und wahrlich unerhörten Ueberſetzung. Das Größte erwartet uns. Man höre:

O bleibe fern von mir, gedankenloſe Maſſe,
Die ſtets dieſelbe iſt und nie die gleiche war;
Von Dir bewegliche Geſammtheit, die ich haſſe,
Wend' ich mich ab zu Dir, Du auserwählte Schaar;
Erblühnde Jünglingskraft, komm, lauſche deinem Sänger
Und holde Jungfrau Du, Du Hüterin der Scham!
Euch ſing' ich, Könige, des eignen Volkes Dränger,
Und Zeus, der Königen den Uebermuth benahm,
Der Meer und Erde lenkt, auf deſſen Augenbrauen
Die Mächtigſten an Macht voll Furcht gefügig ſchauen.

Es iſt geſchehen! Aber nur verſchnaufen wir erſt. Rings fehlt der Athem vor Lachen. Alle vier Temperamente kugeln ſich. Es gibt nur Ein Temperament: das Lachen! das wiehernde Lachen! Ein ſolches Gaudium war noch nicht da!

Aber hab' ich zu viel gesagt? Ist das ein Prachtmensch! In jedem Augenblicke steht ihm das schlechteste Wort zu Gebote. Betrachten wir nur sein O. Man kann nicht ärmer sein, als so ein O, und welch' einen Reichthum an Widersinn gewinnt er ihm ab! Zuvor gebrauchte es Horaz als Anrufung an seinen Quellgott: O fons Bandusiae! Da gebrauchte es Carsten — nicht. Dafür gebraucht er es — jetzt, nämlich als eine abschwächend seufzende Formel des Wünschens und Bittens: o bleibe fern von mir! Aber Horaz wünscht und bittet durchaus nicht, er spricht ganz kathegorisch. Odi et arceo. Ich hasse euch, packt euch! Heißt das zaubern! Selbst der Teufel braucht Schweine um in sie hineinzufahren; der Unverstand unseres Uebersetzers braucht nichts als ein winziges O. Gebt ihm nur dieses einzige O und er macht jede Sorte von Unsinn daraus. Es kommt mir vor, wie wenn Kaulbachs „Narrenhaus" al fresco das Portal eines Narrenhauses verzierte. Man weiß gleich am Eingang, weß Geistes Kinder da drinnen! Das nächste Geisteskind unsers Johannes ist die „bewegliche Gesammtheit", die Horaz abweist. Hat man je einen Dichter gesehen, der sein gesammtes Publikum fortjagt? Das thut nur einer, und selbst der thut es unabsichtlich, Johannes Carsten. Horaz jagt die Hefe fort (vulgus); Carsten gibt ihm ein Dublé vor und jagt die Gesammtheit fort. Und was soll das überhaupt heißen: bewegliche Gesammtheit? Ist das deutsch? Wer übersetzt dieses Deutsch wieder ins Deutsche? Da hieße es wohl: launischer, leichtsinniger, wetterwendischer Hause. Aber sei's, das Alles sagt Horaz nicht. Er sagt weder „gedankenlose Masse", noch „bewegliche Gesammtheit" (lies Windfahnenpöbel); er ist Priester, sacerdos, und verbittet sich bloß die Profanen. Das ist Alles. Der Gegensatz ist klar und einfach genug, aber in drei langen Zeilen und in wiederholten Anläufen trifft ihn Carsten

immer noch nicht. Die Jünglinge und Jungfrauen, die hierauf Horaz ruft, sind offenbar die Tempelchöre, Die welche *hierein* gehören, wie das profanum vulgus *hinaus* gehört. Aber nun hat ihnen Carsten die gedankenlose Masse und die bewegliche Gesammtheit entgegengesetzt! Ist das auch noch ein Gegensatz? Wer sagt, daß Jünglinge tiefe Denker sind? Und vollends Jungfrauen, oder vielmehr die einzige holde Jungfrau, mit welcher Carsten das Ebenmaß „virginibus puerisque“ zerstört? Und wenn dem Horaz das „bewegliche“ ein verhaßtes Prädicat ist, warum sollte es just der Jugend an Beweglichkeit fehlen? Welche Abgründe von Pfuscherei! Ein Abgrund am andern!

Gleich den nächsten Gegensatz versteht Carsten wieder nicht. Nachdem das Geschwabel von der blühenden Jünglingskraft und von der einzigen holden Jungfrau, welche die Scham hütet, zu Ende ist, humpelt er sich in neue Fallgruben hinein. „Euch sing' ich Könige, des eignen Volkes Dränger, und Zeus, der Königen den Uebermuth benahm.“ Ist das nicht prächtig? Horaz besingt den Zeus, der Macht über die Mächtigen hat; aber Karsten besingt die Könige *und* den Zeus! In Einem Athemzug besingt er gemüthlich Beide, die Könige, welche erniedrigt werden, und den Zeus, der erhöht werden soll. Daß der Letztere allein der Inhalt des Lobgesanges, merkt Carsten gar nicht: *euch* sing' ich, sagt er ganz ruhig. Aber dies nur im Vorbeigehen. Meine Frage ist jetzt: was soll das heißen: „des eignen Volkes Dränger?“ Natürlich, des eignen! Das andere Volk bedrängt ja wieder ein anderer König. Kann man noch zweck- und sinnloser gackern? Ah, es steht auch im Original. Sehr wohl, aber *wie* steht es im Original? in proprios . . in ipsos. Im Original steht jetzt ein Gegensatz und ein so schöner, daß sich Satz gegen Satz zu einer Steigerung aufbaut. In ihren eigenen Grenzen

haben die Könige Macht, über die Könige aber hat Zeus wieder Macht. Hörst du, Miranda? eigene Grenzen habe ich gesagt. Das ists! Nicht eigene Völker, das blindsclavische greges-Nachbeten. So wird Zeus unbegrenzt, während die Könige begrenzt sind. Das ist der Sinn des Horazischen in proprios . . in ipsos. Und in diesem Sinne allein läßt sich mit dem Worte „eigen" operiren, wenn du proprios schon übersetzen willst. (Wie dieses proprios bei Voß aussieht, wäre wohl wissenswerth, aber ich kann mich noch immer nicht entschließen, aufzustehen und nachzuschlagen. So viele Ehre thue ich so vielem Johannes Carsten nicht an! Für ihn langt noch reichlich, was ich auf meinem Sitze auswendig weiß.)

Aber wenn Etwas nicht langt, so ist es höchstens die Geduld.

Nämlich die Recensenten-Geduld. Im Uebrigen ist ja dieses Büchlein ein Schatz; — jede Zeile Gold, jede Strophe Kladderadatsch! Eine wahre Fundgrube für Quodlibet-Brüder und gesellige Heiterkeit! Wie köstlich z. B. springt unser Dolmetsch mit den Königen um! Horaz darf ihm nur einen Finger reichen und er macht gleich einen ganzen — Vierhänder daraus! Horaz sagt reges timendi, Könige welche zu fürchten sind. Daraus macht Carsten Könige, welche selbst „voll Furcht" sind und welche „gefügig" sind. Natürlich fühlt sich Zeus just nicht geschmeichelt, über solche Hasenfüße zu herrschen, daher auch dieselben Hasenfüße flugs und im Handumdrehen wieder Uebermuth haben, einen Uebermuth, der zum Himmel schreit, denn Zeus, welcher doch auch zu nagen und zu beißen haben will, muß diesen Uebermuth eigenhändig „benehmen". Benehmen! Wir kühn, wie schwungvoll! Welch eine Perle ist dieser „Zeus, der Königen den Uebermuth benahm!" Gottlieb Biedermaier wird schlaflose Nächte gehabt haben. Carsten sang um dieselbe Zeit als Gottlieb Biedermaier in den fliegenden Blättern sang. Ach, es war eine große Zeit!

Aber wer ist nun dieser Johannes Carsten? Ich habe keine Ahnung davon. Nur rathen kann ich, und sofern Menschen aus ihren Werken zu errathen sind, so stelle ich ihn mir gerne als einen Schüler der Tertia vor, der soeben confirmirt worden. Sein Confirmations-Pathe mag der Verlagsbuchhändler Roth in Stuttgart gewesen sein, ein Mann, der offenbar ein großer Kinderfreund ist und der, wie ich weiter rathe, seinem Pathchen die Freude machte, zur Feier des Confirmationstages seine schlechten Schulhefte zu drucken. Bis hieher wäre die deutsche Familienidylle in der Ordnung. Aber der Verleger verschickte von diesem Gekritzel Recensions-Exemplare! Er wagte sich an das erste und größte Wiener Journal damit und wird so anspruchsvoll wohl im ganzen deutschen Sprachgebiete gewesen sein. Er machte also Ernst mit seinem Gottlieb Horaz Biedermaier! Nun, dann hört sich der Spaß auch für den Kritiker auf. Dann ist kein Ausdruck findbar, der stark genug wäre, diese Sorte von Verlegerei zu kennzeichnen.

Wenn solche Verlagsartikel möglich sind, was ist noch unmöglich?! Es ist leider ein alter Landschaden in Deutschland, welche Kehrichthaufen unsere hunderköpfige Winkelverlegerei auf den Büchermarkt wirft. Diese Schundproduction treibt keines der Culturvölker mit einem so erschreckenden Mangel an Selbstachtung, als just die literarische deutsche Nation, das Dichter- und Denkervolk par excellence. Was Alles in Deutschland gedruckt und verlegt wird, überstieg längst die Grenze des Erlaubten; aber dieser sogenannte Horaz übersteigt auch die Grenze des Unerlaubten. Für solche Shoddy-Artikel ist der Debitor weit verantwortlicher als der Urproducent. Es kann ja Jeder sein Papier beschmieren wie er will und die Schmieralie Horaz nennen. Er bleibt so tief unter aller Kritik, daß er in seiner Art hoch steigen und Fortschritte

machen kann und noch immer unter der Kritik bliebe. Aber die Kritik muß sich, wie die Marktpolizei, mit aller Strenge gegen den Verkäufer der Schmieralien wenden. Ein solcher Sudelhandel beschimpft jedes gebildete Volk. Wenn heute ein Fidschi-Insulaner, dessen Vater noch Menschenfresser war, eine ähnliche Uebersetzung des Horaz zusammenstoppelte, so möchte sie ihm hingehen, weil er der Erste auf seiner Insel wäre; in Deutschland aber, im uralten Erbe eines Götter- und Heldengeschlechtes von klassischen Uebersetzern, ist sie Majestätsbeleidigung und Landesverrath. —

Nachschrift. Was wird die „Bayerische Zeitung" dazu sagen? Daß ich mich „wahrscheinlich getroffen" fühle von — einer Horazischen Ode des Carsten? Denn das sagte sie im vorigen Monat von meiner Kritik der „Gespräche mit einem Grobian". Wenn man tadelt, so fühlt man sich getroffen, und wenn man lobt, so ist man bezahlt. Wer führt bessere Waffen, ein Wilder oder ein Isar-Athener?!

Als der Grobian sich gegen das Zeitübel aufbäumte, daß jeder Preßbube jeden Ehrenmann ungestraft torquiren könne und dann mit seiner optimistischen Feigheit als Heil dieses Uebels die süßliche Birschpfeiferei nannte, den Trost in der Familie, hielt ich ihm entgegen, daß die Familie mitleide, daß das Uebel multiplicirt sei um alle Mitglieder der Familie, daß das Blut der ganzen Familie in der wehrlosen Erduldung dieses Zeitübels vergiftet werde. Darauf antwortet der Isar-Athener der „Bayerischen": Ich müsse mich wahrscheinlich getroffen fühlen!!

Als der Grobian mit einem Ausfall häßlichen Neides seine „Germanen" gegen den „Semiten" hetzte: ihr seid höher, tiefer, reicher ausgestattet, und ihr wagts nicht, besser zu thun, was jener mit seinen Künsten euch vorgethan! brauchte ich nur auszusprechen, was sich wohl Jeder sagt:

Ei so wags doch, witziger als Heine zu sein; wer hindert dich daran? Hättest du seinen Witz, glaubst du, du würdest es nicht wagen, da du es mit deinem Bischen Grobheit schon wagst? Die „Bayerische“ hat die Antwort darauf: Ich müsse mich wahrscheinlich getroffen fühlen.

Auf Gedanken zu antworten — mit Zungenherausstrecken, ist freilich das Bequemste: wenn's nur nicht so verdammt bübisch wäre!

Le Rime di Michelangelo Buonaroti.

Nachdichtungen von **Hans Grasberger.** Bremen, Kühtmann. 1872.

Die Rime des Michelangelo sind wiederholt übersetzt worden. Vor vierzig Jahren von Regis, vor fünf Jahren von H. Harrys, im Einzelnen auch von H. Grimm. Grasberger ist schon der Vierte. Aber er ist der Erste, der die Rime endlich vollständig bringt. Die Uebrigen versuchten es nur mit einer „Auswahl“. Das möchte bei jedem Anderen richtig sein, nur nicht beim König der Cinquecentisten, nur nicht bei einem Manne, welcher auf einem Zwischenraum von zweitausend Jahren nicht seines Gleichen hat! Ein Kunstgründer wie Phidias, ein Prophet einer neuen Offenbarung, ein Großsiegelbewahrer der Menschheit, hat ein ganzes Recht auf unser Ohr. Was gibt es da auszuwählen? Natürlich die schöneren seiner Gedichte. Aber handelt es sich um ein neues Goldschnittbändchen schöner Gedichte? Es handelt sich um das Totalbild eines menschlichen Phänomens! Wenn ein Michelangelo redet, wer darf ihm ins Wort fallen? Zumal in ein Wort, das er künstlerisch bildet? Aber es ist nicht seine Kunst, sagen die zünftigen Dichter. Um so besser! Tausendmal

intereſſanter, den Maler des jüngſten Gerichts, den Bildhauer des Moſes, den Baumeiſter der Peterskuppel endlich als bildenden Künſtler auch dort zu ſehen, wo Geibel und Bodenſtedt mehr als er hin gehören. Wenn Geibel und Bodenſtedt verſucht hätten, einen Moſes oder eine Gruppe der Nacht zu modelliren, ſo wären ſie ſelbſt die Erſten, welche ihren Formſand lachend wieder zu Streuſand auflösten; wenn aber ein Michelangelo Verſe macht, ſo hebt ſie auf wie ein Heiligthum! Es iſt zu intereſſant!

Kurz, die „Auswahl“ iſt ein Standpunct des ſpecifiſchen Literatenthums und als ſolcher zu engherzig; ſie behandelt einen Michelangelo als Anthologien-Rohſtoff und nach der Schablone jeder anderen Anthologie. Aber der einzig mögliche Standpunct iſt der der Pietät: von einer Lebensgroßmacht wie Michelangelo intereſſirt uns jede geiſtige Lebensäußerung! Grasbergers Vollſtändigkeit iſt richtiger empfunden, als die Auswahl, ſie iſt allein richtig empfunden.

Die Leichtigkeit, womit ſich die italieniſche Sprache dem Reime, dem Verſe, dem Rhythmus fügt, hat ſeit je den poetiſchen Spieltrieb begünſtigt und das italieniſche Leben bei zahlloſen Anläſſen, die wir „proſaiſch“ nennen, dichteriſch geſtimmt. Faſt wie wir unſre Viſitkarten abgeben, gibt der Italiener ſein Sonett ab. Je ſteifer die declamirende romaniſche Kunſtpoeſie iſt, um ſo liebenswürdiger überbrückt unſere „Kluft zwiſchen Ideal und Wirklichkeit“ die ewig geſchäftige, geiſtesgegenwärtige, concetti- durchblitzte, von jedem Moment elektriſirte Gelegenheitspoeſie. Solche Gelegenheiten ſind das Lebensblut der Rime. Und es ſind Gelegenheiten eines Lebens, das ein Michelangelo gelebt hat! Wer möchte da wählen? Wenn ihrer zehnmal mehr wären, — wir hätten nur zehnmal mehr Freude daran!

So sehen wir denn unsern großen Altmeister auf dem Strome seines jahrereichen Alters in allerlei glatten oder gekräuselten Wellen fahren. Wir hören ihn, — wie er sich für Austern und Fische bedankt und wir hören ihn, wie er betet. Wir sehen ihm ins Herz, wie er die Männerschönheit eines jungen Freundes bewundert, und wir dürfen zuhören, wie der Omniarch der schönen Künste über den Tod der Schönheit denkt. Wir blicken in seine geselligen Schäckereien und Zerstreuungen hinein und wir sehen ihn heiß bei der Arbeit. Wie alle großartigsten Arbeiter spricht er davon am wenigsten und selbstverständlich nie pathetisch. Um so anmuthiger kleidet es ihn, wie er sich als Maler eines Deckengemäldes in einer lächerlichen Märtyrerlage schildert, igelhaft gerollt durch lange Tage auf dem Rücken liegend — den er sehr ungenirt nennt und der ihm sehr weh thut! Verwunderlich schlagen diese Töne ans deutsche Ohr, das so viel hören muß — vom Gott im Busen, vom Kuß des Genius und ähnlichem Bettelstolz!

Am sehenswerthesten ist es aber zuletzt, wie er liebt. Er besingt die Frauen bis in sein achtzigstes Jahr. Die Alltagswelt wittert da greisenhafte Verirrung und fragt peinlich betreten: Was heißt das? Wir aber fragen umgekehrt: Was heißt das, daß die lyrischen Zunftdichter, wie die Finken, nur Jugendliebe besingen? Ist denn die Liebe bloß das Verliebtsein? In Michelangelos Liebessonetten ist sie größer; sie ist ganz so groß, wie sie in der Natur ist, — nämlich in der Menschennatur, nicht in der Finkennatur. Denn kurz, sie ist eben nichts anderes und nichts kleineres, als: die ganze Beziehung des Mannes zum Weibe. Michelangelo liebt und singt, weil es dem Manne gesetzt ist, bis an sein Ende über das Wunder des Weibes zu erstaunen! Das ist seine Liebe. Sie ist ihm ein Licht,

welches in allen Farbenspielen des menschlichen Alters bricht. Und das ist die dichterische Liebe! In einem höheren Sinne als die literarischen Kunstdichter ist dieser Dilettant — Dichter!

In der Jugend begehrt er so leidenschaftlich — wie nur irgend ein Finke in seinem Lenz. In den Decennien des Mannesalters begehrt er — theils ohne die Zuversicht des Jünglings, theils mit der größeren Zuversicht des erfahrenen Mannes und des hocherprobten Künstlers, dem auch Erz und Marmor gehorchen. Oder er begehrt überhaupt — nicht; er verehrt, er huldigt, er sinnt und betrachtet. Alle Töne spielen, die ganze Ernte der „reifen Jahre" blüht. Aber sie blüht — wie in jenen südlicheren Regionen, wo Alles wild wächst. Denn während unsere Zunftdichter „mit dem Gott im Busen" ihren wohlgepflegten Kunstgarten recht gut zu verwerthen wissen: die Blumen dem Kranzbinder, das Gras dem Milchmeier! kurz, aus jedem Einfällchen und Gefühlchen „etwas machen", — wandelt unser Göttermann mit großartiger Sorglosigkeit über seinen Lebensteppich, zertritt Blumen, welche Andere theuer verkaufen, läßt Sand und Kies knarren, welche lyrische Tänzlerschuhe sorgfältig vermeiden. Köstlichste Gedanken bleiben kurz und dunkel und wollen errathen sein; Unwichtiges sagt er oft zwei und drei Mal und kaum mit Variationen; — es ist ein Genuß von unnennbarem Reiz, den majestätischen Mann in einem tiefsinnigen Zusammenhange herrschen, dabei aber so zerstreut administriren zu sehen, — daß jeder Amtsdiener den Kopf schütteln könnte. Wahrlich, wer da „auswählt", der hat ein schönes Mysterium verkannt!

Es wird mir schwer, an diesem Orte nicht in eine gewisse Ferne abzuschweifen. Wenn seit dem rohen aber markvollen J. Ch. Günther, der die Dinge mit schauderhafter Ehrlichkeit noch bei ihren Namen nannte, die ganze Cultur,

also auch die Erotik, mehr und mehr sich verfeinert hat, so daß beim heutigen Dichterweibe nur noch vom „Verständniß" — vom „Herzen" — vom „reinen Spiegel der Seele" — von der „Engelsreinheit" die Rede ist und der weibliche Naturzweck einfach todtgeschwiegen wird, so muß man sich billig verwundern, daß in dieser Culturepoche, wo doch die Sachen dazu reif sind, mit der Jugenderotik nicht längst schon parallel eine Greiseserotik geht. Warum nicht? Hört denn die schöne Seele des Weibes im Alter auf? Oder hört der alternde Mann auf, sie zu empfinden? (Ich will nämlich nicht hoffen, daß es euch mit der schönen Seele überhaupt nicht sehr Ernst ist!!)

Dieser Gedanke stellt sich von selbst ein, indem sich die Greiseserotik der Rime uns darstellt. Wir empfinden unwillkürlich, wie sehr sie im Rechte ist, und da fragen wir denn erstaunt: Wo ist ein zweites Beispiel dazu? Höchstens bei Goethe im „west-östlichen Diwan" und in der „Trilogie der Leidenschaft."

Aber auch das paßt nicht genau. Es ist nicht Greiseserotik in ihrem specifisch-reinen Geist und Charakter, es ist bloß zufällig verspätete Jugenderotik. Der alternde Dichter hat ja eigentlich ganz und in Nichts unterschieden Ton, Ziel und Zweck des jugendlichen Liebhabers. Nur ein so graziöser und im besten Sinne weiblicher Genius durfte diese Rolle so lang spielen. Nur von den Geisterhänden eines Anacreon und Hafis gesteuert, durfte der westöstliche Dichter in köstlicher Heiterkeit wohlerworbenen Selbstvertrauens sein lyrisch-tändelndes Schifflein so keck an die Klippe führen, die da heißt: „Qui n'a pas l'esprit de son âge". Und doch blieb selbst ihm jenes böse Wörtchen „malheur" nicht erspart, das in dem bekannten Nachsatze nachhinkt. Oder ist es nicht ein ästhetisches Malheur, wie er die fürchterlich-grimmige Dissonanz der

„Trilogie" mit: „Muſik! Muſik!" auflöst? Solche Diſſonanzen hat der junge Werther noch anders aufgelöſt, — nämlich mit der Piſtole, nicht mit einem Klavierſtück!

Wir ſind wieder bei Michelangelo. L'esprit de son âge hat unſer alternder Rieſe nun wie ein wahrer Ur- und Muſtermenſch. Es iſt geradezu die Naturſtimme ſelbſt, wie in ſeiner Greiſenerotik der Mann mit dem Weibe ſich beſpricht, bevor er auf ewig verſtummt. Es iſt der einzig richtige, der allein wahre Ton — dieſer Gruß des Alters an die Schönheit.

Dieſen Ton findet er, — den Aufgeklärten mag's unbequem klingen — als gläubiger Chriſt. Papſt und Kirche hat er zwar oft genug in Sonetten verdonnert; aber wer that das nicht? Das ganze Mittelalter durch die Frömmſten und Gläubigſten! Es iſt nicht erſt von heute her, daß zwiſchen Gott und den Prieſtern unterſchieden wird. Michelangelo iſt mit einem hochperſönlichen, ja, vor unſern Augen ſichtlich ſich ſteigernden Herzensdrang bei ſeinem Gott. Mit der ganzen Energie einer ſtarken Natur glaubt er an ſein Chriſtenthum und ſeinen katholiſchen Himmel. Mitten durch die Religion geht die Axe ſeiner metaphyſiſchen Bedürfniſſe, ſeiner höheren Natur, ſeines geiſtigen Menſchen. Gott, die Unſterblichkeit, das jüngſte Gericht, die Verantwortung, das nahe Jenſeits, das ewige Seelenheil beſchäftigen ſtark und lebendig das Denken des alten Mannes.

Mittlerweile aber ſind fort und fort junge Mädchen aufgeblüht. Die irdiſche Schönheit ſteht als eine Thatſache vor ihm. Kann er ſie ablehnen? Nein. Er muß ſich mit ihr aus einander ſetzen. Aber wie? Laß ab von mir, ſchöne Verführerin! Du ſiehſt, ich bereite mich für die Ewigkeit vor; es iſt jetzt von ernſteren Dingen die Rede, als von Wangengrübchen und Ringellocken. Und doch! Wenn die irdiſche Schönheit nur ein Abglanz der ewigen wäre? Wenn ſie mir

Gott als eine Offenbarung schickte? Wenn dieser Engel mich vorbereiten sollte auf die Engel des Himmels? Vielleicht ist auch die Schönheit ein Gnadenmittel, ein auserwähltes Werkzeug Gottes, für die Betrachtung des Höheren mich reiner und voller zu stimmen.

So wägt der Greis die Rechte der Sinnlichkeit ab. Schon senkt sich der Himmel herab, aber noch entflieht ihm die Erde nicht und nichts kann holdseliger sein, als der naive Wahrheitssinn, ich möchte sagen die völlige Kinderunschuld, wie Michelangelo, mitten inne stehend, ein treuer, gerechter Mensch, Jedem sein Theil gibt. Der alte Künstler hat zu lange in der Schönheit gearbeitet, um sie schlechtweg für Teufelsspuck zu halten; er hat den tiefen Respekt vor ihr, daß sie am Ende doch aus göttlichen Quellen stamme. Aber noch kann er sich das Göttliche nicht verweltlichen durch „das Ideale", unser heutiges und sehr bequemes Neutrum, wofür es damals weder Wort noch Begriff gab: was göttlich ist, ist ihm noch christlich. Wer sein Bestes empfindet, empfindet es als religiöser Christgläubiger. Und das Christenthum hat doch recht unbrüderliche Beziehungen zur „irdischen Schönheit!" Michelangelo kaut mit gesunden Zähnen an dieser harten Speise. Sein Schönheitsgefühl wird dem Künstler zu einem religiösen, aber seine Religion nimmt der alte Mann so ernsthaft, daß sie gegen den irdischen Sinnenreiz vielleicht doch wieder reagirt. Das ist die Doppelstimmung seiner spätesten Sonette. Aber wenn der Moderne dabei sofort an einen „Conflikt" denkt, so erquickt uns bei unserm prächtigen Alten die ungeheure Einheit dieser Empfindung, deren Stimmen so ruhig und unbefangen in seinem Gewissen zusammenklingen — wie Violin- und Baßschlüssel! Als ob es sich von selbst verstünde, spielt hier die Mandoline mit Orgelbegleitung und wird das „dies irae" — als Ständchen gesungen. Was

könnte merkwürdiger sein? Wahrlich, man lernt immer etwas Neues aus alten Büchern!

Nicht am gleichgiltigsten ist es daher, wie diese interessanten Dinge in unsrer neuesten Verdeutschung uns vorliegen. Das stärkste Lob einer Uebersetzung, daß sie sich wie das Original liest, wäre hier ein schwaches, denn das Original liest sich nicht leicht. Es stammt von einem Dichter, der kein Dichter ist, der die redende Kunst nicht als Kunst, sondern als Zeitvertreib ausübt, der seine Sprachherrschaft nicht schon besitzt, sondern im Augenblicke des Bedürfnisses erst erringen muß und der zum Theile noch die veraltete Sprache des Mittelalters spricht. Das Toskanische des Michelangelo ist fast immer schwierig, nicht selten aber so herb, knapp, dunkel und abrupt, daß das gestammelte oder verschluckte Wort kaum oft den Sinn, geschweige die gestaltete Form bringt. Sein Uebersetzer hat oft Alles zu thun: den Sphinx-Gedanken zu errathen, also fast selbst zu erzeugen, ihn fließend und formenschön auszudrücken und doch wieder den Ausdruck vor Geleckt-heit und flauer Modernisirung zu bewahren. Die Uebersetzung ist, wie Grasberger mit Recht sagt, mehr Nachdichtung und sie nimmt ihren „Dichter" wahrlich beim Worte!

Leider hat es mir dieser unm[illegible]lich gemacht, seine Verdienste unparteiisch zu würdigen. Er machte mich nämlich zur Partei. Er glaubte bei Anwendung seiner letzten Feile meines guten Rathes zu bedürfen und hat die unbedeutend kleinen Gelegenheiten desselben so warmherzig überschätzt, daß er mir die ganzen Nachdichtungen „in dankbarer Verehrung" zueignete. Natürlich kann ich nun ein Haus, auf dessen Portal mein Name steht, nur mit Zurückhaltung anpreisen.

Das Letztere mag denn durch Proben geschehen, welche ja für sich selbst sprechen, und am besten wieder durch vergleichende Proben. Ich schlage auf gut Glück den großen

Sprachmeister Regis auf, den unübertrefflichen Verdeutscher des Rabelais. Er hat, wie bemerkt, auch eine Auswahl der „Rime“ übersetzt und ich citire daraus die nächstbeste Strophe, die mir in die Augen fällt. Es ist folgende:

Ich weiß kein Bildniß was mir denkbar wäre
Im baren Schatten oder ird'scher Hülle
Mit höchstem Geistesflug, so daß mein Wille
Sich darin gegen Deine Schönheit wehre.

„Ich weiß nicht was mir denkbar wäre“ . . . Wissen und Denken gibt zu wenig Unterschied; es ist mit verworrenster Logik gesagt. Wohin gehört: „mit höchstem Geistesflug“? Vermuthen wir, daß der Sinn sei: mit höchstem Geistesflug denkbar wäre, so ist dieser so innige Zusammenhang durch eine ganze Verszeile zerrissen. „Sich darin“ — worin? Im Bildniß? Dieser Zusammenhang wäre noch zerrissener. Wodurch ist „so daß“ grammatisch bedingt? Sagt man: das mir denkbar wäre, so daß?! Was heißt zuletzt: „Im baren Schatten?“ Es heißt: „o di nud' ombra“. Ganz recht; aber das müßte eben verdeutscht werden und ein barer Schatten gibt just nicht das fließendste Deutsch.

Die ganze Strophe ist schwerfällig bis zur Sinnlosigkeit. Sie heißt aber bei Grasberger so:

Ich sinn' umsonst auf eine Huldgestalt,
Dem Schattenreich, der Erdenwelt entnommen,
Die höher noch beseelt mir könnte frommen,
Als Schild gen Deiner Schönheit Allgewalt.

Mich dünkt, das ist jetzt lesbar.

Ich werfe das Buch und lasse eine andere Regis-Strophe sich aufblättern. Mein Auge fällt zufällig auf folgenden Schluß eines Sonetts:

Die Augen trocknet Liebe mir mit ihren
Händen und stellt mir süß vor jede Müh,
Denn so viel kosten kann ja nichts Geringes.

Daß die Liebe Augen (beſſer Thränen) trocknet, iſt gangbare Redensart. Aber wie pedantiſch klingt der nachhinkende Zuſatz: mit ihren Händen! Freilich ſteht auch im Original: „con le sue man“, aber — folge man dem Original doch noch um einen kleinen Schritt weiter! Wozu „amor“ überſetzen? Iſt der romaniſche Amor uns Deutſchen ſo fremd, daß wir ihn nicht auch im Original kennen? Denn kurz, Grasberger überſetzt ſchlankweg ſo:

Wohl trocknet Amors Händchen mir die Thränen;
Er meint: Ei ſüß muß ſein Dein Müh'n und Sehnen
Denn ſolchen Einſatz iſt nur Hohes werth.

Eine Perſon — Amor — ſtatt eines Abſtraktums — Liebe; — eine Handlung: er trocknet; — eine Rede: er meint; kurz, ein ganzes Dramolet! Es war keine Hexerei und doch iſt Alles wie verzaubert. So macht man das Todte lebendig!

Dieſes Wenige mag genug ſein. Es ſind nicht unberufene Hände, welche dieſe Gedichte übertragen und Gedichte eines Michelangelo ſind keine wertbloſe Curioſität auf unſerm lyriſchen Büchertiſch. Damit überlaſſen wir nun den Leſer ſeinem eigenen Urtheile und ſeinem eigenen Genuſſe.

Der entfeſſelte Prometheus.

Lyriſches Drama in vier Acten von P. B. Shelley.

Deutſch von Albrecht Graf Wickenburg.

(Wien, 1876. Verlag von L. Rosner.)

Der Name Shelley wurde ſeit je mit dem Reſpecte vor einem großen Unnahbaren genannt, welchem zu nahen aber auch nicht ſehr geheuer iſt. Wenig geleſen, dagegen für ewig mit jenem Namen verbunden, welcher den Weltſchmerz

bedeutet, hat Shelley den Ruf, noch pessimistischer und noch formloser als Lord Byron selbst zu sein. Sein literarisches Charakterbild steht kaum als Bild, sondern fast nur als Mythus in der Welt, — und das letztere hat noch immer geheißen: wenig untersucht, aber eigensinnig geglaubt werden.

Pessimistisch und formlos! Also Wahres und Falsches wie in jedem Mythus.

Pessimist ist Shelley nicht. Er ist es so wenig, daß man viel berechtigter das Gegentheil behaupten dürfte, was der Translator auch wirklich thut, der ihn geradezu „Optimist" nennt. Am besten bleibt ein großes Subject freilich ganz prädicatlos. Theoretisch mögen solche Unterscheidungen ihren Werth haben, praktisch aber heben sie sich fast auf. Im Grunde ist ein Mensch, — als Geist- und Sinnenmensch — Beides zugleich. Der Spiritualismus ist Pessimist, der Sensualismus ist Optimist.

Pessimist sein, heißt wohl: bei der pessimistischen Weltanschauung stehen bleiben. Es hieße aber nicht einmal Mensch sein: durch die pessimistische Weltanschauung auch nicht hindurchgehen.

Auf Strecken des Durchgangs begegnen wir nun allerdings unserm Schmerzensſänger Shelley.

Er ist so stark wie Schopenhauer überzeugt, daß die Weltanlage das Uebel und das Weltbewußtsein der Schmerz. Er spricht diese Ueberzeugung so herzenstief aus, daß keine Menschenzunge ihn überbieten kann. Shelley erreicht das Stärkste, was die Sprache eines Dante, Milton, Schiller, Shakespeare zu erreichen als möglich zeigte, wenn er seinen Prometheus klagen läßt, wie herzlos Zeus, der Proto-Tyrann, der Ur- und Allegoist, die Welt regiert. Diese Weltregierung ist Pessimismus, diese Theokratie dreifach gefärbter Menschenblut-Purpur. Gar keine Frage!

Und mit der Metaphysik Schopenhauers, dem Pessimismus, kommt Shelley auch bei Schopenhauers Ethik an, deren Grundprincip bekanntlich das Mitleid ist. Eine Thatsache, bei der sich viel denken läßt, denn der deutsche Philosoph konnte den Studienkreis des englischen Dichters noch gar nicht berührt haben! Dabei unterscheiden sich aber Philosoph und Dichter in ihrem typisch-reinsten Charakter als Kopf der Menschheit und als Herz der Menschheit. Bei Schopenhauer ist das Mitleid ein Gedanke, bei Shelley eine Empfindung. Jener findet seine Ethik als Postulat einer logischen Consequenz. — Dieser hat sie so stark und warm aus der ersten Hand der Natur, daß man fast sagen könnte, an seinem Mitleid selbst findet er erst das Leid und an seinem Erbarmen mit dem Uebel entdeckt er das Uebel. Der überfließende Strom dieses Mitgefühls ist eigentlich das Motiv und die Triebkraft des ganzen Gedichtes und seine rührendsten Kundgebungen nicht einmal die lyrisch-üppige Wallung, sondern jener kurze und fast epigrammatische Ton, welcher schmucklos wie eine Inschrift, aber auch so lapidarisch, just der Ton der echten Naturwahrheit ist.

Zum Beispiel. Gegen seinen Peiniger Zeus hat Prometheus in einem seiner qualvollsten Augenblicke einen Fluch ausgesprochen, aber in einem seiner erhabeneren reut ihn der Fluch und er sagt:

Zu leiden wünsch' ich keinem Ding, das lebt.

Die Furien verschärfen die Martern seines Leibes mit wüstem Hohngelächter, mit roher, häßlicher Schadenfreude, kurz mit jenem empfindlichsten Stachel, womit den Edlen das Gemeine peinigt. Aber aus einer Höhe unerreichbarer und wahrhaft gottähnlicher Ueberlegenheit antwortet ihnen Prometheus:

Ich will nicht wägen, was ihr Böses thut,
Nur was ihr leidet, da ihr böse seid.

Diese drei Verse sind drei Perlen, aus welchen man allein schon eine Dichterkrone flechten könnte. Wer in so menschlichen Tönen spricht, der verzweifelt nicht. Er gibt die Welt nicht auf, er bleibt beim Pessimismus nicht stehen. Diese eigene Herzensschönheit muß sich über kurz oder lang in einer geglaubten und erhofften Weltschönheit objectiviren. Schon jetzt dürften wir sagen: Nein, Shelley ist kein Pessimist!

Der große und weithin erkennbare Scheideweg, an welchem Shelley von den vulcanischen Aschen- und Lavahalden des Pessimismus die Wendung nach den optimistischen Blumen- und Fruchtgärten einer poetisch-gesättigten Weltanschauung macht, ist folgender:

Schopenhauer findet das Ding an sich bekanntlich in der Bejahung des Willens zum Leben, und da er zu beweisen unternimmt, daß aus diesem Willensact die schlechteste aller Welten hervorgegangen, so erlangt er das Facit, die Verneinung des Willens zum Leben vorzuziehen. Shelley seines Orts sagt nun: Umgekehrt! Die schlechte Welt ist einem schlechten d. h. *schwachen* Willensdrang entsprungen. Wollt stark! Wollt ganz! Die ganze Stärke des Willens zum Leben hat noch gar nicht energirt, es bleibt noch eine unangewendete Kraftsumme von Willen zurück. Wendet sie an! Die heutige Welt ist aus dem Halben gezeugt und ihr Fluch der Fluch der Halbheit. Es ist die Zeus-Welt der Menschheit. Sie hat Uebel, weil sie Sklaven hat, welche das Wollende im Menschen nicht erschöpfen. Die Prometheus-Welt der Menschheit ist diejenige, welche endlich gewollt haben wird. Es wird eine Welt der Schönheit und der Freiheit sein, denn just *das* ist die Willenswelt. Die Welt der Sklaven und des Uebels ist die Welt des Nicht-Wollens.

Man hört: jetzt spricht der Brite! Er athmet mit vollen Lungenflügeln, keine Zelle ist ohne Luft!

Man hört aber auch: jetzt spricht der Dichter! Das soll kein philosophisches System sein, es ist ein dichterisches Pathos. Es ist jenem nur zufällig ähnlich.

Und endlich hört man: es spricht der Zeitdichter.

Denn nur einen Bildwerth hat es ja, der sich eine Weile verwenden läßt, worin fortzufahren aber immer mißlich bleibt, wenn ein Dichter mit einem Systematiker, also Shelley z. B. mit Schopenhauer und mit Schulbegriffen wie Optimist, Pessimist, in allzu enge Verbindung gebracht wird. Der Augenblick ist da, solche Verbindungen zu lösen, auf solche Anspielungen überhaupt zu verzichten.

Welt — Wille — Menschheit — bei Schopenhauer selbstverständlich philosophische Begriffe, sind bei Shelley politische; sind es oder scheinen es wenigstens. Mag sein lyrisches Drama unter was immer für einem Sterne empfangen sein; ausgetragen, Leib-geworden und zum Lichte geboren ist es als eine politische Frucht. Die dichterischen Conceptionen besorgt oft der Zufall; das tägliche Werk der Ausführung, die Leidenschaft des Dichtens folgt zumeist aber Einflüssen, welche, wenn das Concept über den Knochenbau entscheidet, gleichsam das Gesicht des künftigen Wesens, also just den feinsten und eigensten Lebensausdruck modelliren. Und das Gesicht des „entfesselten Prometheus" ist politische Physiognomie. In der Ausführung ist der Entwurf ein historisches Stimmungsbild geworden. Das Weltalter des Zeus ist ein Porträt, wozu des Dichters Mitwelt Modell saß. Zeus sieht der heiligen Allianz so ähnlich, wie diese sich selbst. Prometheus verkörpert die gefesselte, aber in ihrem Apostaten von St. Helena nichts weniger als überwundene Revolution. Sein Leiden ist durchaus ein thätiges, sein Knirschen nur der Moment, aber sein Athem die Zukunft. So stolz und siegesbewußt gingen spanische Cortes und italienische Carbonari in

die Kerker und auf die Schaffote, wie der gefesselte Prometheus des Triumphes der Freiheit gewiß ist. So bang und zagend, wie Zeus sein Fatum ahnt, schlotterte die Restauration auf ihren Thronen, des heutigen Sieges nicht froh, des morgigen Sturzes gewärtig und durch krampfhafte Tyrannenangst ihn beschleunigend. Es ist die drangvollste Sprache der zeitgenössischen Unmittelbarkeit, in der dieser große Proceß zwischen Gewalt und Freiheit, zwischen Thatsache und Idee geführt wird. Ein Zug aber berechtigt uns vor Allem, einen Geist politischer Allegorie in der mythologischen Hülle unseres Gedichtes nachzuweisen. An die Reproduction des Fluches, welchen Prometheus gegen Zeus ausgesprochen, wendet Shelley eine Kunst der effectvollen Spannung und Steigerung, welche fast verschwendet ist, denn sie thut wenig zur Sache. Um wie viel mehr stünde ihm nun diese Kunst für den großen Mittel- und Wendepunkt des Dramas zu Gebote, für die Entthronung des Zeus und die Entfesselung des hehren Titanen. Aber dieser Umschwung zweier Weltalter vollzieht sich sang- und klanglos. Er täuscht alle Erwartung. Wie ein Hochpunkt, der keine Aussicht hat und den zu besteigen es nicht lohnte, fällt diese Scene ab. Demogorgon (Volksschrecken) tritt blos auf und Zeus verschwindet auch schon. Keine Evolution bereitet uns das mindeste Schauspiel einer Handlung. Alles ist aus, der Proceß verloren und Zeus im feigen Wehgeheul wie eine Seifenblase zerplatzt, eh wir uns besinnen was nur vorgeht. Der Dichter legt mit Ostentation die Hände in den Schooß, um diese Sinne *nicht* zu machen. Das wäre ein Kunstfehler, soll auch im Kunstwerke just nicht entschuldigt sein, oder vielmehr einzig damit, daß der Dichter eine Kunstabsicht hatte, welche nicht durch Erfüllung, sondern durch Verletzung einer Regel des Baustils ihren allein möglichen Ausdruck gewann. Denn kurz, in dieser Behandlung sagt diese Scene: Die

Volksſouveränetät braucht nichts, als ihr Daſein zu zeigen, und der Zwingherr, der zu ihrem Träger ſich aufwarf, wird von ſelbſt — ein leerer Raum.

Die Scene ſagt es, weil es — der Leſer ſich ſagt. Das eben iſt ja die landläufige Rohheit der politiſchen Tendenzdichtung, daß ſie nichts übrig läßt und Alles ſelbſt ſagt. Deutlich, wie ein Zeitungsnummer, auch kaum etwas anderes als ihr begleitender Trompeter und ihre colorirte Extrabeilage, verwechſelt ſie den Stoff der Zeit mit dem Geiſt der Zeit, der doch ihr einziger Stoff wäre. In dieſem Sinne iſt Shelleys Prometheus das wahre Muſter einer politiſchen Tendenzdichtung. Sein Stoff war ein mythologiſch-antiker, eine Fabel, welche ſchon der Stoff des Aeſchylus war; aber ſeine Behandlung des Stoffes athmet den Geiſt ſeiner Zeit. Tief unter ihm liegt der Thatſachen-Kram der Zeit; in ſeine Höhe bringt nur das Feinſte empor, die Stimmung der Zeit. Und dieſem Stoffe öffnete er ſein Dichterherz und leiht er ſeine Dichterzunge. Der Wiener Congreß, der ſoeben die Gewalten der Erde vertheilt, iſt ſelbſt ſchon gezählt, gewogen und getheilt, aber die einzig wahre Gewalt bei jenen Ideen, welche nicht auf den Thron- und Altar-Aberglauben baut.

Siehe, das kann auch das Alterthum ſagen, ja, kann es noch beſſer als — Follenius und die burſchenſchaftliche Lyrik!

Darin alſo hätte die deutſche Leſewelt etwas nachzuholen, wenn ſie Shelleys Prometheus — vielleicht ſchon des Titels wegen — zu jenem abſtrufen Kram warf, „der heute nicht mehr paßt.“ Er paßt gar ſehr und wird noch lange paſſen! Es iſt ſeit dem Jahre 1818 noch kein Dezennium vergangen, für welches dieſes Freiheits-Manifeſt nicht gepaßt hätte.

Keinesfalls aber iſt ein Freiheitsapoſtel — Peſſimiſt. Dieſer Irrthum hält der wirklichen Bekanntſchaft mit unſerem

Gedichte nicht Stand. Gegen den Vorwurf des Pessimismus vertritt übrigens schon der Uebersetzer sein Original so gut, daß ich mir meinen Weg hätte abkürzen können, wenn es nicht so verführerisch wäre, auf Wegen sich zu verweilen, welche man gern und als Lieblingswege wandelt.

Weniger bekehren läßt sich vielleicht ein zweites Vorurtheil gegen den entfesselten Prometheus, nämlich daß er eine dunkle und formlose Dichtung sei. Er ist es nicht mehr als jede Allegorie, aber jede ist es und verlangt es zu sein. Jede Allegorie kehrt die Gesetze der Erscheinungswelt um: sie erscheint nicht mit einen Körper, der in einer Idee aufgeht; sondern als eine Idee, die in einem Körper aufgehen will. Dabei bleibt immer ein Rest übrig. Dieser Rest darf auch immer incommodiren, was nicht vertuscht werden soll. Ein Weib das eine Wage hält, ohne Krämerin zu sein, das ein Schwert führt, ohne Mörderin zu sein, und das schließlich die Augen verbunden trägt, also in einen Zustand versetzt ist, wodurch sie keines ihrer Werkzeuge überhaupt handhaben könnte, läßt einen Rest übrig zwischen ihrer Erscheinung und dem Vernunftgrund ihrer Erscheinung. Warum erscheint ein Weib so? Und nun liegt die Antwort allerdings außer ihr, nämlich in einem bloßen Uebereinkommen. Sie ist die Idee der Gerechtigkeit. Wie? Erscheint die Gerechtigkeit wirklich nicht anders auf Erden? Ist jener Herr im Talar und in der Perücke nicht ein gerechter englischer Richter? Gewiß. Aber das Erscheinende an ihm ist nichts mehr und nichts weniger als ein altmodisch gekleideter Gentleman; die personificirte Gerechtigkeit ist es nicht.

Die Themis geht nicht im Körper auf, denn die Körper erscheinen nicht mit Schwert, Wage und Augenbinde; der englische Richter geht nicht in der Idee auf, denn man kann gerecht sein auch ohne Talar und Perücke.

Faſt trivial wäre es, aufmerkſam zu machen, daß die ganze verwickelte Aeſthetik der Allegorie blos einer der zahlloſen Umwege iſt, welche von allen Seiten immer dem Einen und nämlichen Endpunkte zumünden, dem Bewußtſein der menſchlichen Doppelnatur. Dem Rechte der Allegorie fragt man eigentlich bloß mit der Frage nach: ob der Geiſt- oder der Sinnenmenſch Recht hat. Aber wer fragt ſo?

Allerdings liegt die Frage ſubtiler. Es fragt ſich, was in der Kunſt Rechtens iſt. Natürlich der ſchöne Schein, die ſchöne Erſcheinung, die ſchöne Sinnlichkeit. Und hier iſt die ſchwache Seite der Allegorie. Sie löst die ſinnlichen Formgrenzen auf. Sie gibt vor, ſo ſinnlich zu erſcheinen, wie jeder andere Körper, fängt aber gleich damit an, die Geſetze der ſinnlichen Erſcheinungsform von ſich abzuſchütteln: die Zeit, den Raum, den Zuſammenhang. Sie erſcheint zeitlos, raumlos, cauſalitätslos. Sie bringt ihre eigene ideale Erſcheinungsform mit und erſcheint gleichſam ohne Schein. Sie ſetzt ſich an unſere Tiſche, wie andere leibgeformte Menſchen — braucht aber keinen Stuhl dazu! Der Gaſt wird uns unheimlich. Es macht uns nicht wohl, Weſen zu hören, welche ſich unbefangen einführen: ich bin die Stunde — ich bin die Zeit — ich bin die Ewigkeit — ich bin der Schatten eines Schickſals; — wir ſind da nicht ſehr unter uns.

Inzwiſchen — was wollen dieſe Weſen? Laßt ſie nur den Mund öffnen und ſie müſſen ja doch Menſchen ſein! Sie müſſen ſagen, was wir ſagen, denken und empfinden wie wir, und können gar nicht anders als unſer ſinnliches Form- und Bild-Leben mitleben. „Sonſt ſchlief ich wohl in bläulichgrauen Höhlen des alten Oceans, in dämmernden Gewölben purpurfarbner Moose und unſere Jone ſchloß ihre weichen und milchweißen Arme um mein dunkles triefendes Haar, indeß ich meine Wangen und geſchloſſenen Augen tief ins wohlige Kiſſen

ihres Busens drückte, der Leben athmete." Ist es nicht gleichgiltig, ob sich so zwei Schäferinnen gruppiren, oder — zwei verkörperte Ideen? Die Gruppe gibt ein sinnlich schönes Menschenbild. Und von solcher Bildkraft überquillt unsere Dichtung.

Die Allegorie ist von der ganzen mittelalterlichen Kunst in Poesie, Plastik und Malerei Jahrhunderte lang viel zu tief ergründet und durchgearbeitet worden, jede Nüance des Wahren und Falschen hat sich in ganzen Kunstschulen und Kunstrichtungen so anatomisch genau darzustellen und auszuleben Gelegenheit gehabt, daß man sagen darf, es sind vielleicht alle Exempel erschöpft, und die Aesthetik der Allegorie wenigstens praktisch gefunden. Ein gebildeter Culturdichter von heute, wie z. B. Goethe im zweiten Theile des Faust, wandelt auf Wolken wie auf sicherstem Boden und baut buchstäblich das Luftschloß nach der Tektonik und Statik irdischer Schlösser. Gleich jenen Reihen unschätzbarer und ewig genossener Bilder des 15. Jahrhunderts, welche ihre Heiligengeschichten zur höchsten Fülle der Anschauung zu bringen wissen — ohne Mitwirkung der Raumverhältnisse und umgebenden Ortsbedingungen, (der Kunstfreund weiß, wovon die Rede ist!) hat auch die allegorische Dichtung die Fähigkeit, ihren Ideen ein sinnliches Dasein zu geben, aber dieses sinnliche Dasein zu realisiren — ohne Zeit, Raum und Causalnexus. Ob Allegorie oder nicht? ist daher längst keine Frage mehr; höchstens ob gute oder schlechte Allegorie, — also überhaupt ob gut oder schlecht, was aber allwegs die Frage ist.

Ein Dichter wie Shelley nun, ist über diese Frage wohl längst erhaben. Ob gut oder schlecht, fragt sich bei Shelleys Dichtungen nicht mehr. Er ist kein Lehrling im Zauber, er ist ein Meister. Die Geister, die er ruft, commandirt er auch. Unter seinem Scepter wird das formlose Geisterreich

Dem grünen Hügel gleich, auf den herab
Der Regen einer leichten Wolke thaute,
Und der mit tausend sonn'gen Tropfen dann
Empor zum unbewölkten Himmel lacht.

Die schönste Wechselwirkung zwischen Oben und Unten, Sinnen- und Geisterreich und das kürzeste Programm der Allegorie selbst! Zugleich ein Bild, worin Shelley das lieblichste Motto seines gewaltigen und zarten Gedichtes mit eigener Hand sich geschrieben! —

Von der Uebersetzung zu sprechen hätte ich mir mehr Raum aufsparen sollen, wenn ich meiner Neigung und wohl auch meiner selbstgesetzten kritischen Pflicht folgen dürfte. Aber die Dedication bindet mir die Hände. Auch bin ich in der Publicistik längst nicht mehr der Erste, und andere kritische Stimmen haben die Sprachherrschaft, die Formenschönheit, die Sicherheit und Gewandtheit in Ueberwindung der oft unüberwindlichen Schwierigkeiten des Urtextes dem deutschen Nachdichter in warmen Anerkennungen und in den geachtetsten kritischen Organen bezeugt.

Dabei mag der deutsche Leser nur manchmal gefragt haben: Was ist die Vorschule dieses Meisters? Dann fand er im Buchhandel zwei schmächtige Bändchen: das peruanische Drama Ollanta, und eine kleine lyrische Gedichtsammlung: Eigenes und Fremdes. Aber auch das war nicht Vorschule, nicht Erstlingsarbeit in jenem dilettantischen Sinne, der zum Prometheus etwa die Proportionen eines „Fortschrittes" gäbe. Es war selbst wieder reife Frucht. Seine wirklichen Erstlingsarbeiten und technischen Etüden scheint demnach der Dichter überhaupt nicht publicirt zu haben. In einer Literaturperiode, wo das Publicum so viele Dilettanten ertragen muß, die auf die Meisterschaft warten lassen, dürfte dem poetischen Verdienste nicht am letzten jene literarische Vornehmheit zugerechnet werden, welche die Meisterschaft bringt und den Dilettanten für sich behielt.

Schiller's und Goethe's Briefwechsel.

1870.

Es war von dem seligen Jakob Grimm, welcher die Lebendigkeit des deutschen Volksthums, wie Keiner, empfand, doch etwas Unlebendiges, Abstractes und Todtes, kurz ein kleines Schulmeisterzöpfchen, das ihn menschlicherweise in den Nacken schlug, als er im Rausch der hundertjährigen Schillerfeier das Wort hinwarf, jede Stadt, jedes Dorf sollte sein Schiller-Denkmal haben, man sollte das Bild unseres Dichters von Ort zu Ort, an Brunnen und unter Dorflinden erblicken können. Diesem Gedanken sieht man es sogleich an: es schwebt ihm etwas vor, wie von einer Nationalgottheit; es schwebt ihm etwas vor, wozu das Vorbild in Griechenland, also in Büchern und in der Studierstube, mit nichten aber in Deutschland und in deutscher Geistesart gegeben ist.

In den Vorstellungen der griechischen Phantasie hatte jede freigeborne Person die Anlage, mit Leichtigkeit ein Gott oder ein Halbgott, d. h. Heros zu werden. In deutscher Vorstellungsart geht die Vergöttlichung eines Menschen einzig durch den christlichen Heiligen-Kalender, und wird man ein Heiliger nicht für jedes große Verdienst, sondern nur für ein bestimmtes, dessen Definition ein ausschließliches Monopol der Kirche ist. Bei dieser Sachlage mögen wir denn unsern Bildungsgöttern getrost Denkmäler setzen und Standbilder errichten in unsern glaubenslosen, mehr oder minder verfluchten Großstädten; unter Dorflinden und an Dorfbrunnen aber denkmälert und standbildert sich nichts, als etwa ein Crucifix, ein Marienbild, ein heiliger Johannes, ein heiliger Florian. Ein heiliger Schiller wäre unter deutschen Bauern und

deutschen Bäuerinnen ein gewaltiger Schnitzer, und den „großen Mann" verstehen sie vollends nicht.

Ferner war das Genie der Plastik die eigenthümliche Naturgabe der Griechen, die nicht jedes beliebige Volk sich ertrotzen kann, die sich nicht willkürlich nachahmen und nachäffen läßt. Die griechischen Finger bilderten, man möchte sagen fast schon im Mutterleibe: das war ein unaufhörliches, angebornes Spielen und Bilden in Thon, ungefähr wie bei uns auf den Klaviertasten. Der griechische Mozart war ein Bildhauer und hieß Praxiteles, der griechische Beethoven war auch ein Bildhauer und nannte sich Phidias. Die Orchester-Virtuosen im „Gewandhaus" oder im „Kärntnerthor" waren lauter Bildhauer und bedeckten das Haus, die Stadt, das Land mit jenen zahllosen Bildern und Bilderchen, welche, wenn wir sie ausgraben, die Wonne unserer Augen, die Kleinodien unserer Museen sind. Wer einst den Albrechtsbrunnen, die Aspernbrücke, den Burgplatz — den innern wie den äußern*) — ausgräbt, der wird seine Wonne zu mäßigen wissen, denn er fand höchstens die Schulhefte von Schülern, wozu die Griechen die Meister und die unerreichten Meister sind. Der deutsche Volksgenius ist dichterisch, musikalisch, weniger schon malerisch, zuletzt aber ganz und gar unplastisch. Die Plastik ist unter seinen schwachen Seiten sogar eine der allerschwächsten, und wie man unsern Mangel an politischem Sinn, unsere Unfähigkeit einer Zentralgewalt Jahrhunderte lang mit Aufrichtigkeit zugegeben, so müßte man gleich daneben Mangel und Unfähigkeit unserer Plastik zugeben, wäre in Deutschland die künstlerische Eitelkeit nicht größer als die politische. Inzwischen schreit laut die Thatsache, daß das, was wirklich unter Dorflinden und auf Dorfbrunnen steht, nämlich der heilige Johan-

*) Standorte ungenießbarer Wiener-Plastik.

nes oder der heilige Florian, nie ein schönes, sondern immer ein rohes, gräuliches Bild ist, daß es aber den spiritualistischen, für Plastik vollkommen unempfindlichen deutschen Geistescharakter nicht im mindesten stört, einen werthen Gedanken im unwürdigsten Zeichen sich zu versinnlichen. Demnach spricht Alles und Jedes gegen eine plastische Sündfluth von Schillerköpfen, welche im Volke nie volksthümlich werden können und welche der Gebildete für sein Verhältniß zu Schiller nicht braucht.

Nicht was sich sehen, sondern was sich denken läßt, liegt im Bedürfniß und in der Neigung der Deutschen. Die nationalste Schillerstatue ist immer Schiller selbst, und die Einthaler-Ausgabe seiner Werke, welche einen Schiller für Hunderttausende schafft, ist das volksthümlichste, einzig wahre und wirkliche Schillerdenkmal.

Dabei ist aber noch Folgendes zu sagen.

Bekanntlich fordert man, daß ein Dichter „plastisch" sein soll. Es ist sein höchstes Lob, wenn er plastisch ist; es ist sein eifrigstes Streben, plastisch zu sein. Das heißt, der dichterische Gedanke will lebendiges Bild werden. Die Worte wollen die Wirkung erreichen, als ob sie die Dinge selbst wären. Es soll scheinen, als ob die Dinge leibhaftig vor uns stünden, als ob wir sie sehen, hören, greifen, ihren Duft einathmen könnten. Kurz, die Worte drücken Begriffe des Verstandes aus, aber die dichterischen Worte wollen Eindrücke der Sinne nachahmen. Diese Aufgabe ist die Kunst des Dichters, und sie erreicht zu haben, ist das Kunstschöne.

Da ist es nun aber seltsam.

Die südlichen Völker begnügen sich unbefangen mit dem Genusse des Kunstschönen. Anders die nordischen, die wir vorzugsweise die germanischen nennen. Haben wir sagen dürfen, daß der deutsche Geist unplastisch ist, so strengt der deutsche

Dichter doppelt sich an, plastisch zu sein, aber dreifach der deutsche Leser, gegen die Plastik seiner Dichter in einem gewissen Sinne wieder zu reagiren. Steht nämlich das Kunstschöne gemacht und fertig vor ihm, so tritt er sofort mit Fragen an dasselbe heran: Wie ist es gemacht? Warum ist es gemacht? Was wollte der Dichter? Was ist das Kunstschöne? Ist es ein Einfaches oder ein Zusammengesetztes? Aus welchen Bestandtheilen ist es zusammengesetzt? Könnte man sie trennen und von Neuem zusammensetzen? Ueberhaupt, könnte man nicht ins Innere eines Kunstwerkes hineinsehen?

Aus dieser deutschen Eigenthümlichkeit entstand eine der bösartigsten endemischen Volkskrankheiten in Deutschland. Wir meinen die Wuth, die Dichter zu erklären und auszulegen. Diese Krankheit rafft jährlich hunderte von Papierballen dahin und inficirt die deutschen Jünglinge und Jungfrauen mit einem Giftstoff von Nebel, Dummheit und Phrase, banalem Geschwätz und philisterhafter Geistreichigkeit, daß die schönsten und glattesten Gesichter durch Düntzel und Danzel, Vorlesungen, Literaturbriefe, Frauengestalten, Frauenbilder und Frauencharaktere pockenartig zerstört, oft für ewig erblindet und unheilbar gebildet, dem Grabe der Kunstfreude, dem ästhetischen Theetische, zugelesen und zugeschrieben werden.

Wie es aber in Nicaragua, Costaricca, Guatemala, kurz in allen Ländern des gelben Fiebers die einzige Rettung vor dieser Pest ist, aus den Niederungen in die Höhen zu flüchten, so hat der Deutsche vor allen Nationen der Erde eine günstige Gelegenheit, den Sümpfen, wo über seine Dichter geschmiert wird, in eine Höhe der reinsten und gesundesten Luft zu entrinnen, in jene Höhe, wo die zwei größten deutschen Dichter sich selbst erklärt und ausgelegt haben.

Wir meinen Schiller's und Goethe's Briefwechsel, dessen dritte und neueste Ausgabe (Stuttgart, Cotta 1870) uns Veranlassung gibt, dieses in seiner Art einzige Weltbuch der Aufmerksamkeit unserer Leser in Erinnerung zu bringen.

Waren doch Schiller und Goethe in jenem Charakterzug aller Deutschen selbst wieder die Musterdeutschen, nämlich das Kunstschöne nicht bloß anzuschauen und zu genießen, sondern daran zu lernen, darüber zu denken. Andere Nationen haben wohl auch Dichter, wie Cervantes, Shakespeare, Byron; aber Dichter, welche bei der höchsten Fähigkeit zu dichten, in höchster Potenz noch Trieb und Fähigkeit übrig behielten, die Dichtkunst philosophisch zu ergründen, und was sie soeben als Meister ausgeübt, an sich selbst wieder lernen; dieses Dichterpaar Schiller und Goethe ist in der ganzen Welt eine einzige Erscheinung, wozu es kein zweites Beispiel mehr gibt; es ist die deutscheste Erscheinung.

In Schiller's und Goethe's Briefwechsel liegt nun das Beste vor, was man über Kunst denken und sagen kann. Dabei verschlägt es nichts, daß sie die Kunst nur gelegentlich lehren und kein System der Aesthetik geschrieben haben, wie es nichts verschlägt, daß die Evangelisten nur einzelne Lehren, Tröstungen und Parabeln niedergeschrieben, aber kein theologisch ausgearbeitetes Religionssystem hinterlassen haben. Jedermann weiß vielmehr, um wie viel besser und nahrhafter das Erstere als das Letztere ist. Man wird satt von einem Brote, aber nicht von einer Statistik über Ackerbau und Kornhandel.

Wenn irgendwo das Unmögliche möglich ist, nämlich in das Innere des Kunstschaffens hineinzusehen, so ist es in Schiller's und Goethe's Briefwechsel. Wir hören unsere Dichter über das Epos, über das Drama, über den Roman, über die Ballade, über das lyrische Gedicht, über das Epigramm, indem sie in all' diesen Kunstgattungen arbeiten, und von

ihren Arbeiten sich unterhalten, zugleich die Kunstgesetze dieser Dichtarten entwickeln, zugleich die Theorie ihrer Praxis definiren, erläutern, feststellen. Was im banalsten Sinne der Kritik so oft vorgerückt wird, daß sie nur zu kritisiren, aber nicht selbst hervorzubringen verstehe, dieser Unterschied erscheint im höchsten Sinne und im größten Style hier aufgehoben, denn hier hört man diejenigen mustergiltig kritisiren, welche das Mustergiltigste hervorgebracht.

Haben wir Schiller's eigene Werke seine beste Statue genannt, so ist „Schiller's und Goethe's Briefwechsel" der granitene Sockel dieser Statue; — das Fundament könnten wir den Briefwechsel Schiller's und Körner's nennen.

Diese zwei Briefsammlungen bilden zu den Werken Schiller's das schönste, und, bei der deutschen Geistesart müssen wir sagen, das nothwendigste Supplement. Denn wenn es diese Art ist, daß sie die Kunst nicht wie eine Offenbarung, sondern wie ein aufzulösendes Räthsel ansieht, daß sie sich an ihr nicht bloß erfreuen, sondern auch belehren will, so ist Schiller's Briefwechsel mit Goethe und Körner die goldreichste Fundgrube dessen, was dem Deutschen außer seinem Kunstgenuß zu wünschen noch übrig bleibt, — Kunstlehre und Kunstbildung.

Der Dichter Hebbel hat sich um eine Lehrkanzel für Literatur an der Wiener Universität — vergebens beworben; in seinen Briefwechseln hat Schiller, unser größter Dichter, sich selbst zu unserem größten Professor der Dichtkunst gemacht. Ein unschätzbarer Vortheil für seine lernbegierigen Landsleute, und gestehen wir's, ein Vortheil, dessen sich kein Culturvolk der Erde in ähnlicher Vollkommenheit zu erfreuen hat!

Hermann Kurz in seinen Hauptschriften.

Gesammelte Werke von Hermann Kurz. Mit einer Biographie des Dichters. 10 Bde. Herausgegeben von Paul Heyse. Stuttgart A. Kröner, 1874.

I.

Alfred Meißner, Moriz Hartmann, Otto Müller, Hermann Kurz u. A. sehen wir rasch nach einander theils mit gesammelten, theils mit ausgewählten Werken in neuer Verjüngung vor's Publicum treten. Und wir sehen, daß es gut ist! Je unabwendbarer der moderne Roman seiner „Mission" folgt, „den Tagesfragen sich zuzuwenden" oder wohl gar „die Tagesprobleme zu lösen", d. h. dem geplagten Geschäftsmann, der sich vom vielen Geldverdienen und vielen Steuerzahlen bei der Poesie erholen will, statt des Brotes den Stein zu reichen und den fortgesetzten Leitartikel oder transscribirten Courszettel in die Hand zu drücken, desto „zeitgemäßer" werden jene Erzählungstalente reproducirt, welche mehr oder minder auch ein bischen unsterblichkeitsgemäß, weil sie bei der Fühlung mit der Zeitstimmung, die sie wahrhaftig nicht ablehnten, den ganzen Werth ihres Dichterberufes noch in der Fühlung mit der Poesie erkannten. Einer der edelsten dieser Gruppe ist Hermann Kurz, dessen Früchte wir jetzt, wie vom kostbaren Feigenbaum, zum zweitenmal pflücken, nachdem die erste Ernte in einer fast unbegreiflichen Blindheit der vorigen Generation nahezu ungenossen geblieben. Ich meines Theils las z. B. seinen culturhistorischen Roman: Schillers Heimathsjahre, bei Gelegenheit dieser neuen Ausgabe — zum drittenmale, denn das theuerwerthe Buch reihte ich längst unter diejenigen, deren Lectüre man im Laufe seines Lebens von Zeit zu Zeit immer wiederholt.

Wahrlich, dieses kleine Würtemberg sieht sich mit großem Glück in der deutschen Roman-Literatur vertreten! Welches der deutschen Vaterländer ist belletristisch so gut repräsentirt wie Würtemberg in seinen drei vaterländischen Romanen: Lichtenstein — Schillers Heimathsjahre — der Sonnenwirth?! Das prachtvolle kaiserliche Oesterreich, in dessen Hauptstadt ich schreibe, ist arm dagegen. Ungarn mit Eötvös und Jokai ausgenommen, spiegelt sich die größere österreichische Hälfte in keinem ihrer würdigen Romanspiegel. Nur wie im Fluge hat Stifters Muse einige Baumwipfel des Böhmerwaldes gestreift, aber die zarte Novelle war wie ein Goldfaden, welcher, einsam in üppiger Lockenwucht flimmernd, blos aufmerksam macht — daß kein Diadem da ist. Wie glorreich dagegen trägt das kleine Würtemberg seine beneidenswerthe Roman-Tiara!

Das bekannte „Fatum", welches die Bücher haben, ist übrigens diesen dreien noch mehr als sonst parteiisch gewesen und hat Licht und Schatten zwischen denselben äußerst ungleich vertheilt. Alles Licht fiel dem „Lichtenstein" zu. Hauff's Roman — im Grunde nichts als eine erweiterte Uhland'sche Ballade — wurde wie Crême und Gelée vernascht, wurde Putzbuch, Cadeaubuch, Mädchenbuch. Der kußliche Ritter und sein kußliches Fräulein, niedliche Albumsmotive und von Charakter-Mark nicht eben strotzend, perleten so melodiös und so spielbar — wie man bei Herz und Czerny sagen würde — durch die niedlichen Fingerchen, daß der weibliche Beifall gerecht war, indeß der historische und landschaftliche Untergrund einen Baß dazu gab, der doch auch den Männern imponiren konnte. Kurz, wenn das Wunder der Zeit W. Scott und seine große Entdeckung der historische Roman war, so mochte der Deutsche sich schmeicheln, daß er dem bewunderten englischen Abgott seinen Spindler an die Seite zu setzen habe: von

diesem leider etwas rohen Naturalisten stellte dann aber wieder Hauff und sein Lichtenstein die feinere, filtrirte und kunstgemäße Potenz dar, den Schliff des rohen Edelsteins für den Salon und sein gebildetes Publicum. Was wollte man mehr? Es traf Alles zusammen, das Glück dieses Buches zu machen.

Das Glück war so lange gerecht als es keinem Berechtigteren im Lichte stand. Aber allerdings geschah das und zwar hinauswirkend auf eine lange Zeit. So fest schien der Schwabe überzeugt zu sein, er habe an Lichtenstein seinen historisch-vaterländischen Roman schon und er brauche nun nichts mehr weiter, daß ihm für den schönsten seiner Heimathsromane, „Schillers Heimathsjahre", ganz außerordentlich spät die Augen aufgingen, welche im ersten Moment völlig blind dafür gewesen. Dieser erste Augenblick war freilich ein hochverfehlter und im Tendenz-Jargon „unzeitgemäßer". Schillers Heimathsjahre erschienen im Jahre 1845. Also mitten in der deutsch-katholischen Bewegung, mitten in den Vorbereitungen zum vereinigten preußischen Landtag, kurz mitten in einem Wellenschlag — der uns heute so wenig mehr schlägt, wie den Dichter wahrscheinlich schon damals nicht! Aber damit bezeichnet denn auch sein Werk einen jener Fälle, ja ich möchte sagen den wahren Musterfall, woran sich die Beherzigung knüpfen kann, mit wie viel oder wie wenig Recht man die Forderung der Tagestendenz zu einer Kunstforderung machen darf. —

Goethe hat einen der Waffenbrüder des Götz von Berlichingen — Lerse genannt, nach dem Namen eines seiner Straßburger Studienfreunde; Schiller hat einen Waffenbruder des Carl Moor — Roller genannt, nach einem jungen Candidaten der Theologie, welcher an der Carlsschule über Philosophie las und weniger ein Professor als ein älterer

Freund des Dichters war. Dieser Roller nun ist der Held unsres Buches und Hermann Roller nannte es auch ursprünglich Kurz. Der Verleger setzte dafür den interessanteren Titel „Schiller's Heimathsjahre" und wir können gestehen, daß es nicht der plumpste Eingriff eines Geschäftsmannes in die Poesie ist. Der Titel ist passend und ich möchte ihn nicht anfechten, wie es wohl schon geschehen ist. Spielt auch Schiller selbst nur eine der bedeutenderen Episodenrollen in dem Buche, so muß ja die Betonung nicht eben auf Schillern, sie kann auch auf den Heimathsjahren liegen und der Buchtitel verspricht uns dann ein Bild der würtembergischen Heimath in den Jahren, da Schiller zu Hause war. Das hat einen Sinn und das Versprechen wird ungemein treu und vollständig erfüllt.

Wir sehen also den jungen Schiller und den inneren Haushalt der Carlsschule in einem recht lebendigen und oft dramatischen Bilde. Dieses Bild ist nicht blos eine wohlfeile Aneinanderreihung von Schiller'schen Jugendanekdoten, obwohl dieses Material, das selbst heute noch mit seinen letzten ausgepreßten Citronentropfen Bücher und Feuilletons würzen muß, vor dreißig Jahren, — da es minder verbraucht war und eine größere Tragkraft hatte, — auch als Rohmaterial ein Leseeffect gewesen wäre, der viel besser beurtheilt werden müßte, als seit er ein Gemeinplatz geworden. Ja, es mag wohl mancher der Gemeinplatz-Effectler sein Krüglein bei Hermann Kurz gefüllt haben, den er wohlweislich todtschwieg, während es dieser aus der Quelle seiner Originalstudien füllte. Aber eben das prachtvolle Panorama dieser Originalstudien ist es, was den Kurz'schen Schiller-Anekdoten die historische Würde und den künstlerischen Reiz, jenen Reiz verleiht, welchen etwa ein lauschiger Pavillon von den malerisch angeordneten Massen eines großartigen Parks empfängt.

Und mehr und mehr sehen wir in unserm Roman-Park. Wir sehen den Dichter Schubart, den großen Vorläufer des größeren Schiller in einer Behandlung, welche Beides am rechten Orte ist: kraftvolle Skizze und liebevolles Detail. In Freud und Leid, im behaglichen reichsfreien Ulm zu Hause und im grausamen Kerkerkäfig auf Hohenasperg, wird uns der gigantische Naturalist zum Besitzer eines Lebensfonds, der ein wahres Latifundium ist, den alle Schicksalswechsel nicht ausschöpfen können, einer Lebensquelle, wie sie nur im riesenreichen, revolutionsschwangeren 18. Jahrhundert sprudelte, — armsdick, mannsdick und kein nervös prickelndes, kohlensaures Quellfädchen von Strohhalmsdünne. In kunstvoll gezeichneter Verkürzung, die aus wenigen Strichen die ganze Figur ahnen läßt, sehen wir ferner einen anderen Temperaments-Riesen, den bekannten Obersten Rieger, weiland selbst ein Opfer des Hohenasperg, jetzt Commandant desselben, ein ausgebrannter Vulkan, der auf seinem Aschenhaufen die Kapelle der Frömmelei gebaut hat, — trügerisch der Grund und windig das Kartenhaus, Beides so unwahr, daß ein elender Soldatenkrüppel, der zertretenste Wurm aus der Hefe des mißhandelten Volkes, wie ein Jupiter seinen Blitz gegen ihn schleudern, und den Gewaltigen hinrichten kann. Eine furchtbar schöne Tragödie! Jeder Roman, der diese Scene hätte, wäre allein schon unsterblich damit! Endlich sehen wir Ihn, den merkwürdigen Fürsten und räthselreichen Menschen, den schwäbischen Sultan Herzog Karl, der nicht wie Hermann Roller der Held ist, der nicht wie Friedrich Schiller der Held des Buchtitels heißen soll, der aber als der wahre und wirkliche Held empfunden wird, von dem Augenblicke an, wo er in den Roman hineinsprengt, Pferd an Pferd gegen Roller anprallend: Will Er mich überreiten?!

Sein erstes Wort, — der Blitz seines Blauauges — und wir haben den anerkannten Helden des Buches vor uns! —

Und doch hat der Romancier mit den Charakterbildern seiner Menschen noch nicht, wie der Dramatiker, Alles gethan; auch Naturbilder, Landschaftsbilder, Erd- und Luftperspective heischen noch ihre Beseelung von ihm. Diese Schuld hat uns der Dichter der Heimathsjahre mit gar viel Liebe und Wärme bezahlt. Wunderbar schön und stimmungsvoll wandelt sich's in seinem Romanlande. Die Solitüde entfaltet uns ihre verhängnißvolle Fürstenpracht; wir lassen uns von Ulm imponiren, das gar edel und fürnehm im patricischen Hermelin seiner aristokratischen Reichsfreiheit einherstolzirt: urgemüthlich aber sitzt uns der warme demokratische Flausrock von Reutlingen am Leib, welches mit einem Gemisch von Ironie und Respect zu Ulm aufblickt, seiner guten alten Gemeinfreiheit nicht weniger froh und im bürgerlich-kleineren Zuschnitt nicht weniger glücklich, wie Figura, der classische Glockengießer, zeigt, eine Heimstätte, wo wir ewig verweilen möchten, eines der liebenswürdigsten Bürgerhäuser im deutschen Roman, ein gut benütztes Modell aus des Dichters eigenen Familien-Traditionen. Und was für ein heroisch-romantisches Bergland ist dieses kleine zopfige Schwabenland! Kommt nur die rechte Hand dazu, welche trumpfen und stechen kann, so spielt sie mit W. Scott's Hochschottland getrost die Partie und spielt Motive aus wie die Raube Alp mit ihren windgefegten Hochflächen und öden Heidegründen, oder den prachtvollen Schwarzwald, wo hinter Tannen verdächtige Habichtsnasen und polizeiwidrige Glutaugen lauern, indeß drunten im schluchtigen Dörfchen der humoristisch verbauernde Pfarrer sein wunderliches Wesen treibt, in seiner barbarisch-reckenhaften Gemüthlichkeit ein ländliches Seitenstück zum Bürger-Glockengießer. Berglüfte, Harzduft, Waldgeruch und Gentianenwürze,

von allen Winden herumgetrieben und in die engen Thalgassen und dumpfen Bürgerstuben erfrischend hineingeweht! Die besten und klingendsten Töne der Lyrik, wie sie nur Uhland und Mörike angeschlagen, poetisch-reimfreie Roman-Atmosphäre, mit jedem Athemzug herzerquickend! „Graf im Bart, ihr seid der Reichste!“ hat der schwäbische Altmeister gesagt, und wahrlich, diesen Reichthum sehen wir hier.

Mit seiner natürlichen Gabe des phantasievollen Sehens und Sinnens lenkt unser Dichter die Realität spielend in die Dichtung hinüber, wohin sie ihm von selbst und freiwillig zu folgen scheint. Den Zauber der Romantik, der Geschichts- und Landschaftsromantik, übt er ungesucht aus und er hätte nicht nöthig ihn auch noch zu suchen. Romanhaft-gesuchte Abenteuer nennen wir nach heutigem Urtheil wohl jenes, wie die erste Heldin entführt wird und dann wie die zweite sich selbst entführt. Diesen Erfindungen glaubt man in unserem Buche, das so schön zeitlos ist, die Zeitnähe Spindlers noch am ehesten anzumerken. Es gehört zu den Unwahrscheinlichkeiten eines gröberen Korns, daß in beiden Fällen die jungfräuliche Integrität möglich geblieben; in letzterem wäre die Jungfräulichkeit schon compromittirt, weil sie Geister und sehr leibliche Geister gerufen, auf den allernaivsten Glauben hin, daß sie sie rechtzeitig wieder los werden könne. Wenigstens der vornehme Roman, und das ist der unsrige doch, würde sich heute nicht mehr auf solche Starkgläubigkeit stützen.

Und doch möchten wir auch diese zwei Abenteuer nicht vermissen oder anders haben, denn sie sind immerhin durch eine feine Hand gegangen und das Triviale hat sich fast unwillkürlich veredelt. Es ist wahr, die halsbrecherische Entführungsgeschichte Lottchens könnte so harmlos nicht ausgegangen sein und wir glauben nicht an diesen Ausgang.

Aber sie steht doch wenigstens als Sittenbild sehr bedeutungsvoll da. Sie zeigt uns wie in jenen Tagen der Adel mit dem Bürgerthume noch umspringen durfte und wie er's schon nicht mehr durfte. Zwanzig Jahre früher und zwanzig Jahre später ist diese Entführung entweder besser möglich oder unmöglich. Wenn wir dem Dichter auch Lottchens Romanwunder nicht glauben, so glauben wir ihm doch, — denn diesen Credit hat er sich längst verdient — daß das Wagniß im Geiste der Zeit erfunden ist, deren genauer und gewissenhafter Quellenkenner er ist. Wir glauben ihm mit Einem Worte, wenn nicht die romanhafte Unwahrscheinlichkeit der Durchführung, doch die ethnographische Wahrheit der Absicht. Und wie dieser Baron-Kammerjunker das Zeitgemälde erst fertig malt, das einen Herzog Carl zum Mittelpunkt hat, ein Theil von der Basis der Pyramide, wozu dieser die Spitze, ein Cavalier der uns den „Ersten der Cavaliere" nur um so verständlicher macht, indem er das alte Wort illustrirt: qualis rex talis grex; — so war es doch ein feiner Zug des Dichters, der uns mit dem Gebrechen des schwäbischen Sultans so leidig bekannt machen muß, daß er auch zu den socialen Wurzeln des ganzen Standes ein wenig hinunterleuchtete. Es ist einer von den Zügen, welche einen flachen Gesichtsausdruck mit einem einzigen Striche vertiefen.

Dasselbe gilt von dem zweiten der bezeichneten Abenteuer, das seinen großen Raum nur noch mit größerem Rechte einnimmt. Wie das Schulfräulein Laura in ihrer zopfigen Etiquettenwelt ein wenig aus der Haut fährt, die Schnürbrust des Modezwangs von sich wirft und in den Schwarzwald auf Abenteuer läuft, wie sie einen sentimentalen Brankenburg-Zigeuner als wohlerzogenen und enthaltsamen guide de voyage dazu findet, wie sie dieser Opern- und Mandolinen-

Zigeuner mitten in die schlammigste Hochfluth der Diebsgesindel-Prosa reinlich und engelhaft hineinlootset, wie die gefährlichste Brandung durch ein Haargeflecht von Zufällen genau auf die Minute und Secunde überwunden und das rettende Ufer erreicht wird; dieses ganze Spindler'sche Blattgerippe möchten wir heute nicht loben: aber das Blatt selbst ist doch schön! Es ist sogar eines der schönsten im Buche und gehört gar sehr in das Buch. Es steht an der richtigsten Stelle, es dürfte nicht fehlen. Ein ungeheurer Gährungsproceß durchbraust das letzte Viertel des 18. Jahrhunderts und unser Roman ist der Zeitspiegel davon. Ein Schubart rüttelt am Alten, ein Schiller ringt nach dem Neuen; die ganze Welt ist im Aufruhr, jede Form wird zu eng. Mit Recht dürfte die Leserin der „Heimathsjahre" fragen: Und wo blieb in jener Genieperiode, in jenen Tagen des Sturms und Drangs — mein Geschlecht? Unsre Laura ist nun die Antwort darauf! Kaum hat ein Carlsschüler die Parole ausgegeben: laßt uns in die böhmischen Wälder ziehen! so findet sich in einer école des demoiselles die gelehrige Schülerin zu diesem Schüler. Und da das Weib immer praktischer ist, so sucht sie die Räuber-Theorie gleich in der Wirklichkeit auf, schweift auch nicht in die Ferne der „böhmischen Wälder", da das Gute, der Schwarzwald, so nahe liegt! Wahrlich ein sinniges Apercü, diese Laura-Episode, trotz ihrer verblaßten Prezioſa-Romantik! Und wie fein traf der Dichter die Rückzugslinie, die er ihr ins bürgerliche Leben offen halten mußte! Ein Original und ein esprit fort ist sie doch nur auf Zeit — nämlich auf ihre Jugendzeit, nicht Lebenszeit. Wohlweislich hütet er sich, den Bruch soweit zu führen, daß sie zur eigentlich Emancipirten würde; noch bricht sie nicht mit ihrem Geschlechte, nur mit dem Zopf ihres Decenniums. Noch hat sie kein Programm des Neuen,

nur das Gefühl des abgestandenen Alten. Und da in unserm ganzen Buche das Neue von selbst sprießt und der Zopf begraben wird — auch ohne Zigeuner und Schwarzwald, so bleibt uns das reinste Gefühl psychologischer Wahrheit, daß die kleine Ausreißerin der bürgerlichen Ordnung wieder angehören kann, in die sie als rettender Deus ex machina Herzog Carl mit der Pistole in der Faust zurückführen muß.

Herzog Carl ein Retter der Mädchenehre! Wie oft hat er diese Blume zertreten! Also wie beurtheilen wir nun diesen Charakter? Ist er ein Wüstling? Ist er ein Ritter? Ist er eine problematische Natur, eine seelische Sphinx, ein Wunder? Mit nichten. Er ist ein Mensch und ein ganzer Mensch. Er ist eine Erscheinung des 18. Jahrhunderts, des extremschwangeren, in welchem Alles Platz hatte: die Lüderlichkeit eines Casanova und der Bildungsdrang eines Pestalozzi. Sein socialer Stand endlich ist der freiste und ausgeweitertste, — er ist ein Fürst! Und wo wir bei unserm Roman ein- oder ausgehen, — er steht immer da, dieser gewaltige Eckstein. Die Hand, die ihn gezeichnet hat, läßt ihn viele Gesichter machen, aber jedes harmonirt mit dem andern. So kommt es, daß unser letzter Scheideblick wieder ihm gilt.

Mit einem Worte, Herzog Carl ist ein Virtuos der Subjectivität, wie sie im 18. Jahrhundert noch kurz vor der schematisirenden Revolution zu ihrem heftigsten Durchbruch kam. In der Literatur hieß sie Sturm und Drang, in der Theologie hieß sie Pietismus, in der Politik hieß sie Absolutismus, Autokratie. Immer aber ist sie jene überquellende starke Persönlichkeit, welche die Zeit wie eine explodirende Gasspannung brauchte, damit sie in der Revolution sich selbst in die Luft sprenge, und das Schema, das Gesetz, den Rechtsstaat für Alle, das Nivellement auf den Trümmern der Willkür zur Herrschaft bringe. Deshalb sind alle diese

Zeitgestalten — König Friedrich, Kaiser Joseph, Kaiserin Katharina, unser Herzog Carl, immer Beides zugleich: Tyrann und Revolutionär. Aufgeklärter Absolutismus hieß der Zwiespalt dieser Janusköpfe mit einem ziemlich gut gewählten Kunstausdruck. Ein ungemein schön und rein ausgearbeiteter Typus desselben ist der unsrige. Mit ihrer Jugend stehen viele dieser Typen noch in der brutalen Genußsucht des — — „Hirschparks"; später überschreitet Jeder den großen Wendekreis der Zeit und der Hirschpark wird geistig, tendenziös. Die Wollüstlinge züchten jetzt Menschenwohl. Die nahende Revolution regt sich in ihrem Blute und ohne Ahnung, daß das eine Massenarbeit sein wird, machen sie sie ehrlich mit ihrer persönlichen Fürstenwillkür. Wo sie in der Masse gährt, wittern sie Rohheit, Frevel, Chaos. Das ist der philosophische Thorschlüssel zum Hohenasperg. Mit der ausgesprochenen Absicht, den rohen Edelstein zu schleifen, das Gold im Feuer zu läutern, den Durchbruch des Idealismus zu befördern, schickt seinen Schubart, seinen Roller, seinen Schiller (wenn er ihn beläme) dieser schwäbische Sultan auf seinen verhängnißvollen Geisterberg! Mit jedem hervorragenden Kopf im Lande reibt er sich, weil er — ihm ähnlich ist, weil die Natur aus Zwei nicht Einen gemacht! Er ist Fürst und feilt seine Menschen ganz so, wie Schiller in seiner classischen Periode seine Gedichte feilen wird. Er ist fürstlicher Künstler, mit Einem Worte. Aber der Gyps, der Thon, die gefeilten Gedichte schreien auf und rebelliren. Und der Aufschrei wird sein Verruf als Tyrann. Armer Künstler!

So künstelt er denn auch mit vieler Vorliebe in Stein und Mörtel, welche nicht schreien, und wird Bau- und Garten-Künstler trotz Louis Quatorze. Aber jetzt schreien seine Stände. Und sie schreien nicht blos, sie handeln; sie schnüren ihm den Geldbeutel zu. Da münzt er sich selbst Geld

und verkauft den Franzosen seine Soldatenregimenter als siebenjähriges Kriegsmaterial gegen den König von Preußen. Siehe, da schreien und rebelliren auch die Soldaten: Wir fechten nicht gegen unsre lutherischen Glaubensbrüder! Sie lassen sich hängen, erschießen, in's Eisen werfen, mit Spießruthen zerfleischen, aber sie fechten nicht. Also sanftere Mittel! Der Sultan verkauft jetzt wenigstens seine Civilämter im Lande. Was Wunder, da schreien sogar auch die Bauern! „Euer Schulze ist ein rechter Esel!" rüffelt er einst eine Dorfschaft auf einem seiner Spazierritte. „Durchlaucht, dafür ist's ein eingekaufter", antwortet der nächstdeste Bauer. Ach, dieses „geknechtete" Volk, es ist gar nicht so knechtisch, wie sich das coquette liberale Principchen vor seinem heutigen Handspiegelchen vorstellt. Jener Bauer präsentirte seinem Fürsten eine starke Prise Tabak und verlangte nicht einmal einen Orden dafür! Und dieses Schulmeisterlein? Der Herzog war gewohnt, seine Halsbinde sich eng zu schnüren, um roth und martialisch auszusehen. Im Laufe des Romans, nach zehn Jahren, macht Einer die Bemerkung, daß er diesen Brauch immer mehr übertreibt. Flugs citirt ein tapfrer Schulmeister vor Zeugen, worunter ein Hofmann, seinen furchtbaren Tacitus: Saevus illi vultus et rubor quo se contra pudorem muniebat! *) Kurz, die Stände, die Soldaten, die Bauern, die Schulmeister, das ganze „geknechtete" Volk ist sehr liberal und zwar ohne Liberalismus und ohne liberale Zeitungspresse. Wie romanhaft es in einem Roman aussieht, — zumal wenn er die Wirklichkeit schildert!

Und da der Herzog Carl selbst liberal ist, so würde sich die arme komische Einschachtlerin, die Zeitungspresse, gar

*) In der Röthe seines barschen Gesichts versteckte er seine Schamröthe.

nicht zu helfen wissen, wenn uns die großen Lichter des Menschenthums nicht der Roman aufsteckte. Aber in der Dichtung dürfen die Menschen wieder ganz sein, die der Parteigeist der Zeitungspresse zerpflückt, schematisirt, abstempelt und einschachtelt — und vielleicht es muß! Ja man kann ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie vielleicht es muß; Unrecht aber thut sie dann selbst, die Zeitungspresse und ihre Tageskritik, wenn sie auch den Roman zu ihren „zeitgemäßen Tendenzen", d. h. in ihr Parteitreiben hinüber- und von der idealen Kunsthöhe herabzerren möchte. Ueberliefert die Kunst den Tagesinteressen und ihr arbeitet — für's Ballet und für den Vatikan! Das Fleisch und die Mystik haben noch immer für verhunzte Kunstbedürfnisse einstehen müssen. —

In einem geschlossenen Landsee sind die kurzen Spitzwellen gefährlicher als die breiten Rollwellen im Ocean. Das ist die Gefährlichkeit des Herzogs Carl, wie sie in Schillers Biographie monumental verewigt ist. In der Schillerbiographie aber steht unser großer, leidenschaftlich geliebter Dichter als Hauptfigur im Lichte und sein Herzog ist nur ein kleiner unheimlicher Schattenriß. Der Roman von Hermann Kurz kehrt das Bild nun um. Ein talentvoller Regimentsfeldscheer verliert sich einstweilen noch im großen Haufen, aber im vollsten Runde der Hauptfigur wird uns Herzog Carl deutlich. Er ist was er ist — Tyrann, er ist es und bleibt es, es wird nicht beschönigt. Wir sehen blos das Warum? wir können begreifen, und mehr brauchen wir nicht zum reinsten, fast versöhnenden Schlußeindruck. Die Spitzwelle kann gar nicht anders als gefährlich sein, selbst dann, wenn sie Perlen heraufspülen möchte. Mit seiner Perle, der Carlsschule, beabsichtigt Herzog Carl, wahrhaft fürstlich, die deutsche Dumpfheit, Pedanterie, Schulfuchserei zu einer cavaliermäßigen,

weltmännischen Bildung zu erheben, — ganz das Programm Goethe's im Wilhelm Meister. Aber seine eigene Carlsschule — pfeift ihn zuletzt aus. Wahrlich ein tragischer Moment und wohl werth, auch auf die Bühne gebracht zu werden!

Ein großer Fürst in kleinen Verhältnissen! Er wird lästiger Topfgucker, wo er in größeren über seinen Töpfen stünde. Kurz, ein fürstlicher Märtyrer der Kleinstaaterei! Das ist der Sinn unsers Buches. Wir sehen den Fluch der Kleinstaaterei auch einmal von der anderen Seite, — nicht auf der Volks-, sondern auf der Fürstenseite. Aber sind denn die Fürsten nicht auch Volkskräfte und Posten unsers Nationalcapitals? Das lehrt uns Hermann Kurz empfinden und das ist der unsterbliche Platz seines Romanes in der deutschen Literatur. Die Deutschen haben oft und überflüssig ob ihrer Verkümmerung in der deutschen Kleinstaaterei sich selbst bemitleidet und dabei die Fürsten, die Inhaber der Kleinstaaten, gleichsam als die bösen Schuldigen angeklagt. Wie unser Herzog Carl waltet, — in kleinen Verhältnissen zu groß, aber dann wieder das Große zu kleinlich treibend, weil er auf dem engen Raume überall mit seiner eigenen Gegenwart anstößt; — es läßt sich recht viel dabei denken, man kann recht tief bei sich einkehren! Bei all' seinem Prachten und Prangen ist so einem deutschen Kleinfürsten selbst auch nicht recht wohl geworden, wenn er nicht mit den gemeinsten Freßwerkzeugen genoß, sondern Thatenlust und Schöpferfreude genießen wollte. Seine Kraft war vergeudet, sein Leben zerrann und seine ganze Schuld blieb zuletzt — daß er nicht sein richtiges Maß zu finden wußte, wie Carl August, der es vielleicht auch nur mit Hilfe Goethe's gefunden hat. Denn was ist schwerer als Maßhalten und Harmonie haben? Hat ein Dichter noch nicht Excentricitäten gedichtet? Aber man mache aus dem Dichter einen Fürsten

— und es ist ein Herzog Carl. Verschwunden ist die Carlsschule, ein ödes Denkmal schwülstiger Fürstenpracht die Solitüde; aber wie Schiller in seiner „classischen" Periode auf seine „erste" zurücksah und über seine „Räuber" verzweifelte, — was waren die Räuber anders als *seine* Carlsschule und *seine* Solitüde! Wie viel steckte doch in diesem jungen Schiller von seinem Herzog Carl und wie viel im Herzog Carl vom jungen Schiller! Glücklicher Schiller, daß du ein Dichter warst und nicht der Herzog deines kleinen Vaterlandes! Als Herzog säheſt du vielleicht anders aus!! —

II.

Betrachten wir nun das zweite Hauptwerk von Hermann Kurz: den *Sonnenwirth*. In demselben Augenblicke, als der jugendliche Schiller in dem friedfertigen Thalkessel von Stuttgart seinen Räuberstaat auf's Papier hinwetterte, bivouakirten die rohen Modelle desselben wenige Meilen westwärts unter den Tannen des Schwarzwalds, stand die ganze Dichtung in leibhaftiger Wirklichkeit am Horizont, war der gefürchtete Zigeuner- und Räuberhauptmann *Hannickel* das neueste Tagesgespräch, aber selbst wieder nur ein Erbe und Fortsetzer des berühmteren *Sonnenwirths*, welcher der Sensationsstoff der nächstvorigen Generation gewesen. Längst athmete ganz Schwaben Gauner- und Räuberluft, Schiller von seiner Wiege bis zu seinem Doctorhut. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn ein schwäbischer Dichter jener Zeit — auch ohne Carlsschule, Tyrannei und Schillergenie — etwas Aehnliches wie die „Räuber" *nicht* gedichtet hätte.

Diesen ganzen schwäbisch-fränkischen Raubstaat, der sich in dem Triangel Vogesen, Schwarzwald und Spessart aus dem üppigen Bodensatz des dreißigjährigen Krieges althistorisch entwickelt hatte, fand nun H. Kurz in seinen Quellenstudien zu Schillers Heimathsjahren in so episch-plastischer Fülle und

romantischer Poesiefähigkeit vor, daß ihm schon damals der Kopf gebrannt haben mochte, als er den lüsternen Griff that, dieses überquellende Material den Heimathsjahren bloß episodisch einzuverleiben. Die Episode wucherte mit einer für die Handlung des Romans nicht nöthigen Fülle in die Architektur desselben hinein, und doch erschöpfte sie noch lange nicht alle Reize, deren sie fähig war. Der belletristische Werth dieser Räuber-Episode glich einer schön modellirten Säule, welche schön genug an und für sich wäre, aber in ihrer baulichen Verwendung das Gebrechen hat, daß sie nicht sowohl trägt als getragen wird. Sie wird von Schillers Namen getragen und bringt es in den Heimathsjahren zu keiner wahrhaft integrirenden Zweckwesenheit.

Unser obiges Pro und Contra hat wahrlich der feinfühlige Dichter selbst am besten empfunden. Ein Künstler kritisirt sich durch seine Thaten. Der Sonnenwirth ist eine That dieser reiferen Selbstkritik. Dieser Roman realisirt eine Kunstschönheit ohne Kunstfehler. Das Auge, welches in Schillers Heimathsjahren die schwäbische Räuberromantik als ein zauberisches Ornament entdeckt hat, hat den Werth dieses Fundes nicht vergessen, sondern sich wohlweislich vorbehalten ein zweites Mal darauf zurückzukommen, dann aber auch das romantische Ornament zu der ganzen Freiheit eines künstlerischen Selbstzweckes zu erlösen. Und schließlich — wozu überhaupt Romantik? mochte der vertieftere Dichter sich gesagt haben. Der Kobolderie, wie das jungfräuliche Sternlein Laura mitten durch die Kometenbahn eines Hannickel geht, war er entwachsen, — nicht Räuber-Romantik, Räuber-Psychologie reizt ihn jetzt; die Romantik fällt ja solchen Stoffen von selbst zu!

So dichtet denn H. Kurz, fast rund zehn Jahre nach Schillers Heimathsjahren, seinen Sonnenwirth, den bedeu-

tendsten Verbrecher-Roman Deutschlands, ja, wohl den einzig bedeutenden!

Die Erzählung ist einfach, anspruchslos und von jener Schlichtheit, welche Alles aus dem Stoffe heraus und nichts in ihn hineinzutragen scheint. Diesen psychologischen Entwicklungsproceß, meint man, könnte Jeder von uns so erzählt, ja, wäre nicht vom Galgen die Rede, sogar auch erlebt haben. Das Letztere klingt allerdings nur für einen Einzigen schmeichelhaft, für den Dichter selbst, der aus dem nächstbesten gewöhnlichen Menschen einen so ungewöhnlichen Verbrecher herausschält! Betrachten wir sein Thema.

Einem behäbig kleinbürgerlichen Familienwesen in einem schwäbischen Landstädtchen wächst ein Hausjohn auf, — mit nichten bösartig, aber ein bischen süddeutsch-lax und verwahrlost. Kurz, in leichtlebiger Landesart. Die Gesellschaft, mit der er's hält, die Genußmittel, die er verbraucht, die kleinen Unerlaubtheiten, womit er sie erwirbt, das alles wird mit süddeutschen Augen herzlich nachsichtig, ja es fehlt wenig, sogar wohlgefällig angesehen. Gibt es doch noch heute Publicisten unter uns, welche nicht müde werden, gegen die „norddeutsche Nüchternheit" und „puritanische Sittenstrenge" das süddeutsche Temperament und sein laxes Dahinduseln zwischen den schwach empfundenen Grenzen von Sittlich und Unsittlich eigentlich naturvoll, farbig, frisch, sinnlich-warm und gemüthlich, kurz liebenswürdig zu finden. Diese „blühende" Ethik und ihr schönes Programm: leben und leben lassen, das so schön sich ins eigene oder fremde — Gurgelabschneiden hineinduselt, liegt auch unserm schwäbischen Mutterjöhnchen im süddeutschen Blute. Der verlorene Sohn ist fertig, eh wir uns nur besinnen, wie's zugeht. Es ist eben Landesart.

Wegen einer Hausdieberei schickt ihn Vater Sonnenwirth ins Correctionshaus — auch wieder als echter Süd-

deutscher, der die sprunghaften Extreme mehr als die „nüchterne Verstandesmethode“ liebt. Wenn ihnen das selbstverschuldete Uebel über den Kopf wächst, dann rufen sie die Polizei! Hätte er bessere Hauszucht gehalten, so brauchte er wahrscheinlich das Zuchthaus nicht. Früher zu lax, ist er jetzt zu scharf. Die Politik der beliebten Systemwechsel!

Wie allzuscharf schartig macht, erblicken wir nun umgehend. Sonnenwirth junior kommt aus dem Polizeihaus zurück, mit einem schön behauenen Quaderstein in der Brust, dem Grundstein zu seiner sonnenwirthlichen Criminalgröße!

Der Pfaff, der Moralist, die theoretische Kanzelsalbaderei setzt nämlich den andächtigen christlichen Zuhörern recht fleißig den Irrwahn in die verschrobenen Köpfe, daß die menschliche Besserung eingeläut und eingepredigt werden könne, als wäre sie das passive Versuchsfeld theoretischer Jungendrescher, da sie doch der starke active Held der Praxis ist, praktisch-gesunder und naturgemäßer Menschenverhältnisse. An diesen schlaffen Brüsten der Pfarrerweisheit ist auch das alte Schaf in der christlichen Heerde, Vater Sonnenwirth, genährt oder vergiftet worden. Er will seinem Frieder die Wirthschaft abtreten, wenn ihn der christliche Polizei- und Pfaffenstaat erst gebessert haben wird; aber just umgekehrt wäre der Frieder augenblicklich gebessert, wenn er tüchtig zu wirthschaften bekäme, statt müssig herumzulungern. Wir wenigstens sehen das auf den ersten Blick. Seine Medizin ist nicht theoretisches Besserungs-Spülicht, sondern Haus und Hof, Weib und Kind wäre es. Dieser Frieder nämlich ist ein tüchtiger Kerl und eine ganz gute Haut, kurz ein blonder deutscher Michel, in welchem wenig von der „dämonischen Räuberromantik“ steckt, womit er ein Jahrhundert lang auf die Phantasie seines Volks Eindruck gemacht. Dieses Volk hat in ihm

eigentlich sich selbst gesehen und mit Entsetzen gesehen; das ist der Schlüssel seiner criminalistischen Unsterblichkeit.

Der alte Sonnenwirth also macht es, wie es dem bairisch-schwäbischen Gewerbsstand noch bis in unsere Tage hinein Hausbrauch, — er erschwert seinem Frieder eine selbstständige bürgerliche Existenz und verewigt seine Unmündigkeit. Dieser hinwieder, anstatt zum eigenen Herde mit Geduld und Ausdauer sich durchzukämpfen, was freilich verwünscht „nüchtern" und langweilig wäre, macht die Sache viel kurzweiliger und im süddeutschen Styl wärmer und farbiger ab. Er treibt's etwas „bunt" in dieser Farbigkeit und wärmt sich, da das Vaterhaus ihn kalt läßt, an seinen „Brüderln". Unverblümt, er ergibt sich der schlechten Gesellschaft, indem er jetzt die Connexionen verwerthet, welche er im Polizeiarrest gemacht, diesem reizenden Gleichheitstempel, wo das Spröde mit dem Zarten sich paart, der weiche und angehende Spitzbube mit dem alten und verhärteten. Denn unsre Staatspolizei verhindert Rinderpest und Klauenseuche durch Isolirung des Viehs, verbreitet aber in ihren Arresten durch Vergesellschaftung der Angesteckten mit den Anzusteckenden alle Sorten moralischer Contagien, Miasmen und Peststoffe!

So wird der Sonnenwirth jetzt Mitglied von Diebs- und Einbruchsbanden. Der Hausdiebstahl hat ihn durch den Polizeiarrest zum öffentlichen erzogen.

Aber noch ist er wählerisch. Er stiehlt nicht blindlings wie das gemeine, had- und heimatlose Vagantengesindel, er, der ehrbare Bürgerssohn. Der gute Kern, der in ihm steckt, überspringt, von Stufe zu Stufe fallend, keine einzige Mittelstufe. Er ist zunächst nur Sportsman, Volontär, Gastrollendieb, und spielt in den Schmieren noch sein eigenes besseres Repertoir. Nur jene Ausraubungen macht er mit, wo es über den Geizhals, Wucherer, Leutschinder, über den verhaßten,

verrufenen und hartgesottenen Bösewicht, kurz, über die Landplagen im Lande hergeht. Da erscheint er sich selbst noch als der Bessere, als ein Rächer der Gerechtigkeit, als ein Erlöser, und wird, — das ist ein Hauptpunkt! auch von der Volksmeinung so ziemlich dafür genommen. Sind doch das die angefressensten Volkskörper und sittlich bedenklichsten Landschäden, wo es der öffentliche Räuber auf den nachsichtig verwaschenen Grenzen von Recht und Unrecht fast zu einer populären Erscheinung und einem verlockend nachahmungswürdigen Vorbild auch für die Besseren bringt. Solche Zustände, wie sie noch heute das sicilianische Briganten-, neugriechische Klephten- und ungarische Betyárenwesen möglich machen, waren bis tief in die Mitte des vorigen Jahrhunderts auch die des schwäbischen Kreises; — den Sonnenwirth hat der Geschichtszufall nur zu einer symbolischen Person derselben gemacht!

Was brauchen wir weiter? jetzt, wo sein Name schon stigmatisirt sein müßte, kann ihm eine Art von Familienglück zu Theil werden! Freilich ist's durch die Schiefheit der Verhältnisse, worin er schon steckt, im Grunde die Parodie eines solchen, eine recht traurige und herzbeklemmende und erregt uns ein Mitleid, wie es wenige Bücher so menschlich-tief und tragisch-schön je erregt haben. Aber ach, noch wissen die Betheiligten das selbst nicht! Also kurz, der dunkel herandämmernde Räuberroman wird jetzt ein rosiger Liebesroman. Der Sonnenwirth feiert sein goldenes Zeitalter. Ein allerliebstes Nachbarkind, ein blondzöpfiges, weichherziges Schwabenmädel läßt sich sein Herz gefallen und sieht seinen Thaten durch die Finger. Der arme Frieder hat jetzt, nur ungesegnet vom Pfaffenstaate, ein Weib, bald auch ein Kind, spielt seine Gatten- und Vaterrolle gar nicht schlecht und übt, — ach parodirt die Familientugenden, die der christliche Staat nur wünschen kann. Vollkommen klar wird es uns: in diesem künftigen Räuber-

hauptmann steckt ein ehrlicher deutscher Haushammel, und daß statt der guten seine schlechten Keime aufgehen, dazu brauchte er in Land und Volk auch das Klima der öffentlichen Zustände.

Ist es denn nicht ein reizender Zug, (ob ihn der Dichter wohl selbst geahnt oder unbewußt getroffen hat?) daß er seinen Helden just in diesem Stadium seines Lebens jene beste Frucht pflücken läßt, das Glück der Liebe, welches sonst nur der Preis männlicher Würdigkeit ist und würdig verdient sein will? Repräsentirt dieses Mädchen an diesem Punkte nicht ihr Volk selbst, das laxe Volk, welches für einen notorischen Uebelthäter noch eine weitherzige Nachsicht hat, blos weil er Denen Uebles thut, „welchen man's gönnt?!" Wie fein beginnt hier die öffentliche Mitschuld des Vaterlandes! Das gute Kind ist als Individuum freilich entschuldbar, fast weiblich-schön; hofft sie doch noch immer Sonnenwirthin und eine ehrbare Bürgersfrau zu werden! Aber wehe dem Volke, welches solche Töchter für Männer auf solchen Wegen hat! Es „läßt Fünfe grad sein," es „nimmt's nicht so genau," es hat für seine bewunderte Leichtlebigkeit hundert schöne Redensarten und kennt nur die eine nicht: „Wenn man dem Teufel einen Finger reicht, so nimmt er sich die ganze Hand!"

Inzwischen ist bei den leichtlebigen Süddeutschen wie bei den schwerfälligen Norddeutschen der Criminalcodex so ziemlich der nämliche, und als der Sonnenwirth endlich aufgehoben wird, hat er für viele und schwere Einbruchsdiebstähle eine harte und langjährige Kerkerstrafe zu verbüßen. Nach geraumer Zeit entspringt er seinem Kerker, aber nun hat er auch sein Rigorosum bestanden; er ist graduirt. Der schauerliche „Sonnenwirth" ist fertig.

Denn wie er jetzt vogelfrei in die Wildniß hinausflieht, im Staat auf ewig unmöglich, so hebt sich auf einmal ein Vorhang und hinter seinem vaterländischen Staate Würtemberg,

hinter dem officiellen Pfaffen-, Mätressen- und Jud Süß-Finanzstaate, liegt fix und fertig noch ein ganz anderer Staat. Der nimmt ihn jetzt auf in seine Arme, gibt ihm ein Heimatsrecht, Bürgerrecht, — gibt ihm eine Krone!

Es sind hundert Jahre nach dem dreißigjährigen Kriege. Hundert Jahre ist viel für die rasche Reproductionskraft der Städte, aber wenig für die der bäuerlichen Zustände des flachen Landes. Siebenundfünfzig tausend Bauernhöfe hat, nach Spittler, „der große Krieg" nur allein in dem kleinen Würtemberg wüst gelegt und nicht Alles ist wieder hergestellt. Der Rest dieser Wüsthümer wird eine Brutstätte und gibt Schlupfwinkel — für eine undefinirbare Gesellschaft!

Denken wir uns das entsprechende Menschenunkraut ins Unkraut der Gärten und Felder, in Schutt und Trümmer der verwüsteten Hofstellen! Der ruinirte Bauer, der abgedankte und verwilderte Landsknecht, der jüdische Hausirer, welcher Kriegsbeute gehandelt und es bald so genau nicht besehen durfte, ob es Kriegs- oder — Friedensbeute war, über die Grenze geflüchtetes Volk aus aller Herren Länder — und wie viele Länder und Grenzen gab es! — das Alles ist in wilden Ehen, vagabundirend, gesetzlos, verbrecherisch, ein Staat der Heimatlosen geworden, ein Staat im Staate mit seiner eigenen Verfassung, Justiz, Beamtenhierarchie, ja sogar mit seiner eigenen Sprache, der dem jüdischen Jargon entlehnten Gaunersprache.

Diesen Staat hat der Sonnenwirth im Kerker kennen gelernt. Im Correctionshaus die Diebe, im Kerker die Raubmörder. Dieser Staat öffnet ihm jetzt seine blutigen Arme, — die letzten, die ihm das Vaterland öffnet! Mit Staunen, ja mit Freude sieht er, wie groß dieser Geheimstaat ist und welchen Rückhalt der Einzelne an ihm hat. Der active Theil ist ja noch der kleinste davon. Aber dem Raubstaate affiliirt

ist ein ungeheueres Netz magerer Bauernschaften, verarmter und verhungerter Dorfmarken, von Frohnden, Wildschäden, Jud Süß-Finanzkünsten, Fürstendruck und Gewerbszwang aller Art zu Grunde gerichteter Stadt- und Landgemeinden, welche vom officiellen Staate sterben und nur noch von den Gaunern leben. In solche Breiten und Tiefen dieses öffentlichen Elends können wir Blicke thun, daß wir oft versucht sind, den Herzog von Würtemberg selbst nur für ein gemaltes Männchen, aber erst das jeweilige Oberhaupt dieses Gaunerstaates für den thatsächlichen Machthaber zu halten.

Wie sich nun der Sonnenwirth bald genug zu einem solchen Oberhaupte emporschwingt, so ist es seine allemanische Kriegstüchtigkeit, Unerschrockenheit, Tapferkeit, Thatkraft, kurz es ist unter dem halbirten und zweideutigen Zigeunergesindel der mannhafte deutsche Michel, der handfeste Kerl, der Alles ganz thut was er thut. Man fühlt, es kommt frisches Blut unter diese Lungerer und Lauerer. Und so fühlt man denn auch deutlich genug: es steckt — was bei italienischen und ungarischen Räubergrößen noch heute der Fall ist — im Ruhme des Sonnenwirths ein geheimes Stück Nationalstolz! Dem heimatlosen Galgengelichter, das unser Land unsicher macht, haben wir einen Cäsar und Helden aus *unserem* Stamme gegeben, schien sich der Schwabe zu sagen. Er war nicht unser schlechtestes Landeskind — caeteris imparibus!

Und so ist es. Was den Sonnenwirth zu einer Pyramiden*spitze* macht, das sind fast seine persönlichen Tugenden; aber ohne die ungeheuere Breite der Pyramiden*basis* ist eine Erscheinung wie er gar nicht denkbar.

Es war daher auch so gut wie gar nichts geschehen, als am 30. Juli 1760 im 30. Jahre seines Alters Friedrich Schwahn, genannt das Sonnenwirthle, „welcher schon in früher Jugend ungewöhnliche Gaben des Geistes und des Herzens gezeigt"

und welcher zum Tode ging „so ruhig wie ein Bürger, der seinen Geschäften nachgeht", zu Baihingen in Würtemberg auf's Rad gelegt wurde. Der offizielle Staat hatte damit den Gaunerstaat selbst so wenig getroffen, daß dieser nach weniger als einem Menschenalter im Zigeunerhauptmann Hannickel wieder vollkommen intakt dasteht. Ein Volk wird eben nicht durch Rad und Galgen gebessert. Ueberhaupt wird ein Volk nicht einseitig gebessert, so lange seine Fürsten sich nicht bessern. In jenem Jahrhundert, von welchem die Rede war, wo Deutschland jeden Pfennig seiner Sparbüchse verwenden mußte, um die Nachwehen des 30jährigen Krieges zu heilen, sah man an deutschen Höfen und Höfchen just die geilste Fürstenpracht sich entfalten und in Jagden, Mätressen, Luxusbauten und italienische Opern die Verschwendung Ludwigs des „Großen" nachahmen, ohne zu bedenken, daß Frankreich durch den 30jährigen Krieg eben so gestiegen wie Deutschland gesunken, jenes den Gewinn, dieses den Verlust davon getragen. So mußte denn auch über die fürstlichen Sonnenwirthe der Tag von Baihingen kommen, — die französische Revolution!

Aber nicht in zehn Zeilen dieses kritischen Prospects war es mir möglich so tendenzlos zu sprechen, wie es H. Kurz in seinem ganzen Buche thut. Wie entfernt ist dieses Buch von der giftigen Perfidie des französischen Verbrecher-Romans, welcher scheinbar das exakteste Muster des Social-Studiums, doch nur die ausstudirteste Brandfackel ist, die er dem Armen gegen den Reichen, dem Volke gegen den Staat in die Hand spielt, jenes Verbrecher-Romans, welcher eine Werbetrommel für das Verbrechen ist und seine sentimental vergifteten Tendenzen auf die Pointe zuspitzt — nicht: fange mit der Besserung dieser „blosgelegten Schäden" bei dir selber an, sondern: stürze die Gesellschaft um, deren Schäden ich dir bloßlegte, um dir deine eigene Nichtsnutzigkeit auf ein frem-

des Conto zu schreiben! Hier ist der Punkt, wo wir die hehre Reinheit, die sittliche Unparteilichkeit, die künstlerische Gewissenhaftigkeit, kurz die Deutschheit unsers Buches nicht genug loben können. Man kann Licht und Schatten nicht mehr gerechter vertheilt sehen. Als hätte die Gerechtigkeit selbst mit verbundenen Augen Schwert und Wage gehalten! In diesem Sinne ist „der Sonnenwirth" eines der besten, eines der allergesündesten Volksbücher.

Und welch einen großen, wirklichen Fortschritt in der Kenntniß und Naturforschung des Volkes bezeichnet unser Roman gegen siebzig Jahre früher! Der Sonnenwirth von H. Kurz erschien 1854, aber 1784 erschien in der „Thalia" von einem großen Dichter eine kleine Novelle, genannt: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre". Der Dichter war unser junger, damals 25jähriger — Friedrich Schiller! Mit welchem Abscheu spricht der Dichter des Carl Moor von seinem Landsmann Friedrich Schwahn! Es ist der ganze Abscheu der vornehmen Bildung gegen das „gemeine Volk". Keine Ahnung, noch nicht die leiseste Ahnung zuckt dem Dichter der „Räuber" auf, das Gedicht auch in der Wirklichkeit zu sehen!

Aber weit entfernt, diese Bemerkung im Sinne des Tadels zu machen, so verdanken wir den Fortschritt, daß H. Kurz den Sonnenwirth um ein Ungeheures besser verstanden hat, als Friedrich Schiller — just diesem selbst. Just weil unser Nationaldichter die große Aufgabe gethan, der deutschen Nation das Ideal zu erobern, hat er Kräfte entbunden und uns Luft gemacht, die Realität zu erwerben. Es liegt nun einmal in der Construction des deutschen Auges — nicht durch das wahr und schön beobachtete Reale zum Idealen aufzusteigen, sondern durch das Spectrum des Ideals erst die Wahrheit und Schönheit der realen Wirklichkeit zu erschauen. —

In den dreißig Lieferungen der „Gesammelten Werke von Hermann Kurz“ füllen die Heimathsjahre und der Sonnenwirth erst sechzehn, stellen also die Hälfte des Ganzen dar. Von mancher schönen Novelle, von manch klangreichem und vollherzigem Gedichte wäre noch zu sprechen, wenn wir auf eine Vollständigkeit Anspruch machten, die zur Empfehlung der Sammlung gewiß überflüssig ist. Bemerken wir also nur noch, daß Paul Heyse sein Verdienst als Herausgeber durch eine künstlerisch schön geschriebene Biographie des Dichters vermehrt hat und daß die Verlagshandlung A. Kröner die Mäßigkeit des Preises nicht durch jenen Cynismus in Druck und Papier erreichen wollte, welcher so viele „wohlfeile Volksausgaben“ ungenießbar macht. Die Ausstattung ist typographisch gefällig und würdig, und macht die Sammlung zu einer Zierde auch des elegantesten Bücherschranks.

Claude Tillier und sein „Onkel Benjamin“.

Juni 1869.

In Kriegszeiten bleiben nicht nur Soldaten auf dem Schlachtfelde, sondern auch Bücher. Zum Beispiel das Jahr 1848 ist reich an Bücherleichen. Noch lange danach gerieth mir bald hier, bald dort manch schönes und gutes Buch in die Hand, von dem ich mich verwunderte, daß es als Novität mir unbekannt geblieben; — sah ich aber nach dem Jahre seines Druckes, so war es dann freilich das Jahr, in welchem das Blei viel lauter in Kugelform als in Letternform redete. Nicht ganz so verheerend, aber doch auch ungesund für die Bücher war das Jahr des Krimkrieges, dann das Jahr 1859 und endlich das Jahr 1866. Von einem Opfer des letzteren spreche ich jetzt.

Habent sua fata libelli! Aber den armen Claude Tillier und seinen Onkel Benjamin verfolgte ein doppelt fatales Fatum. Als Literat der französischen Provinz blieb er unbekannt, denn — sagt sein Entdecker und Uebersetzer Ludwig Pfau leider mit Recht — Paris kannte ihn nicht, und wen Paris nicht kennt, den kennt auch Frankreich nicht. Im deutschen Lese- und Bücherlande aber erschien seine Uebersetzung — Stuttgart, Emil Ebner 1866! Als ich das Büchlein neulich las und Mond und Sonne, Mai und Nachtigallen, Prater und Salzkammergut vergaß und auf dem Sofa liegen blieb, als ob es schneite und Wölfe heulten, und lag und las ohne Aufhören, jauchzend, jubelnd, Lachthränen vergießend, bald dieses, bald jenes Blatt küssend, aber zuletzt ganz erstaunt mich fragend: Wie, und dieses Buch steht im Menschengedenken nicht dort, wo Yorick und Tristram Shandy und andere gute und köstliche Sachen stehen? — da fiel mein Blick auf das Jahr seines Erscheinens und dieses Jahr hieß denn freilich Bismarck, Blut und Eisen, Langensalza, Aschaffenburg, Sadowa, Lissa, piff, paff, puff, hauet sie, stechet sie! Armer Claude Tillier! Gesteinigt zu werden ist vielleicht nicht so tragisch, als ein König zu sein und Geld auszuwerfen, das Niemand aufhebt! —

In der Mittelregion Frankreichs, in dem fröhlichen Weinlande der Loire, auf dem altclassischen Boden des echt gallischen Esprits und genial-sanguinischen Leichtsinns ist Claude Tillier 1801 zu Clamecy, einem Landstädtchen des Departements der Nièvre, geboren. Gar manchen Schriftsteller von köstlichem Humor, scharfem Verstand und beißendem Spott, sagt Ludwig Pfau, hat dieser fröhliche Erdstrich hervorgebracht, namentlich aber den Geistesverwandten Tilliers, den unvergleichlichen Paul Louis Courier und den Altvater der Satyre, den Meister Montaigne's, Molière's und Voltaire's, den

grandiosen Rabelais. Nur ging der Ruhm dieser Schriftsteller von Paris aus, während Claude Tillier es wagte, sein Licht dem Dunkel der Provinz anzuvertrauen. Man weiß, daß die einsichtsvolleren französischen Liberalen nach und nach angefangen haben, die Eitelkeit aller Pariser Freiheitskämpfe und Stadthaus-Revolutionen zu capiren und überzugehen zu dem germanischen Princip der Decentralisation, der communalen Selbstverwaltung und Emancipation von der Hauptstadt. Aber dieses neue Evangelium verkündeten sie wohlweislich — aus der Mitte der Hauptstadt! Nur Claude Tillier machte Ernst mit diesem Princip, setzte sein Leben dafür ein und unterfing sich praktisch des Versuches, in seiner Heimat zu bleiben und von der Provinz aus zu wirken. Er hat ihn mit ewiger Vergessenheit bezahlt!

Claude Tillier war und blieb also sein kurzes Leben lang — welches eine Brustkrankheit schon im 43. Jahre endete — Provinzliterat und Redacteur von Provinzblättern. „L'Independant" in Clamecy, „L'Association" in Nevers, das waren die kleinen Organe dieser großen und klangreichen Stimme. In Nevers schrieb er für sein Blatt als Feuilleton-Roman den köstlichen und wahrhaft unsterblichen „Onkel Benjamin", aus Clamecy und Nevers gingen seine Pamphlete aus, von denen man die besseren gar wohl mit dem fürchterlichen Paul Louis Courier, dieser Furie im Grazienleibe, verwechseln könnte. Der Gegenstand seines Pamphletenkampfes war theilweise der alte, theilweise ein neuer. Paul Louis Courier hatte in den Zwanziger-Jahren und unter den beiden Bourbonen die Hyäne der Contre-Revolution und ihr schauerliches Werkzeug, den Clerus, bekämpft, jenen französischen Clerus, von dessen verdummender Macht auf das Landvolk wir selbst in Oesterreich, wenigstens in Deutsch-Oesterreich, glücklicherweise keine Vorstellung haben. Zwanzig Jahre später fand

unser Claude Tillier natürlich noch denselben alten und unversöhnlichen Feind der Freiheit vor, aber ein neuer war hinzugekommen: die Koketterie mit der Freiheit, der pharisäische Liberalismus des Julithrones. Wir geben im Nachstehenden Proben seiner Kampfart gegen beide.

... Wer von uns beiden verdient sein Brod ehrlicher, ihr Bischöfe oder wir Schulmeister?*) Wir stecken vom Morgen bis zum Abend in einem Rudel Kinder, welche wie eine Meute kläffen, und quälen uns, um die schwerfällige, verrostete Maschine, die man Schule nennt, in Gang zu halten; wir ermüden uns wie der Holzhacker, der seinen Keil in einen Klotz treibt, um Buchstaben und Silben in die harten Kinderköpfe zu keilen und setzen unsere Lunge daran, langweilige Erklärungen hundertmal wiederzukäuen. Der arme Wegmacher kann seine Haue einen Augenblick ruhen lassen, um einem vorübergehenden guten Freund die Hand zu drücken; der Maurer auf seinem Gerüste dreht den Kopf nach der Gasse und grüßt ein hübsches Mädchen, welches freundlich zurückgrüßt. Der Schlosser, während er den Blasbalg auf- und niederzieht, träumt von seiner Heimat und vom Tage des Wiedersehens; der Schneider, der seinen Rock näht, findet in einer Falte seines Tuchs ein lustiges Lied, das er wieder und wieder erklingen läßt, wie der Bauer ein Geldstück klingen läßt, das er probiren will. Aber wir, wir müssen unsern Kopf bewachen, wie eine Schildwache ihren Platz; wir müssen jeden Traum, jede Erinnerung, jeden Wunsch unerbittlich abweisen; wir müssen sehen und sprechen zugleich, diesen bändigen, jenen anspornen, hier die Ordnung wahren, dort den Fleiß erwecken, kurz wir müssen die Arbeit thun von dreien. Manche von uns

*) Das war Claude Tillier, während er am „L'Independant" mitarbeitete.

haben glänzende Fähigkeiten, aber wenn sich ihr Geist in höhere Regionen verstreigen will, müssen sie ihre Flügel an den Katheder nageln; sie haben ein goldenes Werkzeug und müssen Steine damit klopfen. Und ihr, ihr Herren Bischöfe, was thut ihr inzwischen? Ihr predigt auf einer Kanzel, ihr spaziert als kleine Herrgötter unter einem Baldachin, ihr laßt euch von Leviten beräuchern, oder ihr verbannt gar einen alten Pfarrer aus seinem befreundeten Sprengel. Für dieses harte Stück Arbeit zahlt euch die Regierung zehntausend Francs per Jahr;*) aber ihr seid keine Leute, die sich mit so Wenigem begnügen. Ihr macht jedes Jahr eine Reise, und wenn ihr fünfzig Stunden weit gefahren seid, kehrt ihr ermattet und erschöpft in euren Palast zurück und verlangt zweitausend Francs Reisediäten. Ach, wie viele von uns wären überglücklich, wenn sie nur die Hälfte von dem und für die saure Arbeit eines ganzen Jahres bekämen, was ihr doppelt bekommt und für acht Tage Frühstücken, Mittagessen und durch Triumphpforten-Gehen!

Wollt ihr etwa behaupten, euren Fähigkeiten gebühre die größere Belohnung? Wer sagt euch denn, daß zu einem Bischof mehr Verstand gehört, als zu einem Schulmeister? Ein guter Lehrer muß Alles wissen, sogar ein wenig Theologie; aber ein Bischof — was weiß der außer seiner Theologie, die er oft schlecht weiß? Glaubt ihr, ehrlich gestanden, ich könnte nicht auch heilige Oele weihen; aber die Frage ist, ob ihr mit meinen Logarithmen rechnen könntet? Ich wette, daß die Person des Herrn Dupin Stoff zu zehn Bischöfen enthält, aber ich leugne, daß man einen einzigen Schulmeister aus ihm machen könnte. Oder wolltet ihr gar behaupten,

*) Das scheint in Frankreich noch viel! In Oesterreich, zehnmal geldärmer, haben sie zehn- und zwanzigmal reichere Bezüge.

die Höhe eures Gehaltes richte sich nach der Höhe eurer Nützlichkeit? Das wäre eine arge Selbsttäuschung. Die Diöceſe war vier Monate lang ohne Bischof und kein Mensch merkte etwas davon. Die Glocken läuteten, die Meſſen wurden geleſen, die alten Weiber gingen zur Beichte; es war nur ein Prieſter weniger in der Stadt: jetzt iſt die neue Eminenz endlich da und es iſt ein Prieſter mehr in der Stadt. Das iſt Alles. Aber wenn die Diöceſe vier Monate lang ohne Schulmeiſter wäre, glaubt ihr, das wäre gerade ſo? Werft uns alſo nicht wieder vor, daß wir Unterricht geben, um Geld zu verdienen; ihr ſeht, daß wir im Stande ſind, euch zu antworten. —

Aus einem andern Pamphlete: (Herr Gaume iſt ein Abbé, welcher für ſeinen Biſchof, Herrn Dufêtre, den Schenkelknochen der heiligen Flavia von Rom nach Nevers gebracht und ſo den Spott des Pamphletiſten herausgefordert hatte.)

In der Congregation des Herrn Gaume iſt meinetwegen ein Schisma ausgebrochen: ein Theil dieſer Jungfrauen ſagt nämlich, ich ſei, von dem ſtrafenden Schenkelknochen der heiligen Flavia getroffen, im Sterben begriffen; ein anderer ungeduldigerer Theil aber behauptet, ich ſei ſchon geſtorben, ich ſei maustodt und ſogar begraben. Ich bin am Sterben; gut, das iſt möglich. Iſt's doch in der That lange her, daß die Jahre der Jugend, dieſe ſchönen Zugvögel, die der Winter verſcheucht, mir davon geflogen ſind. Ich habe mehr als die Hälfte meines Weges zurückgelegt; ich befinde mich auf dem jenſeitigen Abhang des Lebens, wo die Landſchaften im Schatten liegen, die Bäume kaum ein paar Blätter behielten und der Himmel von Schneeflocken wimmelt. Iſt man einmal auf dieſer abſchüſſigen Bahn angelangt, dann iſt der Niedergang eher ein Hinabrollen als ein Hinabſteigen zu nennen. Aber daß ich todt bin, das beſtreite ich. Uebrigens iſt mein Tod

ein gemachtes Wunder für die heilige Flavia: ich mag heute, ich mag morgen, ich mag in zehn Jahren sterben — nichts hindert die ausgedienten Jungfrauen des Herrn Gaume zu sagen, ihre Heilige habe mich umgebracht.

Diese drohende Verkündigung meines nahen Todes erschreckte mich, ich gestehe es: aber der heilige Claudius, mein verehrungswürdiger Schutzpatron, ist mir die letzte Nacht erschienen und sagte: Der Herr Christus hat deine Pamphlete gelesen und sie haben ihm sehr gefallen; wenn er nicht darauf abonnirt, so unterläßt Er's nur, weil er den Herrn Dufêtre nicht vor den Kopf stoßen möchte. Du bist Derjenige, der Seine Religion vertheidigt, und wer sie angreift, das ist eben jenes Jesuitenvolk, welches die Religion zu seinem eigenen Vortheile herrichtet, als ob sie sein Privatbesitz wäre. Du hustest, ich weiß das, ich hör's oben wie du hier unten hustest, und ohne dir schmeicheln zu wollen, kann ich dir sagen, daß du sehr gut hustest. Aber nimm keinen Gummisyrup, das ist ein elendes Getränke; lege dich früh zu Bette, steh spät auf und genieße die heilsame Landluft. Ich will just nicht sagen, daß diese Diät dich curiren wird; ich bin keiner von jenen wunderthätigen Heiligen, welche die Wunder verrichten, als ob sie davon leben müßten. Aber wenn diese Flavia an deine Brust rührt, dann soll sie erfahren, was ein Claude ist: mit einem einzigen Streiche meines Krummstabs schlag' ich ihr solch ein Schenkelbein in tausend Stücke.

Lieber Patron, antwortete ich, wäre Ihr Krummstab etwa gar mit Blei ausgegossen? Aber jedenfalls können Sie nicht die Absicht haben, ihn gegen ein Weib zu erheben.

Dummes Zeug, rief er. Ist denn die Bosheit unverletzlich, sobald sie mit Schwachheit gepaart ist? Wenn du eine Fliege todtschlägst, welche dich neckt, fragst du zuvor ob es

ein Männchen oder ein Weibchen? Eure französische Galanterie ist eine irdische Faxe, welche im Himmel nicht gilt. —

Der Leser hat im ersten dieser mitgetheilten Bruchstücke bereits einen Ausfall auf Dupin bemerkt. Diesen „politischen Charakter" betrachtet Claude Tillier, und zwar mit Recht, als einen ganzen Gattungsbegriff, als den eigentlichen Repräsentanten jenes verlogenen und corrupten parlamentarischen Liberalismus, wie er im zweiten Decennium der Juli-Monarchie mehr und mehr verlotterte und verluderte. Da Dupin überdies der Deputirte von Clamecy ist, so widmet ihm der größte Bürger dieses kleinen Ortes, unser herrlicher Claude, ein eigenes und ausführliches Pamphlet. Diese Schrift gehört zu den ersten Meisterstücken der satyrischen Literatur. In dieser Schrift ist Claude Tillier ganz so groß wie Juvenal und Petronius, wie Paul Louis Courier, ja wie der Verfasser der Junius-briefe! Als er sie schrieb, stand Dupin, dieser handwerksmäßige Renegat, welchen wir auch noch unter Louis Napoleon zwanzig Jahre nach dem Tode unseres Satyrikers seine eitle Rolle weiterspielen gesehen, just auf dem Höhenpunkte seiner usurpirten Reputation und war der Abgott seiner Wählerschaft und seines Departements. Claude Tillier schwamm allein gegen diesen Strom von Schwindel, packte den Stier bei den Hörnern und redete ihn an wie folgt:

Wahrlich, ich sage Ihnen, Herr Dupin, es gibt eine gewisse Spielart des Egoismus, die selbst einen großen Mann lächerlich machen würde: jene unverschämte und schwatzhafte nämlich, welche stets und immer von sich selber spricht, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt in Beschlag nehmen möchte und ihren Namen auf jede Mauer schreibt. Sie, Herr Dupin, sind der vollständigste Typus dieser Sorte von Egoismus. Sie lieben das Geld, Sie lieben es mit einer

unermeßlichen Leidenschaft, Sie lieben es so sehr, als es das Gesetz zu lieben erlaubt; und doch gibt es ein Ding, das Sie noch mehr lieben und umsomehr, je mehr es Ihnen versagt ist: die Popularität. Da das Volk Ihnen ausbleibt, haben Sie sich ein Volk aus der Bourgeoisie gemacht. Sie müssen Leute haben, die wohl gekleidet, wohl rasirt, wohl gebürstet, wohl gewichst sind und die unaufhörlich Ihre Treppe auf- und ablaufen. Sie müssen Zeitungen haben, die auf der Lauer liegen und alle Augenblicke ausrufen: O der große Mann! Unbemerkt leben, hieße nicht leben für Sie. Wenn man einen leuchtenden Stoff erfände, der seinen Glanz zwei oder drei Meilen in die Runde wirft, Sie müßten ein Stück davon zu einem breiten Fracke haben und wenn jede Elle ein Friedensgericht kostete. (D. h. eine Beamtenstelle, die er durch seinen Einfluß zu vergeben hat und womit er sich Creaturen kauft.)

Sie haben eine wahre Wuth, zu thronen. Ueberall, wo es Complimente einzuheimsen gibt, laufen Sie spornstreichs herzu. Keine Festlichkeit kann in Clamecy stattfinden, ohne daß Sie in Ihrem breiten Frack erscheinen, majestätisch von Pompiers escortirt.

Gewisse einfältige Leute bilden sich ein, Sie hegten gegen mich, der die Gotteslästerung beging, Ihren großen Namen zu verunglimpfen, einen unversöhnlichen Haß, jenen Haß, der nimmer abnimmt, sondern, wie der Dolch des Wilden, ewig sein Gift bewahrt. Diese Leute kennen Sie nicht. Ihr Herzensfeind, Herr Dupin, ist Derjenige, welcher Ihre Wichtigkeit nicht zu bemerken scheint und Sie schnöd um die schuldige Aufmerksamkeit verkürzt. Sie hören viel lieber sagen: Das ist Herr Dupin, der Speichellecker, der Anwalt aller Mißbräuche, der Vertheidiger aller Ungerechtigkeiten, Herr Dupin, der Ueberläufer, der mit Trompeten und Pauken das Lager des Volkes verließ — als etwa sagen, wenn Sie vorübergehen: Wer ist denn dieser alte Herr?

Für den Lobhudel haben Sie jenen gefräßigen Appetit, der ohne lange zu kosten, Alles verschlingt, was man ihm vorwirft; die Menge ist Ihnen lieber als die Güte. Das Ständchen, das Sie recht erfreuen sollte, müßte man Ihnen mit den Glocken von Notredame bringen. In Clamecy gibt es einen Schuhmacher, einen lächerlichen Poetaster, den alle Welt verhöhnt. Von zehn Knittelstrophen, welche die hinkende Muse dieses Pech-Apollo zusammenstickt, gehören wenigstens ihrer neun immer dem großen Dupin, „dem Könige der Redner". In Erwartung Ihrer Ankunft hat er immer ein Gedicht auf dem Leisten und einen Kranz im Kübel. Und Sie, der Akademiker, der zudem an die vergoldeten Schmeicheleien des Hofes gewöhnt ist, Sie brüsten sich unter dieser Krone, als ob sie von Rosen und Lorbeer wäre. Der stinkende Weihrauch, den er Ihnen zufächelt, gilt Ihnen als lieblicher Wohlgeruch; wie das kostbarste Juwel der Popularität tragen Sie das schimpfliche Maal seiner Lobpreisungen auf der Stirne. Und, Tausch um Tausch, schicken Sie dem Schuster Ihre Rede — für sein Pathos! . . .

Was Sie sind, Herr Dupin, das will ich Ihnen sagen, Sie sind vor Allem Dupinianer. Sie gehören keiner Partei an, Sie gleichen jenen Lagunen zwischen zwei Flüssen, die weder Land noch Wasser sind, sondern beweglicher Sand. Sie können jetzt Ihre Biedermanns-Maske abwerfen, Ihre geheuchelte Derbheit täuscht Niemanden mehr. Sie sind nicht der Bauer des Morvan, nein! Sie sind der Fuchsschwänzer der Minister. Sie ziehen Ihre eisenbeschlagenen Bundschuhe aus, um auf dem Spiegelboden des Salons zu tanzen. Sie sind ein Seifensieder-Löwe, nicht einmal ein Menagerie-Löwe.*)

*) Hier habe ich, für österreichische Leser, ein wenig modificirt. Der Löwe ist, wenigstens in Oesterreich, das Schildzeichen des Seifensieder- und Lichtzieher-Handwerks.

Sie waren freisinnig, als Sie jung waren, falls Sie wirklich ein Jugend hatten. Aber die Freiheit war Ihnen nur eine arme Grisette, die alle Schätze der Liebe an Sie verschwendete, während Sie eine Geldheirat mit einer hochgebornen Dame machten, mit dem Königthum. Hätte die Restauration länger gedauert, so wären Sie zu ihr gekommen. Halb Bürger, halb Edelmann, halb Prälat, halb Minister, hätte man Sie in einem Versöhnungs-Ministerium figuriren sehen, in einem solchen, wo der Tyrann die Freiheit übermältigt und die Freiheitsredner als Eunuchen das Licht dazu halten...

Sie haben dieselben Leute der Reihe nach angegriffen und vertheidigt. Sie haben bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße getanzt. Sie stellten sich als Gedankenstrich zwischen den Fortschritt und die Reaction. Sie glaubten, man werde diese Wandelbarkeit der Grundsätze für Unabhängigkeit des Charakters nehmen und sagen: Herr Dupin kennt keinen Herrn als sein Gewissen; er lobt das Gute und tadelt das Schlechte ohne Ansehen der Partei. Aber Ihre Verstellungskunst trug allzu große Galloschen, um sich so fein durchzuschleichen, und man sagt einfach: Herr Dupin will die Vortheile der Unterwürfigkeit und die Ehren der Unabhängigkeit zugleich genießen. Von Zeit zu Zeit machten Sie den Ministern Opposition, aber so liebreich, daß dieselben wie ein umgekehrter Pyrrhus sagen konnten: Noch einmal eine solche Niederlage und wir haben gesiegt!

Nein, wenn ich Ihre Wählerschaft wäre, so wollte ich nichts von einem Abgeordneten wissen, der auf zwei Bänken sitzt. Ich würde zu Ihnen sagen: Herr Dupin, sind Sie der Freund, der Feind, oder der Mitschuldige der Regierung? Sie wollen kein Programm aufstellen, um Ihre Unabhängigkeit zu bewahren? Gut, dann bleiben Sie Maire von Gascogne.

Sie haben auf den Bezirk von Clamecy einen besammernswerthen Einfluß ausgeübt, Herr Dupin. Ihr Schutz hat jede edle Gesinnung in seinem Schatten erstickt. Unsere jungen Leute sind im zwanzigsten Jahre zu berechnenden Greisen geworden. Wir haben uns gewöhnt, keinen politischen Act zu vollziehen, ohne uns vorher zu fragen, was Sie, das öffentliche Gewissen des Bezirks, dazu sagen würden. Die Furcht, Ihren Unwillen und die Hoffnung, Ihr Wohlgefallen zu verdienen, ist seit zehn Jahren unsere einzige Richtschnur. Sie haben den verderblichsten Geist der Selbstsucht und der Ränkelust unter uns großgezogen. Aus unseren ehrlichen dicken Nullen haben Sie Staatsschmarotzer und Stellenjäger gemacht. Man ließ Dummköpfe studiren, um sie durch Sie versorgen zu lassen; man heiratete die Töchter Ihrer Bedienten, um Ihre Protection als Mitgift zu erhalten. Ihre Empfehlung galt statt erworbener Rechte und ersetzte Tugend und Tüchtigkeit. Die Redlichkeit, welche ohne Ihre Randglossen erschien, war ein Fremdling im Orte, das Talent, das Sie nicht auf den Leuchter pflanzten, erstickte. Sie wurden als die Vorsehung des Bezirks betrachtet. Nächstens hätte man Sie um Regen und Sonnenschein angegangen, und wenn Sie in der Kirche von Clamecy einen Altar gewünscht hätten, der Gemeinderath hätte Ihnen zwei errichtet.

Aber welchen Gebrauch haben Sie von Ihrem Einfluß gemacht, Herr Dupin, wie haben Sie Ihre Gunst unter dem Haufen von Bittstellern vertheilt, welche tagtäglich ein gemachtes Elend vor Ihrer Thüre zur Schau tragen? Es ist gerade, als ob Sie recht mit Fleiß die Allerschlimmsten ausgesucht hätten. Greifen wir ohne Wahl aus Ihren Günstlingen einige heraus. Da ist z. B. — aber nein! Ich will wenigstens Ihre Queuemacher der Vergessenheit

überliefern, weil Ihnen ſelbſt jede Sorte von Erwähnung ſo wohl thut.

O Herr Dupin, wird die Landplage Ihres Einfluſſes noch lange auf uns laſten? Ich denke, nein. Seit Ihrem Adreßentwurf ſind Sie ſchrecklich heruntergekommen. Sie ſind nur noch ein qualmender Docht. Sie verbreiten bereits einen Pairſchaftsduft. An dem Tage, wo der Ruf durch den Bezirk hallt: Herr Dupin wird Pair, iſts aus mit Ihnen. In zehn Jahren, wenn unſere jungen Leute nach Herrn Dupin fragen, der ſo viel Lärm im Bezirke machte, wird man einander anſehen, und Einer wird gähnend antworten: Ach ja, das iſt ein alter Juriſt! —

Das iſt die politiſche Satyre eines politiſch und menſchlich gebildeten Volkes. Auch andere Länder haben ihre Dupins, aber man verſpottet ſie entweder — nicht, oder mit jener Gemeinheit, — welche den Spott ſich abkaufen läßt!

Tillier's Pamphlete, in Form und Inhalt ſo reizend und gehaltvoll, kleine koſtbare Perlen, welche jeder Literatur zur Zierde gereichen würden, ſind doch nur die Scheidemünze ſeines Geiſtes; ſein ganzes Genie als Schriftſteller, ſeine ganze Liebenswürdigkeit als Menſch, ſeine ganze Energie als demokratiſcher Vorkämpfer finden wir in ſeinem Hauptwerke, einer einbändigen humoriſtiſchen Erzählung: „Mon Oncle Benjamin". Wie in allen Productionen des echten Humors geht auf den 300 Seiten dieſes Büchleins faſt nichts vor. Der brutale Feudaladel iſt haſſenswerth, der weiße Wein ſüffig über alle Maßen, die Weibſen ſind Gänſe oder ehrliche Haushennen, die Mannsleute Philiſter und Kleinſtädter guter Art; die Geſellſchaft iſt die gewöhnlichſte, aber ein Himmel von Heiterkeit umblaut ſie, eines der ſchönſten Menſchen- und Dichterherzen durchdringt ſie mit ſeiner Wärme, daß uns durchaus wohl und nur einmal weh wird: am Ende!

Onkel Benjamin ist einer jener souveränen Witz- und Herzmenschen, welche in einem Romane nicht zu handeln brauchen, denn ihre schönste That ist ihr Dasein. Schämt man sich doch, ihn den praktizirenden Arzt seines Städtchens zu nennen; er muß freilich etwas Praktisches sein, um davon zu leben, oder besser, um davon zu trinken. Seiner eigentlichen Profession nach ist er nämlich Kneipgenie. Ja, nicht einmal das; wäre er nicht Kneipgenie, so wäre er noch immer Genie schlechtweg. Sein esoterisches Verhältniß zum „Weißen" hat etwas Erhabenes. Er liebt den Wein, wie Aristipp die Lais: Ich habe sie, sie nicht mich. Aus dem Weine wird er nie gemein-trunken, aber immer unwiderstehlich witzig und liebenswürdig. Er spielt den Wein, wie Sebastian Bach die Orgel, wie Napoleon das Schlachtfeld. Der Weiße ist sein großer und mächtiger Verbündeter, aber niemals sein Herr. Sie stehen zu einander wie Macht zu Macht.

Von seinen zahllosen Kneipabenteuern diene nachfolgendes hier zur Probe.

Bei den ersten Häusern des Fleckens begegnete mein Onkel Benjamin Herrn Susurrans, einem Krämer, ganz klein, ganz fahl, aber wie Pulver aus Schwefel und Salpeter gemacht. Herr Susurrans hatte eine Art Maierhof im Rosenthal; er war auf dem Rückwege nach Clamecy begriffen und trug ein Fäßchen unter dem Arme, das er wohl einzuschmuggeln hoffte, und an seinem Stocke ein paar Kapaunen, auf die Frau Susurrans wartete, um sie an den Spieß zu stecken. Herr Susurrans kannte meinen Onkel und achtete ihn, denn Benjamin kaufte bei ihm den Zucker, womit er seine Tränklein versüßte, und den Puder, den er in seinen Zopf that. Herr Susurrans lud ihn also ein, auf den Hof zu kommen und sich zu erfrischen. Mein Onkel, für den der Durst ein Normalzustand war, nahm ohne Um-

ſtände an. Der Krämer und ſein Kunde hatten ſich beim Feuer niedergelaſſen, jeder auf einem Schemel; das Fäßchen hatten ſie zwiſchen ſich geſtellt; aber ſie ließen es nicht ſauer werden auf ſeinem Platze, und wenn es nicht in den Händen des Einen war, ſo war es an den Lippen des Andern.

Der Appetit kommt ebenſowol beim Trinken als beim Eſſen.

„Wenn wir die Hühner verzehrten?“ ſagte Herr Suſurrans.

„In der That“, antwortete mein Onkel, „da erſparen Sie ſich die Mühe, ſie heimzutragen; ich verſtehe überhaupt nicht, wie Sie ſich mit einer ſolchen Frohn beladen konnten?“

„Aber auf welche Art ſollen wir ſie zubereiten?“

„Auf die kürzeſte,“ ſagte mein Onkel, „und da haben wir ein vortreffliches Feuer, um ſie zu braten.“

„Ja,“ ſagte Herr Suſurrans, „aber es gibt nur gerade ſo viel Küchengeſchirr hier, um eine Zwiebelſuppe zu kochen, wir haben keinen Bratſpieß.“

Benjamin, wie alle großen Männer, wurde von den Ereigniſſen nie rathlos gefunden.

„Es ſoll nicht geſagt ſein“, antwortete er, „daß zwei Männer von Grütze kein gebratenes Geflügel eſſen konnten aus Mangel an einem Bratſpieß. Wenn Sie mir folgen, ſpießen wir unſere Hähne an meinen Degen und Kaſpar dreht ſie am Griff.“

(Kaſpar, Miniſtrantenknabe an der Pfarrkirche zu Clamecy, Benjamin's Schweſterſohn und nach der Fiction des Romans der künftige Vater des Erzählers.)

Kaſpar, der nicht oft Geflügel aß, machte ſich vergnügt an das Geſchäft und nach einer Stunde waren die Kapaunen eßreif. Man ſtürzte einen Zuber um, legte Meſſer und Gabel auf und die Eßgenoſſen fanden ſich bei Tiſche, ohne

von der Stelle zu rücken. Es fehlte an Gläſern, aber das Fäßchen feierte deßhalb nicht; man trank aus dem Spundloche wie zu den Zeiten Homer's. Das war nicht bequem, aber mein Onkel war der Mann, welcher lieber guten Wein aus dem Spundloche, als Krätzer aus Kryſtallgläſern trank. Kurz, die Hühner verſchwanden bis auf das nackte Gerippe und die beiden Freunde tranken noch immer tapfer drauf los. Herr Suſurrans, der, wie gemeldet, ein ganz kleiner Mann war, bei dem ſich Magen und Gehirn ſchier berührten, war betrunken, ſo ſehr man es ſein kann; aber Benjamin, der große Benjamin, hatte den meiſten Theil ſeiner Vernunft bewahrt und bemitleidete ſeinen ſchwachen Partner. Was Kaſpar betrifft, ſo war er ein wenig jenſeits der Mäßigkeitsgrenzen; die kindliche Achtung verbietet mir mehr zu ſagen.

Das war der moraliſche Zuſtand der Tiſchgenoſſen, als ſie ſich vom Zuber erhoben. Es war vier Uhr und ſie machten ſich bereit zur Abfahrt. Herr Suſurrans, der ſich ganz gut erinnerte, daß er ſeiner Frau Hühner bringen ſollte, ſuchte dieſelben allenthalben, um ſie wieder an die Spitze ſeines Stockes zu hängen; er fragte meinen Onkel, ob er ſie nicht geſehen habe.

„Eure Hühner!“ ſagte Benjamin; „macht Ihr Spaß? Wir haben ſie ja ſoeben gegeſſen.“

„Ja, alter Narr“, fügte Kaſpar hinzu; „Ihr habt am meiſten davon gegeſſen; ſie waren am Degen meines Onkels angeſpießt und ich habe gedreht.“

„Das iſt nicht wahr!“ ſchrie Suſurrans, „denn wenn ich gegeſſen hätte, ſo müßte ich ſatt ſein, aber ich fühle einen Hunger wie ein Wolf.“

„Dagegen ſage ich nichts“, antwortete mein Onkel, „aber ſoviel iſt ſicher, daß Ihr Eure Hühner ſoeben verzehrt

habt. Zum Beweiſe hier die Gerippe. Ihr könnt ſie auf Euren Stock hängen, wenn es Euch angenehm iſt."

„Du lügſt, Benjamin, das ſind nicht die Gerippe meiner Hühner; ſie ſcheinen mir von Kaninchen zu ſein. Du haſt mir die Hühner genommen, Du Schalk, ich verlange ſie wieder."

„Sei's drum", ſagte mein Onkel, „laßt ſie morgen bei mir holen und ich gebe ſie Euch zurück."

„Auf der Stelle gibſt Du ſie mir", ſagte Herr Suſurrans, indem er ſich auf die Fußſpitzen ſtellte, um ſeine Fauſt — an die Magengrube meines Onkels zu erheben.

„Was ſoll das, Papa Suſurrans?" ſagte Benjamin. „Wenn Ihr ſpaßt, ſo nehmt Euch in Acht, daß Ihr den Spaß nicht zu weit treibt, ſonſt —"

„Nein, Unglückſeliger, ich ſpaße nicht", ſchrie Herr Suſurrans, indem er ſich vor die Thür ſtellte; „Ihr werdet dieſe Schwelle nicht überſchreiten, weder Du noch Dein Neffe, Ihr hättet mir denn meine Hühner zurückgegeben."

„Onkel," ſagte Kaſpar, „ſoll ich dem alten Eſel ein Bein ſtellen?"

„Das würde ſich für einen Mann der Kirche nicht ſchicken", antwortete mein Onkel; ich expedire den Herrn allein. Aufgepaßt, Herr Suſurrans! Eins, zwei, drei! Wollen Sie uns durchlaſſen?"

„Nein!" ſchrie Herr Suſurrans, indem er dem Onkel ſeine Stockſpitze wie ein Bajonnet entgegenhielt.

Onkel Benjamin entfernte den Stock mit der Hand, nahm den Zwerg um den Leib und henkte ihn an ſeinem Hoſenriemen hoch an der Wand auf einen eiſernen Haken, welcher zum Aufhängen von Küchengeſchirr diente. Suſurrans zappelte wie ein Laufkäfer, der an der Nadel ſteckt. Er heulte

und ſchlug Trommelwirbel mit ſeinen Beinchen und ſchrie Feuer und Mordio. —

Jeder Humoriſt hätte es bei dieſem Finale nunmehr bewenden laſſen, Claude Tillier aber hat ſeinen muthwilligſten Zug noch in Vorrath. Er ſchließt:

Mein Onkel erſah einen Lütticher Kalender, der auf dem Camine lag. „Da, Herr Suſurrans", ſagte er, „leſen Sie zu Ihrer Unterhaltung dieſes nützliche Buch, denn Cicero ſpricht, daß die Studien eine große Annehmlichkeit in allen Lagen des Lebens ſind. Ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Abend zu wünſchen."

Man denke ſich nun das kleine, aufgehenkte Kerlchen mit einem Buche in der Hand, welches ihm die Großmuth Benjamin's, die ſeinem Herzen alle Ehre macht, zum Zeitvertreibe gibt, um ihm die Freuden der Lectüre zu gönnen und man wird geſtehen, daß jetzt erſt die Drolligkeit dieſer Scene mit einer gewiſſen Größe abſchließt. An ſolchen Zügen erkennt man den Humoriſten der höheren Rangclaſſe. —

Bedenklicher iſt folgende Scene angelegt, die aber nicht minder muthwillig ſchließt:

Wie wären nicht in Frankreich vor der Revolution, wenn das idylliſch-beſonnte Weinland nicht eine dunkle Wolke beſchattete, der Feudalismus. Unſer Roman erzählt:

Saint-Pierre du Mont iſt ein breiter Hügel auf dem Wege von Clamecy nach Varzy. Sein Fuß iſt von Wieſen umkleidet und von Quellen durchrieſelt, ſein Gipfel jedoch iſt nackt und kahl. Es ſieht aus wie ein großer Erdhaufen, von einem rieſigen Maulwurfe mitten in der Ebene emporgewühlt. Auf ſeinem abgehaarten räudigen Schädel ſträubte ſich dazumal das Ueberbleibſel eines Feudalſchloſſes, das heutzutage einem zierlichen Landhauſe Platz gemacht hat, in welchem ein Viehmäſter wohnt.

Der Herr dieses alten Edelhofes war ein gewisser Marquis Kambyses. Herr v. Kambyses war groß, breit, grobknochig und hatte die Stärke eines Riesen. Man hätte sagen können, er trug eine Rüstung von Fleisch. Dabei war er ein gewaltthätiger Charakter, aufbrausend, jähzornig, unfähig irgend einen Widerspruch zu ertragen und von einem Hochmuth, der bis zur Albernheit ging. Natürlich hatte er einen Adelsparren und bildete sich ein, die Kambyse seien das Prachtwerk der Schöpfung. —

Mit diesem Localtyrannen nun bekommt Onkel Benjamin schlimme Händel. Er fällt ihm in die Hände, da er just mit einem Haufen von Jägern und Hunden ausfährt; es entsteht eine scharfe Controverse über Grüßen und Nichtgrüßen, Adel und Bürgerthum; das Ende der Scene ist, daß „der Geßler des Gaues" den Onkel Benjamin greifen und fahen läßt, ihn auf sein Kastell schleppt und ihm zwischen den Läufen scharfgeladener Flinten befiehlt — ihn zu küssen. Wir brauchen nicht deutlicher zu sein; Jedermann kennt die Bedeutung des Wortes „baiser" in einer gewissen französischen Redensart.

Rache! Herr Minzit, Doctor in Corvol, Benjamin's Schwiegervater in spe und gleichfalls ein Pracht-Exemplar eines gediegenen Kneipiers, dabei ein reicher, gutbehauster Mann, bietet mit echt französischer Rage und Courage seinen ganzen Dorfheerbann auf, um die Burg des Kambyses zu stürmen. Aber Onkel Benjamin macht ihn aufmerksam, daß König Ludwig XV., genannt der Vielgeliebte, eher tausende seiner Unterthanen auf die Galeere schicken, als einem einzigen Junker ein Haar krümmen ließe. Die Rache muß anders gesucht werden.

Mit energischer Ausdauer legt sich Benjamin in einem Wirthshause nächst der Burg auf die Lauer und paßt seine Gelegenheit ab. Sie kommt.

Eines Tages hat Kambyses eine Fischgräte verschluckt, die ihm im Gaumen stecken geblieben; ein Bedienter galopirt nach dem nächsten Arzt. Der Arzt ist zur Hand. Onkel Benjamin ersieht den Augenblick seiner Genugthuung und übergibt sich dem reitenden Boten.

Dieser führte ihn in das Zimmer des Marquis (fährt der Roman fort); Herr v. Kambyses saß in seinem Lehnsessel und schien im höchsten Grade beunruhigt. Die Marquise, eine hübsche Brünette von fünfundzwanzig Jahren, stand an seiner Seite und sprach ihm Trost zu.

Benjamin untersuchte den Hals des Kranken und schüttelte den Kopf mit bedenklicher Miene. Der Marquis erblaßte.

„Sie haben von einem Fische gegessen, dessen Gräten giftig sind."

„Ich habe nie gehört," stotterte der Marquis angstschlotternd, „daß Salme giftige Gräten haben."

„Wenn die Laien Alles gehört hätten, was gut oder schädlich ist in der Natur, wozu brauchte man Aerzte und Studium der Medicin? Die Gräten des Salmen enthalten, wie die Blätter des Manzenillenbaumes, einen so scharfen und ätzenden Stoff, daß sie dort, wo sie im Fleische stecken, eine acute Entzündung, Anschwellung und nach längstens einer halben Stunde den Tod des Erstickens bewirken."

„Operiren Sie mich augenblicklich!" schrie der Marquis.

„Augenblicklich! So schnell geht das nicht. Es ist eine kleine Formalität zu erfüllen."

„So erfüllen Sie! Erfüllen Sie schnell! Beginnen Sie!"

„Diese Formalität geht Sie an: Sie allein können dieselbe erfüllen."

„Also sag', worin besteht sie, Du Unglückschirurg! Willst Du mich hier aus Mangel an Beistand umkommen lassen?"

„Ich nehme Anstand," sagte Benjamin langsam und feierlich, „einen solchen Antrag zu stellen. Einen solchen Antrag dem Markgrafen Kambyses, einem Edelmanne, der vielleicht in gerader Linie von Kambyses, dem Könige von Egypten, abstammt."

„Ich glaube, Elender, daß Du meine Lage mißbrauchst, um Dich über mich lustig zu machen," rief der Marquis, der die Heftigkeit seines Charakters wieder fand.

„Gut denn, also zur Sache. Ich hoffe, Sie kennen mich noch. Erinnern Sie sich des Mannes, den Sie vor drei Monaten auf Ihr Schloß schleifen ließen, weil er Sie nicht gegrüßt hatte, und dem Sie den blutigsten Schimpf zufügten, welchen ein Mann dem andern zufügen kann."

„Ein Mann, von dem ich mich — küssen ließ. In der That das bist Du. Ich erkenne Dich an Deinen fünf Fuß elf Zoll."

„Nun wohlan! Der Mann von fünf Fuß elf Zoll, der Mann, den Sie für ein Insect ansahen, für ein Stäubchen auf Ihrem Wege, dieser Mann steht jetzt vor Ihnen und verlangt Genugthuung."

„O mein Gott! ich bin ja gerne bereit. Nenne die Summe, sag,' wie hoch Du Deine Ehre anschlägst ..."

„Kein Geld! kein Geld! Eine Ehrengenugthuung muß ich haben; hörst Du, Marquis von Kambyses, eine Ehrengenugthuung!"

„Gut, es soll geschehen," sagte Herr v. Kambyses, der mit Schrecken den Zeiger der Uhr die tödtliche halbe Stunde consumiren sah. „Ich will schriftlich erklären, daß Sie ein Ehrenmann sind, und daß ich Unrecht that, Sie zu beleidigen."

„Der Tausend, Du hast Deine Schulden bald bezahlt! Daß Du morgen über den Wisch lachtest und über den Einfaltspinsel, welcher glaubte, ein Unrecht sei gut gemacht, wenn man gesteht, daß man es that! Es bliebe gethan! Nein, nur

Wiedervergeltung kann es ungeschehen machen. Ich habe Dich — geküßt, Du mußt mich — küssen!"

„Unglücklicher, hast Du vergessen, daß ich der Marquis v. Kambyses bin?"

„Die Beleidigung ist wie Gott; alle Menschen sind gleich vor ihr. Es gibt weder große Beleidiger noch kleine Beleidigte."

„Bediente!" rief der Marquis, den der Zorn die Gefahr vergessen ließ; „führt diesen Menschen in den Hof; man gebe ihm hundert Peitschenhiebe; ich will ihn schreien hören!"

„Gut", sagte mein Onkel, unerschütterlich ernsthaft; „aber dann ist die Operation unmöglich geworden und in fünf Minuten sind Sie todt."

„Mein Gott", klagte die Marquise, „Sie könnten wirklich so grausam sein? Gewährt es nicht ein größeres Vergnügen zu verzeihen, als sich zu rächen?"

„Madame", sagte mein Onkel artig, „wenn Sie mir die bewußte Beleidigung zugefügt hätten, so seien Sie versichert, daß ich keinerlei Rachegedanken hegte."

Frau v. Kambyses lächelte, und da sie einsah, daß meinem Onkel nichts abzugewinnen sei, redete sie selber ihrem Gemale zu, der Nothwendigkeit sich zu unterwerfen.

Der Marquis — winkte den Bedienten, das Zimmer zu verlassen.

„Durchaus nicht", sagte der unbeugsame Rächer, „Bediente, Ihr ruft im Gegentheil im Namen Eures Herrn alle Bewohner des Schlosses zusammen; Alle, Alle, welche damals zugegen waren; sie müssen es jetzt wieder sein. Blos die Frau Marquise hat ein Recht, sich zurückzuziehen."

„So geht doch zum Teufel und thut, was dieser Herr Euch sagt", schrie der Marquis seine Lakaien an, mit einem Blicke der Verzweiflung auf den Minutenzeiger. —

Die Scene ist so weit erzählt, daß wir hier abbrechen können. Das Uebrige — erzählt der Roman selbst. —

In diesem Auftritte hebt sich der Humor, wie man gesehen hat, von einer recht bitteren Folie ab, von dem Haß gegen das Junkerthum, welcher das leichtlebige Buch als eine straffe, energisch angespannte Ader durchzieht. Dieses Pathos könnte nach zwei Revolutionen, könnte im Jahre 1843, wo das Buch geschrieben worden, d. h. mitten in der Herrschaft des französischen Bürgerthums, für post festum und für eine veraltete Grille gehalten werden. Aber man bedenke, daß die entscheidenden Jugendeindrücke des Dichters in eine ganz andere Zeit, daß sie in die Restauration fallen, in jene Herrschaft des „weißen" Schreckens, wo der unselige Stand der Feudalen mit den wenigen Köpfen, welche die Guillotine ihm übrig gelassen, fanatisch gegen die Wand rannte, um Alles, was seit zwanzig Jahren Gutes und Dauerndes geschehen, zu rächen, zu bestrafen, zu verfolgen und rückgängig zu machen.

Eine andere Frage wäre die: ob dieser demokratische Junkerhaß nicht wenigstens ein Kunstfehler ist; ob für eine tiefumfriedete Provinzstadt unter Ludwig XV. der knirschende Geisteraufstand paßt, der erst in den letzten Regierungsjahren Ludwig's XVI. und selbst da, für das Land überraschend, aus der Presse und aus den Salons der Hauptstadt seine Stürme erhob. Mit anderen Worten, ob seinem Stoffe gegenüber die demokratische Tendenz des Autors, anstatt verspätet, nicht als verfrüht sich darstellt.

Aber hier ist das Büchlein geradezu ein Muster und eine Studie für gleichstrebende Künstler. Wenn es im Deutschen der Fluch der Tendenz ist, daß sie aus jeder Illusion gleich auf tausend Meilen hinauswirft und durch schwerfällige Absichtlichkeit das naive Naturleben des Gegenstandes erdrückt, so wandelt hier ein Funke von Marat's Grimm völlig orga-

nisch in zwei jovialischen und lustigen Landärzten herum und tönt sich in die lachendsten Farben einer sonnigen Weinlandschaft ganz harmonisch hinein. Wie das zugeht — man sehe hin und lerne dem Zauberer seine Künste ab, wenn man es kann!

„Schloß Roncanet."

Roman aus der Gegenwart von Robert Waldmüller.
Hannover. Carl Rümpler. 1874.

Es ragt ein Schloß in Steiermark, von dem uns Wunderdinge erzählt werden. Lenôtre hat seine Parkanlagen frisirt, Bernini und Boromini haben seine Façaden überzuckert, seine Fensterrahmen, Pfeilerknäufe, Giebel, Gesimse, Reliefs und Pilaster verschnörkelt, seine Kupferdächer mit Figuren, seine Auffahrten, Freitreppen, Portale, Vestibuls und tausend passende und unpassende Stellen mit Seeschnecken, Muscheln, Cartouchen, Guirlanden, Früchten und allem plastischen Rausch des dreiköpfigen Renaissance-, Barock- und Rococostyles bezopft und behaarbeutelt. Die Prachtsäle und Prunkgemächer seines verödeten Innern, ihre Malereien, Gobelins, Lustres ꝛc. ꝛc. spotten dem weitläufigsten Faltenwurfe aller Beschreibungsschleppen und Relationenschweife. Kurz, eine fürstliche, fast königliche Residenz, eine Art Louvre, Versailles oder St. Germain, wie durch die Lüfte von Frankreich nach Steiermark geflogen, wie ein Lorettohäuschen, von unsichtbaren Händen auf den Boden der Jodler und der Schwoagerinnen versetzt.

Die Neckerei ist pikant und doch kein bloßes Schattenspiel, denn man könnte dabei an Brunsee und die Herzogin von Berry denken, oder, da unsere übrigen Spuren nicht ins Hügelland, sondern ins Hochgebirge weisen, an das berühmte Schloß Landsberg am Fuße der Koralpe. Die

Linie Landsberg-Brunsee würde gleichzeitig auch sehr genau dem Umstande entsprechen, daß unser Roman auf der ethnographischen Grenzscheide von Deutsch und Slavisch spielt — also Anhaltspunkte genug, die Dichtung in der Wirklichkeit zu finden, und zwar, was zu den Merkmalen eines guten Dichters gehört und was z. B. der „Braut von Messina" mit Recht nachgerühmt worden, in einer vom glücklichsten Instincte der Ortswahl ausgesonnenen Wirklichkeit. Unser Schloß Roncanet ist mitten in der steierischen Realität der romanhafteste Punkt für Romanzwecke, ein Centrum der mannigfaltigsten Contraste, welches Wechsel und Uebergänge zu den entlegensten Bildern mit der natürlichsten Leichtigkeit gewährt.

In der That kann man sich kühnere und doch spielbarere Modulationen kaum denken als — Voltaire und die Vierzeiligen, den Hofton des Oeil-de-boeuf und den steierischen Gesindeton, die slavische Zigeunerei des Herrn v. Polzic und die deutsche Musterwirthschaft des Herrn v. Neuhold. Und als wäre es dem Dichter noch immer zu leicht, diese contrastirenden Tonarten zu seinen Fugen und Suiten zu verarbeiten, muß er sich auch noch sein „benachbartes Mollenbad" erfinden, d. h. einen Schwarm von überflüssigen und luxuriösen Curgästen, deren Physiognomien, Charaktere und Typen als weitere Stimmen seinen vielstimmigen Satz durchschlängeln und verzieren.

Aber just dieser Phantasie-Luxus verräth seinen Wirklichkeits-Ursprung. Nichts ist gewisser, als daß der Dichter all' diese Dinge geschaut hat und sie nicht loswerden konnte. Glaubt man es doch zu wissen, wie es „um Kopf und Busen schwirrt", wenn man in einer brünstigen Reihe von Tagen und Monaten einen vierbändigen Roman schreibt, wie geschäftig die poetische Assimilationskraft, was ihr nur vor den

Schuß kommt, in ihr Fleisch und Blut verwandelt; — der muß mir hinein; — die bring ich auch an; — heißa, welch' lustige Griffe ins volle Menschenleben, je mehr, desto besser!

Und doch ist das Beste das Maßhalten, aber unser Dichter hat hier ein Zuviel verschuldet.

Dagegen schreiben wir ein Zuwenig auf den Conto der Handlung. Schloß Roncanet — um diese kurz zu skizziren — von einem hocharistokratischen Legitimisten, der als Emigrant nach Steiermark kam, auf dem altadeligen Fuß der französischen Seigneurie gegründet und eingerichtet, ist unter so gänzlich veränderten Verhältnissen, wie man leicht denken kann, unhaltbar gewesen und als bescheidener „Neuholdhof" in bürgerlichen Besitz übergegangen. Ein Neuhold, der es gekauft hatte, vererbt es seinem Sohne, respective seinem Bruder, einem geistlichen Stiftsherrn, wenn der Sohn kinderlos abscheiden sollte. Den Sohn, Pepi Neuhold (die Eltern sind gestorben) finden wir nun als den Helden und seine Heirats- und Successionsfrage als das Thema unseres Romans vor. Die Kirche, die zweitnächste Erbin des Kinderlosen, hat natürlich ein Interesse gegen sein Heiraten; da aber die Erbschaft eines gesunden Dreißigjährigen eine Taube auf dem Dache, so erkennt sie doch wieder ihr näheres Interesse am Sperling in der Hand und würdigt den Gewinn, den es der Kirche jetzt schon und in ihren heutigen Gefahren und Kämpfen brächte, wenn sie die wichtigen politischen Großgrundbesitzer-Rechte des Neuholdhofes, die unser eminent unpolitisch gesinnter Held sonst gar nicht ausüben würde, durch eine clericale Heirat desselben beizeiten in ihren Annex verwandelte und ihn gleichsam moralisch-geistig beerbte. Diese zwei Varianten des Kircheninteresses contreminirt seinerseits wieder das Doppelinteresse der liberalen Partei: entweder Aufstellung einer liberalen Braut-Candidatur oder, ist das nicht möglich, wenig-

stens Verhinderung einer clericalen und dann auf die Ehelosigkeit hingearbeitet, für sie das fernere Uebel, wie für die Kirche der fernere Gewinn. Ein solch' thätiger Interessenstreit setzt natürlich ein möglichst passives Streit-Object voraus, und vortrefflich fällt denn auch just nach dieser Seite hin die Mannhaftigkeit unseres Helden ab, den eine von Haus aus linkische und durch eine düstere Jugendliebe noch mehr verschüchterte Gemüthsart in weiblichen Dingen zum dankbarsten Spielball macht.

So gut dieses Sujet erfunden ist, so benützt es der Dichter, gegen alle unsere Erwartung, nicht, um eine interessante Handlung daraus zu spinnen, sondern bloß um charakteristische Figuren daran herumzugruppiren. Diese Figuren bewegen sich, aber sie wirken nicht ein. Das gilt nicht nur von den zwei komischen Winkel-Diplomaten Franz Seraphim und seinem Privatsecretär Knöbbel, um deren verschwendete Existenz es schade ist, weil sie mit völliger Zwecklosigkeit überflüssig und demnach fast überlästig dem Romane sich anhängen; auch so ernsthaft, fein und sorgfältig intentionirte Maschinerien wie der Bandweber Zwirntner, der Maler Rotker, der Deutsch-Amerikaner Rollenhagen, Actionsmenschen, denen der Dichter seine wichtigsten Creditive anzuvertrauen scheint, theilen der Romanhandlung keinen Anstoß einer wirklichen und innern Bewegung mit. Das Alles sind Hebel, die nicht heben, und Springfedern, die nicht springen. Die Handlung bleibt innerlich starr und spröde, und all' ihre scheinbaren Motoren sind nichts als — Elfentänze um eine festgewurzelte Eiche, Truppenmärsche an der Außenseite eherner Festungsmauern.

Endlich heiratet der Mauthgraf (so heißt unser Held von seiner ausgedehnten Straßenmauth-Pachtung), aber weder er selbst noch seine drei Bräute erlebten eine Geschichte

des Herzens dabei. Was Geschichte sein soll, bleibt in unserm Romane bloßes Ereigniß. Die Betheiligten machen Wendungen durch — fast wie ein Custos seine Mineralien hin und her wendet und dahin und dorthin legt, nicht mit tiefgehenden Processen des psychologischen Lebens. Die Braut, an die wir keinen Augenblick glauben, wird mit Fleiß und Liebe in Scene gesetzt: diejenige, an die wir zu glauben nicht aufhören, wird uns, wie die Wolke von einem Windstoße, in die paradoxeste Richtung entführt, und ganz gegen ihr eigenes, auf Seite 8 ersten Bandes so charaktervoll betontes Programm, dem sie durch innere Wandlungen und psychisch schwungkräftige Rotationen mitnichten entrückt worden. Was sie da vom „Zwanziger" und vom „hohen Dreißiger" sagte, paßt schlecht auf den halbverlebten, bekinderten Witwer, dessen Recht zwar ein besseres aber noch lange kein bewiesenes ist. Die dritte Braut ist bei ihrem gänzlichen Mangel an psychologisch vidimirten Legitimations-Papieren eigentlich die unmöglichste und undefinirbarste Katastrophenheldin des Romans; und wie just diese aus dem Statisten-Chor heraus plötzlich zur Louise und Julie abgerichtet wird, das mag denn der Mauthgraf verantworten, der sich ihr zuschlägt wie ein herrenloses Gut und gleichsam mit einer Art von Auctions-Verschleuderung.

Der König-Leser oder Kritiker muß demnach diesen Roman auf *seine* Façon selig werden lassen, denn wahrlich, seine Façons sind wunderlich genug. Anders als sonst in Roman-Köpfen malt sich in diesem die Welt. Dinge bleiben aus, die wir dringend erwarten, und andere, die uns entbehrlich sind, kommen sechsspännig angefahren und belegen auf Wochen die Gastzimmer. Den Colonel Lambert, die zwei Winkel-Diplomaten, das ganze Molkenbad, die sämmtliche Triebenburger Sippschaft, all' diese schönen verschwendeten Wasser, welche so unfruchtbare Mühlen treiben, wünschte man

gestaut und gesammelt, um die einzig wirklichen Lebensfragen des Romans in einen besseren Fluß zu bringen, die stockenden Selenzustände des Mauthgrafen und der Stiegenbäuer'schen Jüngsten. Aber die Welt ist rund und dreht sich. Was wir festhalten wollen, entflieht, und was wir nicht brauchen, bleibt da. Man sieht Dächer eindecken, wo kaum fundamentirt worden, und Fundamente wie für Cäsaren-Paläste bleiben ohne Oberbau. Als das Duell eintritt, ist es das zwecklosesteste Ding von der Welt; aber dort, wo es hingehört, mit Nothwendigkeit hingehört hätte, wo es der Culminationspunkt eines prachtvollen moralischen Hochgewitters gewesen wäre, zerfließt es im naßkalten Nebelrieseln einer leidigen Verstandes-Reflexion, und die Scene endet in der menschlich-undenkbarsten Weise mit einem Geniestreich, den der Teufel oder Aristophanes selbst erfunden haben könnte, nur daß Alles mehr als zügelloser Humor an diesem Platze war und daß die humoristische Execution an zwei fast gänzlich unschuldigen Nebenpersonen vollstreckt wird, denn sie waren bisher so klein und unbemerkbar, daß wir nicht wüßten, wodurch sie sich eine so empfindliche Strafe der Lächerlichkeit zugezogen hätten. Dafür wirft den eigentlich und hochnothpeinlich Strafbaren dieser Scene der Dichter im nächsten Capitel, ich glaube zwischen zwei Beistrichen, zu den Todten und läßt ihn verschwinden, bei Gott, wie eine Nachtigall einen Mehlwurm aufpickt! Dieses fortwährende Mißverhältniß zwischen Haupt- und Nebendingen gehört aber zu den stehenden Eigenthümlichkeiten des Romans. Unser Dichterauge hat offenbar eine jener optischen Anomalien, welche das perspectivische Sehen beeinträchtigen. Wie ein an seiner Staffelei malender Maler die Fernenwirkung, für welche er malt, durch häufiges Zurücktreten abmißt, so scheint unser Dichter, hingerissen von der innern Gluth der Anschauungen und Inspirationen, aus der all' sein

Detail gezeugt ist, rein vergessen zu haben, durch wiederholtes Zurücklesen seines Manuscriptes aus der Dichter- in die Leser-Perspective sich zu versetzen. So hat Beethoven nicht selten seine Götterharmonien auf einem Instrumente gespielt, dem nur eine erzprosaische technische Kleinigkeit fehlte — der Clavierstimmer! Er unterschied nicht, wie es ihm klang und wie es seinem Zuhörer klang.

Und doch dürfte das Alles nicht unser letztes Wort sein, denn indem wir unserm Romane Gravamina nachsagen, welche jedem andern das Lebenslicht ausblasen könnten, dabei aber fortwährend mit Hochachtung von ihm sprachen, haben wir offenbar mit einem Schlüssel zurückgehalten, der uns sein eigentliches Wesen erst noch aufschließen soll. Es ist Zeit, daß wir den Schlüssel ins Schloß stecken.

Sagen wir also kurz: die Dichterweise unseres Dichters ist eine epische und sein Roman ein Epos. Haben sich verfeinerte Zeitalter daran gewöhnt, die dialektischen Entwicklungsspiele der Subjectiv-Psychologie, wie von Lyrik und Drama, auch vom Romane zu heischen, so muß der Richter, der nach diesem Gewohnheitsrechte richtet, allerdings unsere Rüge-Urtheile aussprechen; er fällt aber just ein entgegengesetztes, wenn er sich erinnert, daß wir vom Romane einen Gebrauch machen, der eben nicht sein Gesetz ist. Sein immanentes Kunstgesetz ist das epische, also nicht das Entwickelte, sondern das Zuständliche. Das gibt ein völlig verändertes Tribunal.

Jetzt hört die psychologische Delicatessenküche auf und wir treten in jenes epische Naturleben hinaus — wo der Fisch noch im Wasser schwimmt, der Fasan ungebraten ist und die Goldorange im dunklen Laub, nicht im silbernen Fruchtkörbchen glüht. Hier stürzt eine Mignon eher todt zu Boden, als daß sie sich im pikanten Romanstyl „entwickelt", und vom

Harfner, der allerdings zurück entwickelt wird, hat Jean Paul das goldene Wort gesagt: „Seine vergangene Geschichte ist eine Leiter, welche in diesen Abgrund glücklicherweise nicht hinunterreicht.“ Glücklicherweise! Und da verlange man noch Geschichte, wenn sie zu Bild und Gestalt „glücklicherweise“ so unnöthig!

Unser Roman nun schildert mehr als er handelt; er gibt Land, Volk und Einzelnleben mehr in ihren Zuständen als in ihrer Geschichte. Geschichte entwickelt er allerdings auch und sogar viel, aber mit einer eigenthümlichen Sinnigkeit fast nur an Gebilden zweiter Ordnung — ungefähr wie wir zwar Büsche, nicht aber Eichen wachsen sehen. Ihren kleinen, spannenden Geschichtskreis mit vollkommener Peripetie und Katastrophe durchlebt z. B. die liebliche Dorf-Ophelia Dilly, eine der originellsten und reizvollsten Dichter-Conceptionen. Eine bedeutsame Geschichte fängt mit dem Pfarrer Wögener wenigstens an; aber daß sie nicht ausgehen kann, wissen wir ja! Solche Cölibats-Kohlenmeiler werden angezündet und mögen dann innerlich fortglühen. Das Studenmädchen Liesel darf in einer Geschichte von nur allzu großem Zuschnitt einhergehen; sie ist nun einmal, theologisch zu reden, die „Gnadenwahl“ unseres Dichters. Der interessante Krypto-Lutheraner, der Stiegenbauer, steckt in einer Geschichte, von der wir leider nur die beiden Endpunkte sehen — eine Contour von zwei Strichen, aber werth der ausgestattetsten Ausführung!

In all' diesen Regionen handelt es ungefähr romanhaft. Aber je näher wir in die Vordergründe und zu den größern Romanpfeilern herankommen, desto stiller und ruhiger wird es, und die Menschen haben nicht mehr Geschichte, sondern sind selbst schon Geschichts-Resultate, fertige Gebilde der Geschichte. Und das eben ist der Epengeist dieser Erzählung.

Steht der letzte Roncanet, der alte, halbverrückte Marquis, der sogenannte Moosdoctor, diese mit feinster Nadel meisterlich radirte Figur, nicht wie die menschgewordene Geschichte der französischen Noblesse vor uns, ein ganzes Jahrhundert, ein Princip, wie Graf Chambord sagen würde? Könnte der Bandweber Zwirntner überhaupt eine Geschichte haben, seiner würdig? Höchstens in einer Staatskanzlei! Dieser Mann, der seinen engen Gesichtskreis so intelligent und charaktervoll ausfüllt, der seine kleine Welt so gut beherrscht und dabei selbst immer klein bleibt, der arme kleine Mann aus dem Volke, dem keine Naht seiner belletristischen Haut platzt, immer bescheiden, maßvoll, sich selbst und seine Grenzen immer richtig taxirend, er wäre die Geschichte eines großen Staatsmannes, wenn jedes Samenkorn aufginge, ist aber so wie er ist — Bild und Geschichte des Volkstalentes!

So haben zuletzt auch Charaktere wie der Mauthgraf und Tonnerl ihr Bestes gethan, daß sie überhaupt — sind. Dieser Mauthgraf steht mit bewunderungswürdiger Kunst auf einer Linie, wo er zwischen zwei alten Motiven neu wird. Er ist schon dagewesen, der liebescheue, verschüchterte Linkhänder, aber immer nur als Schlemihl, als arme, gedrückte, halbkomische Figur, die sich durch Belächelt- und Bemitleidetwerden zuletzt in ein Frauenherz einschmuggelt. Wie anders der Mauthgraf! Wahrhaft homerisch thront er auf seinem Großgrundbesitz, ein Herrscher von Mensch und Vieh, ein Anaxandron, ein Leiter und Lenker, zu dem hundert Augen aufschauen. Ist aber dieser Realisten-Virtuose gleichfalls schon dagewesen, zumal im modernen Romane, der jeden Dampfkessel und jedes Zahlbrett für einen Roman hält, so hat das feine Gewebe unseres Helden doch wieder nichts gemein mit dem groben Zwilch der ordinären, hausbackenen Realisten-

Schablone. Es ist nicht schwer, eine männliche Therese, ein praktisches Genie, ein Classiker der Arbeit und Thätigkeit zu sein; aber nur ein wirklicher Dichter adelt das Alles mit dem zart-gewagten Zug, wie der gewissenhafte Wirthschafter, einer verlaufenen Kuh wegen, die ritterliche Faxe unterläßt, seiner Braut, die denn auch wirklich Schiffbruch leidet, nächtlich auf der Alm Ehrenwache zu halten, weil seine mannhafte Reinheit gar nicht zweifeln kann, daß die Ehre sich selbst bewacht. Das heißt einmal trocken sein — bis zur Poesie, und realistisch — bis zum Idealismus! Die Realistik ist hier eine ethische Schönheit!

Wenn nun deßungeachtet der Mauthgraf sowohl als Tonnerl, die ihm so sinnverwandt ist, unter einem schwerbeschatteten, ja glücklosen Himmel einhergehen, so ist es zwar menschlich, wie sich die Lesehoffnung nun auf „die Liebessonne" spitzt, die ihnen aufgehen soll, denn wir haben die ganze Roman-Tradition für uns, dergestalt, daß wir den Schatten selbst nur für die Folie des kommenden Sonnen-Effectes halten. Aber wie dieser Effect nun eigentlich ausbleibt, so werden diejenigen Leser, die bei dem Verdrusse darüber nicht stehen bleiben, sondern sich ernstlicher prüfen: waren diese Gemüthsknoten überhaupt aufzulösen? waren das Menschen, um sich programmmäßig in Romanliebe hineinzujubeln? — sie werden mit Nein antworten, haben sie's nur erst zur Frage selbst gebracht. Denn siehe da, der Schatten war nun doch edler, als dem Feuer des Edelsteines blos zur Folie zu dienen; er war selbst schon der Edelstein, eine graue Perle nämlich, bekanntlich die kostbarste Perlengattung! Was denn anderes ist dieser Schatten, als jener Anhauch von Trauer, welcher just die ganzen und vollen Menschen umflort und welcher ihr dunkles Gefühl ist, daß sie nichts Geringeres als menschgewordenes Naturleben, daher von einem Einzelleben nicht zu ergänzen. Er bleibt ihnen und kann

nicht hinweggeglückt werden, jener rührende Zug von Wehmuth, womit just der Reiche — sich arm fühlen muß, nämlich unfähig, reicher zu werden. Im Grunde ist auch die Heidelberger Vorgeschichte unseres Mauthgrafen eine von den kurzen Leitern, welche in seelische Tiefgründe nicht hinabreichen, und wenn Menschen wie er oder Tonnerl schließlich doch auch in die Romanheirat hinein müssen, so geschieht es eher zum Glücke Anderer als zu ihrem eigenen, denn sie haben der Welt weit mehr zu geben als von ihr zu empfangen. An Thatsachen wie diesen findet die Kritik ihren Schlüssel, welcher von der Herzensgeschichte des Romans — in die epische Naturgeschichte weist.

Es gibt Punkte in diesem Romane, die geradezu wie der Gesang eines Epos klingen. Zum Beispiel gleich der Anfang. Jeder Roman wäre verloren, der mit dem Thema anfinge, daß die Tochter wieder einmal einen Mann heiraten soll, den sie nicht mag, und von einem ablassen, der ihr wohl gefällt. Diese alte Geschichte aber wird zu einer unsterblichen Neuigkeit und Vater und Tochter zu einer pathetischen Familien-Symbolik, mit welch' epischem Griff das angefaßt ist. Oder der Gang über Land, wie hierauf die Tochter ihre Heimstätte verläßt und mit Nachbar Zwirntner Dienst suchen geht. Der gute Freund hat seine großartigen politischen Hintergedanken mit ihr und führt sein Kälbchen am Strick einer heimlichen Intelligenz, so daß wir jeden Schritt dieser belanglosen Episodenhandlung mit Spannung begleiten. Man glaubt einen Dorf-Talleyrand auf seinen Schleichwegen zu sehen. Von Hof zu Hof charakterisirt er ihr jede einzelne Dienststelle durchaus naturwahr und durchaus tendenziös, und im Nu erheben seine kleinen scharfen Charakterbilder das ganze Land in eine epische Region, und Haus, Hof, Feld,

Vieh und Mensch, der ganze Volkszustand wird vor unsern leiblichen Augen vergegenwärtigt.

Es ist oft gebadet worden, aber schwerlich hat ein Roman eine Badescene wie Schloß Roncanet. Dem Mädchen, das sich phantastisch verlaufen hat, haben Staub und Schmutz nur allzu prosaisch mitgespielt, und die grünumhegte Bachwelle soll Kleid und Leib wieder rein machen, wäre nur die arge Zigeunerin nicht, welche den letztern allein übrig läßt, aber die Kleider zu mausen weiß. Wir sehen nun die ganze umständliche Dramatik dieser Verlegenheit, aber daß die Verlegenheit, — eine Nudität ist und daß man dabei faunisch grinsen oder noch faunischer prüde sein kann, wird mit so reiner, bewußtloser Grazie ignorirt, wie nur der alte Homer oder der neuere Heinrich v. Kleist mit offenen und nicht einmal niedergeschlagenen Augen blind zu sein weiß, blind in einem echt epischen, unschuldigen Naturgefühl!

Eine Erfindung endlich, die jedem Heldengedichte Ehre machte, die selbst ein Goethe seiner Dorothea gegönnt haben könnte, ist die Schlußscene des ersten Bandes. Der Neuholdhof hält seinen Viehauftrieb auf die Alm — eine epische Volksscene von breitestem Schwung und Wurf. Im Hin- und Herwogen des Festes hat nun ein rothes Kleid das Unglück, die Wuth eines naiven Stierleins zu erregen, und der Ausbruch dieser Wuth stürzt Alles in Flucht und Verwirrung. Das Thier wird geknebelt, der Heerdenauftrieb geht weiter, die Ruhe kehrt zurück. Und der Bulle? fragt unser Tonnerl, die neue Hofmagd. Soll das arme unschuldige Thier sein ganzes Almrecht verscherzt haben? — „Für den Augenblick, ja; vielleicht schickt man ihn später hinauf." — Aber Ihr wißt, so ein Nachzügler ist auf der Alm das unglücklichste Vieh; keins nimmt ihn für voll. — Natürlich haben Knechte und Mägde andere Sorgen. Tonnerl aber nähert sich dem

Stierlein, das schäumend und mit blutunterlaufenen Augen in seinen Knebeln zittert und stöhnt, und versucht, sich ihm anzuschmeicheln, wobei sie sich freilich entfärbt! Aber ihre Barmherzigkeit überwindet ihre Furcht. Genug, sie erlöst den Stier, der erst drohend stutzt, dann aber versteht, ihre Hand duldet und, befreit, mit Jubelbrüllen und Sprüngen sich noch rechtzeitig in den Auftrieb mischt, wo er nun kein Nachzügler mehr ist.

Nie hat man wohl eine schönere Blume so rein und unbefangen vom nächstbesten Zweig des Volkslebens gebrochen. Die weibliche Tapferkeit ist beliebte Roman-Mode geworden, da die Doctoren- und Assessoren-Modelle des männlichen Muthes im bureaukratisch-staatshämorrhoidarischen Weltalter nur mit Vorsicht zu brauchen. Aber mit welchem Raffinement verzwickteſter Naivetät haben die Dorf- und Stall-Penthesileen, der Heitereithei-Heroismus und sonstiges Tamtam den weiblichen Fuß auf männliche Stelzen geschwungen! Und wie weiblich, wie naheliegend und ungesucht einfach geschah hier das Ergreifendste in diesem Genre! (Eine zweite Auflage oder „gesammelte Werke" hätten nur die letzte, gar nicht hieher gehörige Seite zu streichen.)

Ob diese und so viele andere Schönheiten nun zu einem befriedigenden Endzwecke wirken oder besser als Selbstzwecke zu genießen, überläßt die Kritik natürlich dem Leser. Sie hat ihres Amtes gewaltet, wenn sie Standpunkte angibt. Sie hat nicht verschwiegen, was auf dem Standpukte einzuwenden, wenn wir unsern Roman als ein einheitlich durchcomponirtes Gemälde ansprechen. Sie glaubt aber auch einen zweiten Standpunkt berechtigt, nämlich das Gemälde als eine jener Malertafeln zu nehmen, wo eine Reihe von episch selbstständigen Randbildern in einem freien Bezug auf ein Mittelbild um dieses herumläuft. Und wieder

wäre in unserm Falle das Mittelbild ein Doppelbild, die zwei großen Wirthschaftskörper Neuholdhof und Kreml: der slavische mit ergötzlichstem Humor, der deutsche mit einem wohlklingenden Positivismus behandelt, und beide ohne Spur von Tendenzmacherei, blos durch die selbstredende Natur allein in einen hochgespitzten Contrast gebracht, welcher aber nicht so schematisch trocken arrangirt ist, daß zum Beispiel der Neuholdhof nicht selbst wieder in so lebenslustigen Contrasten sich tummelte wie der realistische Mauthgraf und seine phantastischen Hausgeister, der Moosdoctor mit Lisettchen, zwei Janusköpfe, die ihrerseits noch einmal contrastiren: Jener als Traum der Vergangenheit, Diese als Traum der Zukunft und gleich dem egyptischen Josef erst zu Cisternen-Elend hinab-, dann zu Thronwürden sich hinaufträumend. Wollte Gott, es hätte dem Dichter gefallen, anstatt mit einem Paare, über dessen Verwendbarkeit er sich wiederholt täuscht, mit diesem Paare sein Buch zu pointiren, mit dem Capriccio nämlich, welche Augen der Moosdoctor macht, daß seine eigene Schülerin zum „Uhrmacher Raundorf" übergeht!

Zuletzt aber möchten wir doch nicht schließen, ohne zu constatiren, daß speciell die österreichische Kritik für „Schloß Roncanet" noch ein apartes Dankwort haben muß. Oesterreich besitzt an seiner ethnographischen Musterkarte ein Roman-Material ohnegleichen in Europa, ein frisches und grünes, ein lebendiges und gegenwärtiges, während W. Scott selbst nur aus Schutt und Staub sein romantisches Hochland ausgraben mußte. Oesterreich besitzt ferner am Feuilleton-Roman der Wiener Journalistik einen Consumenten von ungeheuerster Bedarfskraft, und dieser Consument cultivirt in der Regel — den Pariser Vorstadt-Roman, die übersetzten Zustände von Frankreich oder England!!

Ist es da nicht doppelt dankenswerth, daß ein Dichter aus Sachsenland seine Poesie in unsere Steiermark trägt und mit einem Talente, welches bleibende Schönheiten zu zeugen fähig ist, einen österreichisch-vaterländischen Roman uns zum Gastgeschenke macht?

Das Judenschloß.

Roman in drei Bänden von **Erwin Schlieben.**
Preßburg und Leipzig, bei Heckenast.

September 1876.

„Wo verschiedene Racen sich berühren, entsteht die ethnologische Kluft. Gegenseitige Abneigung zwischen den Weißen und den Schwarzen besteht und hat immer bestanden, und so häufig sich beide auch trafen, im Krieg oder auf der Wanderschaft, hat der Weiße beständig seine Ueberlegenheit behauptet und zwischen sich und seinem dunkelfarbigen Bruder gewisse sociale Schranken gezogen. Und selbst da, wo keine Verschiedenheit der Farbe besteht, behauptet ein ähnliches Gefühl, das Racengefühl, **als ob es in der menschlichen Natur läge**, seinen Einfluß. Zwischen dem Juden und dem Heiden, dem Griechen und dem Barbaren, dem Sachsen und dem Kelten, dem Engländer und dem Ausländer, besteht etwas, — mögen wir es nun Haß oder Abneigung, Mißtrauen oder blos Kälte nennen, — das in einem primitiven Zustande der Gesellschaft nothwendig zu einem Kastensystem führen würde, **und das selbst in civilisirteren Ländern niemals ganz ausgerottet werden kann.**

Max Müller.

An der Literatur ist es, alles Menschliche zum Ausdrucke zu bringen. Ganz eigentlich ihr gilt das große und ewig zu wiederholende Wort: Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches soll mir fremd bleiben. Ein Gefühl, welches zu allen Zeiten und durch die ganze Menschheit eine der unzerstörbaren Naturquellen ist, das Racengefühl, müßte nun, sollte man denken, in mächtigen Strömen die Literatur durchfluten. Der Roman zumal, welcher so vielfach in ausgefahrenen Geleisen sich bewegt, und um Charaktere und Motive immer dringender in Verlegenheit geräth, hätte Ursache aus diesen reichen und dankbaren Quellen zu schöpfen.

Es gibt zu denken, wie er das wirklich thut und wie er es nicht thut. Er hat es immer gethan — als historischer Roman. Das Walten des Racengefühls weiß er gar wohl zu finden — aber nur in der Geschichte. Da dürfen Celten und Sachsen fast neunzig W. Scott'sche Bände durchrasseln, da dürfen Gothen und Mauren, Franzosen und Kabylen, Scandinavier und Lappländer, Rothhäute und Weiße, da dürfen alle Racen der Welt in Krieg und Frieden, in Liebe und Haß aussprechen und erschöpfen, was sie auf dem Herzen haben.

Das Alles dürfen sie im Geschichtsroman. Je näher der Gegenwart aber, um so schattenhafter spielen diese Dinge im Zeitroman, wo sie fast nur noch als ethnographisches Abenteuer unterhalten und belehren wollen und das seelentiefe Motiv wovon die Rede ist, wie in einem optischen Cosmorama zu rein äußerlichen Zwecken verwenden. Das Racengefühl verstummt und bloß die Racenthatsache redet im modernen Zeitroman.

Wie schmeichelhaft wäre es, wenn man sich einbilden dürfte, daß das die letzten Wirkungen unserer hochentwickelten Civilisation seien! Aber solchen Träumen setzt die Wirklichkeit ihre bestimmtesten Widersprüche entgegen. Oesterreich z. B. weiß davon zu sagen, mit welcher Macht das Racengefühl im Culturstaat sich geltend macht! Und sagt man, die Cultur der österreichischen Stämme sei eben noch nicht die vorgerückteste, so haben wir erst vor sechs Jahren im deutsch-französischen Kriege das Racengefühl mit einer Grellheit aufschreien gehört, daß der ganzen Cultur die Ohren gellten. Aber auch ohne Krieg, Schlachten und Belagerungen verhehlt es z. B. mitten im Frieden kein Engländer, daß er mit dem Worte foreigner Gefühle verbindet, welche von dem idealen Principe der Menschengleichheit sich mehr oder minder entfernen. Und Franzosen und Engländer werden doch wohl der vorgerücktesten

Cultur theilhaftig sein! Was solche Culturvölker von Racengefühl noch lebendig Wirkendes übrig behalten, wird demnach zweifellos zu jenen elementaren Unveränderlichkeiten gehören, welche in allem Culturfortschritte das ruhende Naturbeharren darstellen.

Vom österreichischen Staate abgesehen, den die Racen-Reibungen allzustark incommodiren und von Zeit zu Zeit wie im Fieber schütteln, wohnen übrigens die Europäer in so richtigen nationalen Abgrenzungen, daß sie — den Fremdenverkehr ausgenommen — so gut wie keine Gelegenheit haben, der schlummernden Raceninstinkte überhaupt sich bewußt zu werden.

Eine Racen-Situation aber gibt es, welche alle Verhältnisse Europa's theils beherrscht, theils beeinflußt, welche den öffentlichen Verkehr, welche die Muße des Privatlebens, welche das Gesammtgebiet der geselligen Ordnung mit einem ununterbrochenen Strom lebendiger Wirkungen durchdringt und welche, von Landesgrenzen nicht eingehegt, unter keiner Länge und Breite unsers Welttheils aufhört, eine wichtige oder mindestens wahrnehmbare Thatsache zu sein. Es ist die Racen-Situation zwischen Juden und Christen, oder — wie man ohne confessionellen Beigeschmack sagen sollte, — zwischen Semiten und Ariern.

Es wird nicht fehlen, daß die innige Wechselbeziehung dieser beiden Racen jeder von ihnen eine Summe von Eindrücken erzeugt, welche ihr Urtheil über einander, oder, da von Massenleben die Rede ist, ihr Gefühl gegen einander feststellt. Diesem Racengefühl, scheint's, dürfen wir demnach als einer wichtigen ethnologischen Thatsache nachfragen.

Was nun die Semiten betrifft, (um ihre Gewohnheit des Vortritts zu ehren), so legen sie ihr Racengefühl gegen

uns mit jener imponirenden Offenherzigkeit dar, womit alle Orientalen der Naturſtimme die Ehre zu geben pflegen.

„Gelobt ſeiſt Du Gott, Herr der Welt, der da ſcheidet zwiſchen Heiligem und Gemeinem, zwiſchen Licht und Finſterniß, zwiſchen Israel und den Völkern."

Mit dieſen Worten ſchließt jeder jüdiſche Sabbath.

Das iſt greifbar!

Auch bequem iſt es, denn während es die ganze Gemeinde bekennt, kann es jeder Einzelne desavouiren oder umdeuten.

Es iſt eben der Vortheil einer rituellen Formel, welche immer lapidariſch, aber immer veraltet und unverbindlich klingt.

Eines ähnlichen Vortheils genießen die chriſtlichen Arier nicht. Sie haben in all ihren Kirchengebeten keinen Hauch, worin ſie ſich über die Juden erheben und einer Scheidung von den Juden ſich freuen können.

Um zum Worte zu kommen, ſind ſie von der via triumphalis der Sacralſprache auf den gemeinen bürgerlichen Weg, auf die allgemeine literariſche Heerſtraße gewieſen. Dabei ſpricht auch Jeder auf eigene Gefahr und hat für ſich ſelbſt zu ſtehen; keine Gemeinde, die er dementiren kann und der er doch angehörig bleibt, deckt ihm den Rücken. Aller Vortheil verwandelt ſich in allen Nachtheil.

Aber noch mehr. Wie ſollte der Arier zum Worte kommen, da er das Wort überhaupt gar nicht hat?! Er hat höchſtens die Worte, „les mots", aber nicht das Wort, „la parole", das Wort an ſich, das Wort par excellence, das Wort welches „die Parole ausgibt." Auch das hat der Semite und es heißt — Roſche. In dieſem Worte handhabt jeder ſemitiſche Mann ein präcis arbeitendes Werkzeug, womit er ſeiner anti-ariſchen Stimmung von grundaus aber ohne Aufſehen Luft machen kann. Es iſt ein Wort wie ein Fall-

beil; in jeder Secunde kann jeder mißliebige arische Kopf unter seiner leichten und eleganten Schnellkraft spielend, fast scherzend abgethan werden. Es ist eine ewig fertige Proscriptionsliste, welche nur ausgefüllt zu werden braucht.

Der Arier hat kein Aequivalent dafür. Er hat dem Worte Rosche nichts Aehnliches an die Seite zu setzen. In allen arischen Sprachen gibt es keinen Ausdruck, welcher vorwurfsvoll Christenfeind bedeutete, wie das Wort Rosche Judenfeind bedeutet. Worte von excludirender Parteilichkeit oder Feindseligkeit liegen ja überhaupt nicht im arischen Geiste, denn es ist ein Geist, welcher nicht ex- sondern includirt, ein Geist jener allumfassenden Brüderlichkeit, jener weltbefreienden und welterlösenden Humanität, welcher nicht Gott dankt „von den Völkern geschieden zu sein", sondern dessen eigentlichste Mission es ist, Völker-Scheidewände aufzuheben, den Volksegoismus zum Weltbürgerthum zu idealisiren, und solche Triumphe von Selbstlosigkeit zu feiern, daß er in unsern Tagen sogar es vermocht hat, die schwarze Race auf Richterstühle über die weiße zu setzen!!

Was diesem Geiste an Racenregung noch immer Menschliches übrig bleibt, fügt sich ihm daher keineswegs so leicht, wie dem semitischen, zu einem entsprechenden Ausdrucke. Er schwimmt gleichsam gegen seinen eigenen Strom, er ist um seine Ausdrucksmittel in einer natürlichen aber allerdings rührenden Verlegenheit.

Und doppelt den Juden gegenüber. Diese Race lebte lange bürgerlich rechtlos zwischen der arischen, länger als die letztere selbst es ertrug, daher sie sich's zur Ehrenpflicht machte, das zögernde Befreiungswerk einstweilen durch gesellige Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit, Schonung und Rücksicht zu ersetzen. Diese Krankendiät erlosch mit der Gesundheit, nämlich mit dem endlichen Emancipationswerke. Statt des zarten

Bisquits theilen wir mit den Juden nunmehr das rauhe Schwarzbrot der Wahrheit, das wir selbst essen, und wie wir von deutscher Pedanterie, deutscher Schwerfälligkeit, deutscher Schlafmütze, deutschem Neid gegen Andere, deutscher Selbstwegwerfung in der Fremde, kurz von unseren eigenen Untugenden reden, so meinen wir auch von den semitischen reden zu dürfen, — als Gleiche unter Gleichen. Jene aber scheinen das Gewohnheitsrecht der Verzärtelung vorzuziehen und nicht zu empfinden, daß wir ihnen mit dem Rechte der Wahrheit ein besseres und höheres Recht einräumen — das Recht der Freien. Sie glauben, oder stellen sich zu glauben, daß unsere Pflicht, zärtlich zu sein, nie erlöschen, daß ihre Pflicht, die Wahrheit zu hören, nie anfangen könne. Sofern es nicht schmeichelhafte Wahrheit ist, bleibt es ihnen stets *gehässige* Wahrheit.

Das gibt denn noch immer ein schiefes Verhältniß und bindet auch dem berechtigtsten Racenausdruck auf arischer Seite die Hände.

All' diese Nachtheile nun scheint sich Erwin Schlieben in tiefster Seele vergegenwärtigt zu haben, als er es unternahm, dem Romane auch einmal den Stoff des Racengefühls zuzuführen. Er faßte den Stoff mit einer Vorsicht und Behutsamkeit an, als wollte er nahezu das Gegentheil seines Gefühls ausdrücken. Der *Plan* seines Romans verräth fast die Hand — eines Juden-Enthusiasten! Sechs Juden, (um das Beiwerk nicht zu zählen), sind die Hauptheldeu seines Romans und nicht weniger als viere von ihnen macht er zu Idolen der Anbetung, zu guten, edlen, verehrungswürdigen Charakter- und Sittenmustern. Viere unter Sechsen — damit könnten nicht nur die Juden sondern die ganze Menschheit zufrieden sein. Günstiger wäre es freilich noch, wenn unter sechs Juden sieben edle vorkämen, eine Proportion, gegen

die ich gleichfalls nichts einzuwenden hätte, wenn es die Arithmetik nicht thäte.

Deßungeachtet hat E. Schlieben den Zweck seines Planes verfehlt. Seine vier Gerechten in Israel erwirkten ihm nicht einen Augenblick lang Verzeihung für seine zwei Ungerechten in Israel. Baron Isaak, Joseph Sternberger, Emanuel Oswald, Goldine-Thora, die vier edelsten Juden, welche ein Christ je gedichtet, wurden von den Kritikern als Zeugen gar nicht verhört, der Dichter dagegen einstimmig und fast mit Geschrei verurtheilt, ob des bösartigen Judenpaars: Ferdinand Kaschauer und Baron Abraham.

Die Parteilichkeit dieser Verurtheilung nahm in den meisten Blättern nicht einmal ein Feigenblatt vor. Dieser Umstand hat die Gelegenheit offen gelassen, daß auch ein Unparteiischer noch mitreden kann.

Unparteiisch, wie ich mich fühle, verurtheile ich nun zwar auch, aber — „wenn Zwei Dasselbe thun, so ist es doch nicht Dasselbe." Ich verurtheile, nicht weil ich einem Christen das Recht bestreite, einen schlechten Juden zu zeichnen, sondern weil ich ihm die Pflicht auferlege, es innerhalb der Aesthetik zu thun.

Wie schön hat das der Dichter gethan mit Ferdinand Kaschauer, Clara Kaschauer und vor allem mit Benjamin Kaschauer, der nur ein Hauch ist, aber von seinen Kameraden, den christlich germanischen Gardelieutenants, unter dem leisesten Anhauch sofort als „Imitation" sich abhebt! Kaum begreift man, wie ein Dichter, der so feine Tuschen in seiner Gewalt hat und so kunstkennerisch die Wirkung der einfachsten Mittel abzuschätzen weiß, eine Bösewichts-Schablone wie den Baron Abraham figuriren mochte.

Es ist, als ob sich aus dem schlechtesten Buche von Spindler oder von E. Sue eine Karrikatur und ein Zerrbild in ein Buch von Stifter verirrt hätte!

Dieser Baron Abraham ist freilich der grellste Fehler unseres Romans, aber der einzige ist er nicht. Erfindung und Durchführung geben noch gar manche Blöße. Die verhängnißvollen Schriften und Kästchen z. B. sind nichts weniger als ein originelles Motiv und waren nie ein sehr wahrscheinliches. Das Archiv der Verbrechen des Baron Abraham aber ist eines der unwahrscheinlichsten. Die Handlung, welche mit dem Familientag und Gutsverkauf spannend genug und geradezu dramatisch beginnt, fängt bald darauf zu versanden an und löst sich in Situationen und Portraits auf, welche glücklich, oft brillant sind, aber innerlich doch nicht fördern. Mehr verblüffend als befriedigend tritt endlich die wirkliche Vorwärtsbewegung ein. Wenn Baron Isaak nur einen Finger aufheben durfte, um Himmel aus Hölle zu machen, so erstaunen wir billig, woher dieser deus ex machina plötzlich seinen Machteinfluß nimmt und warum er all' diese Gräuel sich häufen ließ, ohne ihnen nicht längst schon zu steuern. Ebenso unmotivirt haben wir Goldine-Thora als ein Ideal hinzunehmen, welches behauptet aber nicht bewiesen wird, in jenem angebornen Adel dagegen, welcher Geschichte und Entwicklung nicht braucht, viel zu mangelhaft durchgearbeitet ist. Erika's Selbstopferung und Selbstmord gehört wieder zu jenen Cruditäten, welche den besseren Geist des Buches beleidigen, aber fast noch greller verletzt die zwecklose Art, womit das Unglück ihres Vaters entwürdigt und durch den Koth geschleift wird, gleichsam als wäre es der unentrinnbare Fluch des Romanes, daß im Dunstkreise des Baron Abraham weit und breit Alles sein ästhetisches Maß verlieren muß.

Und doch haben die ästhetischen Seelen, welche von solchen Auswüchsen sich zurückstoßen ließen, wenig oder nicht überlegt, daß selbst unser Vornehmster durch ein so trübes

Medium wie „die Räuber" hindurch schreiten mußte. Das scheint nun einmal im deutschen Volksgenius zu liegen, daß vornehme Bildung nur aus einem starken, von vielem Rauche begleiteten Läuterungsfeuer zu gewinnen ist.

Aber von wirklich vornehmer Bildung wird unser Roman im Großen und Ganzen sehr achtunggebietend getragen. Bald leiser, bald voller schlagen überall Töne an, daß man aufmerksam fragt: Wer spricht da? Das hört man nicht alle Tage! Und der Gesammteindruck ist: Wahrlich hier spricht ein gebildeter Geist.

Und nur der Gebildete ist es, welcher noch immer bildungsfähiger wird. Darum befaßt sich, auch wenn er auf Irrwegen ginge, die Kritik weit lieber mit ihm, als mit Wegen, welche scheinbar die rechten, dabei aber kurze und fortschrittslose Wegstückchen sind. Es ist am dankbarsten zu kritisiren, wenn man vertrauen darf: in diesem Augenblicke hat sich dein Autor wohl selbst schon kritisirt, und wird das bestimmteste Ideal haben, wie er es nächstens besser macht. Er wird die Entdeckung gemacht haben, daß dieselbe Wirkung ohne den hundertsten Theil der Verbrechen und Abscheulichkeiten eines Baron Abraham sich eben so gut, ja noch besser erreichen läßt. Er wird mit Hamlet bemerkt haben, daß man nicht nur lächeln und immer lächeln und doch ein Schurke sein, sondern daß man auch „anständig" und immer anständig und doch ein Zuchthäusler sein kann. Die Modelle dazu sitzen ihm ja auf allen Anklagebänken, wozu brauchte er einen verzeichneten Gypsabguß nach E. Sue? Er wird sich ferner in Acht nehmen — als ob ein so haßvolles Gefäß wie Baron Abraham nicht schon genug wäre — aus allen Fugen seines Romans auch noch mit der Stimme seiner subjectiven Meinung herauszuschmähen und muthwilligerweise in ungedecktester Stellung anzugreifen. Wozu schreien, wenn That-

sachen beweisen? Er wird künftig zurückhaltender, ja persönlich stumm sein und nur die Wucht der Thatsachen sprechen lassen. Endlich aber wird er den Mißgriff nicht wiederholen, zum guten Kontrast des schlechten Judenthums einen „Edlen vom Ried" zu machen. Er wird sich reiflicher die Wahrheit zu Gemüthe führen, daß seit Gründung der Kreuzzeitung der christlich-germanische Junker unmöglich ist und daß kein „Edler vom Ried" das Ohr des Publikums besitzt. Er wird sich zum guten Kontrast des schlechten Judenthums einen bessern Vertreter wählen. Aber fragt er mich: wen? so antworte ich: natürlich einen Juden! Warum sollten Semiten nicht arische Gefühle vertreten, da sie ja längst auch unsre Volks- und Communalvertreter sind? E. Schlieben kennt das Judenthum viel zu intim, als daß er nicht wissen sollte, wie mancher jüdischer Ehrenmann auf der Höhe arischer Bildung und Ethik gegen Gründer-Juden und Kaftan-Wucherer dieselben Gefühle hegt wie nur der Beste der Arier selbst. Und läßt denn der Autor nicht schon seine vier edlen Juden mit dem christlichen Junker gemeinsame Sache machen gegen die schlechten und schädlichen Juden? Wenn er deßungeachtet um den Erfolg dieser vier edlen Juden sich diesmal betrogen sah, so empfängt er ja deutlich die Lehre, das er weiser verfährt, einen einzigen Juden an den Platz des Edlen vom Ried selbst zu stellen, als neben denselben vier mal vier Judenideale in zweiten, wenn gleich wichtigen Rollen. Was sein Edler vom Ried jetzt maßvoll und doch gehäßigt sagt, wird der semitische Remplaçant stärker und doch unangefochtener sagen können, denn — seine Race blieb ihm ja doch! Die „Neue Freie Presse" ist wahrlich kein Judenfeind, aber in ihrem zweiten Leitartikel vom 24. September d. J. schreibt sie bei Gelegenheit der Bankettrede in Aylesbury wörtlich wie folgt:

„Lord Beaconsfield sprach auffallend scharf. Von der heiteren Ruhe Lord Palmerstons ist in Disraeli keine Spur vorhanden. Er bleibt sich immer gleich, immer heftig und zornig und das orientalische Blut in ihm ist mächtiger als die englische Erziehung."

Das ist ein Wink, den man zu vielem Gebrauche sich merken kann!

Erwin Schlieben wird sich ihn merken. Er ist ein viel zu sinniger Kopf, als daß ihm nicht sofort der unermeßliche Vortheil einleuchtete, im Oberhaus seines nächsten Romans den blonden Erich vom Ried mit solch einem Lord Beaconsfield zu ersetzen, der „heftig und zornig" über die englische Erziehung erhaben ist! Aber wenn ihm dieser Vertreter seine arischen Gefühle dann selbst wieder mit semitischen Accenten vertritt, also mit unerzogener Heftigkeit statt mit „heiterer Ruhe", so kann ihm dieser Nebenvortheil von schalkhafter Naturwahrheit nur um so willkommener sein, je mehr er ihm von selbst und ungesucht zufällt. Er profitirte eine Satyre — ohne Satyriker!

Es sollte mich freuen, wenn die Kritik, die so oft unfruchtbar heißt, in diesen Rathschlägen fähig gewesen wäre zur Zeitigung edler Früchte beizutragen. Von unserm Romancier darf man dergleichen erwarten. All seine Fehler machen mich nicht irre, denn wenn sich der Pfennig des Bettlers von selbst verwaltet, so ist es das Vorrecht des Reichen, Verwaltungsfehler zu machen. Es verlohnt sich, ertragsfähigen Gütern Credit zu gewähren und das Creditiren soll uns nicht verdrießen, denn es müßte entzückend sein, von der Hand dieses Dichters ein reifes und tadelloses Kunstwerk zu besitzen.

Ein Alter von der Garde.

1871.*)

Ich möchte das interessante Charakterbild, das August Lewald hieß, in meiner Erinnerung nicht missen. Ich bin dem Zufalle dankbar, der mich vor zehn und sieben Jahren in Stuttgart und München mit ihm bekannt gemacht hat.

Repräsentant jenes Stadiums der Presse, in welchem dieselbe schon mächtig genug war um Einfluß zu haben und noch nicht mächtig genug um als moderner Industrialismus, wie heute, auf ihren eigenen Füßen zu stehen und im demokratischen Trotz einen Stand für sich zu bilden, war er ein Abglanz der herrschenden Stände in Cabinet und Salon, ein brillanter Typus des Literaten, der noch mehr zu den Vornehmen des Volkes als zu dem Volke spricht und jene nicht anders beeinflußt als — durch Unterhaltung. Daß man gelegentlich damit weiter reichen kann als durch Opposition, Drohung, Einschüchterung, Pochen auf die materielle Macht, wozu nur diese selbst, aber nicht eben Geist gehört; ja wie weit man überhaupt damit reichen kann, — wer hätte das drastischer gezeigt als der Häuptling ihrer Aller, der fürchterliche Rosengärtner Heine, der just von den Vornehmsten am leidenschaftlichsten gekauft worden ist! Diese wilde Grazie des Salons, diese blendenden Perlenzähne des Raubthiers, diese aristokratische Demokratie, die von der letzteren selbst durch einen tausendblumigen Odeur artistischer Bildung getrennt ist, — es war mir in Lewalds Umgang ein Bild für alle fünf Sinne! Ich sah ihn im Geiste an allen Tischen der Großen sitzen, sah ihn die guten Manieren der guten Gesellschaft wie seine Fingerringe tragen, und durfte ihn doch nicht

*) Bei Gelegenheit seines Ablebens.

„Salonliterat" nennen. Die socialen Culturverhältnisse der heutigen Presse, zumal die Ausbildung der Regierungspresse und der Finanzpresse, machen die Tagesliteratur zum ernsten Geschäft eines Regierenden und Mitregierenden, zum regulären Dienst, zum Maschinen-Mitglied zwischen Dampf und Telegraph und streifen ihr jene wilde Blüthe, jene vogelfreie Leichtblütigkeit aus Literaturtagen ab, wo alle politischen Gewitter noch im Regenbogen des Feuilletons ausgingen und nur dieses herrschte. Der heutige Literat ist nicht der bunte farbige Schmetterling, der um alle Stände der Gesellschaft flattert und sie alle verbindet, sondern er ist, der Hauptsache nach, selbst ständisch gesondert. Dort haben wir Bureau-Literaten, ehrenwerthe fleißige Arbeiter, welche nie den Salon ihres eigenen „Eigenthümers" gesehen; hier Salon-Literaten, welche Verwaltungsräthe, Hofräthe, Bahn- und Bankdirektoren werden und sind, wohl auch Orden tragen, oder doch mindestens — ihren Champagner bezahlen. In ihren Kreisen hätte nie, — wie mir Lewald köstlich erzählte, — jenes lustige Champagner-Symposion bei Jules Janin spielen können, wo der Bediente in weißen Glacéhandschuhen aber mit langem Gesichte dem Hausherrn eine flüsternde Meldung macht und Jules Janin, naiv wie ein Kind, auflacht: „Meine Freunde, was ist da zu thun? der marchand de vin, der Coquin, borgt mir nicht mehr und ich habe Sie doch wahrhaftig auf meinen guten Credit bei ihm eingeladen! finden Sie das nicht lächerlich? Und Alles fand es lächerlich und lachte und eine Schüssel ging herum, worauf jeder sein 10- oder 20-Francstück warf, und die Gäste bezahlten ihren Champagner und der Wirth trank mit, und Raketen von Feuilleton- und Coupletwitzen sprühten durcheinander, ein improvisirter Rachekrieg gegen alle Coquins von marchands de vin; — kurz, der ernste alte Contrast von Genie und Philister, der heute zur klassischen Mythe gewor-

den! Das war der Salonliterat von anno Heine, Lewald und Jules Janin, der gebildete Weltmann, der Gesellschafter der vornehmen Stände, aber ein Einklang von Gentleman und Gamin, von weißer Cravatte und Calabreser, dessen Harmonienzauber nun nicht mehr nachklingt!

Wie fremd und unverständlich in Wahrheit dieser Typus den Jüngeren geworden, beweist z. B. Freund Dempwolff, der von Lewalds kürzlichem Ableben Gelegenheit nahm, in der „Neuen freien Presse" ihn als ein Männchen von bureaukratischen Manieren mit leiser vorsichtiger Rede zu schildern, — ein Bild, das mich durch sein umgekehrtes Verhältniß zur Naturwahrheit in Erstaunen setzte. Also schon bureaukratisch dünkt dem heutigen Literatenstand, was nur nicht demokratisch-burschikos ist; eine leise und vorsichtige Rede, was blos der gute Vortrag und der gewählte Ausdruck des Weltmannes ist, gewohnt, kein Ohr zu verletzen, gewohnt, seine Worte nicht zu verschleudern und wegzuwerfen, kurz, mit der Zunge nicht das zu thun, was man mit der Feder „schmieren" nennt! Lewald hatte „die guten Manieren", das ist Alles. Sie mögen veraltet sein; kein Fortschritt ist's, daß sie auch unverstanden sind. Man glaube sie entbehren zu können und — ganz unbewußt ist die Rohheit da! So kam Lewald eines Tages aus der Theaterkanzlei, — er war Regisseur der Oper in Stuttgart — und erzählte mir mit lebhafter Empfindung der Bêtise Folgendes: „Soeben war mein Intendant so gnädig, Spuren von Geist an mir zu bewundern und da sagte mir der Mann ganz unbefangen ins Gesicht: Wie kommts doch, Lewald, daß Sie es mit Ihren vielen Talenten in der Welt zu nichts gebracht haben. Wie gefällt Ihnen das? Ich anwortete: Bin ich nicht Ihr Regisseur, Herr Baron? Ist das nichts? Das dumme Gesicht, das er machte, war mir eine köstliche Satisfaction." Eine solche Grobheit zu spüren, mag nicht viel Zartheit erfordern, aber

wirkliche Herzenszartheit war es, womit Lewald, geschäftsmüde und ruhebedürftig, doch von Jahr zu Jahr seine Pensionirung verschob. „Ich bin nun bald siebzig", sagte er mir eines Tages über diesen Punkt, aber der König ist achtzig. Es ist unhöflich, dem Aeltern zu sagen, daß sich der Jüngere invalid fühlt." Ist eine solche Empfindung nicht die beste der „guten Manieren"?

An seinem alten König Wilhelm hing Lewald mit einer rührenden Pietät. Und doch war es ein völlig freies Gefühl, das man sich nicht frei genug von Servilismus denken kann. Z. B. im Königsbau zeigte er mir einst einen Knaben, welcher mit seinem älteren Begleiter an uns vorüber ging. Es war der Sohn des (damaligen) Kronprinzen. „Da sehen Sie den zweitnächsten König von Würtemberg" sagte Lewald, — „aber er kommt nicht mehr dazu", fügte er mit der sichersten Gelassenheit bei. So dachte Lewald über die Chancen der Kleinstaaterei im Jahre 61. Bekanntlich konnten sich noch im Jahre 64 die kühnsten Demokraten für den Augustenburger begeistern! Und Lewald war nicht Demokrat. Er war überhaupt kein Gesinnungsmensch, kein Theorien-Pedant, hatte nichts aus Stuben, Zeitungen, Büchern, hatte nichts Gemachtes und Vorgefaßtes. Wenn er deßungeachtet oft radicale Aeußerungen that, welche das Kühnste überboten, so hatte er sie aus erster Hand, aus seiner Weltkenntniß und Lebenserfahrung selbst. Die zwei radicalsten Revolutionsheerde der Welt, Paris und Rom, kannte er wie seine vier Wände: dort war er in seinem Jugend- und Mannesalter und in den heißen „Juli"-Tagen zu Hause; hier haben die ultramontanen Verbindungen seines Alters ihm den Begriff des Vaticans lebendig gemacht, dessen innerste Seele die Revolution ist, und auf dessen Höhe, wie Tasso's Antonio sagt, die ganze übrige Welt sich klein ausnimmt. Wenn also Lewald dem demokratischen Zeitungstreiben unserer Tage abgewendet war, so war's nicht nur, weil er ultra-

montan und conservativ geworden, sondern, — wie ich das deutlichste Gefühl hatte — weil es ihm einfach zu klein war und weil er Größeres kannte.

Ich habe da Lewald's Ultramontanismus berührt.

Die Gesinnungssclaven der demokratischen Hegira haben mich oft mit einer Art komischem Grauen gefragt: Wie können Sie nur mit einem so Ultramontanen umgehen?

Als ob diese Würze nicht eben ein Spaß mehr gewesen wäre!

Man denke.

Wir promeniren unter den dorischen Säulen des Königsbaus (in Stuttgart), die Sonntagsglocken accompagniren mehr unser Gespräch als daß sie es stören. Auf einmal bleibt Lewald stehen und fragt mich mit einem wahrhaft väterlichen Ernste: „Lieber Kürnberger, warum gehen Sie nicht in die heilige Messe?" Der geborene Jude, der den geborenen Katholiken in die „heilige Messe" einladet! Und für solchen Humor sollte man unempfindlich sein! — Ich antwortete: „Weil es bei mir noch nicht an der Saison ist. In meinem Alter trugen Sie sich auch noch nicht katholisch."

Unter dem Portal des Hofgartens (in München) standen wir einst, da schritt über den Odeonsplatz ein alter Barfüßermönch. Lewald sah ihm nach, und in seinem Auge, — dem schönen Lewalds-Auge! — war ein wunderschönes inniges Mitgefühl. „Die armen Leute!" rief er aus, „Ihr Demokraten schimpft auf die Ueppigkeit der Klöster; aber ich weiß es besser, ich kenne ihr Inneres. Diese Barfüßer leben so arm, sie haben oft nicht, ihre Wassersuppe zu schmälzen." — „Mit Recht!" antwortete ich; „wenn ich ein Gelübde gethan hätte, zeitlebens müssig zu gehen, so hätte ich nicht einmal die Wassersuppe; geschweige das Schmalz dazu."

„Es ist Eure fixe Idee, daß wir Eure Verächter und Feinde sind", sagte ich eines Tages zu Lewald. „Kann man

noch rühmlicher von der katholischen Kirche denken als z. B. Macaulay in jener berühmten Stelle: wenn auf den Trümmern von Londonbrigde ein Neuseeländer die Ruinen der Paulskirche zeichnen wird, so möchte der Fels Petri noch unerschüttert stehen! Verstündet Ihr gegen uns so gerecht zu sein, wie wir gegen Euch, so wäre Alles in Ordnung." Mit dem Lächeln der Unfehlbarkeit antwortete Lewald: „Macaulay hat leicht gerecht sein. Es ist der Sieg unsrer Wahrheit, daß sie selbst einem Protestanten einleuchtet, der doch im Irrthum ist. Bekennt er sie, so thut er nur seine Schuldigkeit." — „Sie formuliren da sehr strikt und nett Ihr Todesurtheil", sagte ich, „ich weiß, daß das Eure innerste Herzensmeinung ist; aber weil es so ist, darum rief Voltaire achtzig Jahre lang sein: écrasez l'infame, und Ihr müßt denn auch wirklich ecrasirt werden. Eine Secte, welche behauptet, wir haben die Wahrheit, ihr Andern den Irrthum, Ihr seid uns die Gerechtigkeit schuldig, wir aber nicht Euch, das ist keine Partei mehr im Staate, mit der sich Wand an Wand leben läßt, sondern ein gemeinschädlicher Feind, für den es nur Scheiterhaufen gibt. Wir werden Euch Eure pyrotechnischen Künste noch ablernen."

Man würde aber bodenlos irren, dächte man sich solche Gespräche gereizt oder auch nur animirt; es ging Alles in Güte und Freundschaft ab. Im Gegentheile, Lewald machte mir fortwährend den Eindruck, daß jede Antwort, wenn sie witzig, gelungen, scharf oder packend war, eigentlich einen belletristischen Nachhall in seinem Herzen fand; daß die Capelle, die der Teufel neben jeder Kirche hat, ein sehr stattlicher und fester Bau in seinem Charakter war; daß der Schalk, der Reineke Fuchs, das unzähmbare Raubthier des souveränen Esprits, kurz, das Feuilleton im Grunde doch der Gott seiner Götter geblieben.

Also war er nur ein Heuchler als convertirter Ultramontaner? wird nun der Zollstab und die Schneiderelle fragen. Keineswegs! Die Religion war ihm wirklich Herzenssache oder, wie es bei poetischen Naturen heißen muß, wenigstens Phantasiesache. Aber freilich liegt die Phantasie auf der verwickelten Grenzlinie von Heuchelei und Herz und wird von den Alltagsaugen gar zu leicht mit der Heuchelei verwechselt. Ein Schema war Lewald nicht. Er war ein lebendiger Mensch und unter dem Goldblättchen seiner einfachen, ich möchte sagen naiven Eleganz, sogar ein recht starkleviger, naturvoller Mensch. Ich verlor in seinem Umgange nie das Gefühl: was da an deiner Seite geht, das ist noch eine Funke aus jenem unbändigen 18. Jahrhundert, das ein- für allemal den Teufel im Leib hatte, ob es Guillotinen aufrichtete, wie Robespierre, oder Betstühle, wie Görres und Joseph de Maistre!

Moriz Hartmann.

Mai 1872.

Hätten Tyrannen wie Antiochus und Herodes nicht mit stupidester Tyrannen-Brutalität den Hellenismus in Judäa einbürgern wollen, er hätte seinen Weg von selbst gemacht und hat es theilweise wirklich gethan. Haben die Semiten der arabischen Wüste in den Palästen und Gärten ihres paradiesischen Spaniens die Griechen lieben und übersetzen gelernt, wie hätten die nach Griechenland vorgerücktesten Semiten, die Juden, dem griechischen Genius fremd bleiben sollen, sie, welche fast das jonische Meer rauschen hörten und an der Bundeslade und in den Falten ihres Tempelvorhanges die Lüfte sich brechen sahen, die von den Inseln herab wehten, wo Apollo geboren wurde, und die Tauben der Venus

schnäbelten! Nicht einmal die Religion, die empfindlichste Seite der Juden, wäre ein dauerndes Hinderniß geblieben; denn hat nicht der Hellene unter ihren Philosophen, Spinoza, ein System, wie den Pantheismus begründen können, jenen unsterblichen Durchgangspunkt gebildeter Mono- und Polytheisten? Ist eine Gestalt wie König Salomo nicht bedeutungsvoll? Wenn der Psalmist David gleichsam noch den Native- und Alt-Juden repräsentirt, hat dann der Sänger des Hohen Liedes, dieser Vorläufer des Alexander, nicht schon ein Doppelgesicht vom orientalischen Schah und vom abendländischen, ästhetisch, also hellenisch angehauchten Lebensphilosophen?

Der fromme David und sein genialer Sohn — es hat mir immer geschienen, Alles was jüdisch ist, bis auf den heutigen Tag herab, theile sich in David- und Salomo-Juden, in jüdische Juden und hellenische Juden. Und Börne und Heine? In allen Wandlungen von dreitausend Jahren wieder Reigenführer der David- und Salomo-Gruppe, wieder Repräsentanten der zwei großen Urtypen, welche nach Morgen und Abend, in die Gottheit und in die Weltschöne, zum Sinai und zum Olymp schauen.

Wenn man Heine nicht gekannt und Lewald erst in seinem Alter gekannt hat, so konnte man, wie z. B. ich, den hellenischen Styl des Semiten in seltener Reinheit und Vollkommenheit durch Moriz Hartmann vertreten sehen. Die weiche Empfindung des Juden in der Richtung auf das Kunstschöne! Der zarte und reizbare Nerv, gereizt von der Grazie! Die helle südliche Intelligenz, nicht jüdisches Mittel zu Erdzwecken, sondern als Heiterkeit hellenischer Selbstzweck! Wahrlich, es ist eine der schönsten Mischungen — der Jude vom griechischen Geiste berührt! Das Weiche, Schmelzbare, Zärtliche, Feingeistige, Klare und Durchsichtige der südlichen Organisation, nicht semitisch verbohrt im inneren Trotz und

Stolz auf die Auserwähltheit eines servitut- und stiftsmäßigen Gottes, sondern pantheistisch aufgelöst zur Fülle und Freiheit einer Weltanschauung, welche nicht theologisch, sondern ästhetisch ist! Sah ich eine Persönlichkeit wie Moriz Hartmann an, so versetzte sich meine Phantasie willig und gleichsam von selbst in jene Jahrhunderte, — wie mir überhaupt die Zeiten nicht vergehen und alles Dasein beständig da ist, — wo die feinen Köpfe des Südens, tolerante Mauren und gelehrte Juden, mit einem Hohenstaufen oder Abenceragen an den lichtumflossenen Höfen zu Palermo oder zu Granada die Symposien einer schönen Menschlichkeit hielten, und aus den Ruinen der griechischen Bildung neue Blüthen lockten, und heiteren Lebensgenuß übten und verfeinernde Künste trieben und die Natur erforschten und Wissen verbreiteten, als noch die halbwilden Völker der nordischen Wald- und Nebellande in papstumnachteter Barbarei die Knochen der Heiligen anbeteten und ihre Metaphysik mit Scheiterhaufen erleuchteten. Die milden Herzen und verständigen Sinne jener hellenischen Semiten waren die wirklichen Kirchenväter der europäischen Humanität, und gerne mocht' ich die Züge der Väter dem Urenkel leihen, oder die seinigen jenen. Als endlich auch dem nordischen Boden und dem spröderen Germanenblute ein Hellene entsproßte, so war es dann freilich ein Goethe und er ragte über Granada und Palermo wieder hinaus. Aber der Germane wandelt nicht ungestraft unter Palmen, wie sie z. B. dem Semiten eine straflosere Wandelbahn. Das eben war mir das reizende, ich möchte sagen ethnographische Schauspiel an Moriz Hartmann's Hellenismus.

Wenn von Goethe oder wohl gar von Platen abwärts der Deutsche hellenisirt, so wird er gleich bis zur fadesten Nichtigkeit Formalist, Faselhans, chinesischer Lack-Poet, völlig mannlos, widerwärtig und empörend. Er ist ein Nachbeter,

ein abgerichteter Papagei, mutterseelenfremd und verwaist in dem Clima seiner exotischen Dichtweise. Den hellenischen Juden unterstützt die natürliche Nachbarschaft von Canaan und Jonien; man fühlt ihm das verwandte Blut, die südliche Wärme und Helle an. Und sage man nur nicht, just das Zerstreute, Zerfahrene, Formlose und Phantastische der semitischen Art sei der denkbar sprödeste Widerspruch zwischen Hellenen- und Judenthum. In Bezug auf die Form ist das wahr. Aber das eben ist ja das Uebel, daß der Deutsche, wenn er in der correctesten Holz- und Strohform hellenisirt, wie z. B. Willamow oder Heinrich Stieglitz, gleich ein völliges Nichts wird und aufhört auch deutsch zu sein. Der hellenische Jude mag die classische Form schiefer verfehlen, aber er bleibt wenigstens Etwas in ihr, nämlich Jude. Oder richtiger gesagt, wenn ich bei Juden von Hellenismus spreche, so spreche ich überhaupt gar nicht mehr von der Form. Macht denn sogar den Griechen die Form zum Griechen, oder nicht vielmehr jene Aufrichtigkeit der Naturempfindung, worin alle südlichen Völker so bevorzugt sind? Heine und Anakreon treffen im Genius viel näher zusammen, als Hunderte, welche sich im Zeitalter Gleim's anakreontische Dichter nannten, aber tänzelnde Pedanten und Narren geblieben sind. Die letzteren Jammermänner überbietet erst wieder die Geckerei derjenigen Juden, welche sich von den Verführten verführen ließen und, indem sie die südliche Naivetäts-Natur auszogen, die nordische Reflexions-Natur nicht anziehen konnten. Ein Willamow-Pindar oder Weiße-Anacreon ist wenigstens ein Dieb, welcher das Gestohlene ehrlich verbucht; die Juden aber, welche diesen falschen Pathos-Schwindel nachmachen, sind wie Diebe, welche auch ihre Bücher fälschen. Das gilt „den Juden, die ich meine!" Sie sollen nicht glauben, es sei von ihnen die Rede, wenn von einem Hellenen, wie Moriz Hartmann die Rede ist!

Wenn Moriz Hartmann in die Gruppe Heine gehört, allerdings als ein schwächerer Heine, so ist er das letztere nur darum, weil er einen Fuß näher auch bei der Gruppe Börne hat. Zwar nicht als Raisonneur, aber als Charakter. Er trägt seine Rüstung, die Börne auswendig und Heine gar nicht trug, inwendig. Und wahrlich, es gehörte die ganze Rüstung jener tieferen, jüdischen Energie dazu, um in einem unaufhörlichen, fast dreißigjährigen Wanderleben Bücher zu schreiben, wie sie Heine an einem stationären Schreibtische ausgearbeitet, und keineswegs leichtere Waare! Sturmglocken, wie sie „Der Krieg um den Wald" läutet, hätte Heine's Hand nicht ziehen, Heine's Ohr nicht aushalten können. Töne, wie sie der „Pfaffe Mauritius" gelegentlich anschlägt, können an den Zorn Schaddai's und an den Schmerz des Jeremias erinnern! Selten hat ein Viveur, ein Feuilletonist, ein leichtlebiges, liebenswürdiges Naturkind die Klippe der Frivolität, man könnte sagen mit so viel Eleganz umschifft. Zu einem hartköpfigen Streiten, Systemreiten, Theoretisiren, Verranntsein in Principien und Doctrinen war Moriz Hartmann allerdings viel zu viel Poet und Hellene und in der Wollust der Harmonie ging ihm jedes Entêtement unter. Hätte man ihn und Börne politisiren gehört, — alle Welt hätte geglaubt, wie feuerspeiend Börne und wie mild, wie gelassen, wie wellenlinig Moriz Hartmann die Sachen nahm, sie stehen sich gegenüber wie ein Held und ein Epikuräer. Es kam zur Action — und sie standen Seite an Seite. Wie heldenhaft litt dieser Epikuräer für seinen politischen Glauben! Welche Opfer brachte er ihm! Wie trat er allen auch den blutigsten Gefahren des politischen Märtyrerthums dicht und ernsthaft unter die Augen! Derselbe Volksvertreter, der das ganze Pathos der Paulskirche scheinbar im Humor seiner „Reimchronik" verpuffte, geht mit Robert Blum in die Höhle des Löwen, der aber ein Tiger ist und

nur die Blutgier, nicht die Großmuth des Löwen hat. Derselbe Feuilletonist, der im „Tagebuch aus Languedoc und Provence" den Schaumwein des Franzosenthums aus seinen süßesten arabisch-griechischen Kelchen schlürft, ist im deutsch-französischen Kriege ein felsenfester Deutscher, unverführt von französischen Freunden und Freundinnen, lachenden Reminiscenzen und lockenden Souvenirs! Derselbe schmerzgefolterte Kranke, der nur aus giftigem Morphin gefährliche Ruhe saugt, wird plötzlich gesund, als seine Gattin krank wird, und pflegt die übermenschlich-heroische Pflegerin in ihrem Typhus-Delirium selbst!

Wahrlich, in unserem edlen Todten hat die Natur ein Meisterstück von jüdischer Energie und hellenischer Elasticität geschaffen! Ein Meisterstück, das ihr sobald nicht wieder gelingen möchte. Selten stand ein schönerer jonischer Tempel auf einem stärkeren makkabäischen Unterbau! Möge seine Biographie — und innen und außen bietet er das Material einer solchen — den Hellenen im Juden, den Juden im Hellenen, die ganze Eigenthümlichkeit seines Genius, seiner Liebenswürdigkeit und seiner Tüchtigkeit der eingehendsten Charakteristik werth finden, zu welcher hier nur den Ton angegeben, nicht das Spiel der ganzen Tonart gefügt werden konnte.

Nachschrift bei der Herausgabe. Seit ich Vorstehendes schrieb, d. h. seit vier Jahren, ist eine Biographie Moriz Hartmanns meines Wissens nicht erschienen. Ja, ich höre, nicht einmal seine „gesammelten Schriften" (Verlag v. Cotta) verkaufen sich so gut, als es ihr gutes Recht wäre. Wahrlich traurig! Den ehrliebenden Verleger, der einem todten Dichter aus seinen eigenen Werken ein Denkmal setzt, läßt man im Stiche, pfropft aber Erzpuppen auf Erzpuppen, wenn der Denkmalpfennig erpreßt wird von reclamesüchtigen Aufsehenmachern, welchen man die Thüre zu weisen zu schwach ist.

Gottfried Keller's „Sieben Legenden".

Juli 1872.

„Wer von Gottes Mund spricht, thut etwas sehr
„Gewöhnliches; wer aber nur die Hälfte von Gottes
„Nase spräche, oder von seiner Stirn, oder von seinen
„Beinen, würde Gott danken können, wenn man ihn
„nicht für eine Art Gotteslästerer hielte. Warum das?"

Hippel.

Ja, warum das? Das ist die Frage! Und gewiß haben schon unzählige Kinder, welche unsere Frage-Scrupeln nicht kennen, in ihrer Natur-Unschuld von Gottes Beinen und von Gottes Nase gesprochen. Aber ich möchte es keinem Erwachsenen rathen, zu thun, wie die Kinder thun.

Nur Ein Erwachsener darf es, **Gottfried Keller**. Wie die „Sieben Legenden" das Heilige behandeln, — ich möchte recht groß davon denken, ja, man kann gar nicht groß genug davon denken. Es ist förmlich eine neue Entdeckung in der Naturgeschichte der Mythologie. Es ist, als ob ein Musiker eine neue Tonart erfunden hätte.

Wie spricht man im Zeitalter des Unglaubens — ungläubig und zu Ungläubigen — von Glaubenssachen?

O, das ist einfach; wie Voltaire!

Voltaire hat gesprochen wie ein Sclave, welcher die Kette bricht; — er hat gehöhnt, verspottet, bespieen! Das behält seinen historischen Werth, aber nicht seinen ewig künstlerischen.

Nun gut, also wie Heine!

Heine hat nicht mehr gesprochen, wie ein Sclave, welcher die Kette bricht, aber doch wie ein Freigelassener — Libertinus, Libertin, — welcher der Kette noch gedenkt. Aber

auch diese Libertinage kann in ihrem künstlerischen Werthe abblassen.

Von Voltaire hundert Jahre zu Heine, — von Heine dreißig Jahre zu Gottfried Keller — wohlan, die fortschreitende Zeit, theils gemacht, theils begleitet von ihren Menschen! Erst Gottfried Keller behandelt das Heilige wie ein Freier, welcher die Kette nie gesehen und getragen hat.

Ei, das hätte sich kürzer sagen lassen! Er ist mit Einem Worte nicht satyrisch wie Voltaire, sondern naiv wie Homer.

Nein! Aber ich wollte das hören.

Denn ihr habt Namen und Schablonen, aber ich dringe darauf, daß man von den Namen auf die Sachen, von den Schablonen auf die Natur zurückgeht.

Satyrisch! naiv! Voltaire! Homer! Glaubt mir, wenn Einer wie Voltaire und Homer ist, so ist er — nicht wie Voltaire und Homer, denn er ist dann vor Allem — wie ein Original!

In den „Sieben Legenden" ist Gottfried Keller, wenn ihr wollt, satyrisch wie Voltaire, naiv wie Homer, graziös wie Heine, humoristisch wie Jean Paul. Aber da er das Alles zugleich ist, so müßt ihr jetzt ein Neues wollen; denn wenn diese Namen diese Prädicate gleichsam wie einen Stoff besitzen, der sich zählen und wägen läßt, so ist er bei Gottfried Keller ein imponderabile, aufgelöst zu einem feinen und flüchtigen Aethergeist, und das eben ist sein Geist, Gottfried Keller's eigener Geist. An einem einzelnen dieser Prädicate könnt ihr ihn nicht fassen und festhalten, denn, sollen sie ihn nicht erdrücken (Jean Paul wurde es schon von dem seinigen), so kann er sie vereint und gleichzeitig nur besitzen in einer völlig neuen und ihm allein gehörigen Form dieses Besitzes; aber

nennt dann die neue Form nicht mit alten, sondern auch mit einem neuen Namen: — Gottfried Keller.

So ist es z. B. Gottfried Keller's eminentestes und ihm ganz eigenthümliches Talent, über Menschen lächeln zu machen, ohne den mindesten Abbruch an ihrem Ansehen und ihrer Würde! Man bemerke aber, was vorgeht, wenn Jean Paul dasselbe thut oder vielmehr zu thun versucht. Will er den belächelten Menschen bei uns wieder rehabilitiren, so taucht er ihn in das Medium einer allgemeinen Menschenliebe, läßt uns eine gefühlvolle Thräne weinen über unser Aller beschränktes und einfältiges Menschenloos, webt vor unseren Augen den Faden, der von einem Herzen zu allen Herzen geht. Das heißt aber — mit allem schuldigen Respect vor einer schönen Dichterseele — sich künstlerisch schülerhaft aufführen. Die Einheit des Kunstwerks und seine Illusion hört vollkommen auf, wenn ich zu jeder Stunde im indischen Büßerstyl erinnert werde: Auch du bist der Wurm, auch du bist der Wassertropfen, auch du bist das Nichts! Das heißt nicht mehr, den Andern mir näher bringen, wie es ein Dichter thut, sondern mich selbst mir näher bringen, wie es ein Beichtvater thut. Diese überwundene Spielart des Humors und der Sentimentalität, dieses veraltete Zopf-Programm „unter Thränen zu lächeln", d. h. unter'm Lächeln zu weinen und sich jeden Spaß zu verderben, überragt Gottfried Keller wie ein freier Baum einen Spalierbaum. Er sagt nicht: lächle, aber liebe, was ziemlich leicht ist, sondern er sagt, was sehr schwer ist: lächle, aber achte! Und achte mir den Belächelten, nicht weil er ein Mensch ist, was auch wieder leicht wäre; nein! in seiner ganzen Besonderheit, als Individualität achte und respectire mir ihn. Humor mit Respect! So werden wir erlöst von der Schablone „humoristisch wie Jean Paul," denn dieser Humor, Gottfried Keller's Humor,

ist wieder eine neue Spielart, ist sein Eigenthum, ist sich ihr eigenes Original. Bald sollen wir auch erlöst sein von den Schablonen: satyrisch wie Voltaire, graziös wie Heine, naiv wie Homer.

Den Zauberstab dieses seines Talentes hat Meister Gottfried nirgends mit freierer und keckerer Anmuth geschwungen, als in dem „Fähnlein der sieben Aufrechten," vor denen er uns nöthigt, unseren Hut bis zur Erde zu ziehen, während er uns gleichzeitig erlaubt, über ihre Häupter schelmisch hinweg zu lächeln. Jeder wird in seiner Art ein bischen komisch, Mancher ein bischen stark und viel, und Alle verkörpern eine Volks- und Mannesehre, deren Ehrwürdigkeit uns fast durchschauert. Es ist ein Unicum von Keller'scher Kunst. Liest man diese Novelle, so glaubt man die Steigerung, die jetzt noch kommen muß, völlig gewiß voraussagen zu können. Aber freilich ist es das Höchste, was man Dichterwerken nachsagen kann, daß sie erscheinen müßten mit der Nothwendigkeit von Naturwerken. Die Steigerung kam — in den „sieben Legenden".

Lächle, aber achte! Ein Künstler, dem das mit wundergleicher Kunst-Eminenz bei den Menschen gelingt, sieht nur noch Eine nächst höhere Kunstaufgabe vor sich: es auch mit den Göttern und Heiligen zu probiren!

Weblan, das ist die Kunstzeugung der „Sieben Legenden."

Daß die Frommen allerdings sagen werden, das Experiment ist mißlungen, kann uns hier nicht weiter berühren, denn gelungen ist ihnen nur: dummgläubige Blindheit. Menschen, welche mit dem Frevel der Selbstverstümmlung ihr Augenlicht geblendet haben, daß ihnen von dem ganzen Sehfeld, auf welchem die Natur sich spiegeln sollte, nur das Millimeter einer Riß-Linie übrig geblieben ist, durch welches ein Kreuzlein einfällt, zählen überhaupt nicht und sprechen nicht mit.

Nicht um eines Haares Breite iſt Gottfried Keller von dem Boden des Legendenglaubens hinweggerückt. Er zahlt die Gläubigen in ihrer eigenen echten Münze aus; er fälſcht ihren Glauben ſo wenig, als das Echo einen einzigen Vocal oder Conſonanten gefälſcht zurückgeben könnte. Aber daß dabei ſeine Intention und nicht die ihrige herauskommt, das eben war ſeine Aufgabe.

Es wird mir der Raum für einige Beiſpiele wohl gegönnt ſein.

Ein böſer Ritter hat ſeine ſchöne Frau dem Teufel verkauft und ſie an den Ort der Uebergabe gelockt. Das gute Närrchen hat im Vorbeigehen, ohne etwas zu denken, an einer Mariencapelle gebetet, und die Muttergottes, dankbar für dieſes Opfer, beſchließt ſofort ihre Rettung. Sie nimmt ſelbſt die Geſtalt der Rittersfrau an und kommt ihr zum Stelldichein zuvor. Und nun ſpielt eine Scene von frappirender Originalität, eine Scene, welche mit dämoniſcher Phantaſie erfunden iſt, — wie folgt:

„Nicht ohne ſeine Bewegung führte der ſeltſame Herr die Frau zu dem Ruheſitz und lud ſie ein, Platz zu nehmen; dann aber ergriff er gewaltſam zärtlich ihre Hand und ſagte mit einer das Mark erſchütternden Stimme: Ich bin der ewig Einſame, der aus dem Himmel fiel! Nur die Minne eines guten irdiſchen Weibes in der Mainacht läßt mich das Paradies vergeſſen und gibt mir Kraft, den ewigen Untergang zu tragen. Sei mit mir zu Zweit und ich will Dich unſterblich machen und Dir die Macht geben, Gutes zu thun und Böſes zu hindern, ſo viel es Dich freut.“

„Er warf ſich leidenſchaftlich an die Bruſt des ſchönen Weibes, welches ſeine Arme lächelnd öffnete; aber in demſelben Augenblicke nahm die heilige Jungfrau ihre göttliche Geſtalt an und ſchloß den Betrüger, der nun gefangen war, mit

aller Gewalt in ihre leuchtenden Arme. Augenblicklich verschwand der Garten sammt Brunnen und Nachtigall, die kunstreichen Dämonen, so das lebende Bild gemacht, entflohen als üble Geister mit ängstlichem Wimmern, ihren Herrn im Stiche lassend, und dieser rang mit Titanengewalt, sich aus der qualvollen Umarmung loszuwinden, ohne aber einen Laut zu verlieren."

„Die Jungfrau hielt sich aber tapfer und entließ ihn nicht, obgleich sie alle Kraft zusammennehmen mußte; sie hatte nichts Minderes im Sinn, als den überlisteten Teufel vor den Himmel zu tragen und ihn dort in all' seinem Elend zum Gelächter der Seligen an einen Thürpfosten zu binden."

„Allein der Böse änderte seine Kampfweise, hielt sich ein Weilchen still und nahm die Schönheit an, welche er einst als der schönste der Engel besessen, so daß es der himmlischen Schönheit Maria's nahe ging. Sie erhöhte sich so viel als möglich: aber wenn sie glänzte wie Venus, der schöne Abendstern, so leuchtete Jener wie Lucifer, der helle Morgenstern, so daß auf der dunklen Haide ein Leuchten begann, als wären die Himmel selbst herniedergestiegen."

„Als die Jungfrau merkte, daß sie zu viel unternommen und ihre Kräfte schwanden, begnügte sie sich, den Feind gegen Verzicht auf die Grafenfrau zu entlassen und alsbald fuhren die himmlische und die höllische Schönheit auseinander mit großer Gewalt." . . . .

Prachtvoll-entsetzlich! Aber heterodox? Ist es wahr, daß der Teufel Lucifer und Lucifer der Morgenstern ist? Ja! Ist es wahr, daß wir mit Hilfe der Jungfrau Maria das Böse zwar bekämpfen können, daß aber das Böse immer in der Welt, der Teufel immer mächtig, der Kampf immer unentschieden bleibt? Leider ja! Leider, so neu es dem Katholiken im Ohre klingen wird: „Als die Jungfrau merkte, daß

sie zu viel unternommen..." Seiner Muttergottes soll etwas zu schwer sein! Das hat ihm noch Niemand gesagt. Aber kann er es läugnen in diesem Contexte?

Oder folgendes Capriccio von überschäumendstem Dichtermuthwillen:

Bertrade, eine reiche Erbin, soll sich auf den Wunsch des Kaisers verheiraten, und Zendelwald, auf einer muffigen Hungerburg in blödester Thatlosigkeit aufgewachsen, wird von seiner Mutter angetrieben, das Preis-Turnier um diese köstliche Beute mitzumachen. Der arme Junge reitet denn aus, verrichtet unterwegs die ungeheuersten — Reflexionsthaten und Gedanken-Erkühnungen: kurz ein echter deutscher Träumerritt! Glücklicherweise fällt es ihm ein, in einer Mariencapelle zu beten und die Jungfrau Maria läßt sich das nicht zweimal sagen. Sie beschließt, dem braven Schlemihl, dessen Niederlagen gewiß sind, zu helfen und all' seine Ritterwerke für ihn zu verrichten.

„Da stieg die Jungfrau Maria von ihrem Altar herunter, nahm seine Gestalt und Waffenrüstung an, bestieg sein Pferd und ritt geschlossenen Helmes, eine kühne Brunhilde, an Zendelwald's Statt nach der Burg."

„Als sie eine Weile geritten, lag am Wege ein Haufen grauen Schuttes und verdorrten Reisigs. Das kam der aufmerksamen Jungfrau verdächtig vor, und sie bemerkte auch, daß etwas wie das Schwanzende einer Schlange aus dem Wirrsal hervorguckte. Da sah sie, daß es der Teufel war, welcher in der Nähe der Burg herumgeschlichen, und sich vor der Jungfrau schnell in das Gerölle versteckt hatte. Scheinbar achtlos ritt sie vorüber, ließ aber geschickt das Pferd einen kleinen Seitensprung machen, daß es mit dem Hinterhufe auf jenes verdächtige Schwanzende trat. Pfeifend fuhr der Böse

hervor und davon, und machte sich an diesem Tage nicht mehr bemerklich."

„Durch dieses kleine Abenteuer erheitert, ritt sie guten Muthes vollends auf die Burg, wo sie eben ankam, als die zwei stärksten Kämpen übrig geblieben, um die Entscheidung unter sich herbeizuführen."

„Langsam und in nachlässiger Haltung, ganz wie Zendelwald, ritt sie auf den Platz und schien unentschlossen, ob sie sich betheiligen wolle oder nicht."

„Da kommt noch der träge Zendelwald, hieß es, und die zwei starken Ritter sagten: Was will uns Der? Laßt uns ihn noch schnell abthun, ehe wir's unter uns ausmachen."

„Der Eine nannte sich Guhl, der Geschwinde. Er pflegte sich mit seinem Rosse wie ein Wirbelwind herumzutummeln und suchte seine Gegner mit hundert Streichen und Listen zu verwirren und zu besiegen. Mit ihm mußte der vermeintliche Zendelwald zuerst den Kampf bestehen. Er trug einen pechschwarzen Schnurrbart, dessen Spitzen so steif gedreht wagrecht in die Luft ragten, daß zwei silberne Glöckchen, die daran hingen, sie nicht zu biegen vermochten und fortwährend klingelten, wenn er den Kopf bewegte. Dies nannte er das Geläute des Schreckens für seine Feinde, des Wohlgefallens für seine Dame! Sein Schild glänzte, je nachdem er ihn drehte, bald in dieser, bald in jener Farbe und er wußte diesen Wechsel so rasch zu handhaben, daß das Auge davon geblendet wurde. Sein Helmbusch bestand aus einem ungeheuren Hahnenschwanz."

„Der andere starke Ritter nannte sich Maus, der Zahllose, womit er zu verstehen gab, daß er einem ungezählten Heere gleich zu achten sei. Zum Zeichen seiner Stärke hatte er die aus seinen Nasenlöchern hervorstehenden Haare etwa sechs Zoll lang wachsen lassen und in zwei Zöpfchen geflochten,

welche ihm über den Mund herabhingen und an den Enden mit zierlich rothen Bandschleifen geschmückt waren. Er trug einen großen weiten Mantel über seine Rüstung, der ihn fast sammt dem Pferde einhüllte und aus tausend Mausfellchen künstlich zusammengenäht war. Als Helmzierde überschatteten ihn die mächtig ausgebreiteten Flügeln einer Fledermaus, unter welchen er drohende Blicke aus geschlitzten Augen hervorsandte."

„Als nun das Signal zum Kampfe mit Guhl, dem Geschwinden, gegeben wurde, ritt dieser gegen die Jungfrau und umkreiste sie mit immer größerer Schnelligkeit, sie mit seinem Schilde zu blenden suchend und mit der Lanze hundert Stöße nach ihr führend. Inzwischen verharrte die Jungfrau immer auf derselben Stelle des Turnirplatzes und schien nur die Angriffe mit Schild und Speer abzuwehren, wobei sie mit großer Kunst das Pferd auf den Hinterfüßen sich drehen ließ, so daß sie stets dem Feinde das Angesicht zuwendete. Als Guhl das bemerkte, ritt er plötzlich weit weg, kehrte dann um und rannte mit eingelegter Lanze auf sie ein, um sie über den Haufen zu stechen. Unbeweglich erwartete ihn die Jungfrau, aber Mann und Pferd schienen von Erz, so fest standen sie da, und der arme Kerl, der nicht wußte, daß er mit einer höheren Gewalt stritt, flog unversehens, als er auf ihren Speer rannte, während der seinige wie ein Halm an ihrem Schilde zerbrach, aus dem Sattel und lag auf der Erde. Unverweilt sprang die Jungfrau vom Pferde, kniete ihm auf die Brust, daß er unter der gewaltigen Stärke sich nicht rühren konnte und schnitt ihm mit ihrem Dolche die beiden Schnäuze mit den Silberglöcklein ab, welche sie an ihrem Wehrgehänge befestigte, indessen die Fanfaren sie oder vielmehr den Zendelwald als Sieger begrüßten."

„Nun kam Ritter Maus, der Zahllose an den Tanz. Gewaltig sprengte er einher, daß sein Mantel wie eine unheildrohende graue Wolke in der Luft schwebte. Allein die Jungfrau-Zendelwald, welche sich jetzt erst an dem Kampfe zu erwärmen schien, sprengte ihm eben so rüstig entgegen, warf ihn auf den ersten Stoß mit Leichtigkeit aus dem Sattel und sprang, als Maus sich rasch erhob and das Schwert zog, ebenfalls vom Pferde, um zu Fuße mit ihm zu kämpfen. Bald aber war er betäubt von den raschen Schlägen, mit denen ihr Schwert ihm auf Haupt und Schulter fiel und er hielt mit der Linken seinen Mantel vor, um sich dahinter zu verbergen und ihn dem Gegner bei günstiger Gelegenheit über den Kopf zu werfen. Da fing die Jungfrau mit der Spitze ihres Schwertes einen Zipfel des Mantels und wickelte Maus, den Zahllosen selbst mit solch' zierlicher Schnelligkeit vom Kopf bis zum Fuße in den Mantel ein, daß er in kurzer Zeit wie eine von einer Spinne umsponnene ungeheure Wespe aussah und zuckend wie eine solche auf der Erde lag.

„Nun zerdrosch ihn die Jungfrau mit der flachen Klinge und mit solcher Behendigkeit, daß der Mantel sich in seine ursprünglichen Bestandtheile auflöste und die umherstäubenden Mäusefellchen unter dem allgemeinen Gelächter der Zuschauer die Luft verfinsterten, während der Ritter allmälig wieder zu Tage kam, und als ein geschlagener Mann davonhinkte, nachdem sein Besieger ihm die Nasenzöpfchen abgeschnitten hatte."

„So war denn die Jungfrau als Zendelwald der letzte Sieger auf dem Platze."

„Sie schlug nun das Visir auf, schritt hinauf zur Königin des Festes und legte die Siegestrophäen zu deren Füßen. Dann erhob sie sich und stellte einen Zendelwald

dar, wie dieser gewöhnlich zu blöde war, es zu sein. Ohne indessen seiner Bescheidenheit zu viel zu vergeben, grüßte sie Bertraden mit einem Blicke, von dessen Wirkung auf ein Frauenherz sie sicher war . . . und unterhielt sie so geschickt und zärtlich . . . daß diese einmal um das andere glückselig erröthete" . . . Kurz, der blöde Ritter machte seine Sache so gut, daß er zuletzt Bertraden „zärtlich umfing und einen Kuß auf ihre Lippen drückte, der begreiflicherweise das holde Weib mit himmlischer Seligkeit erfüllte; denn wenn die Himmlischen einmal Zuckerwerk backen, so geräth es zur Süße".

In demselben Augenblick, als hierauf der wirkliche Zendelwald erscheint, räumt ihm die Jungfrau Maria augenblicklich den Platz und versetzt ihn selbst an Bertradens Seite. Hier findet er nun das Nestchen so warm, die Temperatur so angenehm, kurz die schwierigsten Arbeiten des Blöden so gut schon gethan, daß er leicht Muth gewinnt, vollends den Rest zu thun und sein Glück in Besitz zu nehmen. Zu der er gebetet, die Jungfrau Maria hat ihm geholfen.

Aber eine halsbrecherische Hilfe, nicht wahr? Was sagt der Gläubige zu diesen Muttergottes-Abenteuern? Wird ihm dabei wohl, oder angst und bange? Hört er eine fromme Geschichte oder eine Blasphemie? Und warum sollte es eine Blasphemie sein? Mag er doch, anstatt zu fragen, selbst antworten! Ist es wahr, daß die Jungfrau Maria hilft? Aber wäre das noch eine Hilfe, die nur unter gewissen Umständen vom Gläubigen zu erhoffen ist? Natürlich, unter allen erlaubten Umständen! Und ist eine ehrliche Werbung nicht ein erlaubter Umstand? Aber wenn ein frommer Rittersmann zum Courmachen zu blöde ist, warum sollte „Mariahilf" nicht statt seiner die Cour machen? Dem Reinen ist alles rein! Ist das wahr oder nicht?

Der Katholik kann nicht Nein sagen und will doch nicht Ja sagen. Sein Verstand ist in die Enge getrieben, aber sein unbehagliches Gefühl bleibt. Warum?

Und das führt uns wieder auf das Motto zurück, das wir vorangestellt haben.

Keller's Legendengeist hat den katholischen Glauben innerlich um kein Tüpfelchen einer Nadelspitze verletzt: er hat diesen Glauben nur mit der Miene der Unschuld und mit der Folgerichtigkeit der Consequenz über eine Linie geführt, über welche ein Katholik ihn um keinen Preis führen würde. Sein ganzes Verfahren liegt in den Worten Hippels. Er hört von Gottes Auge und Gottes Mund sprechen, aber wer Auge und Mund hat, der muß auch Bauch und Schenkel haben. So nimmt er denn den Glauben bei seinem eigenen Worte und spricht in der Einfalt seines Herzens — von Gottes Bauch und von Gottes Schenkel. Er thut, als ob er nicht wüßte, daß es ein allgemeines Uebereinkommen ist, davon nicht zu sprechen! Das ist die ganze ausgepichte Grausamkeit seiner Legendenerzählung. Habt ihr einen Gott, der ein Mensch ist, — nun gut, ich bin euer Mann; er sei menschlich.

Enfant terrible nennt man ein Kind, das in der Gesellschaft der Erwachsenen nicht eben unanständige und ungehörige Dinge sagt, sondern blos sagt, was zu verschweigen unter den Erwachsenen die fable convenue und das allgemeine Uebereinkommen ist.

Als ein solches katholisches enfant terrible hat Gottfried Keller seine Legenden erzählt.

Keiner, wie er, hat die Kindesmiene so zu Gebote; er ist ein für ewige Zeiten unerreichbares Ideal von Naivetät in den „Sieben Legenden". Wenn ihr daher sagt: „naiv wie Homer," so ist es richtig; wir haben nichts dagegen. Aber

jetzt sind wir auch dort, wo wir solche Prädicate begrenzen können. Homer ist naiv wie ein Kind, nur sprach er auch zu Kindern. Gottfried Keller ist naiv wie ein Kind, aber er weiß sehr genau, daß er zu Erwachsenen spricht! Das macht den Unterschied.

Nennt daher getrost seine homerische Naivetät „satyrisch wie Voltaire"; wir haben wieder nichts dagegen. Nur wäre die ganze Satyre Voltaire's nicht, wenn sie nicht mit offen, ja leidenschaftlich eingestandenen Absichten auf ihren Gegenstand losginge; sie nennt und bekennt diesen Gegenstand, er ist die lebendigste Thatsache ihres Bewußtseins. Selbstverständlich weiß auch Gottfried Keller von dem Gegenstande seines Spottes, aber er thut, als ob er nicht davon wüßte. Das macht wieder den Unterschied! Er erreicht seine Satyre, ohne sie zu wollen und just weil er sie nicht zu wollen scheint. Zwischen Homer und Voltaire in der Mitte, steht daher seine Naivetät und seine Satyre auf ganz anderen Punkten als bei jenen.

„Er thut als ob er nicht wüßte," haben wir wiederholt sagen müssen. Wer sich das unterfängt, dem müssen alle Grazien lächeln. Nur durch die Gunst der Grazie ist künstlerische Verstellung möglich, besonders dieser verwegenste Grad von künstlerischer Verstellung. Wie eine Katze auf dem Dache, wandelt der Legendenglaube Kellers einher; der Katholik sieht mit Schwindeln und Haarsträuben zu: dafür ist aber auch die Katze das graziöseste aller Geschöpfe.

„Graziös wie Heine" können wir daher gleichfalls annehmen, soll damit der Superlativ ausgedrückt werden, der von der Grazie der deutschen Prosa bisher erreicht worden ist. Wir können es aber nicht annehmen mit allen übrigen Nebenumständen.

Denn kurz, die Naivetät Homer's, die Satyre Voltaire's, der Humor Jean Paul's, die Grazie Heine's steht im Buche;

es sind in sich fertige Kunsterscheinungen. Bei Gottfried Keller's Sieben Legenden stehen wir selbst im Buche; er hat seinen Edelstein geschliffen mit unvergleichlich weiser Berechnung des Feuers und Farbenspiels, welches erscheint, wenn wir selbst die Folie dazu sind. Wie das Stereoskop runde Bilder aus dem Ebenen macht, dadurch, daß es unser eigenes Auge und seine Gesetze nachahmt, so macht Gottfried Keller seinen schelmischen Legendenglauben mit unserm Unglauben, den er aus dem seinigen freilich zu berechnen weiß, während der seinige aber streng aus dem Spiele bleibt. Man kann Figuren wie die beiden „Hyacinthen" als Meisterstücke humoristischer Naivetät nicht genug loben; wie aus alten Mignaturen herausgeschnitten, stehen und wandeln sie da vor uns. Und doch hat Gottfried Keller im „grünen Heinrich" solche Bilder und Bildchen zu tausenden aus dem Aermel geschüttelt; seht nur genau zu, was ihr an den „Hyacinthen" lobt und was auf euch wirkt. Nicht der Bildspaß selbst, nicht die Figuren als solche, nicht die Figuren als Staffage, sondern Luft und Landschaft, worin sie stehen Das aber sind wir, die Luft, die wir athmen, die Luft des neunzehnten Jahrhunderts. Das hinweg — und die Bildchen erlöschen wie Leuchtkäfer am Tage. Diese perspectivische Kunstrechnung wie sich die Sachen der Sieben Legenden zu uns stellen, in unsere Luft und Landschaft, das ist das größte und freilich auch das geheimste Meisterstück des Dichters. Vielen Lobenden ist es geheim geblieben.

Grazie und Koketterie sind nicht immer ein Widerspruch; die Grazie verträgt zuweilen einen Stich in's Kokette — siehe die mediceische Venus. Die kleinen Gelegenheiten dieser Verträglichkeit kannte Niemand besser als Heine, dessen Grazie so gerne kokett ist, d. h. Selbstbewußtsein, Selbstgefälligkeit hat, aber just mit dem Wissen von sich, mit dem

Gefallen und Gefallen-wollen wieder loſe, neckiſche Spiele treibt. Eine Grazie aber, deren ganzes Spiel die Verſtellung iſt, wie bei Gottfried Keller, dürfte um keinen Preis in der Welt dieſer Grazie Heine's ähnlich ſein, dürfte mit keinem Zucken ihrer Augenwimper verrathen, daß dieſes Auge ſich ſelbſt beſchaut, würde die Schelmereien ihrer Verſtellung ſofort und tödtlich entzaubern, wenn ſie nur eine Miene verzöge. Sie darf ſo wenig eine Miene verziehen, als es Friedrich der Große gethan hat, da er den graziöſeſten Witz ſeines Lebens machte.

Schleſiſche Jeſuiten verklagten einen ſeiner Soldaten bei ihm, daß er ihrer Muttergottes den Schmuck geraubt habe. Die Geſchichte iſt bekannt. Der Soldat, vor ſeinen König geſtellt, ſagt mit unerſchütterlicher Faſſung, es falle ihm gar nicht ein, geplündert zu haben, ſondern die Mutter Gottes habe ein Wunder gethan und den Schmuck ihm geſchenkt. Eigentlich die achte unſerer Sieben Legenden! Dieſer Soldat muß ein Stück Gottfried Keller geweſen ſein.

Aber ein noch beſſerer Gottfried Keller war ſein König.

Wie behandelt Friedrich der Große dieſen Fall? Erlaubt er ſeinem Soldaten, den Schmuck zu behalten? Dann tritt er auf die Seite der Gottloſen und iſt partheiiſch. Befiehlt er ihm, den Schmuck unverzüglich herauszugeben? Dann tritt er auf die Seite der Jeſuiten und iſt wieder partheiiſch. Aber ein König ſoll unter allen Umſtänden unpartheiiſch ſein. Friedrich der Große iſt alſo unpartheiiſch! Als Proteſtant, des göttlichen Gnadenlichtes über katholiſche Myſterien leider beraubt, thut er das Loyalſte, was er thun kann: er frägt die Jeſuiten ſelbſt. Iſt es möglich, daß die Muttergottes ein ſolches Wunder thun kann? Den Jeſuiten fährt der Schreck in die Glieder. Sie winden und wenden ſich und fangen an, caſuiſtiſche Maulwurfshaufen zu ſchaufeln, aber der König kann das Alles nicht brauchen. Er braucht nur ein Ja oder Nein. Iſt es möglich

daß die Muttergottes ein solches Wunder thun kann? Ja oder Nein! Natürlich müssen sie Ja sagen.

Der reinste Gottfried Keller! Wir wüßten weit und breit keine Parabel, welche den Kunstcharakter der Sieben Legenden so erschöpfend ausdrückte.

In der reinsten Unparteilichkeit — bekennt er die Partei der Aufklärung. Mit der unschuldigsten Miene, welche auf den Legendenglauben eingeht, — macht er die Mienen Anderer lächeln! Er braucht sich bloß gläubig zu stellen, — um den Glauben zu beschämen. Er richtet ihn durch ihn selbst.

Und noch Eins. Bis zu ihrer Pointe können wir diese Anekdote hieher beziehen.

Denn da jeder Spaß seine ernsthafte Seite hat und ein großer König ein sehr ernsthaftes, über allen Spaß erhabenes Wesen ist, so schwang Friedrich der Große seinen gefürchteten Krückenstock und herrschte den Soldaten an: „Behalt' er also, was ihm die Muttergottes geschenkt hat; aber das laß' er sich gesagt sein, wenn ihm die Muttergottes noch einmal etwas schenken will, so nimmt er's nicht an, sondern sagt, sein König hat ihm's verboten. Verstanden?"

Und das möchten wir auch der deutschen Belletristik zurufen. Laß dir ein solches Büchlein nicht noch einmal schenken! Nur die graziöseste Dichterhand durfte nach diesem Schmucke greifen. Denn schon haben sich manche Recensenten nicht entblödet, in demselben Athemzuge mit den Sieben Legenden — auch die Parodien von W. Busch zu nennen, gleichsam als geistesverwandte Seitenstücke. Das heißt die Posse mit dem höherem Lustspiel, den „Sommernachtstraum" mit „Evakathi und Schnudi" zusammenstellen. So wahr ist es, daß man dem deutschen Publicum nichts Distinguirtes spenden kann, was es nicht sofort seiner lieben gewohnten Trivialität assimilirt.

Die Quellen der Kunst.

Spätherbst 1872.

Die Kunstgenüsse der diesjährigen Wintersaison fingen rhetorisch an, denn wir hörten in kurzen Zwischenräumen drei Prologe, — verfaßt von Betty Paoli, Jos. Weilen und Anzengruber. Von Neuem führte ich mir bei dieser Gelegenheit den Gedanken zu Gemüthe, daß der Prolog eigentlich noch etwas ganz Anderes und Höheres sein könnte, als ein Leitartikel oder eine Programmrede für kunstgeschäftliche Unternehmungen. Wie es früher eine eigene Gattung der Lyrik gab, die Heroide, nämlich der fingirte Liebesbrief in Versen, keine üble Erfindung, um in der Poesie eine gewisse Mittelstimmung zwischen Gefühl und Reflexion zu cultiviren, welche Spielart sich denn auch wirklich in allen Literaturen Europa's Dichter von Talent zu Freunden gemacht hat und welche man später mit Unrecht einer zopfigen Veraltung anheimfallen ließ: so könnte der Prolog nach Art dieser Heroide, welche gleichsam ein Lehrgedicht in psychologischen Fragen der Liebe war, ein Lehrgedicht in ästhetischen Fragen der Kunst sein. Daß der lehrhafte Gedanke, die angeblich nüchterne und prosaische Kopfarbeit, mit dem strahlendsten Enthusiasmus der dichterischen Gefühlshöhe ein inniges Ganzes zu werden vermag, beweist für alle Zeiten Schillers Huldigung der Künste, dieses köstlichste Schmelzwerk von Denken und Fühlen, Kunstphilosophie und Kunstbegeisterung. Laßt den Gedanken nur recht klar, recht reif und ausgetragen sein, daß ihm die Freude über seinen schönen Wuchs aus den Augen strahlen kann, und der angeblich „kalte Gedanke" springt von selbst in den zündenden Funken der dichterischen Empfindung über. Ein kurzes ästhe-

tisches Lehrgedicht aber, um recht lebendig und gleichsam dramatisch zu sein, würde am besten die Form des Prologes wählen, jenes höheren Prologes, welcher nicht, wie jetzt, ein Leitartikel für die Interessen eines Auftraggebers, sondern welcher eine Thronrede wäre, worin sich das Imperium der Kunst über seine eigenen großen Interessen vernehmen ließe und die Prologs-Gelegenheit nur zum Anlaß nähme, um wichtige Kunstwahrheiten ins Publikum zu bringen.

Einstweilen aber wäre es schon löblich und wohlgethan, wenn sich der Prolog wenigstens hütete, Unwahrheiten und Irrthümer auszusäen. In diesem Falle möchte ich dann nicht leicht so gnädig sein wie z. B. Hanslik, welcher mit einer allzu vornehmen Nachsichtigkeit von einer gewissen Stelle in Weilens Prolog sagt: „Daß die erste Flöte als Nachahmung des Nachtigallenschlags entstand, lassen wir uns noch gefallen“ . . . (nur die Orgel als Nachahmung eines Waldsturmes nicht.)

Wenn der berühmte Kritiker hier nicht den Pluralis majestatis gebraucht hat, so habe ich nichts Eiligeres zu thun, als aus seinem Wir meine Einheit herauszuziehen: ich lasse mir die erste Flöte als Nachahmung des Nachtigallenschlags nicht gefallen! Ich habe vielleicht Zwei und Vier zu verschenken, aber den Satz: daß zweimal zwei vier ist, habe ich nicht zu verschenken. Und ein solcher Satz ist oben verletzt. Wenn ein Hirt, welcher von Sehnsucht und Liebe verzehrt wird, (ein „verzehrter Hirt“, sagt Weilens Prolog), den Lockruf nach der Geliebten erst einer Nachtigall abzulernen brauchte, so würde er's mindestens mit denselben Laut-Organen thun, womit die Nachtigall lockt; er würde singen oder den Mund spitzen und pfeifen. Die Sehnsucht der Brust findet unmittelbarer ihren Brustton, als auf dem grübelnden Umweg, aus Holz ein musikalisches Instrument zu machen. Thut denn die Nachtigall das? Zwischen dem Nachtigallschlag und dem Einfall —

Wohllaut aus hohlem Holz zu locken, liegt so viel Zwischenraum und fehlt so sehr der verbindende Faden, daß mit der Nachtigall wieder nichts erklärt ist und der denkende Mensch, der zuerst diesen Einfall gehabt, ihn gewiß ohne die Nachtigall gehabt hätte. Die Nachtigall *singt* und der Mensch hätte sie jedenfalls mit Singen nachgeahmt. Ein Toninstrument erreicht eben auch nicht mehr als daß „es singt"; ja es ist sein höchster Ruhm und es bedarf langer, erfindungsreicher Processe, daß es dem „Singen" nahe und näher gebracht wird. Wahrlich, die Geliebte hätte sich weiter und weiter entfernt, oder besser, der Lockruf hätte sie in beschleunigte Flucht getrieben, denn der erste Ton des Rohrs, der vermeintlich schon die Succeße der flötenden Nachtigall erreichen sollte, war jedenfalls ein Mißton und ganze Generationen starben, bis es ein anständiger Flötenton wurde.

Und doch wäre dieser Einwand chikanös und dürfte gar nicht erhoben werden, wenn der erdichtete Vorgang nur *der Phantasie* schmeichelte: das zu thun, ist so sehr Recht und Pflicht der Poesie, daß sie manche Wahrheit umstoßen und manche Unwahrheit behaupten darf, um mit gefälligem Zauber der Phantasie zu schmeicheln. In unserm Falle aber geht nicht eine gleichgiltige Wahrheit in einer höheren Schönheit auf, sondern es ist geradeswegs umgekehrt: der erfundene Vorgang beleidigt und erniedrigt die Phantasie; aber das, was der Phantasie schmeichelt, ist zur Ehre der menschlichen Natur glücklicherweise auch die Wahrheit. Diese Wahrheit heißt: *Der Kunsttrieb ist den Menschen angeboren und nicht den Thieren abgeborgt; er ist eine menschliche Original-Anlage.*

Wäre nie ein Singvogel auf Erden gewesen, so hätte der Mensch Musik gemacht; wäre ihm nie ein schwimmender Fisch im Wasser erschienen, so hätte er das Schiff sammt

Ruder und Segel erfunden. Die letztere Anführung gehört in die Nautik, also in die Wissenschaft; aber nur um so besser. Hat denn der Mensch die Wissenschaften nach Vorbildern des Thierlebens erfunden? Welches Thier gab den Anstoß, den Kompaß, das Pulver, die Buchdruckerkunst, das Astrolab und den Quadranten zu erfinden, die Sterne zu messen, die Elektricität im Blitzableiter und im Telegraphen gefangen zu nehmen? Nein, auf den Krücken des Thiergeistes geht der Menschengeist nicht! Die Pyramiden, der Kölnerdom und die Peterskuppel sind nicht, weil ein Biberbau ist, der Mensch hat sich nicht bekleidet weil der Pfau ein Rad schlägt und das Pardel ein gesprenkeltes Fell hat; nicht daher kommen Schleppkleider und Krönungsornate! Nicht von der Nachtigall kommt die Flöte, nicht von brausenden Waldbäumen die Orgel. Das ist eine arme und flache Phantasie, welche sich die Quellen der Kunst nicht menschwürdiger vorstellt. Sie meint Blicke in die naiven Naturzustände zu thun, und macht nur Blicke auf die staubige Heerstraße der Gemeinplätze, wo die abgetriebenen Gäule der Alltäglichkeit keuchen und dichterisches Naturverständniß schon längst in den Trivialitäten der Flachbildung untergegangen.

Uebrigens — Jeder nach seinem Geschmacke. Ich will just nicht bis zum letzten Athemzuge streiten, wenn sich ein Mensch zum Schüler des Thieres macht und seiner Kunst keine andere Quelle weiß, als eine thierische. Prosit!

Sinnliche Poesie.

Laura. — Der neue Tanhäuser.*)

Winter 1872.

Ich habe im Vorstehenden eine Zeile von Hanslik kritisirt, der selbst ein Kritiker ist. Sollte man nicht überhaupt lieber die Kritiker kritisiren? fiel mir bei dieser Gelegenheit ein. Und fast halte ich es für profitabler.

Der Richter, welcher Diebe verurtheilt (sans comparaison!), findet an diesen das undankbarste Publikum; aber der Richter, welcher richterliche Urtheile überprüft, wird eine „Quelle" der Gesetzesauslegung und die Commentatoren nennen ihn schmeichelhaft „einen Nutzen für unsere Wissenschaft."

„Laura" und „der neue Tanhäuser" haben beide mit einander gemein, daß sie lascive Poesien sind. Auch die Kritiker derselben hatten mit einander gemein — daß sie sich selbst nicht verstanden, desto besser freilich vom Dritten verstanden werden. Hört man diese Kritiker der Sinnlichkeit, so äußern sie sich ungefähr so: Ich bin gewiß nicht prüde, aber . . . ich bin doch prüde, (ist dann der Sinn eines weitschweifig verclausulirten Anhängsels). Dieses „Aber" spaltet sich übrigens in zwei Fractionen: in das blasirte Aber und in das confuse Aber. Beide konnte man an den Kritikern der Laura und des neuen Tanhäuser in schönen Exemplaren studiren.

Das blasirte Aber ist folgender Meinung: Ein gebildeter Mensch genießt die Sinnlichkeit, aber er bekennt und lobt sie

*) Laura. Eine Novelle in Versen von Alfred von Wurzbach. Wien. L. Rosner. Der neue Tanhäuser. (Im Jahre 1876) neunte vielfach verbesserte und neuvermehrte Auflage. Ebendaselbst.

nicht öffentlich. Das Letztere ist naiv und wir sind zu vornehm, um naiv zu sein. Dergleichen Kinderschuhe zu tragen überläßt man 17jährigen Jungen, welche ihre erste Kassa defraudiren, um ihre erste Mätresse zu fêtiren. Es paßt für die Lehrlinge des Hauses, aber nicht für den Chef des Hauses. Dieser genießt, aber er spricht nicht davon. Noble Passionen müssen vor allem das Air haben, daß sie Gewohnheit sind. Etwas Pikantes, Aufregendes oder auch nur Nennenswerthes in ihnen zu finden, ist schülerhaft und schlechter Ton. Guter Ton ist es, zu genießen und wo möglich dabei zu gähnen.

Das confuse Aber ist menschlicher und steht der Poesie noch näher. Es hat den besten Willen, das Recht und den Cultus der Sinnlichkeit anzuerkennen, nur weiß es nicht, wie? Es hat keine durchgebildete Vorstellung über den künstlerischen Vortrag der Sinnlichkeit. Es möchte das Entblößte zugleich auch bedeckt haben und das Feuer der Sinne zwar brennen lassen, aber unter einem Scheffel. Weniger als man glaubt, ist das altmedische Programm vom „Verhüllten" und vom „Errathen" wirklich veraltet, wenn gleich der große Fahnenträger desselben, Wieland, veraltet ist. Noch lebt aber und ist ungeheuer verbreitet die liberale Mittelpartei seiner Sinnlichkeit, das lüsterne Lächeln, das schlüpferige Blinzeln, das Tasten und Tippen, das Zupfen an Schleiern und Schleierzipfeln, jene zimperlichen Pfarrerspäße, jenes greisenhafte Katz- und Mausspielen zwischen Decenz und Frivolität, jene kleinen Whistkünste der Erotik, welche sich durch die Quartmajor des Genie's, das ihr Widerpart ist, mit Renoncen- und Impaßstichen seelenvergnügt durchbugsiren. Ja, man darf sagen, die bürgerliche Moral oder der moralische Liberalismus ist in der Hauptsache bei Wieland stehen geblieben und kann seiner ganzen Natur nach über ihn auch gar nicht hinaus;

vielleicht eher noch praktiſch als theoretiſch. Zu verlockend winkt das Programm vom „Errathenlaſſen im Halbverhüllten“ als glücklicher Leitſtern in der Aeſthetik der Sinnlichkeit, dieſem ſo ſchwierigen Kapitel, worin ſich zurechtzufinden dem löblichen Publikum wirklich nicht zuzumuthen. Das Errathenlaſſen im Halbverhüllten ſcheint ſo recht die Centrumsmitte und das juste milieu von Anſtand und Licenz, die Fuſion zwiſchen Tugend und Untugend, das Ideal eines Achſelträgers der Parteien, das Meiſterſtück einer Schaukel zwiſchen Extremen. Wer das Halbverhüllte ganz enthüllt, wer vom ſchönen Nackten mit einem einzigen begeiſterten Wurf auch die letzte Hülle hinwegreißt, — ſeht, wie ſchön es iſt! — der wird nicht verſtanden. Man kann ſich nicht denken, was er will, und weil es immer das Sicherſte ſcheint, wo man nichts denkt, wenigſtens das Schlechte zu denken, ſo denkt man getroſt: er will die Moral beleidigen.

Die Moral beleidigen! Scheint es doch, als wäre hier der Punkt, um den Pfad durchs kritiſche Geſtrüpp zu lichten. Es liegt ein Körnchen Wahrheit in dem Worte. Daß die Moral von der Sinnlichkeit beleidigt werden kann, müſſen wir zugeben, ſchon darum zugeben, weil umgekehrt auch die Sinnlichkeit von der Moral beleidigt werden kann. Was wäre denn nämlich Prüderie anders, als eine Moral, welche bis zur Beleidigung der Sinnlichkeit geht? Beleidigt man ſich aber beiderſeits nicht, ſo kann man beiderſeits gelten.

Die giltige Sinnlichkeit nun, die Sinnlichkeit in ihrem äſthetiſchen Rechte, finden wir demnach, ſcheint's, unter dreierlei Geſichtspunkten.

Erſtens: die Sinnlichkeit, welche ganz gewiß nicht beleidigt, iſt die naive Sinnlichkeit und ihre Erſcheinung als Unſchuld. Siehe die Griechen, — Goethe.

Zweitens: die Sinnlichkeit, welche zwar beleidigt, ſogar recht zügellos beleidigt, aber trotzdem ſich Geltung erſchmeichelt, iſt die Sinnlichkeit der Grazie, des Witzes, der Liebenswürdigkeit. So neckt man ſich wohl auch in guter Geſellſchaft, ſo hänſeln und hecheln ſich gute Freunde, aber einzig zu dem Zwecke, an der ſcheinbaren Beleidigung nur den Genuß des gegenſeitigen beſten Einvernehmens zu erproben und zu ſteigern. Siehe Ariſtophanes, Boccaccio, Rabelais und den jüngſten Repräſentanten des „ungezogenen Lieblings der Grazien", — Heine.

Drittens: äſthetiſche Geltung erwirbt ſich endlich auch die Sinnlichkeit, welche, indem ſie Andere beleidigt, weit mehr ſich ſelbſt beleidigt und aus dem Gefühle des ſchmerzlichen Bruches zwiſchen Natur und Geiſt ihre Einkehr zu letzterem findet. Das iſt die büßende und reuige Sinnlichkeit, die Sinnlichkeit ſo vieler Minneſänger, des ganzen romantiſchen Mittelalters und ſeines Urbildes, des Tanhäuſers.

Sind dieſe drei Wegweiſer richtig, ſo wird es auch dem äſthetiſchen Laien möglich, ſich zu orientiren, ja es wird ihm unmöglich, die Wege zu verfehlen. Sofern er nur ſonſt grad-ſinnig und wahrheitsliebend iſt, wird er den Faden zu benützen wiſſen, im ganzen Labyrinthe der Nacktpoeſie, beſſer als ſo viele Kritiker derſelben, ſich kritiſch zurecht zu finden.

Wenn ihm z. B. Einer der Confuſions-Kritiker ſagt, daß Laura „eine ſchmutzige Geſchichte" iſt, ſo bleibt ihm das zunächſt gleichgiltig, denn er fragt einzig, ob ſie ſchmutzig erzählt iſt. Damit fällt ihm der kritiſche Maßſtab des Gedichtes von ſelbſt zu und mit Vergnügen genießt er jetzt, was ihm an Witz, Schalkheit, glücklicher Unterhaltungsgabe, ja ſelbſt an graciöſem Maßhalten erfreulich genug geboten wird. Wenn das Gedicht deßungeachtet ſeinen reinſten Ein-

druck verfehlt, ſo findet er ganz wo anders den Grund davon.

Die equivoque Geſchichte ſpielt in der vornehmen Welt. Wir wünſchten nun ſicherer empfinden zu können: wohin zielt die Demonſtration? Demonſtrirt der Dichter gegen die höheren Stände, deren moraliſche Niedrigkeit ſatyriſch gezeigt werden ſoll, ſo müßte der ſatyriſche Stachel ſchärfer und deutlicher einſetzen. Demonſtrirt er bloß gegen die allgemeine menſchliche Schwachheit, welche nicht ausſchließen würde, daß die ſchwachen Menſchen doch auch gute und ehrenwerthe ſeien, ſo iſt es ein peinlicher Mangel, wie es die Menſchen dieſes Gedichtes ohne Ausnahme nicht ſind. In dieſem Schwanken, nicht im Stoff, ſondern in einem unfertigen Verhältniſſe zum Stoffe, liegt der auszuſprechende Tadel. Und doch möchte ich dieſen Tadel möglichſt gelinde ausſprechen, denn nicht Ablehnung, ſondern Aufmunterung verdient ein Dichter, welcher ſich heute dem komiſchen Epos zuwendet, deſſen von Natur aus niedriger Stoff die feinſte Urbanität der Behandlung erfordert, alſo ein Etüdenſtyl, der nicht eben im Geſchmacke demokratiſcher Zeitalter liegt. Aber daß ſich dann der Styliſt nur mit dem ſchärfſten Gefühle von Selbſtachtung ſeines edlen Amtes unterwinde! Daß er die Frivolität ſeines Stoffes nicht mit einem ungeläuterten Reſte ſeiner eigenen addire! Solch eine ſubjective Frivolität iſt z. B. die völlig unnöthige und unter Cavalieren ohne blutige Genugthuung rein unmögliche Ohrfeige, womit der innerlich begünſtigte Liebhaber den Nebenbuhler, welchen eine Kokette mit günſtigen Aeußerlichkeiten foppt, abſtoßend brutal aus dem Felde jagt. Vielleicht iſt dieſe Anekdote buchſtäblich wahr, — ſo unwahrſcheinlich nimmt ſie ſich im Gedichte aus!

Wenn „Laura“ aus der obigen Dreizahl unserer apologetischen Sätze den zweiten für sich hat, — wenigstens theilweise; — so findet „der neue Tanhäuser“ seine ästhetischen Stützpunkte in all den drei Sätzen zugleich. Da klingts in allen süßesten und schmerzlichsten Tönen vom hohen Liede der Sinnlichkeit, vom großen Sirenenliede der Menschheit, das uns von Meer zu Meer, von Ufer zu Ufer begleitet, gegen das sich das Ohr mit Wachs und das Herz mit Ascese bald ein Odysseus, bald ein heil. Antonius ganz vergebens verstopft. Griechisch wie Goethe, modern wie Heine, romantisch wie der Tanhäuser; naiv, petulant, ascetisch und vor Allem einig, kein eklektischer Wechsel, der so und auch anders sein kann, sondern das tiefe geschichtliche Menschenherz selbst, das ewig geist-sinnliche und sinnlich-geistige: das ist der Liederpuls dieses von ächtester Lyrik bewegten Tanhäuser-Lyrikers. Leider zollt auch er — ungerne genug sehen wir es — den Tribut des Epigonenthums und lehnt sich fast muthwillig, denn er braucht es nicht, zuweilen an Heine'sche Vorbilder an. Dahin gehört XXXIV (der 6. Auflage), das schwerlich ohne Heine's „Waldeinsamkeit“ entstanden oder doch so verwandt modulirt wäre; noch mehr aber das erzfatale XX. Heine liebt es, im liederlichsten Trochäen-Schlendrian oft förmliche Wäschzettel von Prosa hinzuleiern, bis sich dann freilich eines seiner unvergeßlich geflügelten Worte von dem schlau-affectirten Geträtsche nur um so effectvoller abhebt. Auch diese Kopenhagen-Romanze vagabundirt sich zuletzt zu einem allerliebsten erotischen Stimmungsbildchen durch, aber es ist doch eine windige Koketterie, zu einer drei Schuh breiten Dichterlaube eine Meile lang als Weinreisender zu bummeln.

Noch schlimmer, wenn Heine nicht bloß zu formellen sondern auch zu moralischen Salopperien Beispiel und Anlaß gegeben hätte! Wer seine Geliebte kennen lernen muß — als

die Frau eines Andern, der weiß unter allen Umſtänden von Unglück zu ſagen, denn es trübt und verdunkelt das Schönſte, was Menſchen genießen können. Sich darüber luſtig machen und die „liebenswürdigen Hörner“ des Mannes preiſen (XXX), oder wohl gar zu der Schäferſtunde der Mutter das Töchterchen „erſtaunt zuſehen laſſen“ (XXXI), der Grabesſcene (XXXII) zu geſchweigen; das ſind peinliche Charakterfehler. Sogar XI hätte ich nach meinem Geſchmacke lieber nicht gemacht. Man muß nicht jeden Einfall für ein Gedicht halten.

Aber ich fange an, den Dichter zu kritiſiren und ich wollte die Kritiker kritiſiren. Nun, die Kritiker haben geſagt, daß man beim Verleger Rosner Haſchiſch, Opium und ſpaniſche Fliegen zu kaufen bekommt; oder ſie haben dieſem wirklichen Minneſänger gnädiglichſt zugeſtanden, daß er die Minneſänger „mit Nutzen“ geleſen (daher man durch nützliche Lectüre ein Dichter wird, was ich bisher nicht wußte); kurz, ſie haben — kritiſirt! Und das Publikum hat's ausgehalten und hat dieſe Kritiken nicht „mit Schaden“ geleſen. Der neue Tanhäuſer fliegt von Auflage zu Auflage. Alſo eins von den ſündigen Maria Stuart-Büchern, die beſſer ſind als ihr Ruf und liebenswürdiger als die ſtrenge Eliſabeth, die Tugendheuchlerin, die mit dem Henkerbeile recenſirt!

Erwin.

Von Carl Landſteiner.

Wien, 1875. Alfred Hölder.

Der ſittenreine Erwin und die frivole Laura treffen dann zuſammen, daß ſie beide das proſaiſche und nüchterne Treiben eines großſtädtiſchen Stadtpflaſters in die Region der epiſchen Poeſie erheben.

Seit Gründung des „Hansjörgel“ und der „Theaterzeitung“ hat sich Wien nur im Feuilleton und im Notizenklatsch zu bespiegeln gewagt; auf der Bühne gehörte es der „Localposse.“ Endlich begriff sich die Weltstadt in einer Bau-Aera, welche leicht ihr perikleisches Zeitalter sein könnte, als einen höheren Stoff und mit einem Selbstgefühl, das diesmal am Platze ist, steht sie dem Epos Modell. Das ist eine neue, ja eine neueste Erscheinung in der Entwicklung dieses keimreichen Gemeinwesens.

Und wie fertig das sociale Wiener-Epos gleich aus dem Vaterhaupte emporsprang! Kein Schauspiel unbeholfener Neulings-Versuche! Mit gewandtestem Zofenknix tanzen die Verse Wurzbach's, und Landsteiner's ernsterer Jambus hat die Sicherheit des vollendeten Weltmannes, dessen durchgebildeter Schritt weder über angeschnallte Husarensporen noch über schletternde Soutanenfalten strauchelt. Jedes Motiv bewegt sich in seiner eigenthümlichen Gangart mit Meisterschaft.

Ich kann mich nicht enthalten, von der stolzgewandten Bildkraft dieses Dichters ein Paar Vignetten zum Besten zu geben.

Kokette Primadonnen-Bescheidenheit.

Und endlich tritt, bestrahlt von hundert Lampen,
Das holde Mädchen dankend an die Rampen,
So selig lächelnd, wie ein glücklich Kind,
Das bei der Prüfung einen Preis gewinnt.
Sie scheint so überrascht! Zu viel der Ehren!
Als müsse sie sich ihrer fast erwehren,
So zuckt sie mit den Achseln, faltet flehend
Die kleinen Hände, schüchtern um sich sehend.

Wie allerliebst! Wer kennt das Urbild nicht und freut sich nicht, wie hübsch der kostbare Schmetterling hier gespießt ist?

Ausschnitt aus einer Wiener Praterfahrt.

Da zeigt sich gern die Heldin jener Welt,
Die aus gemalter Leinwand sich erbaut,
Den Thoren, die von ihrer Kunst entflammt

An ihrem Siegeswagen zieh'n, beweisend,
Daß sie auch Rosse lenken kann. Hier liegt
Ein plumpes Weib, phantastisch aufgeputzt,
Gedankenlos in eines Wagens Ecke —
Und doch ist sie der Liebling jener Kreise,
Die frecher Zote leihn ein willig Ohr.
O edles Wort für so gemeine Sache;
Sie nennt sich eine Sängerin des Volks!

Wohlbekannte Wienertypen, die sonst nur dem „Floh" und der „Bombe" zu gehören schienen, von berufener Hand hier in's Epos versetzt. Landsteiner's Vers hat überall die Würde der Kunst und nie auf Kosten der Fähigkeit, auch das Unwürdige auszudrücken. Die Thränen der ersten Liebe und das cynische Grinsen des Gauners, die keusche Romantik der Gmundner Seewelle und das geile Schmarotzer-Pack der Mäcenaten-Soiree, die Hochburg des Börsen-Priamus und die ernste Kassandra in seinem Ilion: er beherrscht mit Leichtigkeit die contrastirendsten Motive und gewinnt ihnen im Flug ihren Schattenriß ab. Wenn wir eine Erstlingsarbeit vor uns haben (und ich wüßte es nicht anders) so ist die Knappheit der Form, die zuchtvolle Präcision der Charakteristik geradezu ein Unicum. Wie gewandt handeln die schwierigen Scenen zwischen Erwin und Liane — die erste sowohl als die zweite! Wie drastisch und schlagfertig führen sich die zwei Charakterspieler Maifeld und Fips vor! Was für ein prachtvolles Schlangengezischel halbgestotterten und grauenhaft deutlichen Dialogs zwischen dem gefallenen Theaterweib und ihrem fascinirenden Ladies-Killer im Eisenbahn-Coupé neben dem schlafenden Türken! Man meint ein Bühnenmanuscript zu lesen, das der kundigste Theaterdirector zusammengestrichen. Lauter straffgespannte Bogensehnen mit Kernschüssen in's Schwarze. Alles Skizze und Andeutung, nichts dilettantische Ausmalerei. Nur im Finale hat der Dichter

sein volles Herz nicht gewahrt und läßt es breiter, als es sein eigener Kunststyl ist, ausströmen. Wir wünschten den Genügsamkeits-Hymnus auf weniger Tacte reducirt und die Nemesis Lianen's ganz weg, denn der Dichter selbst denkt sonst vornehmer, als es im Geiste dieser moralisirenden Demonstration liegt.

Ich sprach zuvor von einer Theaterhand und komme darauf zurück, weil das Wort nicht einmal so zufällig sich eingestellt hat, als es scheint. Landsteiner erzählt uns eine überaus einfache Geschichte, die ihm zwar Motive der Schilderung und Charakteristik bietet, die aber nicht spannend, nicht wendungsreich und katastrophenträchtig sich abspielt. Sein Kritiker dürfte es daher um so weniger übersehen, wie gut er die sparsamen Gelegenheiten effectvoller Uebergänge fast wie ein Bühnenkünstler zu handhaben weiß.

Dahin zähle ich die Praterfahrt mit dem Ueberfahren des kranken Arbeiters und die Mäcenaten-Soirée mit der Nachricht des Bankrotts. Diese Wendungen setzen völlig dramatisch ein; sie müssen dem Dichter als vollbewußte Kunstabsicht und nicht als blindes Glück zugerechnet werden. Es sind im Epos Bühneneffekte. Schade, daß sein sicherer Blick an einer dritten Gelegenheit achtlos vorüberging. Der Entschluß, freiwillig zu sterben, soll nie revocirt werden durch ein unsichtbares Motiv. Wir glauben sonst an Todesfurcht, Feigheit und die Versicherung „o nein" reicht nicht zu. Das Andenken der Mutter, also ein Gedachtes, war in unserem Falle leicht genug in ein dramatisches, sei's auch melodramatisches Motiv zu verwandeln, denn ganz anders ergriff uns ihr Geist, wenn z. B. aus einem fernen Hause ein Clavierstück erscholl, das einst ihr Lieblingsstück gewesen. Faust, der beim Tone der Osterglocken die Phiole vom Munde setzt, gibt ja die Lehre, wie solche Processe sinnlich zu machen sind.

Dagegen möchte ich den Leſer warnen, Motive zu überſehen, wo ſie thatſächlich da ſind. Vielleicht enttäuſcht ihn die ganze Peripetie unſerer Handlung, wenn ihn die moderne Brillanz des Anfangs etwas Pikanteres erwarten ließ, als die ſentimentale „Strohhütte" und das Liebesglück mit der „Tochter des Volks." Und da auch die Genügſamkeit eine Poeſie hat, die er nicht leugnen kann, ſo liegt es ihm nur allzu nahe, wenigſtens in der Ausflucht ſich Luft zu machen: Wenn man nur daran glauben könnte! Das iſt alles recht ſchön, aber wer bürgt mir, daß die Leutchen es aushalten?

Mit einer feinen Charakteriſtik hat der Dichter dieſe Bürgſchaften motivirt.

Was Erwin betrifft, ſo iſt er der Sohn ſeiner Mutter: ſeine Bedürfniſſe ſind nicht luxuriös, aber von Haus aus die echteſten des menſchlichen Herzens. Der Dichter hat den ganzen Charakter ſo ſichtlich für den Glückswechſel vorbereitet, daß wir an Erwin nicht wohl zu zweifeln berechtigt ſind. Daß er auf Lianens Irrwegen gegangen, iſt nur um ſo beſſer: Erziehung, Umgebung, Beiſpiel, auch das verlangte ſein Recht. Die Welt des Parvenü's muß erſt zuſammenbrechen, damit Erwin ſich ſelbſt finden kann; aber er *hat* zu finden und findet's!

Wie ſteht's nun um ſeinen Halt an der „Tochter des Volks?" Was that *dieſe*, um für ſich zu bürgen? Wenig. In einem Augenblicke, wo Dankbarkeit eine unmittelbare That heiſcht, findet ſie im kahlſten, entblößteſten Haushalt noch immer das Dankeszeichen: eine Roſe am Roſenſtock. Sie bricht ſie und gibt ſie. Es iſt wenig, aber mehr wäre Oſtentation geweſen. Es iſt juſt genug. Das iſt das Weib für das Loos des verarmenden Mannes! Sie wird aus dem Nichts immer noch etwas zu zaubern wiſſen; ſie wird der Genius der Strohhütte ſein! Dieſe Roſe iſt fein, vielleicht zu

fein für flüchtige Augen, aber es ist der ganze Charakter unseres Dichters, mit den bescheidensten Mitteln zu wirken.

Und wer seinen Prolog nicht überschlagen hat, weiß wohl, warum. Es ist nicht eben die Bescheidenheit jener vorgeschichtlichen Einfalt, welche die primitivsten Naturgaben opfert, weil Höheres noch nicht entwickelt ist; das Gegentheil. Es ist die Bescheidenheit der Umkehr von jener höchsten Entwicklung, welche Ausartung ist. In seinem gediegenen und mannesfesten Prolog steht unser Dichter auf der ganzen Höhe des Zeitbewußtseins und sagt sich mit reifster Fülle einer durchgebildeten Besonnenheit von allen Schwindelgeistern des Zeitalters los. Sehr deutlich deutet er auf diese Schwindelgeister und setzt sich in bewußtesten Gegensatz zu ihnen. „Das Scheusal ist das Ideal der Zeit," blitzt es irgendwo wie ein Bannstrahl aus seinem Büchlein und er nimmt Stellung zu diesem Scheusal mit seinem widerspruchsvollen Genügsamkeits-Idyll. Er schänkt die Kuhmilch, die er schänkt, nichts weniger als wie ein Armer, dem nur eine Kuh im Stalle steht; er schänkt sie wie ein Arzt, der Gift genug in seinem Giftkasten hätte, aber es beliebt ihm, Kuhmilch zu verabfolgen. Ehe sein Erwin beim Theokrit ankommt, hat es auf manchem Blatte des Gedichtes wie von der Satyre Juvenals und Petrons geblitzt und gedonnert! Dieses Talent verräth er gleichsam nur im Vorbeigehen, denn noch gefällt es ihm, den frommen Dichterglauben zu realisiren, „daß vom Eigennutz, dem Tyrannen der Zeit, nur die Liebe befreien kann." Hätte er sich aber einst müde geglaubt an diesem Glauben, so möchte er wohl der Mann sein, dem Zeittyrannen noch ein ganz anderes Gorgonenschild entgegenzuhalten, als das Bild der Strohhütte!

In diesem Sinne hat „Erwin" meine Aufmerksamkeit erregt, was er im großen Publikum nicht that, welches, wie

es scheint, die Strohhütte übersehen und die Kuhmilch verschüttet hat. Das Talent der Strafode, welches gelegentlich dieser unschuldigen Dinge ziemlich gewitterisch aufdämmerte, ist am fernen Horizonte einstweilen unbemerkt geblieben, denn — „den Teufel spürt das Völklein nie."

Möglich, daß es bei der Anlage bleibt, die sich weiter und zielbewußt weder entwickeln kann, noch will, und daß dem Dichter der Friede des eigenen Herzens, wie Grillparzer'n, welcher das Talent, aber nicht den Muth der Tragödie hatte, theurer ist, als das gymnastische Aufgebot seiner letzten und höchsten Kräfte. Um ihrer selbst und Anderer willen unterläßt es aber die Kritik wenigstens nicht, auf das Schauspiel solcher Talente aufmerksam zu machen und mit Hoffnungen und Ermunterungen es theilnahmsvoll zu begleiten.

Friedrich Schlögl's „Wiener Blut".

Wien, L. Rosner.*)

März 1873.

Die Lage Wiens am Wechsel zwischen den norischen Alpen und dem pannonischen Tieflande, an der Kreuzung der Diagonalen, die man von Polen und Rußland nach Italien und vom deutschen zum Byzantinischen Reiche zieht, an demjenigen Punkte der Donau, welcher den Quellen der Oder und der Elbe zunächst liegt, fast in der gleichen Entfernung von Deutschen, Italienern und den Slawen der Nord- und Südgruppe, — die Lage Wiens ist ein Knotenpunkt des großen Verkehrs und prädestinirt zu einer Hauptstadt.

*) Vierte Auflage 1875.

Eine Hauptstadt aber, die ihre Bedeutung aus einem Straßenkreuz schöpft, hat ihre Bedeutung in den Vorstädten. Der todtmüde Fuhrmann, am Ende seiner länderdurchschneidenden Straße, lagert ab und kramt aus, wie er nur das Weichbild seiner langersehnten Karawanserei in Sicht bekommt. Die Räume der inneren Stadt sind ihm zu eng und zu theuer; vor den Thoren gibt's weitere und wohlfeilere Räume. Kommt zu mir heraus, der ich so weit zu euch herangefahren. Und die Vorstädte entwickeln sich.

Die Kraft Wiens ruht auf seinen 35 Vorstädten. Viele derselben sind selbst große Städte von 80.000 bis 100.000 Einwohnern und einem Kirchspielbudget, das sich der Million nähert.

Und was für markirte Individualitäten sind sie! Jeder Straßenstrom führt ein anderes Alluvium, setzt andere Stoffe und Mischungen ab. Wie getreu drückt sich im Charakter der wiener Vorstädte ihre Genesis aus! Den ersten und ältesten Rang unter ihnen behauptet die südlich gelegene Wieden, die Repräsentantin der italienischen Straße und ihrer uralten Culturhegemonie. Mariahilf im Westen, der Endpunkt der deutschen Reichsstraße, entwickelt sich als Rivale der Wieden, neuerer Zeit als ihr siegreicher Rivale. Ein unerbittlicher Stillstand aber hält die östliche Vorstadt Landstraße nieder, die ungarische Straßenherberge, die Etappe jener Kumanen, Jazygen, Hajduken, Uskoken, Kuruzzen, welche hinter ihren Schweineheerden mit nichts als dem selbstgewebten Zwilchhemd bekleidet und dem entnervenden Luxus des Schnupftuches fremd, noch heute Metternichs Bonmot rechtfertigen: Asien fängt auf der Landstraße an. Die nördliche Leopoldstadt, das Emporium der dreizinkigen Slawenstraße aus Böhmen, Mähren und Schlesien mit Polen, hat mitnichten die Slawen angesetzt, deren wanderlustig-prickelndes Blut vielmehr die ganze Hauptstadt infiltrirte, wohl aber jenen Stoff, welchen

die Nordslawen so vorzugsweise reichlich mit sich führen, die Juden, und ihr familienhaft conglomerirendes, enggedrängtes Exclusivleben. Und welche Spielarten endlich von diesen vier Grundlinien der Himmelsgegenden in die zweiunddreißig Radien der Windrose! Welch feine physiognomische Uebergänge von einer Vorstadt zur andern und innerhalb der nämlichen von ihrer rechten und linken Seite, von ihrer äußeren und inneren Tangente, regelmäßig und unregelmäßig durchconjugirt alle fünfunddreißig durch!

Da liegen sie nun diese Riesenkessel, dampfen Tag und Nacht und was sie kochen und brauen, steigt in seinem letzten und feinsten Stoffe als Crème zur City empor, wird politische und finanzielle Regierungsintelligenz, wird das „oberste Zehntausend". Und von Wien sprechend, meint man zuletzt doch immer und wieder nur „die innere Stadt", nämlich eben die City.

So eine City aber ist überall ein sonderbares Ding. Jede City schaut zur City; der inneren Stadt Wien ist Paris, London, Berlin, Petersburg, Constantinopel geläufiger als seine Nasenspitze, nämlich seine Vorstädte. Welthorizont — ja! Vorstadthorizont — shocking! Inzwischen sind diese Vorstädte da, sind die Wurzel des Baums, sind die Gewichte der Uhr, schicken sogar ein Dutzend Vertreter in's Reichsparlament. Es geht nicht wohl an, daß ihre Vertreter aus der Literatur abwesend sein dürften.

Da kommen denn die literarischen City-Herren und geben sich das Mandat, ihre Vorstädte feuilletonistisch zu vertreten. Aus dem triftigen Grunde, sie nicht zu kennen, leiten sie das Recht ab, über sie zu schreiben. Eine possirliche Papageien-Volière! Betrachten wir uns die verschiedenen Federn.

Den Vortritt nimmt der Eugen Sue- und Börne'sche Stuben-Volksmann, welchem das Volk der Faubourgs unde-

sehen ein Gott ist, welcher nur die ungewaschensten Hände drückt, nur die fuseldustigsten Lippen küßt und „das Herz im Zwilchkittel“ so überstürzt embrassirt, daß es oft nur der Zwilchkittel allein und gar kein Herz ist, was er umarmt.

Mit vornehmer Gönnermiene naht sich der Edward Bulwer'sche Lese-Gentleman. Er sieht dem Volksleben etwa zu — wie die Menschen den Spielen der Thiere zusehen. In seinem Lob, in seinem Wohlgefallen, in seiner allergnädigsten Huld, in seinem herablassenden Schmunzeln, in jeder Geste liegt eine penetrante Impertinenz, welche regelmäßig in der Phrase cumulirt, daß „nicht der geringste Exceß vorgefallen“, wenn er von größeren Volksbelustigungen referirt. „Mein Freund, du merkst wohl nicht, wie grob du bist?“

Der Bücherwurm Wagner hält sich in vorsichtiger Schußweite vom biertrinkenden und kegelnden Vorstädtler — „weil ich ein Feind von allem Rohen bin“. Desungeachtet schreibt er für „unser Blatt,“ wenn es ihn gut honorirt und dann verräth er, daß er es zwar für den verächtlichsten aber auch leichtesten Theil der Literatur hält, über's Volk zu schreiben.

Schlechtweg „Gesindel“ und Bagage sans phrase ist das vorstädtische Publicum dem Menschenfeind und zwar dem feigen Menschenfeind, welcher im journalistischen Lohn die „Crême“ schonen, wohl gar lobhudeln muß und nun seine Galle an der „Hefe“ ausläßt.

Aber das wirkliche Volksleben, seine Urwüchsigkeit, seine Porträtwahrheit und Naturtreue trifft endlich der „Realist“ wie kein anderer. Er packt den Stier bei den Hörnern und die Sau beim Ohr, er „greift hinein in's volle Menschenleben“, nämlich in den Straßenkoth und modellirt seine Vorstadttypen aus diesem bildsamen Materiale. Je derber, je greller, je schreiender, desto besser. Das ist das Volk, wie es

leibt und lebt, bildet er sich ein und nennt sich Realist; — wir Anderen nennen ihn Hausknecht!

Wird man dieser Specification Unrecht geben? Wer hat es nicht schaudernd selbst erlebt, wie in der bebrillten und geistreichen Touristen-Literatur oder im Feuilleton des welterleuchtenden City-Blattes das Volksleben der Vorstädte aus einer dieser fünf Tonarten skizzirt, porträtirt, stereoskopirt und skalpirt wird? Der obigen Verbrecher-Galerie dürfte zu ihrer Vollständigkeit eine landeskundige Varietät schwerlich mehr fehlen.

Die Verbrechen aber fallen von selbst in die Augen, wo das Verdienst auftritt. Ist doch dieses so einfach, so natürlich, so selbstverständlich, daß es kaum seinen eigenen Maßstab mitbringt, denn man meint, das könnte Jeder geleistet haben. Da wird man denn aufmerksam, daß es Keiner geleistet hat, und erst jetzt entsteht der Eindruck: Verdienst, und wächst und wird groß. Es ist eine Affirmation durch die Negation, ein argumentum e contrario, wie die Gesundheit durch's Kranksein zu einem Begriff wird. Holzweg auf Holzweg und eine falsche Fährte um die andere mußte sich darstellen, bis wir es schätzen lernen — vierspännig auf der Kaiserstraße zu fahren! Wahrlich, einen ungeheuren Unterbau hat das simple Wort: hier hat der rechte Mann das rechte Buch geschrieben.

Und warum ist es der rechte Mann? Wie muß er aussehen, den wir in unserm Falle den Rechten nennen?

Die Mischung der Eigenschaften ist viel feiner, viel seltener als wir es denken; ja, ich möchte sie historisch nennen! Wird doch — um Kleines mit Großem zu vergleichen — der Volksschriftsteller nichts anders als wie der Volksheld wird.

Wer einem armen und unwissenden Volke als sein Held und Befreier aufersteht, repräsentirt nicht etwa als der ärmste

und unwissendste, sondern als der wohlhabendste und wissendste den Superlativ seines Volksthums. Wenn ein Serbe oder Bulgare den heiligen Nationalkrieg gegen die Osmanen proclamirt, so hat er sicherlich osmanische Culturform in sich aufgenommen. Wenn ein Häuptling der Kaffern, Indianer, Maoris sein Volk von den Engländern befreien will, so können wir darauf schwören, daß er englisch spricht und englische Zeitungen liest. Just diese eigene innere Erlösung will er ja den anderen bringen, just das ist sein Pathos, daß er den vorhandenen Zustand nicht dumpf isolirt, wie das übrige Volk, sondern größer und allgemeiner als alle empfindet und überschaut, wozu ihn eben ein höherer Culturgrad befähigte. Nicht so hoch dürfte aber dieser Grad sein, daß er darüber seinen eigenen volksthümlichen Boden verloren hätte, seines armen und unwissenden Volkes sich schämte, sich von ihm ablöste und Würden und Ehrenstellen bei dem vorgerückteren annähme.

Und das ist nun die zarte Linie, von der ich spreche: dieses Hoch und nicht zu hoch! Dieses Hoch in einem Grad, wo es von dem Unten nicht trennt; nein, mit dem Unten noch fester verbindet und alles, was es erwirbt, für dieses erwirbt.

Ich möchte sie mit der Linie des Schwimmenden vergleichen. Der Kopf trägt sich hoch und ragt über das Wasser empor, aber von Brust und Herz angefangen steckt er ganz in seinem Elemente.

Auf dieser Linie wird der Vorstadt-Classiker, der es ist, es auch für die City-Literatur, ja für die Weltliteratur. Nie kann sich die letztere zur Vorstadt „herablassen“; der Proceß gelingt nur, wenn diese in ihren Führern und Sprechern emporsteigt.

Ein literarischer Vorstadt-Häuptling solch vollkommenster Form ist nun offenbar Friedrich Schlögl. Nicht daß sein „Wiener Blut“ in die Grenzen der Vorstädte just strictissime

gebannt bliebe; aber sie sind sein Lieblingsthema, sein Mutterboden, seine Specialität.

Von dieser Specialität war es denn auch unmöglich, in Generalien zu sprechen. Ich mußte, auf alle Gefahren der Weitschweifigkeit hin, tiefer greifen und eben das Specifische, das Charakteristische zu präcisiren suchen. Nie wäre weniger als hier mit der Recensir-Schablone etwas ausgerichtet gewesen. Geist — Witz — sprudelnder Witz — Humor — humoristische Ader — feine Beobachtung — gemüthvolle Auffassung — glückliches Darstellungstalent, — wer hätte denn diese schönen und guten Dinge nicht schon längst und überflüssiger besessen? Will ich denn einen Phönix aus unserm Autor machen? Nichts weniger. Nicht das Talent entscheidet den Rang seines Buches, sondern die glückliche Eigenthümlichkeit wie es zu liegen kommt, wie es zwischen dem Künstler und seinen Stoff, zwischen dem Subject und Object just auf der richtigsten Linie liegt.

Diese Linie anders gedacht und wie unwirksam können alle Talente sich abspielen! Zum Beispiel, der Humor, diese edelste Gottesgabe erdgeborener Sterblicher! Es gibt eine Sorte von Humor, welcher souverän zu spielen liebt und gleichsam zu sagen scheint: seht, was ich aus diesem Stoffe mache! Er erquickt nicht. Es gibt einen andern Humor, welcher sich den Schmachtriemen der Objectivität anschnallt und sein Ich so geschickt zu verbergen weiß — das man nichts als das Verbergen sieht. Coketterie dort und hier! Jener cokettirt mit dem was er kann, dieser, wie er „hinter seinen Stoff zurücktreten kann". Aber mitten unter seine Bambocciaden setzt sich dann unbefangen und treuherzig der echte Jan Steen, Ostade, Teniers hin, hat seine Subjectivität und Objectivität wie er seine zwei — Schenkel zum Sitzen hat, rundet sich ab, lebt sich aus, ungenirt,

zwanglos, lachend und sicher, in der vierschrötigen Vornehmheit seines natürlichen Tactes! Das trifft nicht Jeder.

Also kurzweg, Schlögl hat das Talent seines Stoffes. Nicht abstracte Literaten-Talente, nicht Emma Niendorf- und Gustav Rasch-Talente für aller Herren Länder und Völker, für alle erschaffenen und noch möglichen Schöpfungen: sondern für sein Land und sein Volk; das ist das Element, das von ihm beherrscht wird, von dem er aber auch getragen wird. Diese lebendige Wechselwirkung zwischen Künstler und Stoff, dieses, ich möchte sagen, menschliche Verhältniß zwischen Autor und Buch, das ist die eigenthümliche Liebenswürdigkeit — des letzteren? nein, beider! Denn im Buche gewinnt man den Menschen lieb und dem Menschen ist ein liebes Buch geglückt. Sie hängen zusammen wie an einem geheimnißvollen Bande von Vater- und Kindestreue. Das gibt den Kleinigkeiten, die wir hier lesen, einen Zauber, welchen größere Genieprinzen oft weit minder erreichen.

Umschriebe ich noch länger dieses Verhältniß, so käme ich folgerichtig bei der Definition des Classischen an, wie wir sie z. B. von dem Vorbilde der Griechen abstrahiren. Auch sie waren ja nicht abstracte Talent- und Imaginations-Literaten, sondern Realschriftsteller, Erleber und Besitzer ihrer Stoffe, Herren, die ihren Grund bebauten und von ihm ernährt wurden. Auf dieser Basis zunächst wird wenigstens das Wahre und Echte; auf der gleitenden Unterschiedsscala zwischen — Wienern und Griechen kann es dann zum Schönen und Schönsten werden.

So werden es allerwegs, und ich möchte drauf schwören, nur die fremden Touristen gewesen sein, unmöglich aber die Erleber und Besitzer des Stoffes, welche den abgeschmackten Ruf der Gemüthlichkeit über Wien ausgegossen. Wie dieses seltene und wahrlich selten gesehene Phänomen in der

Wirklichkeit aussieht, nicht aber eingebildet, nachgebetet, vorgespiegelt, erlogen und weißgemacht, kann man nur bei unserm Native-Wiener und Vorstadt-Autochthonen sehen! Und bei Gott, es ist sehenswerth genug!

Unser Schauplatz im „Wiener Blut" ist die Zone süddeutscher Laxheit, multiplicirt mit slawischer Liederlichkeit und zum Quadrat erhoben durch geistliche und weltliche Mißregierung hundertjähriger Dalai Lama-Absolutie. Da muß es denn nothwendig im „Wiener Blut" auch viel verdorbenes Blut geben, und wer diese Thatsache nicht beschönigt, ist Friedrich Schlögl. Er zeigt uns die Indolenz, die Frivolität, die Gemeinheit, die sittliche Verkommenheit, die mannlose Bubenhaftigkeit, den Lustfrevel, die Zotengier, den Schmutzfanatismus, den Bildungshaß, die verstockte, verluderte, sich selbst bejahende absolute Lumpenhaftigkeit, mit jener festen Germanenhand eines echten Niederländers, welcher nichts verwälscht und verbübelt, welcher derb die Wahrheit sagt und herzhaft ausspucken kann, wo kein Spucknapf steht. Der kundige Landsmann und Mitwisser dieses intimen Stoffes aber sagt sich erstaunt: also das alles kennst du auch, hast es gesehen und durchconjugirt wie Unsereiner, ja noch autoptischer, und doch konnte deine Liebe zu Volk und Land an so vielen und verzweifelten Klippen nicht Schiffbruch leiden? Oder umgekehrt: so viele Liebe hat dich nicht blind gemacht, daß dein Auge klar und offen, hat dich nicht schwach gemacht, daß dein Zorn straff und dein Ekel gesund blieb, wo eine mannhafte Abstoßungskraft an ihrem richtigen Platze war? Und jetzt ahnen wir etwas von dem echten Begriff der Gemüthlichkeit. Wir sehen die Goldprobe ihres feinstkörnigen Goldes.

Diese Ausgeglichenheit von Liebe und Satyre, dieses schöne sittliche Ebenmaß, welches die Liebe nicht zur

Sentimentalität, den satyrischen Strafgeist nicht zur Erbitterung werden läßt, ist wohl die geheimste und innerste Quelle von der wohlthuenden Wirkung unsers Buches, ist ein Zaubergürtel woraus Anmuth und Adel auf die derbsten und niedrigsten Stoffe ausstrahlt. Wir glauben von dem Talente des Autors, von der glücklichen Wahl seiner Gegenstände unterhalten zu sein und fühlen zuletzt mit feineren Organen, daß das Beste dabei seine schön gestimmte Menschlichkeit thut.

„Schlögls „Wiener Blut" ist am 10. Januar im Buchhandel ausgegeben worden und gegen Ende des Februar bereitete der Verleger — die 2. Auflage vor. Die österreichische Presse hat es augenblicklich und einstimmig ihrem ungeheueren Leserkreis mit wärmstem Beifall empfohlen. Wäre dabei Kirchthurms-Aesthetik, Gau-Patriotismus und Kameraden-Verknotigung im Spiele, so würde ich mit angeborenem und auf Methusalems Alter ausreichendem Ekel vor literarischem Schwindel mein Weniges beigetragen haben, sothanen Luftballon an allen erreichbaren Punkten zu durchlöchern. Aber es ist glücklicherweise umgekehrt. Diese Wiener Skizzen verdienen noch weit über Wien und Oesterreich hinaus die liebevolle Aufmerksamkeit der Literaturfreunde. Denn das wird doch wahr bleiben müssen und das Eine trotzt allen Widersprüchen und Einreden, auf die sich jede auch die berechtigtste individuelle Meinung gefaßt machen muß: mindestens auf die nächsten zwanzig Jahre hinaus ist unserm Buche zu prognosticiren, daß es die Anerkennung der besten Studie, welche die belletristische Ethnographie über Wien und die Wiener zu Tage gefördert hat, behalten, und gleichsam die originaltreue und kritische Textausgabe dieses Themas repräsentiren wird.

Oesterreich's Grillparzer.

14. Januar 1871.

Eines Morgens fuhr ein fünfzehnjähriges, schönes Mädchen zu den Thoren von Wien hinaus, ihrem fernen Bräutigam entgegen. Die ganze Stadt drängte sich um ihren Wagen, anfangs in stiller Betrübniß. Das junge Mädchen saß im Wagen zurückgelehnt, ihr Angesicht mit Thränen benetzt, ihre Augen bald mit ihrem Schnupftuch, bald mit ihren Händen bedeckend, und zu wiederholten Malen aus dem Wagen sich vorstreckend, um noch einmal nach der Burg ihrer Väter zu sehen, wohin sie nie in ihrem Leben zurückkehren sollte. Sie winkte dem guten Volke, das sich heandrängte, um ihr Lebewohl zu sagen, ihr Bedauern, ihre Dankbarkeit zu. Auf einmal aber brach die Menge von allen Seiten nicht bloß in Thränen, sondern in ein Geschrei aus. Männer, Frauen und Kinder überließen sich der Gewalt ihres Schmerzes. Auf allen Straßen von Wien hörte man Töne des Jammers. Endlich verschwand der letzte Courier, der ihr folgte, und die Menge zerfloß. — So berichtet ein Augenzeuge (Weber I, 6).

Dreiundzwanzig Jahre später fuhr in Paris eine achtunddreißigjährige, früh ergraute Matrone auf einem Karren und mit gebundenen Händen zum Schaffot. Es war die junge, fünfzehnjährige Braut, welche Wien mit Heulen und Jammer scheiden gesehen. Es war die österreichische Kaisertochter Maria Antoinette. Am Mittwoch den 16. October 1793 fiel ihr schönes Haupt in den Sack der Guillotine.

Damals fing in ihrer Vaterstadt Wien ein Kind zu gehen und zu lallen an, welches am 15. Januar 1791 geboren war und Franz Grillparzer hieß.

Und gleichzeitig fing auch die Regierung seines Vaterlandes zu gehen und zu lallen an. Sie fing an, rückwärts zu gehen, sie fing an, das Wort, welches Kaiser Josef mit männlich-starker Stimme gesprochen, wieder schwach und stammelnd zu lallen. Und bald verstummte es ganz.

Denn Oesterreich knirschte vor Zorn. Das österreichische Volksherz erstarrte in Schauder und Schrecken über den Henkertod der kaiserlichen Mitbürgerin, über den Mord der schönsten Wienerin. Es hat sich von diesem Eindrucke eigentlich niemals erholt. Schreiber dieses hat noch die Generation, welche seine Kindheit leitete, das Wort Jakobiner mit Empfindungen aussprechen gehört, welche von Haß und Grimm, wie vom frischesten Eindrucke glühten. In der Hinrichtung der Marie Antoinette lernte Oesterreich die Revolution von ihrer scheußlichsten Seite kennen, ja, was für österreichische Gefühlsweise so entscheidend ist, durch das Medium der Persönlichkeit. Und welcher Persönlichkeit! Ein junges, schönes und unschuldiges Mädchen rührt alle menschlichen Herzen; eine ihren Kindern entrissene Mutter hat die Sympathien der ganzen Welt. Und dieses Mädchen und diese Mutter war Maria Theresia's Tochter und Josef's Schwester! Man überlege die Zeit. Oesterreich hatte sich unter Maria Theresia und Josef fünfzig Jahre lang gut regiert gesehen, — eine Dauer, welche heute der kühnsten Phantasie spottet. Das dynastische Gefühl, das patriarchalische Verhältniß stand auf der Höhe seiner classischen Blüthe. Das Band zwischen Fürst und Volk war das innigste, theilnehmendste; das Ideal, daß Fürst und Volk eine Familie bilden sollen, der Wirklichkeit so nahe, als Ideal und Wirklichkeit sein können. Und in diese Gemüthswelt zischte das Fallbeil der Guillotine. Als das Haupt der Maria Antoinette fiel, verlor jedes Haus, jede Familie in Oester-

reich eine Tochter, eine Schwester. Das österreichische Volksherz — das fröhliche, gutartige Herz — war an seiner empfindlichsten Stelle verwundet. Die Wunde war tödtlich, unheilbar. Theilnahmslos sah der weiche Wiener den unschuldigen Hebenstreit hinrichten; der Name Jakobiner genügte um ihn zum verlorenen Manne zu machen. Finster und grollend sah Wien in seine Mauern Napoleon einziehen; dem gekrönten Jakobiner imponirte — in seinem Herzen sagte er vielleicht, erschreckte — die Haltung der Wiener Bevölkerung. Und warum er erschreckte, sollte er bald darauf in Schönbrunn erfahren, in dem heiteren Garten, wo die kleine schöne Antoinette den Traum ihrer Kindheit geträumt und wo Staps den gekrönten Jakobiner ermorden wollte.

Nur in dieser Volksstimmung war die Reaction gegen die Reformen des theueren und unvergeßlichen Josef möglich. Die Rückwärtsstrebenden zeigten jetzt auf das Blutgerüst, welches die Tochter Oesterreichs bestiegen und sagten sophistisch: Seht, das sind die Wege der Aufklärung! Aufklärung heißt es am Anfang, Guillotine heißt es am Ende! Und das Volk, welches nur mit dem Herzen denkt, fand diese Logik leider logisch. Die Denkenden aber, welche es besser wußten, verloren den Boden, geriethen in die Minorität. Die Denkenden Deutschlands wußten aus der Ernte, welche in die scheußliche Blutlache der Revolution gesäet war, noch immer einiges Gute, der Zeit und ihren Fortschritten Dienende sich anzueignen. Die Oesterreicher dagegen empfanden einen unüberwindlichen Schauder vor dem Blutgeruch, welchem das Blut ihrer edlen Tochter beigemischt war. Es war möglich, das josefinische Oesterreich auf die Wege der Reaction zu führen. Es war möglich, Oesterreich aus dem Culturgarten Deutschlands heraus und in die Steppen „Kleinrußlands“ zu führen. Das Henkerbeil, welches den Nacken der

ersten Wienerin zerschnitten, hat auch eines von den Bändern zwischen Oesterreich und Deutschland durchschnitten. Deutschland war ja auch von der Revolution angesteckt, wie Metternich vierzig Jahre lang sagen durfte; aber sein Staat, der nicht alt bleiben und nicht modern werden kann, spürt es in allen Gliedern, wie sehr er leider — nicht angesteckt worden!

So recht zum Wahrzeichen dessen steht unser Dichter da. Grillparzer war in jedem Sinne berufen, ein großer deutscher Dichter zu werden. Er wurde nur Oesterreich's Grillparzer.

In der literarischen Culturgeschichte bedeutet er die Scheidung Oesterreich's von Deutschland. Betrachten wir sein großes dichterisches Vermögen und das Datum seiner Geburt, so ist er josefinisches Reis, bestimmt josefinische Früchte zu tragen. Aber das Reis wuchs in umgekehrter Richtung. Es wurde nicht der Ausläufer Josef's, es wurde der Anfang Metternich's. Die Kraft trug nicht Kraft, sondern Selbstbeschränkung, Selbstverleugnung, Entsagung. Was seiner Dichtweise den räthselhaften Charakter aufprägt, das ist die merkwürdige, vielleicht einzige Erscheinung, daß seine Helden starke Leidenschaften, aber schwachen Willen haben. Medea, Ottokar, seine bedeutendsten Typen, fangen an wie leidenschaftliche Jakobiner und enden wie willensschwache Girondisten. Es ist in seiner Poesie etwas, wie eine reuige Revolution, wie eine Revolution auf der Umkehr. Seine Poesie fängt an mit deutschem Verständnisse der Zeit und endet mit österreichischer Abwendung von der Zeit.

Laube's Kritik, in der Anschauung fast immer brillant, aber in der Reflexion schwach, oft hilflos-schwach, holte ihre Kriterien allzu genügsam von der Oberfläche, wenn sie mit

Gemeinplätzen wie „österreichische Milde“ oder „süddeutsche Sinnlichkeit“ Grillparzer's Charakteristik versuchte. Dieser Dichter kann nicht gedeutet werden, wenn man nicht den Gang der Natur aus dem Gang der Geschichte deutet.

Was nun Grillparzer's Vaterland, was die Geschichte Oesterreich's betrifft, so nahm sie unaufhaltsam den Gang des Scheins. Man schämte sich, russisch zu sein; man haßte es, deutsch zu sein. Einzige Auskunft — überhaupt nicht zu sein, sondern zu scheinen. Die Theoretiker fabuliren noch immer von unserer Mission, Cultur nach Osten zu tragen; wir, die „praktischen Staatsmänner“ aber, fühlen die Mission, Cultur vom Westen abzudämmen. Natürlich dürfen wir diese Mission nicht eingestehen; natürlich dürfen wir jene Mission nicht ableugnen. Also Schein her! Schein und wieder Schein!

Dieser Schein erzeugte die bekannte komische Figur, den „österreichischen Hofrath“, jenes typische Räthsel der Naturgeschichte, das in Deutschland Kosak schien, aber in Petersburg deutscher Professor schien. Ach, könnten wir diesen kostbaren Hofrath auch in jenen Branchen des Nationallebens haben, wo sich mit Hofräthen nicht regieren läßt! Könnten wir auch eine Schein-Literatur und eine Schein-Poesie haben! Zum „Koloß auf thönernen Füßen“, der unser Modell ist, brauchen wir nur noch eine Poesie auf tragantenen Füßen, auf Füßen von spanischer Windbäckerei.

Schiller, Goethe, Lessing, Shakespeare, — classisches Repertoir: man kann es leider nicht entbehren, denn man muß deutsch scheinen. Fatal ist's nur, daß diese Nackers die Unart haben, zu sein; wenn man mit ihnen scheinen will, so schlagen sie Einen gleich todt. Was wir brauchen, das ist etwas Oesterreichisches, „Vaterländisches“, denn wir

sind „eigenthümlich." Also Grillparzer! Unser Grillparzer! — Hm! Ganz gut. Zum Schein nach Außen vortrefflich; aber zum Hausgebrauch, unter uns gesagt, doch auch noch zu classisch, nämlich wesenhaft. — Aber es ist ein loyales, unschuldiges Wesen. — Und doch ein Wesen! Verständigen wir uns über den feineren Begriff. Loyal ist nicht die Fähigkeit, die uns dient, sondern die Unfähigkeit. Numero sicher ist nicht die Kraft, die sich demüthigt, sondern die Unkraft.

Und so haben wir Grillparzer's Stellung in Oesterreich. Lächerlich-grausam zu sagen: der altconservative, stockösterreichische Dichter blieb zeitlebens wie ein verkappter Revolutionär angesehen. Er war niemals persona grata. War er doch gleichzeitig mit der Marseillaise geboren! War er doch im Schooße des Josephinismus geboren! Der Mann geht herum wie unser böses Gewissen. Seine Zeit haben wir begraben, aber er lebt. Mag er seine Kräfte mäßigen und herabstimmen, wie er will; genug, er hat sie. Das allein ist Revolution. So dachte der Metternichismus, und „unser" Grillparzer wurde mit Anstand vergessen. Es ist kein Widerspruch, sondern eine innere Logik, daß erst der Deutsche Laube den Oesterreicher Grillparzer unter seinem Schutt wieder hervorgraben mußte.

Und dieser Schutt war inzwischen allerdings hoch geworden. Wir hatten uns, Gott sei Dank, eine neue Generation erzogen, eine „eigenthümliche". Wir waren glücklich, wie nur die felix Austria sein kann, wir bekamen eine wunderbar praktische Hofraths- und Schein-Poesie. Griseldis und Percival, Ingomar und Parthenia, Thumelicus und Thusnelda — das Alles war leer und hohl, nichtig und wesenlos, hatte keinen Athemzug eines Inhalts, aber Schein! guten, brauchbaren Schein! Sämmtlichen Hofräthen er-

schien es wie Poesie, ihren Concipienten selbstverständlich, dazu allen Hausherren und Hausfrauen „vom Grund." Just das ist's, was wir so lange vermißt haben. Endlich stehen wir auf unseren eigenen tragantenen Füßen. Wir können jetzt sparsamer sein mit den fatalen Classikern, wir können auch „unseren" Grillparzer mit Anstand vergessen; das Repertoir geht mit dem Hofrath allein. Wir geben tausendmal Griseldis, tausendmal den Sohn der Wildniß, tausendmal den Fechter von Ravenna, hundertmal Wildfeuer, welches Deutschland — z. B. München — schon auf's erstemal auspfeift; aber nur um so besser! Daran greifen wir's doch mit Händen, daß „die erste Bühne Deutschlands" von Deutschland endlich unabhängig geworden. Die Burgtheater-Poesie ist ihr eigenes Genre geworden, steht auf ihren eigenen spanischen Wind-Füßen. Wir sind „vaterländisch", wir sind „eigenthümlich."

Halm war ein Bedürfniß. Sein großer Erfolg entsprach ganz der großen Verlegenheit, die erste Bühne Deutschlands zu besitzen und — von Deutschland abgewendet zu sein. Er war der Mann dieser Situation und die verzwickte, in ästhetischem Sinne unsittliche Situation, ist so sehr Actualität, daß sie nicht nur dreißig Jahre lang ihn selbst trug, sondern sich in dem weiteren Bedürfniß einer Halm'schen Schule auslebt, welche bereits auf mehr, als blos zwei tragantenen Füßen marschirt, aber — marschirt. Sie thut ihre Dienste, sie kommt jahraus jahrein mit ihren vaterländischen Stücken nieder, welche getreulich ihre österreichische Haus-, Hof- und Staats-Pflicht erfüllen — nicht zu sein, sondern zu scheinen.

Und gleichsam, als wollte der witzige Zufall eine Generalprobe von diesem Verhältnisse halten, schickte er fünfzig Jahre nach Grillparzer's Geburt den deutschen Dichter

Hebbel nach Oesterreich, den Hecht in den Karpfenteich. Und die Art, wie der deutsche Hecht abmagerte, aber die vaterländischen Karpfen fett wurden, war nichts als das Symbol und die Personification der historischen Thatsache, wie das Repertoir der „ersten Bühne Deutschlands" consequent aus Deutschland hinausgegangen.

So geht denn hin und feiert eueren Jubilar — ihr wißt, wie sehr er würdig ist euerer Feier. Möchtet ihr wissen, wie sehr ihr bedürftig seid — auch seiner Feier würdig zu werden!

Dichter und Welt.

Februar 1871.

Einen Epilog zur Grillparzer-Feier zu schreiben, ist just nicht meine bestimmte Absicht; aber es ist wohl natürlich, wenn sich auch absichtslos die Gedanken einer verwandten Richtung überlassen und das verrauschte Thema noch in der Einsamkeit nachklingt.

Die Welt soll den Dichter anerkennen — es gereicht ihr zum Vorwurf, wenn sie ihn verkennt oder allzu spät anerkennt — das haben wir in Vers und Prosa, man möchte sagen, in Prosa und Prosa, wie ein Thema abgehandelt gehört; worin nur Variationen erlaubt sind; das Thema selbst ist ein Dogma! Da inzwischen der werthvollste Theil jedes Dogmas der dazu gehörige Ketzer ist, so lassen wir das Dogma dogmatisch sein und lesen nur gleich unsere Ketzer-Messe.

Was ist ein Dichter?

Es ist tausendmal gesagt worden — am nachdrücklichsten vielleicht von Carlyle — ein Dichter ist eine höhere Kraftsumme als ein anderer Mensch; er ist vor Allem

ein großer Mensch. Mehr als ein Zeitgenosse Goethe's — ich erinnere mich nur an Jacobi — hat von Goethe bezeugt, er mache den Eindruck eines großen Mannes, auch wenn man nicht wüßte, daß er ein großer Dichter sei. Zur Bewunderung der Welt brauche er gar nicht seinen Werther und Faust. Umgekehrt wieder: wenn jene starkglühende Lebensmasse, welche wir Mirabeau nennen, eine Tragödie gedichtet hätte — wer zweifelt, daß seine Leidenschaften wahrer, seine Conflicte großartiger, seine Könige königlicher, seine Helden heldenhafter gewesen wären, als die so vieler „Bühnentalente"? Wer zweifelt, daß der Dichter der Johann-, Richard- und Heinrichstragödien, daß Shakespeare England nicht eben so regiert hätte, als er es gedichtet hat? Und war denn z. B. der Dichter des verlorenen Paradieses, die heldenhaft männliche Republikaner-Seele Milton, als Cromwell's rechte Hand, nicht wirklich ein guter Mitregent Englands?

Nichts ist gewisser, als was Carlyle sagt: ein großer Dichter, welcher seine Menschengröße zunächst durch die redenden Künste darstellt, würde sie ebenso gut darstellen als großer Feldherr, Eroberer, Staatsmann, Gesetzgeber.

Und das soll die Welt anerkennen?

Aber wer läßt sich denn bereitwillig erobern? Wer läßt sich denn bereitwillig Gesetze geben, wovon man ohnedies schon zu viel hat?

Man sage doch lieber gleich: die Hasen sollen den Hund anerkennen, die Schafe den Wolf, die Gazellen den Löwen, das Stroh die Feuersbrunst oder die zahmen frisirten Städte Europa's die lodernde Kriegsbegeisterung Timurs und Solimans!

Der große Dichter erscheint dem Menschengeschlechte zunächst als ein großer Störenfried, ja ganz eigentlich als ein Feind.

Schiller, in dessen Charakter, wie bei allen starken Naturen, ein köstlich-grausamer Zug war, sagt das in einem Brief an Goethe ganz direct und unumwunden heraus: „Man müsse es den Leuten, wie sie einmal sind, durch die Poesie nicht wohl, sondern recht übel machen; man müsse sie inkommodiren, ihnen die Behaglichkeit verderben, sie in Erstaunen und Unruhe setzen. Dadurch allein lernten sie an die Existenz einer Poesie glauben und bekämen Respekt vor den Poeten".

Glaubt man in diesen Worten des großen Dichters nicht wirklich Carlyle's „großen Eroberer" zu hören? Es den Leuten recht übel machen, sie inkommodiren, ihnen die Behaglichkeit verderben, sie in Erstaunen und Unruhe setzen, klingt das nicht ziemlich authentisch nach der „Geißel Gottes?"

Und das soll die Welt anerkennen?

Natürlich sind Schillers Worte Uebertreibung und genialer Uebermuth und nicht buchstäblich zu nehmen. Aber was eingeschränkter zu nehmen ist, ist doch nicht als sein Gegentheil zu nehmen? Wenn man halb im Scherze gesagt hat: man muß es den Leuten recht übel machen, so will man doch nicht im Ernste gesagt haben: man muß ihnen schmeicheln und nach dem Munde reden? Der Sinn bleibt immer der, der er ist!

Die Menschen — ohne Spur von Bitterkeit wird es gesagt — können sich nur erhalten und behaupten auf einer mittleren Durchschnittslinie ihrer Kräfte und Zustände. Diesem Naturgesetze entspricht in der Kunst die Mittelmäßigkeit, aber die Mittelmäßigkeit haben sie auch zu allen Zeiten gerne und bereitwilllg anerkannt.

Das Genie dagegen stört dieses mittlere Gleichgewicht der Menschenzustände, fordert eine Unsumme von Lieblings-

Vorstellungen, Gewohnheiten und Neigungen zum Opfer, welche alle von der Mittelmäßigkeit geschont, ja gehätschelt werden, kurz, wird im unausstehlichen Grade fatal, lästig und unbequem. Ja, was das Allerempfindlichste ist: wenn uns z. B. die Genialität eines Mechanikers die plumpe Maschine mit einer leichteren und leistungsfähigeren völlig unbefangen vertauschen läßt, so führt der Fortschritt des genialen Dichters das Gefühl der Beschämung mit sich; es wird den Menschen zu Muthe, als wären sie zuvor einigermaßen langweilig und einfältig gewesen. Außer dem starken Trieb der Gewohnheit wehrt sich daher noch der stärkere Trieb der Selbstliebe, der Eitelkeit, gegen den großen Dichter. Die Großmutter, die sich vor den Reibhölzchen fürchtet und ihr Licht noch mit Stahl und Stein, Zunder und Schwefel-Faden anmacht, hält das Lächeln des Enkels gutmüthig aus. Dagegen geht es schon tiefer, wenn die rosige Enkelin in ihrer Thella schwelgt —

> Sein Geist ist's, der mich ruft, es ist die Schaar
> Der Treuen, die sich rächend ihm geopfert,

womit der gute Großvater geneckt wird, dem noch der sterbende Cato von Gottsched imponirt:

> Erhabener Plato, ja, Dein Schluß hat großen Schein,
> Des Menschen Seele muß doch wohl unsterblich sein.

Das hat ihm gefallen, als er jung war, als er seine Selige freite; sein bestes Stück Leben steckt darin, — und war es denn nicht auch schon ein Fortschritt? Ein Fortschritt gegen Lohenstein und Hoffmannswaldau? Gewiß! Aber dabei bleibt er; — etwas Festes und Heiliges muß es ja doch geben! Diese neumodischen Stürmer und Dränger, dieser Lenz und Klinger, Goethe und Schiller, — sein alterschwaches Auge unterscheidet den Unterschied nicht mehr, — kann er unmöglich anerkennen, er gäbe sich ja sonst selbst auf. Ent-

weder bekämpft er sie leidenschaftlich, oder überläßt sie mit Gleichgiltigkeit — dem jüngeren Volke.

Wohlan, diese Bewandtniß hat es mit der Anerkennung großer Dichter. Jede Generation besitzt ihren Lieblingsdichter, mit dem sie verwachsen ist und er mit ihr, der ihr Ausdruck ist. Der neue Dichter drückt schon nicht mehr *sie* aus, sondern die Zukunft. Er gehört der Jugend. Ganz ohne Anerkennung dürfte er freilich nicht bleiben, denn sonst wäre er todt geboren. Aber sein Leben ist vorerst Lebens*keim*; dieser Keim wird von den Händen der Jünger dem Schooße der zweiten, der dritten Generation überliefert, welche, indem sie den „verkannten" nun freudigst anerkennt, ihrerseits schon wieder reaktionär ist und den nächst großen Dichter schon wieder nicht anerkennt. Die Menschheit kann nun einmal nichts Anderes brauchen, als die Gewohnheit und das mittlere Maß; was in der ersten Generation noch ausschweifend, exzentrisch, unerhört war, daran muß die zweite und dritte Generation sich zu *gewöhnen* Zeit finden, sie muß die höheren Ideenkreise, wohin sie ein großer Dichter emporhebt, wieder auf ihr mittleres Maß ausgleichen, sich mit ihnen ins Gleichgewicht setzen können. Nichts ist naturgemäßer als die späte Anerkennung und nichts verkehrter, als es anders zu fordern.

Wäre denn die Menschheit rein des Teufels, daß sie immer wieder Rückfälle hätte, so oft sie sich löblicher Maßen vorgenommen, ihre Dichter endlich anzuerkennen? Wie sich die Deutschen auf ein Haar um ihren ersten Nationaldichter Schiller gebracht hätten, der als Jüngling von Vater und Vaterland verjagt wurde, und ohne die rechtzeitige Hilfe eines *seltenen* Aristokraten noch als Mann verhungern konnte, — das wäre doch eine derbe Lektion gewesen, eine Lektion für ewige Zeiten! Warum hat sich bald darauf Heinrich v. Kleist

erschossen? Warum blieb Grabbe bühnenunfähig, da doch der zweite Theil des Faust für die Bühne gepreßt wird? Warum wurde Grillparzer vergessen? Warum wurde Hebbel vernachlässigt? Warum der geniale Klein? Keine Schiller's, aber der nationalen Aufmerksamkeit doch würdiger, als sie ihnen faktisch zu Theil geworden! Warum? Weil sie Alle mehr auszudrücken hatten, als das mittlere Maß ihrer Gegenwart. Parallel mit diesen verkannten Dichtern standen ja Andere in schönster Anerkennung, nämlich die Dichter des mittleren Maßes und der gewohnten Ideenkreise, die Mittelmäßigkeits-Dichter Iffland, Kotzebue, Müllner, Houwald, Raupach, die Birch-Pfeiffer und Friedrich Halm, welch' Letzteren Hebbel mit Distinktion „eine vergoldete Mittelmäßigkeit" zu nennen pflegte.

Man sieht, die Welt ist gerecht. Sie erkennt den Dichter an, der das Leben des Augenblicks hat und der in Kunstform nur das ist, was Jedermann in Natur ist. Wer mehr ist, der gehört der Zukunft, die Welt reponirt ihn daher auch der Zukunft, oder — wie man härter sagt — sie verkennt ihn.

Grillparzer's Lebensmaske.

23. Januar 1872.

Während sie Grillparzer's Todtenmaske abgießen, will ich ein Wort von seiner Lebensmaske hinwerfen.

Herr, schicke einen Andern; Herr, schicke meinen Bruder Aaron! flehte Moses, als ihn das erste Lampenfieber vor seiner weltgeschichtlichen Heldenrolle schüttelte. Es half ihm nichts, er mußte hinaus vor die Lampen.

Gesetzt aber, er hätte es nicht mit einem brennenden Dornbusch zu thun gehabt, der absolut keine Raison annahm,

sondern blos mit seinem Selbst. In diesem Falle hätte er sich von seiner Mission dispensirt, und da er ohnedies von seiner Wiege an Protection bei Hofe genoß, so ist es wahrscheinlich, daß ihm das bischen Todtschlag seine weitere Carrière nicht verdorben hätte. — Moses wäre gestorben — als ein alter loyaler Hofrath des Pharao.

Ich hole sonst nicht zu grandiosen Bildern aus, um einen Gedanken darauf zu pfropfen, der nicht dazu paßt. Moses und Grillparzer geben keine Proportion; das seh ich auch ohne höhere Geschmackslehre ein. Und doch darf man es nicht verschmähen, einen Trompetenstoß anzubringen, dort, wo man etwas zu sagen hat, worauf die Ohren nicht vorbereitet sind.

Von Franz Grillparzer wird ein wochenlanges Gebimmel durch alle Zeitungen Deutschlands und vielleicht auch des Auslandes gehen, des Inhalts — daß wir den Grillparzer begraben und viele Reden dabei gehalten haben. Mir ahnt aber, das Gebimmel wird mäuschenstill davon sein, — daß Grillparzer sich selbst begraben, und welche Reden sein büßender Geist, sein nachtwandelnd ruhelos Gespenst in sein Schreibpult hinein gehalten. Vom Hofrath Moses werden sie alle zu bimmeln wissen; ob sich aber wohl ein Einziger die Finger verbrennen wird am brennenden Dornbusch und an dem heiklichen Thema, wie der Geist Gottes einem großen Rächer auftrug, Plagen über Egypten zu schicken?! Ach ja: sie werden die Plagen Schätze nennen; Schätze, welche Grillparzers Pult verbirgt und welche jetzt gehoben werden. Ganz recht; literarische Schätze!

Als ein literarischer Schatz wird „ein Bruderzwist im Hause Habsburg" figuriren, wo sich eine ganze Hand voll Erzherzoge einander die merkwürdigsten Schandthaten vorwerfen; ein literarischer Schatz wird jenes fürchterliche Arsenal

von Epigrammen heißen, womit Capua's Corruption in Grund und Boden gestampft wird und wo Jeder seinen Strick bekommt, incl. den Herausgeber der literarischen Schätze, der zwar noch nicht bekannt ist, der aber kein Capuaner sein müßte, wenn er den Strick nicht verdient hätte. Denn das wußte Grillparzer schon lange vor dem Einwanderer und Minister Schäffle, daß man in Capua Baron wird, wofür man auswärts — in's Zuchthaus käme! Die Nummern der Zuchthauszellen gerecht und unparteiisch auszutheilen, gehört zu den „literarischen Schätzen" Grillparzers.

Ein schönes Wort: literarische Schätze, für: Blitz, Donner, Hagel, Teufel und Teufelsschwanz! Und freilich ist der Schwefel ein Schatz — wie hätte ihn sonst Rothschild auf Sicilien gepachtet? und auch der Phosphor ist ein Schatz, und Magnete und Electricität und, was weiß ich, sind lauter Schätze von mannigfachem und unerschöpflichem Nutzen im Gewerbsleben. In der Poesie aber nennt man Schwefel, Phosphor, Electricität, Magnetismus und all das Teufelszeug einfach Gewitter, und die Gewitter dienen auch, zwar nicht im Gewerbsleben, aber in der Physik, zumal in der politischen und moralischen Physik, wo sie auf Kosten und mit dem Untergang von Myriaden Schnacken, Schmeißfliegen, Baronen und Zuchthäuslern bekanntlich die Luft reinigen.

Und das ist die Lebensmaske Grillparzers: ausgesandt als ein flammendes Gewitter, um die Luft Oesterreichs zu reinigen, zieht er über Oesterreich hin als ein naßgraues Wölkchen, am Rande mit etwas Abendpurpur umsäumt. Und das Wölkchen geht unter!

Und am Grabe des Achtzigjährigen muß man es der Welt wie eine Neuigkeit sagen: Ihr kennt den Grillparzer gar nicht! Wie man im Traume die Geister nur von der oberen Hälfte her sieht, so ging von dem ganzen Grillparzer

nur eine Hälfte über die Erde: die andere Hälfte ist niemals gesehen worden!

Ihr sahet einen kleinen schüchternen Hofrath, der auf der Leyer der Sappho klimperte und die Wellen der Liebe sich schaukeln ließ (nebenbei der monströseste Oesterreicher Tropus: die Wellen der Liebe!), einen unschuldigen, stillen Beamten, loyal wie ein Mandarin von drei Knöpfen und friedfertig wie der ganze Umfang der chinesischen Mauer. Er könnte ein Hannibal sein und ergraut in Capua, vierzig Jahre lang genügt ihm ein Gang in den Nußdorfer Bierkeller und ein Küfer-Gespräch dazu, fünfzig Jahre lang ist sein weiblicher Umgang die nie berührte Braut, — so lebt er und spinnt er von einem Quartal in's andere, von einem Jahr, von einem Jahrhundert in's andere. Menschen sind jung und werden alt, der kleine Hofrath ist bloß alt und wird älter und scheint einzig zu leben, um sich vergessen zu lassen. Vor dem Fünfzigsten hört er zu dichten auf und bis über's Achtzigste spricht er zu allem, was da vorgeht, sein Amen, sein berühmtes „sei's!" Dreißig Jahre lang lebt er von einer Solbe — weniger kann auch eine Sphinx nicht thun. In der That liegt er neben dem Stephansthurm wie die Sphinx neben der Pyramide und man meint, der Stephansthurm ist der jüngere von beiden. Man meint, von diesem Manne könne man nicht anders erzählen als mit der Pointe: Und wenn er nicht gestorben ist, so lebt er noch.

Aber siehe da, das Alles war nicht Grillparzers Natur; es war erst seine zweite Natur!

Grillparzer war ein Zorn- und Feuergeist, ein ungeduldiges, heftiges, leidenschaftliches Herz, ein Dichterherz, dem ganz gegeben war, zu fühlen und zu sagen was er fühlte! Nie hat in die Lotterbetten von Capua ein schärferes Auge hineingesehen, nie eine gute Seele so stark das Schlechte ge-

haßt, nie ein guter Kopf so sanglant das Schlechte gerichtet. Sein unbarmherziger Geist war wie ein chirurgisches Besteck: der feinste Schliff, die zierlichste Nadel hatte eine Bestimmung für Blut und Eiter. Barmherzig war er nur mit Einem: mit sich selbst. Und wenn in ganz Sodom nur ein Gerechter ist, so will ich die Stadt um dieses Einen willen verschonen. Und es war in ganz Sodom ein Gerechter: nämlich Franz Grillparzer. Und er verschonte die Stadt. Er wollte den Frieden für sich und so mußte er ihn freilich der Welt schenken.

Man denke sich einen Heinrich Percy, nach Falstaffs Maxime handelnd: Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Theil! Ein fürchterlicher Mißklang! Wohlan, es ist Grillparzers Sein und Thun!

Der Gott mit dem tönenden Köcher, der schreckliche Fernhintreffer gab seinem Auge den treffendsten Blick und seiner Zunge das treffendste Wort, und nun war es bis dahin ein Gesetz der Natur: eine Kraft, die man hat, gebraucht man mit der ganzen Lust seines Lebens. Aretino und Heine hat sie gebraucht, Lessing und David Strauß, Voltaire, Burke, Lord Byron, Schiller und Goethe im Xenienkampfe.

Grillparzer suspendirt dieses Gesetz der Natur. Seine starken Leidenschaften, seine großen Fähigkeiten rufen ihm zu: Schicke Plagen über Egypten: tritt hin vor Pharao, sprich für dein Volk, führe es aus in's gelobte Land! Dein ist diese Aufgabe, Du bist der Rächer! Keiner hat ein tieferes Fühlen, Keiner ein stärkeres Können. Oesterreich wartet auf Dich!

Aber in einem Winkel seines Herzens fängt nun der Oesterreicher selbst zu seufzen und zu lamentiren an: Herr, schicke einen Andern! Ich fürchte mich. Ich liebe den Frieden. Ich will meine Ruhe. Was können wir, ein Volk von Hirten, wider Albrechts Heere? An meiner Wiege stand das

Schaffot der Maria Antoinette, als Jüngling sah ich den Erderschütterer Napoleon Kronen vertheilen und als Mann sah ich den Wiener Congreß sie wieder anders vertheilen. Wer bin ich, daß ich mit den Großen der Erde anbinden dürfte? Ein kleines, niedriges Bürgerkind, abhängig von Freunden und Gönnern, in grauenvollen Familienverhältnissen, welche die Nachsicht des Staates, vielleicht sogar der Gerichte bedürfen; wie sollte ich mich unterstehen, zu rebelliren? Eh ich dem Pharao nur einen Mops tödte, hat es schon mir und meinen Nächsten das ganze Glück des Lebens gekostet. Laß mich lieber Pharaos Hofrath werden!

So sprach der weiche, passive Oesterreicher, und — behielt den Sieg. Grillparzer packte seine großen Fähigkeiten und starken Leidenschaften zusammen, sperrte sie in die Schublade und steckte den Schlüssel zu sich. Vorsicht ist der Tapferkeit besserer Theil. Versuchen wir's mit dem besseren Theil! Es ist, als ob sich ein Byron — zu einem Matthisen umdichtete! Ein Phänomen ohne Gleichen und nur in Oesterreich möglich! Zur Psychologie Oesterreichs ist die Biographie Grillparzers unentbehrlich. Man wird diese Biographie jedenfalls schreiben, aber verdorren soll die Hand, die nicht ihre ganze Wahrheit schreiben wird!

Von uns und unsern Dichtern.

28. Jänner 1872.

Unser Dichterwald wird bald aussehen, wie unser Wienerwald, — als ob ihn Deimel-Kurz-Hirschl in der Arbeit gehabt hätten! Halm und Grillparzer todt, Bauernfeld jubilirt und abgefunden, — vaterländisches Bewußtsein, eine lange Bewußtlosigkeit steht dir bevor! Denn bis Mosenthal Mitglied des Herrenhauses und Weilen Mitglied des

Veteranen-Vereines wird: wer weiß, was bis dahin das vaterländische Bewußtsein selbst geworden ist?

Indem ich von den Todten und Lebenden spreche, fällt mir eine Eigenthümlichkeit auf, die eben auch eine österreichische und sogar eine prononcirt und specifisch-österreichische ist. Ich meine die Stellung und das Verhältniß des männlichen zum weiblichen Elemente im Spiegel unserer Burgtheater-Dramatik, also in einem sehr authentischen Spiegel unseres Volksthums und unseres Nationalcharakters.

Grillparzer's tragische Frauentypen hatten das Modell der Schröder zur Folie; der „großen" Schröder, wie man sie nannte, die aus Deutschland kam und nach Deutschland ging. Die große Tragödin aus unserem großen gemeinsamen Mutterlande sieht man mit ihrem idealen tragischen Schritt durch die Dichtungen unseres milden, schüchternen Oesterreichers schreiten. Zwar findet auch er nicht die ganze Tragödie (die ein Oesterreicher überhaupt nicht leicht finden wird); aber er findet wenigstens den ganzen Ernst der Tragödie und im Einzelnen große, starke Töne, finstere, schwerschreitende Schicksale, auch wenn sie nicht ausgehen, wie sie anfangen, kurz, tragische Züge.

Nach der großen Schröder kommt die Rettich, „unsere" Rettich, denn sie ist schon ganz die unsrige, hat von Deutschland nichts als die Aeltern, lebt und stirbt bei uns, wird unser Styl, wird Oesterreicherin, Wienerin. So sehr sie in Wien überschätzt worden ist: die große Rettich hat man sie nie genannt, wie man die „große Schröder" zu sagen pflegte. Eher könnte man sie die „elegante" nennen. Keine starke Natur, aber eine noble Natur; nicht strotzend an Gaben, aber begabt mit allem, was einen mäßigen Besitz, gut verwaltet, in seinem besten Lichte zeigt. Aber zeichne ich nicht damit auch schon Halm, an den bereits Jedermann denkt?

Man glaubt von der Rettich zu sprechen und man spricht von Halm's Tragödie. Hier ist es nicht mehr, wie bei Grillparzer, ganzer Ernst, sondern nur noch halber Ernst; nicht mehr, wie bei Grillparzer, Ernst der Sache, welche aus österreichischer Wehleidigkeit blos in den Peripetien einknickt, sondern höchstens Ernst der Form, welche sich für die Sache selbst ausgeben und an die Stelle der Sache setzen möchte. Wenn Grillparzer noch tragische Trümpfe, nur ohne das Aß, hatte, so wird hier mit tragischen Trümpfen überhaupt nicht mehr gespielt. „Dramatisches Gedicht" tauft Halm sein Geschlecht, nicht Tragödie, denn es ist nicht tragisch; aber auch nicht Schauspiel, denn das klingt bürgerlich und prosaisch, und auf den hohen Cothurn der Poesie machen wir doch Anspruch. Sehr witzig macht nun diesen Anspruch das „dramatische Gedicht", welches ungefähr sagt: ich will von der Tragödie zwar noch den Schein und die äußere Würde, aber beileibe nicht ihre innere Todeswunde, die mir und meinen Wienern zu weh thut. Kurz, die Form ohne die Sache. Wenn man gesagt hat, ein geborener Maler wäre es, auch wenn er ohne Hände geboren würde, so kehrt es Halm gleichsam um: er zeigt seine Hände, seine schmalen, bleichen, sensitiven und aristokratisch soignirten Hände, und scheint sich damit allein legitimiren zu wollen. Ihr werdet doch glauben, daß das nur die Hände eines großen Pianisten, eines Liszt, sein können? Nun gut, also glaubt es; aber das Clavierspielen selbst erspart mir! In der That ersparte er sich's; sein Trauerspiel war nicht tragisch und sein Lustspiel nicht lustig, sondern sein neutrum, sein „dramatisches Gedicht", dichtete zwischen all' diesen Sachen formalistisch hindurch. Halm zeigt die Hand, womit das Drama gemacht wird, nicht das Drama.

Die Kunst langt jetzt beim Handwerk und der absteigende Klimax bei Frl. Wolter an. Als Laube heute

aufhörte, Director zu sein, fand er morgen als Recensent, daß Frl. Wolter nicht mehr sprechen könne. Wie gewagt das nun klingen mochte, bei der Schröder und bei der Rettich hätte man es wenigstens nicht gewagt. Immerhin ist es daher eine Kritik, und eine Kritik — von Laube! das überhebt mich einer eigenen. Ich brauche es nur nachzusagen, was Jedermann sagt: „Die Wolter spielt wie es ihr einfällt. Wenn sie nicht aufgelegt ist, spielt sie gar nicht, läßt ihre Rolle fallen und spielt höchstens eine einzelne Scene daraus.“ Das heißt auf gut deutsch: die Kunst hat überhaupt aufgehört. Die Persönlichkeit dient nicht mehr den Zwecken der Kunst, sondern sich selbst, — und macht gar kein Hehl daraus.

Und siehe da, genau das Nämliche ist der Standpunkt der Wolterstücke. Diese Eglantinen, Drahomiren, Rosamunden, Isabellen, Marynen, Madelainen, geben sich weder ernsthaft, noch wollen sie ernsthaft genommen sein. Hier ist es nicht mehr Ernst mit der Sache der Tragödie, nicht einmal Ernst mit der Form und dem Schein der Tragödie, sondern bloß noch Ernst mit der — Persönlichkeit; mit der Person des Dichters, der sein Lebensglück machen will. Es handelt sich um ein Geschäft, das etwas abwirft, und das ein gebildeter Mann in seinen freien Nebenstunden mit Anstand betreiben kann. Es handelt sich dem Manne um das Heute, um den Moment, und um seine persönliche Situation darin. Seine Gleichgiltigkeit gegen die Kunst ist eigentlich eine Hochachtung für dieselbe, — ungefähr wie ich gleichgiltig bin gegen den Chimborasso, weil er über meine Kräfte geht. Aber wenn es die Leute bezahlen, daß man kleine Chimborasso's im Modell des Kreuzberges besteigt, warum soll man das Geschäft nicht machen? Das ist der ausgesprochene Standpunkt der Wolterstück-Dichter, — und auch das überhebt mich der Kritik, denn

wo ein Anspruch gar nicht gemacht wird, fällt es von selbst weg, einen Anspruch zu untersuchen und zu prüfen. —

So bewegt sich die Wiener Tragödie mit den tragischen Schauspielerinnen von der Höhe zur Mitte und von der Mitte auf den Boden herab Schritt für Schritt in gleicher Schrittweite mit weiblichen Schritten und im genauesten Anschluß an weibliche Gangart. Wie auffallend ist das! Und doch ist es noch viel auffallender, nicht nur *wie* diese Erscheinung da ist, sondern *daß* sie nur da ist: daß ein so fürchterlich ernstes Männerwerk, wie die Tragödie, in Oesterreich überhaupt gebunden erscheint an die Weiber, Geschöpf, Product und Ebenbild der Weiber, abhängig von ihnen, wachsend wie sie wachsen, aufstrebend und einsinkend mit der weiblichen Geartung im Ganzen und bis ins Einzelne. Wahrlich merkwürdig, und nicht zu übersehen in unserem Reiche der Unbegreiflichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten! Wenn überall die Schlingpflanze nach dem Baume wächst, so ist es das Unicum des österreichischen Dichterwaldes, daß hier die Eiche an den Epheu sich anlehnt, daß die männliche Kunst eines Sophokles und Schiller im Maße der schwachen Weiber einhergeht. Ich wüßte für die weibliche, d. h. slavische Charakter-Infiltration Oesterreichs unter hundert andern Zeichen kaum ein ausdrucksvolleres, als die Tragödie des Burgtheaters, welches ja die Oesterreicher selbst als ein National-Symbol ansehen und geltend machen.

Zuletzt aber bin nicht ich es, sondern die Ethnologie und einer der festesten Sätze dieser Wissenschaft, welcher sagt, daß das die effeminirtesten Nationen sind, bei welchen die Weiblichkeit über die Männlichkeit dominirt.

Wien, im Spiegel eines Sarges.

8. Februar 1872.

War das wieder ein „Jahrmarkt der Eitelkeiten" das Grillparzer-Begräbniß! Und doch komme ich darauf zurück — nicht um Wien anzuklagen, wie man es von meiner Denkungsart vielleicht erwartete, sondern um mich zu freuen und Beifall zu spenden.

Dem Tanz um das goldene Kalb sah kopfschüttelnd ein Norddeutscher zu, und da auch ich ein Gesicht machte, etwa wie der Zigeunerhauptmann im Jahrmarkt von Plundersweilen, so gewann er Vertrauen und sagte zu mir: Seltsame Leute sind doch diese Wiener! Wenn wir in Berlin einen Sarg mit Kränzen bedecken, so würde die ganze Stadt rathen müssen, wer die Kränze gespendet, und doch würde es Niemand errathen. Hier lassen die Leute gleich ihre Namen auf die Kranzbänder sticken.

Sehr wahr, Bruder Berliner! Das unterscheidet eben die „Asiatischen" von den „Selbstlosen" *).

„Dem Ideal meines Lebens" stickt eine Baronin Todesco, als ob Grillparzer den Wiener Courszettel gedichtet hätte, die Ideale von Todescoleben! „Dem Meister Grillparzer sein Jünger Mosenthal" stickt der Letztere, und Grillparzer muß sich das ruhig gefallen lassen; sein Mund ist ja geschlossen! Der tactvolle Kranzspender vergaß nur, daß Wien seinen Mund noch offen hatte, wovon ich sogleich sprechen werde. Ein Dr. Heinrich Jaques stürzt, da die Leiche noch warm ist, in ein Redactionsbureau und hinterlegt fünfhundert

*) Siehe 45stes Stück der „Siegelringe".

Gulden für die Ehre — des Dr. Heinrich Jaques, alias für ein Grillparzer-Denkmal.

Und doch ist Dr. Ludwig August Frankl seit sechs Jahren mit dem Ideal „seines" Lebens noch nicht zu Stande gekommen, nämlich mit „seinem" — Schillerdenkmal!

Nebenbei bemerkt, lauter gute Gesellschaft, wie Sie sehen. Gutes, altes Blut; längst vor Christus dagewesen! Und insofern hätte der Berliner fast doch wieder Unrecht: seltsame Leute sind diese Wiener! Wie kommen wir zu dieser Ehre? Was bei einer solchen Gelegenheit Wien vertritt, ist ein reiner Großmuthsact von Samaria und Jerusalem und Wien schaut bewundernd zu. Das ist Alles. Ein wirklicher Wiener war bei der ganzen Grillparzer-Todtenfeier höchstens eine kleine verschwindende Nebenperson, nämlich Grillparzer. Die Ruhmes-Hyänen aber, welche schmausend über seine Leiche herfielen, werden Wien kaum ihre Mezzo-Heimath nennen wollen; ihre Urheimath nennen sie wärmere Länder!

Gleichviel. „Solche Dinge sind nur in Wien möglich" lautet die stereotype Redensart, wenn Senatus Populusque Vindobonensis irgend eine himmelschreiende Schufterei, Dummheit oder Tactlosigkeit der staunenden Welt zum Besten gegeben hat. Wer aber das sagt, ist wieder — Wien! Selbsterkenntniß wenigstens fehlt uns nicht ganz. Also immerhin ein gesunder und ehrenhafter Zug. Und wenn es freilich auch eine Selbstkenntniß gibt, welche just, weil sie sich kennt, an sich verzweifelt und sich aufgibt, so hat Wien die Tactlosigkeiten, womit Grillparzer bestattet wurde, mit einer Einstimmigkeit, mit einer Kraft und Stärke zurückgewiesen, welche bewies, daß wir noch immer nicht der schlaffste Körper sind, sondern daß wir energisch reagiren, ausstoßen und ausscheiden können. Mit Ausnahme des Blattes, in welchem der Denkmalsetzer selbst sein Werbebureau aufschlug, hat die ganze Wiener Presse

wie Ein Mann dagegen protestirt, daß Grillparzer's Todtenfeier Dieser und Jener zu seiner Lebensfeier ausnützte und daß „Jünger Grillparzer's" (lies: der Birch-Pfeiffer) sich selbst ein Nachfolger-Diplom ausstellten, welches vor Allem die Majestät der öffentlichen Meinung thun müßte, am letzten aber der Betheiligte sich unterfangen dürfte.

Aus diesen Protesten theile ich zwei Proben mit, welche mir so viele Freude gemacht haben, daß ich der menschlichen Schwäche unterliege, zu glauben, ich dürfte meine Freude auch mit Anderen theilen. In der alten „Presse" spricht ein Journalist von langbewährter Tüchtigkeit seines Charakters und seines Berufes wie folgt:

„Das war eine ganz Shakespeare'sche Wirkung, wenn man, tief ergriffen von dem Verlust, welchen die Deutsche Nation am 21. Januar erlitten, aber erhoben zugleich von der aufrichtigen Theilnahme in Nähe und Ferne, plötzlich auf eine gewisse Notiz in den Wiener Blättern stieß. Wie da Jeder unwiderstehlich von Heiterkeit erfaßt wurde, wie Einer dem Andern das Blatt reichte und der Andere einstimmte — und so fort. Heute hallt das Gelächter schon vom Bodensee bis zum Eisernen Thor und es pflanzt sich fort, so weit die Deutsche Zunge klingt, und zu allen Nationen, unter denen sich Jemand findet, ihnen klar zu machen, was Grillparzer war und was Mosenthal ist. O, es ist nichts Kleines, den ganzen Erdkreis zum Lachen zu bringen und noch dazu auf eigene Kosten!"

„Wir würden uns nicht gewundert haben, wenn am Mittwoch Dienstmänner in der Augustinergasse aufgestellt gewesen wären und den Leidtragenden buntfarbige Zettel in die Hände gesteckt hätten, etwa folgenden Inhalts":

„Verehrungswürdige!"

„Das tiefbetrübende Ableben des Herrn Franz Grillparzer, dramatischen Dichters, giebt mir den willkommenen

Anlaß, dem hohen Adel, geehrten Publicum und den P. T. Theater-Directionen mein seit 25 Jahren hier am Platze betriebenes, schwunghaftes Dramen-Fabriksgeschäft bestens in Erinnerung zu bringen, wobei ich mir schmeichle, jeden in dieses Fach einschlagenden Auftrag schneller und billiger als irgend ein Concurrent effectuiren zu können. Der ehrfurchtsvoll Gefertigte erlaubt sich zugleich auf seinen großen, am Lager habenden Vorrath der verschiedenartigsten Stoffe hinzuweisen; derselbe unterhält directe Verbindung mit Paris und ist daher im Stande stets im neuesten Geschmacke bei prompter und reeller Bedienung zu arbeiten, so wie auch sein berühmtes Assortiment von Knalleffecten fortwährend durch die neuesten und überraschendsten Exemplare vermehrt wird. Indem ich noch ersuche, genau auf meine Firma und die jedem Stücke angeheftete Fabriksmarke zu achten, bitte ich um zahlreichen Zuspruch. H. S. M."

„NB. Von den zahlreich gedruckten Zeugnissen über die Vorzüglichkeit meiner Waare erlaube ich mir diesmal nur Eins anzuführen:"

„Lieber Herr H. S. M. Seit meiner Jugend an Trübsinn leidend, gegen welchen die Aerzte kein Mittel wußten, wurde ich von einem Freunde auf Ihr neuestes Trauerspiel aufmerksam gemacht. Ich besuchte gestern das Theater und bin noch heute in der fröhlichsten Laune. Haben Sie vielen Dank und schicken Sie mir umgehend Ihre sämmtlichen Werke mit Postnachnahme. — Marquis de Pipelet."

So, ein Feuilletonist der „Presse". Ein anderer des „Tagblattes" behandelt dasselbe Thema wie folgt:

„Zur Geschichte der höheren Reclame."

„Aber Jäckele, was fällt Dir denn ein, zu Deines Großvaters Leich' die rothe Weste anzuziehen? Gleich ziehst Du die schwarze an!"

„Wenn ich die rothe Weste nicht anziehen darf, so freut mich die ganze Leich' nimmermehr."

„Und er hat vollkommen Recht, der Jäckele."

„Was hätte man denn sonst für einen Nutzen davon, daß einem die liebsten und besten Menschen wegsterben, wenn man ihren Tod nicht einmal zu Zwecken der Reclame benutzen könnte! Eine rothe Weste beim Conducte — die macht Aufsehen, wirkt mehr als das schreiendste Inserat die Zeile zu 50 Kreuzer und ist überdies nicht einmal stempelpflichtig. Darin eben liegt der mächtige Fortschritt unserer Zeit, daß wir nicht eigenhändig sterben müssen, um berühmt zu werden, daß wir nicht selbst Großthaten auszuführen brauchen, um in die — Zeitung zu kommen. In alten, finsteren Zeiten waren es die Jünger, welche des Meisters Ruhm verbreiteten, heute sterben die Meister, damit die Jünger — Jäckele's rothe Weste anziehen können!"

„Auch Schiller's Don Carlos hatte noch keinen Begriff von der handelspolitischen Bedeutung der großen Todten, indem er an Marquis Posa's Leiche einfältig meinte: für mich ist er gestorben! Pah! eine ganze Mitwelt hat Anspruch darauf, sich beim Condukte bemerkbar zu machen, seinen Kranz an den Sarg zu entsenden und den Preiscourant seiner Waaren beizulegen. Rheumatismusketten und die Revalenta-Arabica, Gottes Segen bei Cohn und das beste Bier und die „nie dagewesenen Wunderkuren" und die unglaubliche, aber dennoch wahre Billigkeit, kurz Alles was da lebt und webt und dem die rothe Weste eine Existenzbedingung ist, darf an der Bahre sich einfinden, denn für sie alle ist der große Mann gestorben; und dürften sie nicht bei dieser Gelegenheit sich in die Oeffentlichkeit drängen, ja dann — „freute sie die ganze Leich' nimmermehr".

„Das eben ist der große Fortschritt in der Geschichte der Reclamemacherei, daß auch der Tod Nationalöconomie wird und die Trauer ein Geschäft. Selber groß sein ist nichts! Aber Andere groß sein lassen und sich selber damit einen Namen machen, das bezeichnet die ausgebildete Reclamemacherei. Der wahre, echte Kuckuk, sagte eine gelehrte Dame, die da glaubte, daß die Zündhölzchen auf den Stoppelfeldern wachsen, ist ein Vogel, der seine Eier nicht selber legt, und das einzige Verdienst großer Männer um die Menschheit besteht darin, daß sie die Eier legen, aus denen die kleinen Leute ausschlüpfen können. Um diesen Fortschritt zu würdigen, erinnern wir uns nur an jenen alten Athener, der den Aristides verbannte, ohne von ihm mehr zu kennen als seinen glänzenden Ruf. Wie einfältig! Wie primitiv! Ganz anders verstehen wir heute das Geschäft! Just aus dem Tode jener Männer, die wir „unbekanter Weise" beweinen, schlagen wir das meiste Capital und die Helden, die für uns incognito lebten, müssen wenigstens sterben, um unserm eigenen Incognito uns zu entreißen."

„Von Hunderten, die sich durch Todtenkränze an dem Sarge eines Dichters vertreten lassen, erfahren Zehntausende seinen Namen zum ersten Mal aus dem Partezettel, haben kaum fünfzig seine Schriften gelesen, noch weniger verstanden, nicht zehn seine Bedeutung erkannt, und nicht zwei sich jemals für diese Bedeutung begeistert. Aber sie freuen sich, daß er berühmt ist und bedauern höchstens, daß sein Ruhm nicht mit einer „Beilage für öffentliche Anzeigen" zu versehen ist. Wie Schade! So viel Intelligenz stirbt unbenützt hin, ohne für ein Intelligenzblatt verwerthet zu werden! Wäre es nicht praktischer, statt des schwarzen Randes der gedruckten Todtenanzeige die „sichern Heilungen" oder den „Königtrank" nebst genauer Adresse sämmtlicher Depots in allen fünf Welttheilen

der Oeffentlichkeit kund zu geben? Sollte denn die Kunde von einem Dichtertode nicht auch einige freundliche Kunden herbeilocken?"

„Jedenfalls läßt sich aus alledem erkennen, daß die Reclame ihre Geschichte habe und sich nach bestimmten Gesetzen entwickelt."

„Zwei Strömungen bezeichneten von jeher die Wege, auf welchen man zur Berühmtheit gelangte. Entweder man starb zu seinem eigenen Ruhm und hieß dann ein Märtyrer, oder man ließ Andere für sich sterben und hob die Taxen für Kanonisirung und Leichenreden. Ersteres ist für die rohen, letzteres für die cultivirten und rationell bewirthschafteten Zeitalter."

Nicht Jeder wird unsterblich, der Niemanden hat, welcher für ihn sterben will. Als ich noch auf der Schulbank saß, wo uns ein Piaristenpater den Virgil mißverstehen lehrte, da exponirten wir die wunderliche Stelle von der Geburt der millionenäugigen und tausendzüngigen Göttin Fama, dieser Schutzpatronin aller Annoncen, Inserate, Intelligenzblätter, Maueranschläge und „wohlwollenden" Kritiken. Die Fabel war uns ganz klar bis auf einen einzigen Punkt. Virgil läßt nämlich die Göttin aus dem Schooße der Gäa entstehen, zur Revanche dafür, daß Jupiter alle Giganten todtgeschlagen. Wir zerbrachen uns die Köpfe darüber, wie denn die Reclame einen Ersatz für todte Riesen bieten könne. Wir waren eben noch sehr naiv."

„Heute begreifen wir vollkommen, was der Dichter damit sagen wollte. Denn wenn die Giganten sterben, da stellt zur rechten Zeit die Reclame sich ein. Die Heroen verspritzen ihr Blut, die Epigonen färben ihre Mäntel damit. Die Heroen werden unter die Sterne versetzt, die Epigonen zerstreuen mit dem Glanz der Sterne das Dunkel, das sie um-

giebt. Die Riesen hat Jupiter mundtodt gemacht; die Pygmäen schreien um so lauter, denn ihnen steht die allmächtige Fama zur Seite. So ahnungsvoll deutet die Mythe das nationalöconomische Zeitalter an, dessen Segen uns heute erfreuet. Wir aber lassen uns aus der Geschichte der Reclame warnen, selber große Männer zu werden. Denn immer ist's bequemer, Monumente Anderen zu errichten, als sie für sich zu verdienen. Bilden wir Comité's, um den Todten Denkmäler zu setzen; es ist das einzige Zwangsmittel, an uns selbst denken zu machen. — Und müßten wir Monumente errichten, bis die Erde darob wie ein Stachelschwein aussähe, — das Publicum kauft sie uns auf den Leib, die rothe Weste, warum sollten wir sie nicht anziehen? Und ohne die rothe Weste freut mich die ganze Leich' nimmermehr."

So sprach Wien zu seinen Kieselak's. Die Kieselak's haben Scandal gemacht, aber die Abwehr hat uns Ehre gemacht. Nicht Alles „ist nur in Wien möglich". Auch in Wien ist Manches noch unmöglich.

Am Ende ist es nur eine Kleinigkeit, das Grab eines schlichten Privatmannes gegen den zudringlichen Ich-Cultus zu vertheidigen. Aber nicht zu verschmähen ist es, daß sich die öffentliche Meinung im Kleinen und Kleinsten bildet und übt, den Plusmachern, den Humbugern und Blaguers gegenüber recht kräftig auf eigenen Füßen zu stehen. Uebung macht den Meister und an allem Guten ist schon der Anfang das Beste. Wer nur erst gelernt hat, der kleinen und kleinsten Schwindler sich zu erwehren, der erwehrt sich bald auch der großen und größten, und — die Luft wird rein! Wo aber hätten wir stärkeres Bedürfniß nach reiner Luft, als in Oesterreich?!

Ein Aphorismus zur Denkmal-Pest unserer Zeit.

März 1872.

„Was ist der Humor davon?"

Man kann nicht verlangen, daß ganze Städte den philosophischen Geist besitzen, auf diese Frage zu antworten. Städte begnügen sich mit dem Witz. Der Pariser, der Berliner, der Wiener Witz sind denn auch culturgeschichtliche Größen, wichtig für den Geschichtschreiber, der die Vergangenheit beschreibt, wichtig sogar für den Staatsmann, der, indem er die Gegenwart lenkt, die Stimme ihres Witzes nicht überhören wird.

Wie man Volkslieder gesammelt hat, wie man geflügelte Worte und Redensarten gesammelt hat, so wäre es längst an der Zeit, die Stadtwitze zu sammeln, jene Witze, in welchen das öffentliche Gewissen das Beste gedacht und auf's glücklichste gesagt hat, kurz die ernsthaften Witze! Das meiste müßte aus dem Volksmunde gesammelt werden, Einiges böten die Witzblätter, jene wenigen nämlich, welche diesen Namen verdienen. Der Pariser „Charivari" z. B., der „Kladderadatsch" und die „Berlincc Wespen" haben Typen geschaffen und Worte gesprochen, welche den Witz ihrer Nationen als wahre Productivkräfte am Webstuhl der Zeit erscheinen lassen; Aehnliches ist dem Wiener „Figaro" gelungen, welcher jedenfalls mit einer geschickten und anständigen Hand die Contouren zeichnet, worin sich der öffentliche Witz bewegen sollte, um, wie der Blitz, zu reinigen und erhellen. Auch der Londoner „Punch" und die Münchener „fliegenden Blätter" gehören in einem weiteren Sinne hierher. Roms „Pasquino" würde ohnedies nicht vergessen werden.

Leider gilt von den meisten übrigen Witzblättern, — die Wiener Sudelküche steht darin obenan — so Manches, was Kuno Fischer über die Naturgeschichte des Witzes wahr und treffend gesagt hat. Z. B. Es lohnt der Mühe, zu untersuchen, was aus dem Witze wird, wenn er in die Mache derer geräth, die keinen haben. Was ist der Witz ohne die Kraft des Witzes, ohne die Inspiration, die leicht und spielend Sinn und Unsinn unterscheidet, kurz der mutterlose Witz, der sich zum Mutterwitz verhält wie der Aberglaube zum Glauben?! Sagen wir mit Einem Worte, der Witz der keine Wurzel im Charakter hat! der Witz, der die Uebel der Welt nicht aufdeckt, sondern sich selbst diesen Uebeln zugesellt! der Witz, den sein eigener Name als sein Gegentheil nennt: der Aberwitz!

Der Witz bekämpft die Idee des Verkehrten, das Princip des Bösen. Der Aberwitz, dessen Auge zu blödsichtig ist, um Ideen und Principien zu schauen, wartet erst bis sie ihm in der Gestalt einer Person vor der Nasenspitze stehen und wird dann „persönlich". Zu seinem Unglück hat er ohnedies gehört, daß die Kunst individualisirt, und nun hält er die Bestialität, das Individuum anzufallen, für eine Kunst. Denn das weiß er nicht, daß das Individuum von der Kunst eben erst gemacht werden muß, daß es eine Idee und ein Princip ist, was die Kunst in scheinbarer Menschenform verkörpert; daß sie aber umgekehrt den Menschen, den ihr die Natur selbst liefert, so lange idealisirt, bis wir seine wirkliche Person und ihr körperliches Existiren vergessen können und vor unser Witzforum eben nur noch die erscheinende Idee zur Rechenschaft ziehen. Nein! der Aberwitz „greift hinein in's volle Menschenleben" wie ein Straßenjunge in's Publicum oder noch besser, wie ein Straßenköter, der in die Waden hineinbeißt; er zerstört den Bannfrieden der gesitteten

Menschheit mit frechem Scandal, er glaubt witzig zu sein, wenn er gemein, roh, empörend, schamlos und widerwärtig ist, und vor die Oeffentlichkeit jedes Privatleben, das ihr nicht angehört, wie ein unvernünftiges Thier, herausapportirt. Aber, — sagt H. Lorm, dem ich in den Eingangsworten mit Freiheit gefolgt bin, — so lange diese Aberwitzblätter ein aberwitziges Publicum finden, dem sie zu seinem Danke Gelächter erregen, sind sie vollkommen im Rechte, es zu thun, wie die Kröte vollkommen im Rechte ist zu existiren, so lange der Sumpf dazu vorhanden ist. Wozu ich übrigens doch hinzusetzen müßte, daß die Kröte weitaus unschuldiger ist am Sumpf, als die Aberwitz-Sumpfblätter an dem ihrigen, weil diese den Sumpf, der sie gezeugt hat, wieder zeugen, ihn vergrößern und ausbreiten, was die Kröte nicht thut.

„So lange der verwilderte Geschmack eines gewissen Publicums", fährt Lorm seinem Thema sich nähernd fort, „gierig nach so ekelhaften Erscheinungen greift und sie dadurch wie nirgends in Deutschland, ja wie nirgends in der Welt, zum Blühen und Gedeihen bringt, so lange werden weder das Schiller- noch das Grillparzer-Monument dem sich bei jeder Gelegenheit als Culturstätte beräuchernden Wien den Charakter einer gebildeten deutschen Stadt verleihen."

„Ein Grillparzer-Monument zu errichten unter der Leitung der Herren Rothschild, Schey, Wodianer, Todesco! Ist es Wahrheit, oder ist es auch nur ein ernsthafter Witz, so ernsthaft, daß man nicht darüber zu lachen vermag? Nirgends steht geschrieben: es soll der Dichter mit dem — Börsenkönig gehen! Wenn man an den Herren Rothschild und Consorten, an diesen Geschöpfen der Addition, eine Subtraction vollzieht, indem man sich dieselben ohne ihr Geld denkt, so denkt man eben — nichts. Denn nichts bleibt dann von ihnen übrig, weder Geist noch Bildung,

nichts als eine unbeschriebene Rechentafel auf zwei Füßen. Hat eine solche irgend eine denkbare Beziehung zur Literatur?"

Es ist noch nicht lange, daß ich in einem Berliner Blatte zwei Wiener Feuilletonisten citirt, welche über Reclamenschwindel, usurpirte Reputationen und Selbstbedenkmalung ganz so denken wie dieser dritte, den ich hiermit auch citire. Es ist nützlich, ja wichtig, solche Stimmen zu sammeln, denn es soll um Gotteswillen nicht meine persönliche und vielleicht verbitterte Stimmung scheinen, wie ich über dasselbe Thema der Corruption, der Fäulniß, des Prätorianerthums der Mittelmäßigkeit und der Niedertracht, des Byzantinismus in allen Gestalten mit längst erschöpfter Geduld mein Herz zu erleichtern pflege. Man soll wissen, daß es keine Studen- und Grillenstimmung eines Einzelnen ist, sondern ein unter der Corruptions-Schichte lebhaft pulsirendes Grundwasser, das in hundert Quellen zu Tage bricht. Nur von Zeitung zu Zeitung, d. h. nur aus dem Gröbsten lernen die Völker sich kennen, und doch ist das Bedürfniß, sich genau kennen zu lernen, dringender als je, daher ist's auch die Pflicht, das grobe Bild in's Feinere, also in's eigentlich Wahre und Lebendige zu zeichnen, was überall nur die Nüance der Opposition, der Minoritäten, kurz der Widerspruch thut.

Die Selbstbedenkmalungs-Arroganz ist übrigens zu einer Pest geworden, welche die Ehre des Widerspruchs nicht mehr verdient; aus Rache muß man sie — anerkennen! Nicht mehr das alte, sondern ein völlig neues und verändertes Naturgesetz ist damit in die Erscheinung getreten; das alte hat aufgehört. Als ich noch meine Bücher zur Schule trug, blieb ich mit Andacht vor dem Schaufenster einer Kunsthandlung stehen, welche zu jener Zeit gegenüber dem Burgtheater sich befand. Da sah ich in Kriehubers Lithographien die Porträts von Löwe, Anschütz, Fichtner, La Roche, von der Rettich,

Schröder, Neumann, Haitzinger — Perſonen, welche der Knabe, ohne noch das Theater betreten zu haben, ſchon längſt durch ihren Künſtlerruf kannte, und die es ihn höchlich intereſſirte, wenigſtens durch das Bildniß von Angeſicht zu Angeſicht kennen zu lernen. Das war alter Styl. Heute ſehe ich bald an dieſem bald an jenem Schaufenſter im ſchreienden Goldrahmen ein lebensgroßes photographiſches Bruſtbild, bei welchem ich regelmäßig fragen muß: wer iſt das? Dann heißt es: das iſt die neue Soubrette, welche der Strampfer engagiren . . wird; das iſt die neue Liebhaberin, welcher Aſcher engagiren . . wird; das iſt der Violinſpieler, der Clavierſpieler, die Concertſängerin, welche nächſtens in Wien eintreffen . . werden! Noch kennt ſie Niemand, noch haben ſie nicht als Künſtler gefallen, noch kann man ſich daher nicht für ihre Perſonen intereſſiren, aber juſt umgekehrt ſoll ihre Perſ[illegible] ihrer Kunſt Reclame machen; und eh' wir ihnen noch einen einzigen Kunſtgenuß verdanken, müſſen wir wiſſen, wie die werthen Viſagen derjenigen ausſehen, die wir nächſten Sonntag vielleicht . . auspfeifen werden. Das iſt neuer Styl!

Genau die nämliche Wandlung nun iſt es, welche ſich beim Denkmalſetzen vollzogen hat. Nicht mehr handelt es ſich um einen Mann, mit deſſen Namen wir längſt ſchon bekannt ſind, ſondern es handelt ſich um eine Anzahl unbekannter Männer, welche ihren eigenen Namen bekannt machen und an die Oeffentlichkeit bringen wollen. Der Erſte iſt freilich dabei noch immer nothwendig, — leider! Wollte Gott, man könnte überhaupt Sokel ohne Statuen ſetzen, denn die Nachfrage überſteigt entſchieden das Angebot! Aber obſchon der Bekannte noch nothwendig iſt, ſo iſt er doch nicht mehr die Hauptſache; das ſind vielmehr die Unbekannten, die Männer des Denkmalcomités. Der Bekannte iſt das Mittel, die

Unbekannten aber sind sich ihr Selbstzweck. Man setzt Denkmäler, um unbekannte Größen bekannt zu machen.

Was will man auch! Es ist die dritte von drei logischen Stufen. Jeder Mensch strebt vor dem armen und dunklen Haufen nach Auszeichnung, oder vielmehr sie wird ihm von selbst, indem er von dem Hange nach Glück und den Antrieben der Eitelkeit sich zur Thätigkeit spornen läßt. Die erste und niedrigste Auszeichnung ist das Geld. Jeder Mensch will reich werden, und bei der fruchtbaren Fortpflanzungskraft des Geldes ist reich zu werden auch wirklich das leichteste, sobald man nur schmutzig genug ist, dieser Schweinezucht seine unsterbliche Seele zu widmen. Was jetzt hierauf folgt, könnte man fast schön nennen, wenn aus schmutzigen Quellen reines Wasser kommen könnte. Nämlich gegen die allgemein angenommene Meinung von der „unersättlichen Habsucht" machen wir vielmehr die Bemerkung: daß nichts leichter zu sättigen ist, als die Habsucht. Unter unsern Augen haben die Beispiele gespielt, daß Menschen, von Banknoten bis zum Ekel übersättigt, nach wenigen „Glücksjahren" ihr Streben darnach blasirt und phlegmatisch einstellen konnten. Dieses Streben bemüht sich aber jetzt um die zweite Stufe: den Rang. Nichts ist logischer als daß ein gemeiner Mensch, der viel Geld hat, aufhören will, gemein zu sein. Zwar thut er's ohnedies in den Augen der Geld-Bewunderer, aber der Tribut der Dummheit ist doch nur ein freiwilliger; er will sich die Bewunderung, gleichsam wie eine regelmäßige Steuer, officiell votiren lassen. Das thut der Rang. Dieses Ziel zu erreichen ist indeß kaum eine Beschäftigung; es ist allzu leicht zu erreichen, eigentlich ist es durch das Geld schon factisch erreicht und hat dieses zu seiner Voraussetzung. Der Pilz braucht von seinem unedel erworbenen Gelde nur eine

Handvoll zu „edlen Zwecken" zu opfern und der Vorwand ist gegeben, statt der Zuchthausjacke ihm den Baronstitel anzuziehen — wie denn z. B. Graf Langrand voraussichtlich zum Marquis erhoben wäre, wenn er nicht zehn Jahre Zuchthaus hätte. Da man aber schließlich mit Geld und Adelswappen noch immer Hans Dampf sein kann, so folgt die dritte logische Stufe: das Streben nach Intelligenz oder Schein von Intelligenz.

Sagen wir, Schein; denn sie selbst ist leider nicht zu haben. Geld war zu ergaunern, Rang war zu erkaufen, aber woher sollte Intelligenz und Bildung kommen? Man ist nach Wien gewandert, kaum mit den elementarsten Schulkenntnissen von Jaroslaw und Mislowitz, Proßnitz und Brody; man ist Laufbursche gewesen, Zündhölzel-Hausierer ꝛc. ꝛc. kurz, man ist nichts gewesen. Jetzt ist man Millionär und Baron. Hat man Zeit gehabt, nachzulernen? Nein. Hat man den Willen dazu gehabt? Nein. Kann man sich schmücken mit dem, was Andere gelernt haben? Ja. Wenn sich die Andern zum Schmuckgegenstand hergeben!

Und sie geben sich her!

Man kann ohne Uebertreibung sagen: die ganze Kunst und Literatur von Wien verzichtet auf ihre eigene Repräsentation; sie läßt sich repräsentiren von der Börse. Ein Haus wie ich es in Stuttgart bei Hackländer, in München bei Laulbach ꝛc. ꝛc. fand, ein solches Haus existirt in Wien nicht. Die Wiener Seitenstücke dieser Hausherren findet man Abends nicht bei sich selbst zu Hause, man findet sie in den Soireen der Börse. Sie empfangen nicht, sie werden empfangen. Selbstverständlich kann sich aber dieser Charakterzug des Wiener Privatlebens bei öffentlichen Gelegenheiten nicht in sein Gegentheil verkehren; und so erlebt der Fremde das auffallende, der Einheimische aber das gewohnte und landes-

übliche Schauspiel, daß die großen Repräsentationen der Literatur, — Bauernfeld-Jubiläum, Grillparzer-Todtenfeier, Concordia-Abende ꝛc. ꝛc. — ihren Stempel von Leuten empfangen, welche kaum gelernt haben auf einen gestempelten Wechsel ihren unleserlichen Namen zu malen. Dieses Wiener Verhältniß zwischen Literatur und Börse erinnert mit frappantester Aehnlichkeit an die Stellung, welche im Rom des Juvenal und Martial die Patrone und die Clienten zu einander einnahmen; eine Wechselseitigkeit, worin die Patrone eben so eifrig eine hofmachende Clientel suchten, als die Clienten zum Hofmachen und Schmarotzen bei den Patronen, deren Freigelassene sie großentheils waren, willig, ja gierig sich heran-drängten. Als ein aufgelöstes und doch wieder fortgesetztes Verhältniß von Herren und Sclaven, war das eine wunderliche Mischung von Widersprüchen; aber ich habe längst bemerkt, daß just die Widersprüche mit einer Art von Zauber binden und einen, und bei einer urwüchsigen gegenseitigen Verachtung die stimmende Rechnung der gegenseitigen Eitelkeit ein Facit von alles überbietender und fast göttlicher Unwiderstehlichkeit giebt.

Nun versteht es sich aber ganz von selbst, wenn in der „turba“ der Sclaven, der Freigelassenen und der Clienten ein Literat z. B. wie Plautus, welcher selbst Sclave gewesen, zu einer Denkmal-Fähigkeit sich aufgeschwungen, daß ihm das Denkmal nicht die Sclaven, sondern die Herren und Patrone, die großen „reguli“ setzen. Wer anders sollte sich diesen edlen Vogel herabschießen, als das hochmögende Patronat, welches auf eine so leckere aber seltene Ruhmeschance hin all das übrige unedle Gevögel jahraus jahrein sich mästet und füttert? Ganz von selbst versteht sich das und ist vollkommen in martialisch-juvenalischer Ordnung!

Ich möchte daher kaum, — wie Lorm — jene reguli geißeln, welche bei dem ganzen Sachverhalt noch die relativ

Unschuldigeren sind, als vielmehr die Literaten, Künstler und Tellerlecker, welche die reguli möglich machen, ihnen das Patronat und Mäcenat förmlich entgegenbringen und aufdrängen. Milde aber wie ich bin, und nach meinen tragischen Grundsätzen auf Menschenschuld überhaupt nicht erkennend, erlasse ich zuletzt auch den Literaten, Künstlern und Tellerleckern, dem gesammten Stande der Sclaven, der Freigelassenen und nie Freizulassenden die Verantwortung einer persönlichen Schuld, sondern finde die unpersönliche Schuld in jenem großen culturhistorischen Neutrum, welches man, da der Name Austriacismus noch zu neu, mit einem älteren und gangbareren am besten noch immer Byzantinismus nennt.

Der Reclamenwolf in der Schafhürde.

Februar 1872.

Eine Burgtheater-Novität hat gute Geschäfte zu machen geglaubt durch wohlfeile Ausfälle auf die Wiener Journalistik und deren Einmischung in Privat-Angelegenheiten. Wohlverstanden, oder vielmehr wohlweislich verschwiegen, in solche Privat-Angelegenheiten, welche dem Privatier nicht eben zur Ehre gereichen; denn von den übrigen, welchen vielleicht ein Fünkchen Scheinehre oder Afterehre abzugewinnen, ist es sattsam bekannt, daß es eben der klagbar gewordene Privatier selbst ist, welcher die heißgeliebte Oeffentlichkeit heißhungrig sucht und begehrt.

Mit andern Worten: einmal drängt sich die Publicität dem Privatleben auf; ein anderesmal aber und vielleicht weitaus am öftesten drängt sich das Privatleben der Publicität auf. Da ist es denn eine Parteilichkeit, welche das

gerechteste Mißtrauen erweckt, von zwei tadelnswerthen Seiten blos Eine zu tadeln; aber correct, ehrlich und wahrhaft erlösend und befreiend erhebt dann die herzerquickende Unparteilichkeit ihr Wort, welche den getrübten Himmel klar macht und loyal auch die schuldige zweite Seite richtet.

„Privat-Angelegenheiten" war der Aufsatz überschrieben und mit B. unterzeichnet,*) welcher in der vorletzten Sonntags-Nummer der „Presse" diese reinere Execution vollzog und an welchen anzuknüpfen ich mit wahrem Vergnügen bekenne. Hat man in einer so guten Sache zufällig nicht selbst das erste Wort gesprochen, so wird kein Gutgesinnter es verschmähen, einem Worte, das ein allgemeines und freudiges Echo erwecken soll, ritterliche Heeresfolge und Vasallenpflicht zu leisten. Nichts ist nützlicher, als daß sich Publicum und Schriftsteller mit einander in Verkehr setzen und die Präcision, womit man den öffentlichen Geist auszudrücken wünscht, durch lebendige Wechselwirkung unterstützen. Jeder Schriftsteller aber ist jedem Schriftsteller gegenüber selbst wieder Publicum. Und kaum weiß ich, ob ich für meine Person das Wort: „Sie haben mir ganz aus der Seele gesprochen!" je lieber gehört habe, als ich es selbst wieder Anderen sage, zum Beispiel im gegenwärtigen Falle dem wackern, mannestüchtigen B.

Jede gesunde Wienerseele muß es bekennen und bekennt es mit Vergnügen, wie sehr ihr Folgendes aus der Seele gesprochen ist:

„Wenn es eine schlechte, scandalsüchtige Journalistik gibt, so ist Niemand daran schuld als das verehrliche Publicum. Es hat sich diese Plage selbst heraufbeschworen, indem es die Grenze zwischen öffentlichen und Privat-Angelegenheiten selbst verrückte. Wenn man sich Reporter aus-

*) Bruno Bucher.

drücklich einladet, damit morgen die Zeitungen berichten, wie superfein bei dem Herrn Baron gegessen und getrunken, wie gebildet conversirt wurde und welche „Spitzen der Gesellschaft" das Fest durch ihre Anwesenheit und ihre Ordenssterne verherrlichten; wie kann man von Menschen, die sich zu einem solchen Geschäfte überhaupt hergeben, erwarten, daß sie mit feinem Tact die Grenze innehalten werden, welche den Besungenen erwünscht wäre, oder daß sie bei einer andern Gelegenheit, z. B. wenn man sie fühlen läßt, der Mohr habe seine Schuldigkeit gethan, nicht Dinge ausplaudern, die sie nicht sehen und erlauschen sollten? Wenn die Journale dazu gut sind, der Welt die höchst wichtigen Neuigkeiten zu übermitteln, daß der Schauspieler A. einen schmeichelhaften Gastspiel-Antrag vom Theater in Znaim erhalten hat, oder daß der Sängerin B. anonym ein Schmuck zugeschickt worden ist, oder Se. Hoheit der regierende Herzog von Haidschnuckien dem Herrn C. für die Uebersendung seiner Gedichte in einem äußerst verbindlichen Handschreiben gedankt hat: wie mag man sich wundern, daß ein anderesmal von den Schulden des Schauspielers A. geklatscht oder eine pikante Anekdote von der Sängerin B. erzählt wird ꝛc. Wer den ganzen Tag auf der Gasse steht, um von Jedermann gesehen zu werden, muß sich auch verschiedenes Wetter gefallen lassen. Zuerst den Handlangern der Zeitungen nachlaufen, die Hände drücken, vielleicht auch etwas in die Hände drücken, damit nur ja der theure Name recht oft und mit angenehmen Randglossen gedruckt erscheint, und dann den sittlich Entrüsteten spielen, wenn aus irgend einem Grunde die Glossen weniger angenehm ausfallen, das reimt sich nicht."

Vortrefflich nach der Natur gezeichnet, und erst in diesen Strichen vollendet sich das traurige Sittengemälde! Läuft die Presse dem Privatleben nach, so läuft noch viel cynischer

das Privatleben der Presse zu. Aber die Art, wie es von der Presse nur allzu willig aufgenommen wird, das läßt noch etwas zu sagen übrig, und leider ein Etwas, das nicht so häufig gesagt wird, als z. B. Freund B. in seiner Bescheidenheit keinen Anspruch gemacht haben will, etwas Neues vorzubringen. Die Erscheinung, die er rügt, ist nicht neu, und — weil er es selbst will — auch die Rüge soll es nicht sein. Sprechen wir aber jetzt von der Wurzel und von dem ethnologischen Grunde der Erscheinung! Wir haben dann, die Sonde so tief geführt, von einem der undeutschesten Züge Wiens zu sprechen, wovon instinctiv nicht viel gesprochen wird. Und kommt er zur Sprache, so heißt er — Gemüthlichkeit!

Gemüthlich soll es sein, das beispiellose Entgegenkommen, womit die Wiener Presse der anstürmenden Reclame des Privatlebens sich preisgibt! Ein gemüthliches Verhältniß zwischen Presse und Publicum, der gemüthliche Nationalgeist!

Sei dem also. Nicht wir streiten dagegen. Wir bekennen blos — die Antwort schuldig zu bleiben, wenn uns ein Deutscher aus Deutschland, also selbst wieder ein Gemüthsmensch, denn das sind ja die Deutschen und wahrlich competent in Gemüthssachen, etwa mit folgender Lauge über die Köpfe fährt: Gemüthlich nennt ihr das? Feig ist es, schlaff, schlotterig, waschlappig, mattherzig, schwachmüthig, kraftlos, nervlos, energielos, widerstandslos, Mangel an Muth, Männlichkeit, Wehrhaftigkeit, Mangel an Kern, Härte, Festigkeit, an Prall und Gegenprall, Alles Fladen, nichts Stahl und Stein! Euer ewiges Bedürfniß, liebenswürdig zu sein und den Charmanten zu spielen und gute Gesichter zu zeigen, und von Freundlichkeit, Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Wohldienerei und Lieb-Kinderwesen zu überfließen, daß ist der slavische Blutstropfen in euch, die Buhlerei, die wollüstelnde

Sinnlichkeit, das Weibertemperament, die Weiberschwachheit und Weiberweichheit. Ein weibisches Volk seid ihr, kein männliches. Nennt euch nicht Deutsche. Der Deutsche kann Nein sagen, der Deutsche stellt seinen Mann. Nichts ist euch unmöglicher. Stirn an Stirn hat kein Wiener je Nein gesagt. Er hat vertröstet, hingehalten, Ausflüchte gemacht und dann — sich ergeben. Jeder Zudringliche übermeistert euch, jeder Ueberlästige steckt euch in die Tasche. Die Unverschämtheit tyrannisirt und terrorisirt euch. „Raus schmeißen" hat Berlin groß gemacht: „Man mag sich nicht scheren!" wird das Fatum von Wien werden!

Nun lasse man aber auf eine Million Menschen, die sich nicht scheren mögen, nur hundert Reclamewölfe los, die sich gar sehr scheren! Welch' ein Blutbad alles Reinen und Guten! Wohlan, das Bild der Wiener Presse!

Der Dichter Zwerg schreibt ein neues Stück. — Der Dichter Zwerg hat sein neues Stück vollendet. — Der Dichter Zwerg hat sein neues Stück eingereicht. — Das neue Stück des Dichters Zwerg ist angenommen worden. — Nächste Woche findet die Leseprobe vom neuen Stücke des Dichters Zwerg statt. — Nach der gestrigen Leseprobe erwarten sich die Schauspieler von dem neuen Stücke des Dichters Zwerg einen großen Erfolg. — Folgendes ist die Rollenbesetzung in dem neuen Stücke des Dichters Zwerg.

Noch nicht mit einer einzigen Zeile hat sich das neue Stück legitimirt, daß es der Rede werth ist, und schon hat es siebenmal, auf dreimal sieben Wochen vertheilt, von sich reden gemacht, d. h. in selbstverfaßten Notizen von sich selbst geredet; aber die Blätter haben es in ihrer unerschöpflichen — Lammsgeduld angenommen!

Ist endlich ein Stück so mittelmäßig ausgefallen, daß es selbst die Hebamme aller Mittelmäßigkeiten nicht ans

Lampenlicht zu befördern wagt, so . . . . ist das Stück ins Russische übersetzt worden; — es ist auch ins Ungarische übersetzt worden; es ist soeben auf dem Hoftheater von Flachsenfingen mit „großem Erfolg" gegeben worden; — es wird auch auf dem Stadttheater in Kuhschnappel zur Aufführung vorbereitet — kurz, der Wolf durchrast nach wie vor seine Heerde und die Heerde läßt sich durchrasen!

Ein Dritter hat vor vierzig Jahren schlechte Verse scandirt und das Publicum hat sie großmüthig vergessen. Hilft nichts! Der Versifex selbst will nicht vergessen sein. Kann er als Dichter nicht leben, so können andere Dichter doch sterben. Nekrologe auf sie halten eine zeitlang trefflich vor, sich selbst in Erinnerung zu bringen; leider verrathen sie, daß man in der Prosa nicht stärker als sonst in Versen. Also thun wir weiter gar nichts mehr, als daß wir überhaupt die todten Dichter zu Grabe begleiten. Aber ist das nicht auch schon eine Heldenthat? Gewiß!

Gestern hat Wien seinen Homer begraben. Einige der höhern Hof-Chargen, die meisten Minister, viele Mitglieder des Reichsrathes, Repräsentanten des Geburts- und Finanz-Adels, Künstler, Gelehrte, Dichter — wir bemerkten Anastasius Grün, Dingelstedt, L. A. Frankl — bildeten den majestätischen Trauerzug, welcher der Hülle des großen Todten auf den Matzleinsdorfer Friedhof folgte.

Die ganze Elite Wiens, am zahlreichsten die Namen des österreichischen Parnasses, wie Weilen, Mosenthal, Murad Effendi, L. A. Frankl, versammelte gestern die erhebende Begräbnißfeier Pindar's auf dem alten Währinger Friedhofe, jenem Campo santo von Wien, welcher schon so viele Geistes-Heroen in seinem kühlen Schoße birgt.

Und so senkten wir denn gestern auch unsern gefeierten Antinous in den „dunkeln Schoß der heiligen Erde!" Das

Grab des Frühverblichenen umstanden die näheren Freunde desselben, Hans Makart, Dumba, L. A. Frankl, welch' Letzterer, kaum seiner Thränen mächtig, einen reichgeschmückten Kranz auf den Sarg des Verewigten niederlegte.

So fällt kein Wolf eine Schafheerde an, als unser Reclamewolf Herr seines Platzes ist! Jener hat doch noch den Hund und den Hirten zu fürchten, Dieser — nichts! Die Heerde gehört ihm unbedingt. Wer bellt da? Ein treuer Hund? Pah! Was hilft es, wenn sein Bellen nicht Männer erweckt!

Und sagt mir nur nicht: die Zeitungen sind zum Dienste des Publicums da. Das versteht sich. Wir sprechen vom Mißbrauch des Dienens. Auch Friedrich der Große nannte sich einen Diener. Anders dient ein König dem Staate und anders dient ein Lakai dem König. Es ist ein großer Unterschied, ob im Volksdienste das Gemeine mit unterläuft, oder ob das Gemeine sich zur Hauptperson aufwirft und die Bedienung allein in Beschlag nimmt. Das Erstere passirt wohl überall, „aber das ist sicher" — sagt Freund B. mit Recht — „ein solches Sichvordrängen der nichtigen Eitelkeit und des eitlen Nichts wie bei uns, ein derartiges Ausbeuten der Publicistik für alle erdenklichen Privatzwecke wird man nirgends zum zweitenmale so leicht antreffen. Und in dieser Beziehung hat sich auch die anständige Journalistik manchen Vorwurf zu machen. Zu willig hat sie Hinz und Kunz die unverdiente Ehre erwiesen, von ihnen als Privatpersonen Notiz zu nehmen, und zu oft hat sie durch ihre Gefälligkeit dazu beigetragen, Eintagsfliegen des großstädtischen Lebens in der Einbildung zu bestärken, sie seien Geschöpfe von Bedeutung und ihr Thun und Treiben interessire die Welt".

Die „anständige" Journalistik, von der hier die Rede war, ist es aber hauptsächlich darum, weil sie, wie jedes gute

Princip, sich selbst corrigirt, was das schlechte nicht thut. Diese Correctur scheint vor Allem die große und vornehme Theaterkritik zu üben, die ein Lichtpunkt der Wiener Journalistik und wenigstens bei unsern tonangebenden Blättern in den Händen reichgebildeter und unparteiischer Schriftsteller ist. Vor dieser Kritik ist dann freilich Hinz und Kunz noch immer unerbittlich durchgefallen, und hat es selbst Halm, nach Hebbel „die vergoldete Mittelmäßigkeit", eigentlich niemals zu kritischen Erfolgen gebracht. Um wie viel weniger die „Schule Halm", die unverhohlene Talmi-Fabrik! Ja, wenn Hinz und Kunz, die sich das ganze Jahr breit machen, endlich einmal im Jahre mit einer Theater-Novität der höhern Kritik vor die Klinge kommen, so glaubt man es der prachtvollen Strenge der letzteren ordentlich anzufühlen, daß sie ihr Rächeramt mit einem langgesparten Grimm und „avec une sorte de gaîté" verwaltet. Das ist dann allerdings eine Correctur, aber ach, eine so theure, daß der Preis ins Passive umschlägt und ruinös wie das Schuldenmachen wird. Was soll das Publicum denken?! Also diese Null ist der Dichter, der mir das ganze Jahr als Celebrität vorgeritten wird! Was ist Wahrheit? Wie bin ich bedient? Die Notizen-Redaction schien zu denken: Ei was, mit ein paar Zeilen Reclame schaffe ich mir Ruhe; „unser" Kritiker wird ihm schon heimleuchten, wenn der zahlende Tag kommt! Unser Kritiker aber, mit Recht gereizt und erbittert von dem Schmarotzer-Notizen-Cultus, gegen den sich sein ganzes Urtheil empört, erwartet mit Sehnsucht den Tag der Rache, wo er seine kritischen Gesetzestafeln dem goldenen Kalb mit fracas um die Ohren schlägt. So wird es ein permanenter und fast historischer Zustand der Wiener Presse, daß sich Notizen-Redaction und kritische Feuilleton-Redaction scharf widersprechen, was aber, da das Journal doch nur als einheitliche Person zu denken,

das Schauspiel einer Person gibt, die im ewigen Widerspruche mit sich selbst steht. Kein erbauliches Schauspiel! Soll es das Publicum nicht verwirren und wahrhaft verdummen, so findet dieses im Widerspruch seiner Presse nur folgenden Faden: Dein Intellect ist so ziemlich richtig, aber dein Charakter ist schwach. Was für ein böses Beispiel das gibt, kann nicht stark genug betont werden!

Denn es ist ja ethisch das Nämliche, wird einmal die Wahrheit verletzt, ob es den Personen zu Lieb oder zu Leid geschieht. So ist der Scandal, der verleumdet, und die Reclame, die verhätschelt, nur Pol und Gegenpol derselben Axe, und die honnete Presse, welche mit der Scandalpresse nichts gemein haben will, sie desavouirt und außer Collegialität erklärt, sollte sich ernster zu Gemüthe führen, wie verzweifelt verwandt sie im Wesen und blos nicht der Form nach mit dieser ist. Die größere Schadenstifterin aber ist die erstere gewiß. Just der Ekel, den die Scandalpresse erregt, schützt sie wider ihren Willen vor belangreichen Wirkungen, denn unmoralisch sein wird von Allen verstanden und von der Mehrheit zurückgewiesen: schon der Selbsterhaltungstrieb thut es. Dagegen begreifen es die Wenigsten, daß der gute Geschmack und das ästhetische Gefühl, welches ja nur eine Circumflex-Linie des moralischen ist, dieselbe Schonung erheischt wie dieses. Aber wer den ästhetischen Scandal, so gut wie den moralischen, bekämpft, „geht zu weit," ist zu „rigoros", heißt ein „Störefried." So begeht die honnete Presse ihre Sünden mit enorm belangreichern Freibriefen. Wenn die Scandalpresse ein armes verleumdetes Mädchen zur Verzweiflung und zum Giftmorde treibt, so schreit das ganze Gemeinwesen auf; aber ihrerseits vergiftet die honnete Presse noch um Vieles verderblicher, denn ihr ewiges Creiren und Befördern usurpirter Reputationen hat Urtheile verfälscht, Maßstäbe zerbrochen,

Gewissen corrumpirt, welche sittlicher Lebensbedarf und noch höher im Werthe als ein einzelnes Menschenleben. Ein Würmchen nagt so gewiß und sicher nicht ganze Waldflächen ab, als das freundliche Ohrwürmchen der Reclame mit Ländern und Völkern fertig wird. Wer soll sich noch erarbeiten, was ihm geschenkt wird? Welche Talente sollen nachwachsen, wo die Mittelmäßigkeit, wo Null und Unter-Null im Reclamenpomp der Presse wie Könige mit schlepptragenden Pagen erscheinen? Die Hand auf Schiller's und Goethe's Briefwechsel wie auf der heiligen Bibel, möchte Mentor seinem Telemach Ernst, Fleiß, Studium, rastloses Bilden und Streben in einem erhabenen und für ewige Zeiten nachahmungswürdigen Musterbilde zeigen; aber — Telemach lernt nichts, sondern überläuft die Redactionen, schreibt Bettelbriefe und lacht seinem Mentor unter die Nase, denn er ist ein größerer Mann und in kürzerer Zeit geworden!

Ich habe wohl schon das Wort gehört: Ah pah; wir können nicht warten, bis Schiller und Goethe wieder kommen; die Plätze der Oeffentlichkeit wollen besetzt sein, sei's denn von Hinz und Kunz!

Aber Schiller und Goethe werden nicht kommen, ja können nicht kommen, denn sie sind nicht vom Himmel gefallen, wie die Tantoppigste Dalailama-Adoration sich vorduselt, sondern sie haben sich ihre grandiose Kunst- und Culturhöhe erarbeitet, und die Arbeit wird künftig erspart und die Arbeitslust im Keime vergeudet — kraft der „wohlwollenden Notizen" in unserer seit Schiller und Goethe vertausendfachten Presse. Ohne Arbeit hätte Goethe bei Lenz und Schiller bei Schubart stehen bleiben können, und wahrlich, die Reclame wird dafür sorgen, daß Lenze und Schubarte künftig als Goethes und Schillers paradiren. Hat sie doch schon gesagt: Homer und Hamerling — und warum sollte

sie nicht? Der Galgen steht nicht darauf! Es steht blos die allgemeine Verlotterung des Nationalgeistes darauf!

Undeutsch habe ich diesen Schwindelgeist der Reclame genannt, und nichts ist es mehr. Deutsch ist der Vortritt der Sache vor der Person, die selbstlose Hingebung der Person an die Sache, das Verschwinden und Aufgehen des persönlichen Momentes im Interesse und im Dienste der Sache. Just umgekehrt herrscht bei uns wie bei allen Ostvölkern die Neigung vor, alles Persönliche zuerst und zumeist zu berücksichtigen, die Person beständig vor die Sache und über die Sache zu stellen. Wie bis an die Halden der Türkenschanze die asiatische Steppenflora reicht, so reicht in unsern Geist jener asiatisch-slavische Geist hinein, welcher, schwach zur Staatenbildung und auf der niedrigen Stufe von Stamm und Familie befangen, so schwer über das Persönlich-Sinnliche hinauskommt, so unempfindlich für die compacte, aber geisterhafte Solidarität der Dinge ist, dagegen so überempfindlich für Person und Persönchen im Einzelnen, ihre Einflüsse, Anreizungen, Velleitäten, Suchten und Hänge. Die wichtigsten und festesten Dinge beständig aufzulösen und umzumodeln, nach persönlichen Witterungsverhältnissen das Große klein und das Kleine groß, das Etwas zu nichts und das Nichts zu Etwas, zu Viel, zu Allem zu machen, diese ganze erzundeutsche Art, die objective Wirklichkeit zu einem phantastischen Schattenspiel des persönlich-willkürlichen Beliebens herabzuwürdigen — ist leider die österreichische. Auf dieser Wurzel steht die alte Klage: „einen solchen Persönlichkeits-Cultus und Reclamen-Mißbrauch findet man sonst nirgends mehr als bei uns."

Vom Denkmal-Bettel.

So lange es eine deutsche Poesie giebt, haben die Deutschen darüber geklagt, daß ihre Poeten verhungern. In einzelnen Fällen war dieses Wort buchstäblich zu nehmen; in allen übrigen aber bedeutet es wenigstens das entsagungsvolle Loos, den unzulänglichen irdischen Lohn der deutschen Poeten. Der König derselben, Schiller, ein Mann, der es wissen mußte, weil er selber ein Bild des Leidens und der Entsagung gewesen, hat dieser Thatsache, wie so mancher anderen, den Stempel eines classischen Ausdrucks verliehen. In dem Gedichte „Pegasus im Joche" versinnlicht er den Schmerz der Poesie, wenn sie widernatürlich an ein prosaisches Brodamt gekettet ist; in dem Gedichte „Theilung der Erde" ist vom irdischen Brode vollends nicht mehr die Rede, denn der Dichter hat nur noch ein Recht an den Himmel, ist aber besitzlos auf Erden. Dieses letztere Gedicht namentlich hat einen tiefen Eindruck gemacht und einen bleibenden Stachel zurückgelassen. Seit diesem Gedichte gehört es zu den Gewissensdingen jedes gebildeten Deutschen, die Noth der deutschen Dichter zu empfinden, sich ihrer zu schämen und angeblich zu thun, was Jeder vermag, daß diese Noth gemildert werde.

Da ist es nun sonderbar. Jahraus jahrein sieht man Herren in weißen Handschuhen und weißen Cravaten herumgehen, welche bei den Theater-Directionen recht fleißig um Benefiz-Vorstellungen für Denkmäler bitten. Was denken diese Herren — wenn sie überhaupt denken? Sie fordern dem deutschen Theater, welches die deutschen Dichter ohnedies kurz genug hält, Summen auf Summen ab, um diese Gelder

— dem Marmor oder der Bronce, also der todten Hand zuzuwenden. Was aber die todte Hand gewinnt, das verliert selbstverständlich die lebendige. Das heißt denn mit anderen Worten: die ganze Arbeit der weißen Handschuhe und der weißen Cravaten hat den ausgesprochenen Zweck, den lebendigen Dichtern das Brod zu stehlen, ihre Noth zu verewigen und womöglich zu vergrößern. Dabei sind diese Herren aber nicht etwa — verkleidete Dienstmänner und Commissionäre der Bildhauer, nein, die Tollheit ist completer; sie sind am häufigsten selber Poeten oder jedenfalls Liebhaber der Poesie, bilden sich ein, vor der übrigen Volksmasse den Interessen der Poesie näher zu stehen, kurz, sind „begeistert für alles Edle, Schöne und Gute", wie es im Curialstyl der Philister heißt, oder wenigstens der deutschen Philister, denn eine andere Nation hat diese Phrase nicht.

Zwar der Spatz in der National-Oekonomie sagt, der Theaterdichter erhält von der Denkmal-Vorstellung ja doch seine Tantième, dem lebenden Dichter entgeht also nichts. Der Wisser und Denker in der National-Oekonomie sagt aber anders. Er sagt so: Die deutsche Theaterkasse sieht sich von eurem Denkmal-Bettel auf eine fast schon regelmäßige und ziemlich empfindliche Weise besteuert. Wer soll diese Steuer tragen? Sie selbst? Nicht dran zu denken! Das deutsche Theater erträgt keine neue Steuer mehr, es erliegt schon längst unter dem Drucke seiner alten Finanz-Schwierigkeiten, als da sind: lauer Theaterbesuch, hohe Gagen, kostbare Gastspiele, wachsender Ausstattungsschwindel ꝛc. ꝛc. Soll es nun auf seinen überbürdeten Ausgaben-Etat auch noch eure Denkmäler setzen — diesen Ausstattungs-Schwindel neuester Art — so wird es thun, was jeder lästig Besteuerte anstrebt, nämlich die Steuer auf Andere abwälzen. Es wird sparen, was immer heißt: Andere werden nicht

verdienen. Und diese Anderen werden natürlich die stummsten und wehrlosesten Opfer sein, die Dichter. Kurz und gut, die deutsche Theaterkasse, wenn sie Jahresbilanz macht und im abgelaufenen Jahre so manches stattliche Tausend dem Denkmal-Bettel geopfert sieht, einem Bettel, der ihr auch fernerhin droht, wird sich darauf einrichten und sich vornehmen, im nächsten Jahre um ein neues Stück weniger anzunehmen, die tantièmepflichtigen Stücke ein wenig seltener, diejenigen, welche nichts kosten, ein wenig öfter zu geben; mit Einem Worte, der ganze Voranschlag wird zum Nachtheil der lebenden Dichter ausfallen, er wird sich strecken nach der Decke und diese Decke, ohnedies kurz genug, ist eben durch den Denkmal-Bettel noch weiter verkürzt worden. Die Theatersteuer für Denkmäler wird also stets auf die lebenden Theaterdichter umgelegt werden. Man kann sich darauf verlassen, daß diese und immer nur diese es sind, welche die Denkmalsteuer zu tragen haben. Es muß als ein unanfechtbarer national-ökonomischer Grundsatz erkannt werden: was der deutschen Theaterkasse entgeht, das entgeht dem deutschen Theaterdichter.

„Aber wozu den Lärm, wenn man Einmal im Jahre" . . . Sehr wohl. Einmal im Jahre für Schiller, einmal im Jahre für Goethe, einmal im Jahre für Hans Sachs . . . und so fort ins sehr Vielmalige!

Und wären wir noch ein geldreiches Land, ein Land, wie z. B. England, wo fast in allen Zweigen der Volkswirthschaft ein Ueberfluß an erspartem Capital sitzt. Aber dem ist nicht so. Wir sind eingestandermaßen ein Land des Poeten-Hungers. Das deutsche Theater arbeitet nicht mit erspartem, höchstens mit „werbendem" Capital, wie es der Volkswirth nennt, ja, vielleicht durchschnittlich mit Mangel an Capital. Dem deutschen Theater, welches die lebenden Dichter

nicht nährt, einen unfruchtbaren Tribut für die todten abzupressen, erscheint mir unter diesen Umständen ganz einfach als eine strafbare Handlung und ich bin blos nicht Jurist genug, um diese strafbare Handlung als Criminal-Verbrechen oder als schwere Polizei-Uebertretung zu qualificiren. Fast möchte ich mich aber für das Criminal-Verbrechen entscheiden, wenn ich erwäge, was für eine wichtige Rolle dabei die Anwendung des moralischen Zwangs spielt.

In einer Weltstadt erlebt man viel von der Unverschämtheit der Bettler, aber Eins ist noch nicht erlebt worden, nämlich, daß die Bettler sich der Presse bemächtigen und Jeden, der sie abweist, denunciren.

Im Laufe dieser Woche lasen wir solche Denunciationen zwei Tage nach einander in zwei verschiedenen Blättern.

Am Sonntag schrieb das Eine:

„Als sich das Damencomité des Schiller-Vereins zu dem Intendanten des Burgtheaters begab, um für die zum Besten des Denkmals abzuhaltende Akademie seine Erlaubniß zur Mitwirkung einer großen Anzahl von Schauspielern zu erbitten*), unternahm es diesen Gang in dem stolzen Bewußtsein, eine ästhetisch-edle That zu vollziehen und in der süßen Erwartung, dieselbe vom Dichter Halm gebührend gewürdigt zu sehen. (Theaterdichter sollten es auch noch „würdigen", wenn Theaterkräfte zu anderen als Theaterzwecken vergeudet würden!) Sie spannten ihre Geistes- und Gemüthssaiten hoch, (im Originale steht „Seiten") und versprachen sich einen erhebenden schöngeistigen Genuß von dieser Bitt-Visitte. Aber ach, Friedrich Halm trafen sie nicht zu Hause, sondern nur Eligius Freiherrn v. Münch-Bellinghausen, und seine Saiten

*) Wie mir die Feder blutet, wenn ich eine solche Prosa nachschreiben muß!

waren so verstimmt (im Original steht wieder „Seiten"), als die ihren erwartungsvoll hochgestimmt; das gab keinen guten Klang und soll einige Nervenzufälle zur Folge gehabt haben. Der freiherrliche Intendant überbietet mitunter noch seinen bürgerlichen Vorgänger (Laube) an Schärfe der Ausdrucksweise, und mit unbegreiflicher Trockenheit und Härte wies er erst das Ansinnen rund ab, um sodann mühsam einige Concessionen zu machen."

Am Montag schrieb das Andere:

„Aus dem Hofoperntheater wird allerlei Pikantes erzählt. Vor Allem ein ganz merkwürdiges Geschichtchen von dem Empfange, dessen sich das zur Errichtung eines Ander-Denkmals constituirte Comité von Seite des Herrn Hofraths v. Dingelstedt zu erfreuen hatte. Wir selbst hatten gleich am Tage nach der merkwürdigen Audienz des Comités die nette Geschichte erfahren, doch waren wir um strengste Discretion ersucht worden, damit nicht durch die publicistische Erörterung der Sache eine Reparirung der Angelegenheit gehindert werde*). Die Scene hatte aber offenbar zu viel Eclat gemacht, um auf die Länge verschwiegen bleiben zu können, und da bereits (ein anderes Blatt) von der Geschichte spricht, so können auch wir unseren Lesern davon erzählen."

„Sie läuft, kurz gesagt, darauf hinaus, daß die Herren des Comités von dem Herrn Hofrath in unerhört barscher Weise empfangen und von ihm förmlich abgekanzelt wurden, weil sie ihm die Zumuthung stellten und es für nicht ganz unpassend erklärten, daß ihnen das Hofoperntheater für ein Concert zum Besten des Ander-Denkmals zur Disposition gestellt werde" . . . ꝛc. ꝛc.

*) Das rettet noch dieses Comité. Die nervenzufälligen Damen scheinen sich keinerlei Discretion ausbedungen zu haben!

Man sage nicht, in diesen beiden Fällen wird mehr die Rauhheit der Abweisung als die Abweisung selbst denuncirt. Wie leicht bildet der Abgewiesene sich ein, er sei rauh abgewiesen worden! Wer hat's denn gehört und gesehen? Wenn aus dem Innern der Zimmer eine Scene zwischen zwei Parteien an die Oeffentlichkeit geschleppt wird, wo ist denn der dritte Unparteiische, der den Charakter des Zeugen oder wol gar des Richters hätte?

Auch sage man nicht, es ist hier nur von Akademien und Concerten die Rede, nicht vom eigentlichen Theaterabend, welcher der Theaterkasse gehört. Es ist von den Theater*kräften* die Rede! Wer die Schwierigkeit „würdigt", mitten im Winter und seinen tausend Unpäßlichkeiten ein Wochen-Repertoire zu machen, kann nur mit äußerster Unbilligkeit verlangen — was freilich gut österreichisch ist — die Kräfte an Nebenzwecke zu vertrödeln, um sie für den Hauptzweck zu gefährden. Ich begreife es, daß unsere Theaterchefs aus der Haut fahren, wenn sie sich um Denkmäler überlaufen sehen — von Schiller bis zu Ander herab! Das intelligente Publicum erfährt es *zu seiner vollsten Beruhigung*, daß kriegerische Wehr und Wache seine Kunst-Institute vertheidigt. Ist es mir doch, als sähe ich die beiden stattlichen Männer, wie sie, gleich streitbaren Stieren mit gesenktem Horn und gehobenem Schweif, den Raubthieren entgegendräuen!

Zugleich sieht man aber auch — und das ist die ernstere Seite davon — daß es dem Einzelnen fast schon unmöglich gemacht ist, gegen das Faustrecht des Denkmal-Bettels auf eigene Hand zu bestehen. Es ist hohe Zeit, daß der obrigkeitliche Schutz eintritt und daß der Regelung des Denkmal-Bettels die Gesetzgebung ihr Auge zuwendet. Ich spreche vom Denkmal-Bettel als *Hausbettel*; wohlgemerkt!

Das Denkmalsetzen in Standbildern ist keine nordische Sitte: wir haben es von den Alten adoptirt. Aber in der ganzen antiken Literatur findet sich nicht die leiseste Andeutung, daß die Römer und Griechen ihre Denkmäler mittels Hausbettel gesetzt hätten. Dieser Unfug ist durch Nachsicht eingerissen: vor dem Gedanken hält er nicht Stich.

Man kann sich das Denkmalsetzen — von der wilden und barbarischen Art des Hausbettels abgesehen — in civilisirten Formen nur so denken:

Ist die Person, welcher ein Denkmal gesetzt werden soll, das Kleinod einer Stadt, wie z. B. der Bürgermeister Zelinka, oder, weil ihr es wollt, der Tenorist Ander, so ist der Antrag eines Denkmals in der Communal-Vertretung zu stellen und von dieser zu bewilligen. Dieselbe übernimmt die Kosten auf ihr Budget, oder — da moderne Budgets empfindliche Dinge sind — sie legt sie auf freiwillige Beisteuern um, zu welchem Ende sie Subscriptions-Listen auflegt beim Magistrate, bei allen Bezirksämtern, bei allen Redactionen, in allen Kunst- und Buchhandlungen — aber immer mit Ausschluß des Hausbettels.

Ist die Person, welcher ein Denkmal gesetzt werden soll, der Ruhm und die Ehre eines ganzen Volkes, wie z. B. Schiller, so thut Dasselbe die Volksvertretung. Sie stellt, debattirt und bewilligt den Antrag des National-Denkmals, übernimmt es gleichfalls auf ihr Budget oder deckt es durch National-Subscriptionen, welche sie auflegt in allen Amtsstuben des Landes, in allen Redactionen, in allen Kunst- und Buchhandlungen, vielleicht, wo der Clerus zustimmt, selbst auch in allen Pfarrämtern — aber immer mit Ausschluß des Hausbettels.

Nur so kann sich der Cultivirte das Denkmalsetzen denken bei einem Culturvolke. Die dritte Art dagegen, daß

jeder Nächstbeste sich zu einem Denkmalvater aufwirft, ein paar Freunde als Comité wirbt und mit polizeilicher Nachsicht nun getrost auf den Hausbettel ausgeht: diese Art scheint mir anständiger für Tungusen und Päscherähs, als für uns.

„Aber mit Deinen aufliegenden National-Subscriptionen kommt in Ewigkeit nichts zusammen.“ Bst! Nicht so laut! Nicht so unvorsichtig! Das eben ist es ja, was ich hören wollte. Ihr seid mir vortrefflich aufgesessen.

Kommt nichts zusammen, — und ich habe es immer so geahnt, — dann ist eure ganze Denkmalsetzerei eben nicht Nationalsache, wie es eure Phrasen so widerlich lügen, sondern sie ist Privatsache, sie ist Sache eurer persönlichen Liebhaberei, um nicht das Schlimmere zu sagen, eurer persönlichen Eitelkeit. Dann hat der Banquier Königswarter u. A. auch nichts für Schiller gegeben, sondern er hat gegeben für L. A. Frankl, den Sammler und Glaubensgenossen, der ihn persönlich bedrängte. Und hier eben ist's, wo ich nach der Polizei rufe.

Ich habe mich heute darauf beschränkt, vom Denkmal-Bettel zwei Seiten zu besprechen: 1. seine poetisch-ökonomische Schädlichkeit, und 2. seine sociale Lästigkeit und Unanständigkeit. Ich habe an demselben Gegenstande aber schon längst so viele Seiten des Widerspruchs gefunden, daß es mich lebhaft anspornte, sie in guter und klarer Ordnung säuberlich zu Papier zu bringen. Dieses Papier liegt seit Jahr und Tag gar schüchtern in meinem Schrank, denn ich fürchtete gegen den Strom zu schwimmen. Nach und nach aber fange ich an, von dieser Furcht mich zu erholen. Ich fange nämlich an, zu capiren, daß ein Strom überhaupt nicht existirt, daß die öffentliche Meinung vielmehr dem Denkmal-Bettel von Herzen gram ist, denn alle Personen, so viel und so bunt

ich deren noch sprach, fand ich von seltener Einigkeit in dem Abscheu gegen den Terrorismus des Denkmal-Bettels. Ich fand sie Alle nach einem Gideon seufzen, nach einem Manne, der den Muth hätte, das Wort des Widerspruchs zum erstenmale laut auszusprechen.

Ein Gideon ist nun freilich nicht leicht Einer. Muth zu haben ist dagegen jeglichen Mannes Pflicht, und — vielleicht erfülle ich meine Pflicht eines Tags.

Das Denkmalsetzen in der Opposition.*)

Erster Artikel.

„— und was die Sculptur betrifft, hat Jemand dieselbe, außer in der Hand der Griechen, jemals lebendig gesehen?“ Poussin.

Indem ich in einer Kunstsache opponire, wollte ich mich nur schleunigst hinter den Rücken eines Künstlers retten; denn die Mänaden haben sogar den Orpheus zerrissen und mit mir würden sie auch noch fertig! Hei, über eine Lady patroness, welche soeben für's L. A. Frankl-, ich wollte sagen: für's Schiller-Denkmal sammelt, und der ich in meiner Sünden Maienblüthe in den Wurf käme! Mag denn „der große Poussin“ den ersten Anprall aushalten; er ist groß genug, um ein kleines Feuilleton zu decken.

Denn nicht jede Opposition hat es so gut wie die politische. Die ist längst in Ehren und Würden anerkannt, sitzt als Ihrer Majestät allergetreueste Opposition im ganzen modernen Parlamentarismus warm, sitzt warm in der ganzen Presse, zumal der bestabonnirten und meistgelesenen. Auch

*) Erschienen in der „Deutschen Zeitung“. — Spätherbst 1873.

die moraliſche Oppoſition hat noch diverſe Wörtchen frei an das Schickſal, und ein paar neckiſche Einfälle, wie z. B., daß die Ehe unſittlich und das Eigenthum Diebſtahl, gehen in allen Töchterſchulen aus und ein und ſind faſt ſchon Zopf.

Am miſerabelſten aber geht es der äſthetiſchen Oppoſition. Wie ein Mondkalb wird ſie angeſtarrt, wo ſie ſich zeigt, und die ſanglanteſten Revolutionäre, die creditfähigſten Anarchiſten, Menſchen, auf deren Umſturzbeſtrebungen man bauen kann, ſind oft reine Kinder und buchſtabieren eine äſthetiſche Fibel, welche ſchon an den langen Regenabenden in der Arche Noäh ein abgegriffenes Büchlein war. Nicht die erſten Anfänge und primitivſten Vorausſetzungen findet ſie vor, ein Störenfried iſt die äſthetiſche Oppoſition in faſt allen Parteikreiſen, ein ungebetener Gaſt, welcher überall auf conſervative Gewohnheiten, ja auf reactionäre Triebe ſtößt. In der Aeſthetik herrſcht noch Säbel und Krummſtab, alles Hergebrachte und Abgelebte, der ganze Abſolutismus der Phraſe. Und die Leute wollen es ſo.

Aber glücklicherweiſe iſt das auch wieder ein Zopfgedanke, wie ich mich noch rechtzeitig beſinne. Zu den Leuten nämlich gehöre ich ja ſelbſt und ich will es nicht ſo. Die Leute wollen Alles und Alles iſt Publicum. Laßt mich die einſamſte Laube ſuchen und meine Gedankengrillen monologiſch für mich allein hinmurmeln — was wetten wir, im Nu umſchleichen mich Menſchen, die mir zuhören. Ah — „kein Publicum haben" iſt einfach nicht wahr. Wagt's nur! Das Publicum iſt allgegenwärtig wie die Luft. Redet getroſt in den Wind, unter freiem Himmel wohnt — das Echo!

So rede ich denn.

Wenn ich einen Halbgebildeten frage: Was iſt der Unterſchied zwiſchen der antiken und modernen, zwiſchen der

claſſiſchen und romantiſchen Kunſt? ſo wird er in großer Verwirrung antworten: Herr, dieſe Frage regt ganze Welten von Vorſtellungen auf. Das iſt ein Steff für ganze Bücher und Winterſemeſter.

Wenn ich dagegen einen Durchgebildeten und Ganzgebildeten frage, ſo werde ich die Antwort erhalten: Herr, das iſt mit drei Worten zu ſagen. Die Kunſt der Alten ging von dem Körper aus, die Kunſt der Neuern geht von der Seele aus. Die Kunſt der Alten war deßhalb plaſtiſch, die Kunſt der Neuern iſt lyriſch, muſikaliſch, maleriſch, kurz romantiſch.

Bravo! So haben ganze Welten von Vorſtellungen, wenn man ſie wirklich beherrſcht, in einer Nuß Platz, und Alles, was man *weiß*, nicht blos rauſchen und brauſen gehört hat, läßt ſich in drei Worten ſagen. Aber noch Eins; — wenn dem ſo iſt, warum ſetzen wir Neuern dann ſo hartnäckig Denkmäler?

Weil wir die gedankenleſen Nachbeter der Alten ſind.

Hm! Nicht ſchmeichelhaft, aber präcis. Alſo denken wir für die Gedankenleſen und ſeien wir Vorbeter ſtatt Nachbeter. Aber denken wir unſere Gedanken hübſch im Zuſammenhange. Es iſt gar kurzweilig, wie da die alten Sachen neue Geſichter bekommen.

Was würde man zum Beiſpiel ſagen, wenn Einer behauptete: Das Denkmalſetzen der Neuern liegt gar nicht in der bildenden Kunſt, ſondern — in der modernen Schule und in der modernen Preſſe. Wie ſo? Wie hängt das zuſammen?

Klar genug.

Das Denkmal der Alten war — wenn nicht ganz, doch zum guten Theile — ein *Organ der Publicität*. Sollte eine Perſon oder ein Ereigniß dem Gedenken der Nachwelt überliefert werden, ſo ließ das Mittel dazu faſt gar keine Wahl übrig. Es war immer und immer wieder das

Denkmal. Jede Generation genoß für sich selbst, so lange sie Gegenwart hatte und auf Erden anwesend war, der ausgezeichnetsten und vollkommensten Oeffentlichkeit, einer Oeffentlichkeit, wie sie so schrankenlos vielleicht in allen Zeiten nicht wieder erblühen wird. Dagegen war sie fabelhaft arm, ja fast hilflos in der Fortpflanzung der Oeffentlichkeit. Bei uns ist es umgekehrt. Nichts ist leichter, als daß eine lebende Person im Dunkeln bleibt und der verdienten Auszeichnung verlustig geht. Dagegen ist es fast unmöglich, daß ein ausgezeichneter Todter vergessen werde. Wir besitzen ein Schulsystem, von dessen Entwicklung die Alten nicht entfernt eine Ahnung hatten und welches jede Generation in den Stand setzt, das Denkwürdigste aller vorhergegangenen Generationen genau und sicher zu wissen. Alle Erzgießereien der Welt werden kindisch, ja wahrhaft absurd, wenn sie in der Production des Andenkens mit dem modernen historischen Schulunterricht concurriren zu können sich einbilden.

Tritt das unterrichtete Schulkind aus der Schule ins Leben, so umgibt es vollends ein Ocean von Publicität, die moderne Presse! Diese wundergleiche Anstalt, von welcher die Alten in ihren kühnsten Träumen keine Vision haben konnten, verhindert jeden Europäer und Amerikaner fast gewaltsam, irgend etwas Wissenswerthes nicht zu wissen. Tausende von Journal-Artikeln greifen täglich und stündlich nach Präcedentien und Analogien in die Geschichte zurück und ruminiren den historischen Schulunterricht jedem Erwachsenen immer von neuem. Was soll ich erst von jener zwischen Schule und Journalismus in der Mitte liegenden Literatur der Wochenschriften, Monatschriften, Pfennigmagazine und Encyklopädien, von jener ganzen Atmosphäre des Wissens sagen, die wir mit einem einzigen Stichwort „das Conversations-Lexikon" nennen können?! Aus dem Conversations-Lexikon

beſchwört jeder Kohlenträger in jeder Minute jede ihm beliebige Geſtalt der Geſchichte. Das konnte weder Plato noch Ariſtoteles! Unſere Denkmäler — darf man behaupten — wachſen ganz eigentlich aus dem Converſations-Lexikon erſt heraus; weit entfernt, daß ſie ein Andenken ſtifteten, ſo ſind ſie vielmehr Nachzügler und Schmarotzer dieſes Andenkens. Das Andenken ſelbſt aber — Dank unſerer Schulbildung und dem ganzen Arſenal unſerer Publicität — war viel unmittelbarer, viel lebendiger und vollkommener längſt ſchon vorhanden, ehe es zur Setzung des ſogenannten Denkmales kam, und dieſes Denkmal läuft unter dieſen Umſtänden am impoſanten Triumphwagen der modernen Publicität buchſtäblich wie das fünfte Rad nebenher — überflüſſig, zwecklos und in dieſer Zweckloſigkeit rein unbegreiflich, wenn es ſich nicht eben dadurch als ein exotiſches Kind der Nachahmung verriethe, der gedanken- und inhaltsleeren Nachahmung fremder Zeiten, fremder Sitten, fremder Bedürfniſſe und fremder Zuſtände. Wird es denn hier zum erſtenmale geſagt, oder weiß es nicht Jedermann, daß die Alten, ſo viel ſie des Schönſten und Höchſten geleiſtet, uns gegenüber ſich doch in einem Zuſtande von Kindheit befunden, in den wir uns nicht mehr zurückaffectiren können? Entſpricht es denn nicht einem Kinderzuſtande, Dinge, die man merken will, mit leiblichen Augen ſehen zu müſſen, das Material des Merkzeichens in ſchweren Steinblöcken oder Laſten Erzes zu ſuchen, und ſind wir nicht große Kinder, wenn wir das nachmachen, da wir doch unſere fünfundzwanzig Lettern haben, deren monumentale Fähigkeit jede andere aus dem Felde ſchlägt? Von dem Schriftthume ſagt ſchon Horaz: exegi monumentum — aere perennius, und ſeit ſich das Schriftthum mit dem Buchdruck vermält, durfte es den Ton noch kühner greifen und majeſtätiſcher anſchlagen, und die erſte Geſammt-

Ausgabe Shakespeare's vom Jahre 1623 beſingt Leonard Digges mit den triumpalen Worten:

— Iſt alle Pracht zu End',
Zerfiel in Staub dein Stratford-Monument,
Hier bleibſt du uns lebendig!

Ein wahrer Poſaunenton für Ohren, die hören wollen! Stolzer und ſtärker haben die fünfundzwanzig Lettern nie ihr ſicheres Selbſtgefühl ausgeſprochen, daß ſie die eigentlich monumentale Kraft der modernen Welt darſtellen!

Das Denkmal als Organ der Publicität wäre ſomit beſeitigt und abgethan.

Ueben wir aber volle Gerechtigkeit und ſtatuiren wir auch die übrigen Zwecke des Denkmals. Sagen wir alſo, das Denkmal hatte nicht nur den Zweck: 1. ein Andenken zu überliefern, ſondern auch 2. eine Ehre zu bezeugen, 3. ein Ausdruck des Nationalgefühls und 4. eine Befriedigung des Schönheitsſinnes zu ſein. Ich denke, damit werden wir keinen weitern Reſt mehr ſchuldig geblieben ſein.

Numero Zwei hängt mit Numero Eins zuſammen. Das Denkmalſetzen implicirt ſchon eo ipso den ehrenden Zweck — die Schandſäulen etwa ausgenommen. Aber wenn wir zu ſagen hatten, daß das moderne Andenken mehr als ein Andenken, nämlich ein Wiſſen, ein durch Schule und Preſſe verbreitetes Wiſſen iſt, ſo objectivirt ſich auch die ehrenbezeigende Seite des Denkmals nicht mit einem ſtarren, lebloſen Bilde in der Außenwelt und wird nicht von außen her blos dem ſinnlichen Schauen aufgedrungen, ſondern pflanzt ſich aus dem quellenden und unerſchöpflichen Brunnen der modernen Bildung lebendig im Innern fort, in der Ueberzeugung, in der Meinung, im Gewiſſen. Nichts kann für dieſe Thatſache ausdrucksvoller und charakteriſtiſcher ſein als die Stiftung, dieſe durch und durch moderne

Erscheinung. In der Stiftung sagt die moderne Innerlichkeit so deutlich als möglich: Es ist uns bei einem von den wohlthätigen Genien der Menschheit nicht im mindesten um ein nachgeahmtes Bild seiner körperlichen Aeußerlichkeit zu thun, sondern um ein fortgesetztes Eingehen in seine geistige, seelische, kurz sittliche Wesenheit. So ehrte die Schiller-Stiftung das Andenken Schiller's und war Schiller's Denkmal — Denkmal im modernen und lebendigen Sinne. Die Erz- und Marmor-Denkmäler, die sich dessenungeachtet das Recht der Phrase nicht nehmen lassen und der Stiftung Geldkräfte entziehen, wie der Vampyr warmlebendiges Blut saugt, sind es in einem todten, moderigen und reactionären Sinne oder, besser zu sagen, Unsinne und Widersinne.

Und wenn das Denkmal eine Ehrenbezeigung ist, wer bezeigt schließlich diese Ehre? Wer ist Ehrenrichter? Natürlich das Volk oder der Träger seiner Souveränetät. Nun interessirt sich aber der moderne Souverän überhaupt nicht für Denkmäler — etwa sein eigenes Haus und seine Feldherren ausgenommen. Bezeigt er den Lebendigen Ehre, so thut er's mit Orden und sehr sichtbar zum Zweck einer lebendigen Wechselwirkung dynastischer Ergebenheit. Wieder einer von den entscheidenden Gegensätzen zwischen Antik und Modern! Das ist das Dilettantische, ja eigentlich Beleidigende des modernen Denkmalsetzens: das Willkürliche, Zufällige, das reine Hazardspiel des vereinzelten Einfalls, womit mandatlose, zu Vertretern des öffentlichen Geistes sich aufwerfende Privatpersonen Denkmäler ins Blaue hinein setzen, der Eine Dem, der Andere einem Andern, während der antike Volksstaat fehlt, welcher diese Volkssache aus erster Hand seiner Souveränetät handhabte. Betrat man eine griechische Stadt, so war sie besäet mit Denkmälern: überall

wo bei uns ein Brunnen, ein Gas-Candelaber, ein Schilderhäuschen, eine Laube mit einer Gartenbank steht, stand bei den Alten eine Statue oder eine Büste. Bei den Alten ließ es sich wirklich durchführen, jeden ausgezeichneten Bürger mit einem Denkmal zu ehren, denn man bedenke, daß es sich nur um wenige Tausende der Minderheit handelte und daß die Mehrheit denkmal-unfähig war, nämlich die Sklaven. Wie gänzlich umgekehrt liegen auch hier wieder unsere Verhältnisse! Eine moderne Stadt nimmt sich mit ihren Denkmälern aus wie ein Gebiß voll Zahnlücken; die meisten Zähne fehlen und nur die wenigsten stehen. Stehen z. B. auf der Elisabethbrücke wirklich alle denkwürdig-ausgezeichneten Wiener, welche in Hormayr's neun Bänden „Geschichte von Wien" als ausgezeichnet stehen? Eitel Stück- und Flickwerk! Das Denkmalsetzen ist die höchste Blüthe der Oeffentlichkeit, aber die Oeffentlichkeit heißt — res publica! Es fehlt nichts weniger als Alles, daß das moderne Denkmal vorgeben dürfe, die Ehren der Nation auszutheilen: es fehlt, daß die Nation ihr eigener Herr sei und ihre Ehren mit einer freien Hand austheile. Es kann die ehrenvollste Nationalsache sein, ein Kampf für Recht und Freiheit, aber der Herr der Nation kann ihn zum Verbrechen stempeln. Er setzt hierauf seinen Getreuen Denkmäler, wie wir zum Beispiel auf der Ostseite des Praters das Denkmal eines obscuren croatischen Officiers erblicken. Auf der Westseite wäre vielleicht nicht minder die Stätte denkwürdig, wo Robert Blum geblutet. Wer setzt ein Denkmal darauf? Ludwig August Frankl? Ich zweifle.

Die beiden abgehandelten Punkte, das Denkmal als Organ der Publicität und das Denkmal als nationale Ehrenbezeigung, schritten schon wesentlich in den dritten Punkt über: das Denkmal als Ausdruck des Natio-

nalgefühls. Was noch zu sagen im Rest stünde, wäre kurz dieses:

Der Grieche lebte ganz und gar in seiner Nation — was sag' ich? — in seiner Gemeinde! Die Gemeinde Athen setzte keinem Spartaner, die Gemeinde Sparta keinem Athener ein Denkmal. Diese Concentration in der Gemeinde war ja eben auch die beste Kunstschule der plastischen Concentration und Eins die natürliche Wechselwirkung des Andern. Fast von selbst nahm der antike Mensch die plastische Form an, er, dem die ganze Welt sich auf wenige Quadratmeilen concentrirte und der mit gesammelten Kräften und unzerstreuten Sinnen in diesem gedrängten Raume wie in einem Gußofen stand, formgebend und formempfangend und für das Gelingen des Gusses mit seinem vollen Dasein verantwortlich, denn außerhalb war die übrige Welt barbarisch und selbst innerhalb noch feindlich und unverläßlich durch die bedenkliche Sklavenmehrheit. Das war keine Scheinwelt, welche Scheinmenschen vertrug; sie heischte die ausgebildetste Individualität, die leidenschaftlichste Energie der wollenden, die entwickeltste Fähigkeit der handelnden Kräfte, denn nur durch den Einsatz der höchsten Summen war sie überhaupt möglich. Nur unter einem solchen Hochdruck aller menschlichen Kraftmassen können sich Steinbrüche und Erzadern in spielende Claviaturen verwandeln, kann sich der unbarmherzige Tod der Materie beseelen (spirantia mollius aera!), kann die schwierigste, aber ist sie geboren, die fertigste und unerbittlichste aller Kunstformen geboren werden, die Plastik, welche mit scharfen Linien in die Luft hineinschneidet und Alles abschneidet und ausschließt, was nicht concentrirtestes Ich ist. Just auf dem Gegenpol dieser Kunst stehen die Neuern. Just das Ausranken, Hinübergreifen und In-die-Ferne-klingen, just die Malerei mit ihren täuschenden Perspectiven, die Musik mit

ihren Dur- und Moll-Schwebungen, die Lyrik mit der Flucht ihrer Augenblicke, just der unendliche und absolute Widerspruch der Plastik, das Reagiren gegen die Form, die Romantik der Formauflösung, ist Sinn und Seele der modernen Kunst. Nur unter der scharfen Scheere der antiken Communalzucht wuchsen die süßen, saftschweren Früchte der Plastik: die Bildung der Modernen ist ins Holz und Laub geschossen, bei uns suche man Schatten, Kühle, Dämmerung, wucherndes Epheugrün und zahllose Kelche der „blauen Blume"! Bei uns suche man nicht plastische Concentration, sondern ihr Gegentheil: seelische Expansion.

Wem hätten die Griechen Denkmäler gesetzt, wenn sie in Scythien einen Puschkin, in Indien einen Kalidasa, auf der Atlantis einen Longfellow, bei den Hyperboräern einen Tegner in ihrer Bildung mit sich getragen? Ich glaube, sie hätten den Meißel aus der Hand sinken lassen und empfunden: Für einen solchen Bildungsinhalt thut es die Statue nicht mehr! Aber was sag' ich, „ich glaube" und „sie hätten"? Es kam ja wirklich so. Als der Communal-Horizont der Alten zum modernen Welt-Horizont zu zerfließen begann, da war die alte Zeit eben abgelaufen, die alte Kunst hörte auf, der Meißel entsank ihrer Hand, und in die Erde versank, was der Meißel geschaffen. Nach tausend Jahren kamen fähige Barbaren, scharrten den Torso der Antike wieder aus, staunten ihn an und beschlossen, das Ding nachzumachen. Nur sehr, daß sie die sämmtlichen Zustände auszuscharren vergaßen, in welchen das Ding einen Sinn gehabt!

Denkmal und Nationalgefühl! Hier liegt ein Deutscher auf seinem Sopha und liest zum zehntenmale — „seinen" geliebten Cervantes! Dort schwelgt ein anderer Deutscher in „seinem" göttlichen Briten. Ein dritter Deutscher legt gähnend den Gleim aus der Hand und greift nach dem

Perſer Hafis. Ein vierter Deutſcher überſetzt mongoliſche Volksmärchen, ein Fünfter zingaleſiſche Liebeslieder. Sich ſelbſt überlaſſen und zu Hauſe auf ihrem Sopha gehen dieſe fünf Deutſchen ihrem wirklichen und natürlichen Nationalgefühl nach, welches eben, zu ihrem Ruhme ſei es geſagt, ein Gefühl für die ganze Weltbildung iſt. Sind ſie aber in einem Vereine beiſammen, „ſo ſind wir Deutſche und wollen Deutſche ſein" (donnerndes Hoch!), und ein Phraſeur unter ihnen beantragt ein Denkmal für den „vaterländiſchen" Dichter Gleim oder Kleiſt, Utz, Pfeffel oder Gellert. Vielleicht derſelbe, welchen der Gleim gelangweilt, aber Hafis unterhalten hat. So ſteht denn das Denkmal, aber ſtehen deßhalb die „vaterländiſchen" Dichter wirklich tiefer und einflußreicher im deutſch-nationalen Ideenkreiſe als Homer und Sophokles, Cervantes und Shakeſpeare? Wie man nur ſo unaufrichtig ſein mag! Kepler, der Deutſche, hat ein Denkmal, aber nicht auch Galilei, der Italiener, und Newton, der Engländer. Was iſt damit ausgedrückt? Daß dem Aſtronomen auf ſeiner Sternwarte die vaterländiſche Mathematik um Vieles näher am Herzen liegt als die italieniſche oder engliſche Mathematik? Und wenn das Unſinn iſt, was iſt denn der Sinn davon? Sind wir denn obligirt, Taufſcheine in Bronce auszuſtellen und Geburtsregiſter in Marmor zu führen? So kindiſch nimmt ſich die vaterländiſche Denkmal-Manie im Zeitalter der Weltbildung aus!

Numero vier: das Denkmal als eine Befriedigung des Schönheitsſinnes. Da ſich Jeder im Stillen ſagt: als eine Geißel des Schönheitsſinnes, ſo hat die Denkmal-Oppoſition hier das leichteſte Spiel.

Bei den Alten war ſchon der Körper ſchön; die Gymnaſtik und ihr Zielpunkt, die Kalobiotik, machten ſchöne Körper zur Staats- und Nationalſache. Der Kunſtpflege der Körperſchönheit kam auch die Natur mit den ſchönern ſüd-

lichen Racen entgegen, und beide vereint arbeiteten so sehr dem Plastiker vor, daß sein halbes Werk schon gethan war. Der Norden liefert nicht südliche Leibesschöne und die nordische Ethik noch weniger. Unsere ganze Ethik geht auf die unsichtbare Schönheit der Seele. Höchstens haben wir noch schöne Köpfe, wie denn auch der Kopf der beseeltesten Theil des Körpers ist. Wie belehrend, wie wahrhaftig modellgiltig für das Alles ist Schiller selbst, dieser frequenteste Gemeinplatz der Denkmal-Feze! Sein Kopf hatte schöne Motive. Seine Stirne war breit, sagt der Karlsschüler Scharfenstein, die Partie um Augen und Nase hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls bedeutend und auch den Lippen bezeugt er einen energischen Schwung. Streicher, Schiller's intimster Jugendfreund, spricht von seiner schön geformten Nase, dem tiefen kühnen Adlerblick, dem kunstlos zurückgelegten Haar, dem entblößten, blendend weißen Hals, wodurch seine Erscheinung gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft vortheilhaft abgestochen. Und nun aber der Körper! Nach Scharfenstein war er sehr langhalsig, seine Statur überhaupt lang gespalten, langarmig, langbeinig und die Schenkel so dünn, daß sie mit den Beinen beinahe von gleichem Kaliber gewesen. Da sah mein Schiller schier „komisch" aus, schwatzt dieser ehrliche Freund aus der plastischen Marterschule. In Goethe's Ueberlieferung war Schiller's Gestalt bekanntlich „verworren" und er habe „dem Bilde des Gekreuzigten geglichen".

Ganz wie seine gekreuzigten Plastiker! Denn ist es nun nicht so schlagend als möglich, daß Schiller's Kopf wirklich die schöne Dannecker-Büste geworden, dagegen Schiller's Leib, im Stuttgarter Monument, selbst einem Thorwaldsen kläglich mißlungen?!

So gewissenhaft bekennt die Natur Farbe; nur die Menschen sind gewissenlos. —

Zweiter Artikel.

Der erste nämlich hat Stimmen im Publicum erweckt, welche mir in mehreren und lebhaften Zuschriften den intensiven Nachhall des angeklungenen Tones wahrnehmbar machten. Diese Stimmen waren der Hauptsache nach Zustimmungen, aber . . . . garnirt mit Bedenken und Zweifeln. Im Ganzen, scheint es, hatte ich zu wenig gesprochen. Man muß im Deutschen fein viel sprechen. Vergebens bemüht man sich oft, was Stoff für ein Buch wäre, auf ein Feuilleton zu comprimiren; man wird dann höflich und wahrhaft theilnehmend ersucht, das Feuilleton in ein Buch aufzulösen. Der Deutsche denkt am liebsten in drei Bänden. Zwischen den Zeilen lesen, ergänzen, die Cadres ausfüllen, Nebensachen und Einzelheiten selbst einfügen, ist nicht deutsche Leserart. Der Deutsche ist von Haus aus eigentlich andächtig, und wenn er lauscht, so lauscht er gerne und lange. Hat man das Wort ergriffen, so behält man es gleich, und soll Alles sagen, nicht blos die Spitzen. Der Deutsche liebt keine Inseln im Gedankenreiche, sondern breite Continente.

In gewissem Sinne ist das keine schlechte Art und hat Manches für sich. Jedenfalls kann es mir lieber sein, wenn der Leser ein bischen meine Geduld auf die Probe setzt, anstatt ich die seinige.

So fragt mich z. B. ein Brief, ob denn der Satz auch richtig sei: die Kunst der Alten ging von dem Körper aus? Ob die Kunst der Alten keine Seele gehabt?

Ohne Zweifel. Eben deßhalb sagte ich ja: die Kunst der Alten ging von dem Körper aus. Ich sagte nicht: die Kunst der Alten ging von dem Leichnam aus, nämlich dem unbeseelten Körper.

Ein anderer Brief will mir den Thorwaldsen-Schiller zwar preisgeben, fragt mich aber, was ich gegen den Rietschel-Schiller habe?

Sollte diese Frage nicht — Frauenarbeit sein? Denn nichts ist gewisser: man zeichne nur Regeln, und Frauen kommen mit der Ausnahme.

Uebrigens ist es nicht einmal eine. Rietschel nahm den Körper von — Niemann und setzte den Kopf von Schiller darauf! Gewarnt von Thorwaldsen, der noch so ehrlich war, ein bischen den Schiller zu gießen, d. h. die geknickte Haltung des „verworrenen" Urbildes, werden die übrigen Schiller-Plastiker überhaupt keine Schiller-Statue mehr setzen, sondern unter die Porträtbüste Schiller's ein paar Centner Erz einschieben, welche den Niemann, den Toldy Janos, kurz irgend eine beliebige Recken- und Hünengestalt darstellen.

In einem Zuge, aber just um diesen einen zu viel, hat leider auch Rietschel noch immer das Urbild copirt. Sein Schiller ragt neben Goethe fast um Kopfeslänge über diesen hinaus! Weil Schiller in seinem Leben den längern Leib gehabt, deßhalb steht er neben Goethe — als der größere Dichter! Das fühlte unser Künstler nicht, daß in der Kunst Alles Symbol und jede Kunstdarstellung eine symbolische ist! So fremd ist diese Griechenkunst den Barbaren des Nordens, und so positiv dürfen sie die ersten Grundsätze derselben verkennen!

Und doch habe ich nicht gesagt, daß den Deutschen das Talent der Plastik fehle, wie ein dritter Brief mich wehklagend mißversteht, denn Plastik und Standbilder-Plastik oder statuarische Kunst verhalten sich zu einander, wie das Ganze zum Theile. Plastik hatten wir längst, ehe das Standbild, der fremde Eindringling und vornehme Habenichts, ihren Begriff fast für sich allein in Beschlag nahm; wir hatten die Plastik unsers Klimas und unsers Bodens.

Die Deutschen sind ein Waldvolk und ihre angestammteste Kunst ist die Holzkunst. Ein Künstler in seiner Art ist unter den Völkern der Erde seit Uranfängen der deutsche Zimmermann, und seine Axt der wahre Ahnherr der deutschen Plastik. Nach der Axt kam das Schnitzmesser, nach dem bildnerischen Zubehauen von Giebelbalken und Sparrenköpfen die Holzschnitzerei aus freier Hand, nach dem zimmermännischen Kunsthandwerke die freie Kunst im eigentlichen Wortbegriffe. Denn überall geht die Kunst aus dem Handwerke hervor und überall die Plastik aus der Architektur. Aus der deutschen Holz-Architektur die deutsche Holz-Plastik.

Was man Wunders zu rühmen glaubt, wenn man z. B. pompejanischen Kunstfächelchen nachrühmt: und das haben damals nicht einmal Künstler von Profession, sondern bloße Handwerker gemacht! Das leisten die Grödener, die Ennemoser, die Berchtesgadener, die Oberammergauer, das leisten unsere Waldgebirgsbauern auch, nur in unserer National-Plastik, in der Holz-Plastik. Aber eure „Künstler von Profession", worunter ihr doch eure akademischen Treibhaussiechlinge und Staatsstipendiarien versteht, leisten auch im Marmor noch nicht das durchschnittlich Mittelmäßige, sintemal der Marmor in Deutschland nicht wie in Griechenland vorkommt, also auch seinen Künstler nicht naturwüchsig, sondern nur staatsstipendiarisch erziehen kann, mit zugeschnürter Kehle und baumelnden Beinen, weder in Deutschland noch in Griechenland, sondern in Wolkenkukuksheim schwebend, von der belletristischen Phrase lebend und an ihr sterbend. Das wäre mir auch eine Kunst, welche aus den Colli der Spediteure herauswachsen könnte, aus Marmorblöcken, welche Stück für Stück importirt und zollamtlich behandelt sind! Daher die Griechen unter uns (denn die Natur erzeugt

deutsche Griechen wie griechische Barbaren, da sie ihre Gesetze nur im Großen und nicht im Einzelnsten befolgt) von jeher aus dem Wald- ins Marmorland gingen, sich in Italien ansässig machten und sich verfüdlichten, um auf der Mutter-erde ihres statuarischen Talentes zu stehen und nicht in Wolkenkukuksheim.

Zum Steindau liefert Deutschland den Sandstein, und siehe da, auch dieser grobe, aber ehrliche Landsmann hat gethan, was der exotische Landstreicher nie thut, hat sich den deutschen Steinmetz zu einem Künstler erzogen, wie unsere deutschen Dome in ruhmprächtigster Glorie weit und breit zu verkündigen wissen. Plastik im Ueberfluß! Figural-Plastik in Hülle und Fülle, wenn auch nicht griechische Statuar-Plastik.

Auch bildsame Metalle wachsen in deutschem Boden und haben sich den deutschen Metall-Plastiker erzogen, aber wieder auf deutsch-nationale Weise. Der Deutsche, scheint es, kann nur fein werden, nachdem er gehörig grob gewesen und seinen Kraftüberdrang im Schlagen ausgetobt hat. Ein gar schlagfertig Handwerk ist der Zimmermann, der Steinmetz, und zum Dritten — der Schmied. Das Gießen des Erzes, just die heutige Mode- und belletristische Phrasen-Plastik, spielte in der deutschen Erz-Kunst nicht eben die erste Rolle, und reitet mir ja nicht euren ewigen Peter Vischer und Veit Stoß zum Widerspruch und Gegenbeweis vor, denn eher ist es verdächtig, daß im Erzguß nur immer zwei Namen figuriren müssen, wogegen der Kunstruhm des geschlagenen, des geschmiedeten Erzes persönlich gar nicht zu nennen, weil die deutschen Kunstschmiede nach Tausenden zählen und mit den reizendsten Schmiede-Arbeiten, deren Urheber Niemand kennt und nennt, das deutsche Land wahrhaft besäet ist.

Aber all' diese deutsche Plastik ließ man ins Handwerk, dem sie entblüht war, wieder zurücksinken, und für hohe und

vornehme Plastik fing die undeutscheste Variante derselben, das griechische Erz- und Marmorbild, ausschließlich zu gelten an. Was in der Freiheit (und die Freiheit ist immer schön) die deutsche Natur aus sich selbst herausgebildet, die natürliche Kunst galt für barbarisch und nur die künstliche Kunst für schön. So wollte es, nach dem barbarischen Mittelalter — die Cultur!

Die Cultur! Welche Cultur? Nachdem man von einer indischen, griechischen, römischen, germanischen, slavischen Cultur spricht, sollte man denken, daraus ergäbe sich der Plural „die Culturen" ganz von selbst. Dem ist aber leider nicht so. Nach dem Sprachgebrauche sagt man „eine Cultur" und „die Culturen" nur ausnahmsweise und zu Specialzwecken; unsäglich verwirrend und verderbend aber überwiegt der Ausdruck: „die Cultur" schlechtweg, gleichsam als wäre es möglich, die verschiedenen Culturen der Welt zu einem Hexenbrei zusammenzurühren, welches dann die Cultur in abstracto, die absolute Cultur, die Universal- und Uniform-Cultur sei, deren Maß jedem Volksleibe und jeder Volksseele unbesehen und selbstverständlich anpassen müsse. So sehen wir z. B. die Ungarn, welche zu ihrem Glücke besser fechten als trillern, mit leidigstem Mißverständnisse „eine ungarische Oper" anstreben, weil sie glauben, daß die Cultur den Singsang zur Pflicht mache, anstatt daß dieses so mannhafte Volk den Muth hätte, zu sagen: der Singsang gehört nicht zur ungarischen Cultur; wir werden uns erlauben, gesittet und gebildet, d. h. cultivirt zu sein, ohne Oper. Wollte Gott, die Culturen hätten, wie die Eltern, die Geschwister, die Ostern, die Pfingsten und die Weihnachten überhaupt gar keinen Singular! Den Cultivirten blieben Millionen von Thorheiten erspart, welche die Uncultivirten mit Strömen von Blut und Thränen bezahlen. Denn daß z. B. das Kameel nicht an

den Nordpol und das Rentbier nicht an den Nil gehört, das capirt man allenfalls noch; handelt es sich aber um die geistigen Kameele und Rentbiere, so tauschen die Gebildeten aller Nationen sehr zuversichtlich „die geistigen Güter der Menschheit aus“ und fahren lustig mit Schwertern und Brandfackeln und sehr vielen Missionen in der Welt herum, um als geschworne Feinde der Culturen den Erdkreis für die Cultur — zu schänden und zu verderben! Denn nicht so leicht können die untergegangenen Mexikaner und Peruaner „die christliche Cultur“, die ihnen nicht paßte, wieder abstreifen, als das Wiener Opernhaus seiner Pegasus-Gruppe sich entledigte, die uns auch nicht paßte und die in deutschen Händen darum nicht schöner wurde, weil sie beiweitem schöner gewesen wäre — in griechischen Händen!

Aber es werden andere Statuen hinaufkommen, die nicht schlecht, sondern blos mittelmäßig sind. Denn daß wir Statuen haben, das fordert nun einmal die Cultur. Die Statuen gehörten zur Cultur der Griechen, also gehören sie überhaupt zur Cultur. Es wäre eine Schande, wenn wir sie nicht hätten; ohne Statuen wären wir so wenig cultivirt wie die Ungarn ohne ungarische Oper; wir wären „Barbaren“.

Wenn nicht alle Teufel der Hölle auflachen sollen bei solch' verbohrten und verbissenen Verkehrtheiten des Menschengeistes, so gewährt es den einzig leidlichen Trost bei unserer speciell in Rede stehenden Verkehrtheit, uns zu erinnern, unter welchen Umständen und bei welcher Gelegenheit sie sich aufdringen und einnisten konnte. Nur so wird sie wirklich entschuldbar. Es war nämlich die größte und heilsamste Lebenskrisis Europas, welche schon einiger Opfer werth war, es war der Uebergang des Mittelalters in die Renaissance.

Kein Europäer kann sich heute mehr eine Vorstellung machen, mit welchem Entzücken das christliche Mittelalter sich

das heidnische Alterthum aneignete, denn er kann sich keine Vorstellung mehr machen — von der Armuth und Blöße des Mittelalters.

Glücklich jede Religion, welche die Fähigkeit hat, mit den Menschen fortzuschreiten, d. h. Philosophie zu werden. Das Christenthum hat diese Fähigkeit. Kaum war es den Griechen gepredigt, so steuerte es in den neuplatonisch-gnostischen Systemen mit vollen Segeln auf eine Religions-Philosophie los. Aber die Griechen waren bereits zu kraftlos und abgelebt, um die Führung des Christenthums zu übernehmen und seinen Entwicklungsproceß zur Philosophie weltverjüngend ins Werk zu setzen.

Die jugendlichen und unverbrauchten Barbarenvölker des Abendlandes dagegen waren zu naturroh und ohne die Spur philosophischer Vorbereitung. Hier also mußte die Kirche sich trennen. Die griechische blieb den Parteiungen und Sophistereien ihrer Secten überlassen; die lateinische aber faßte für den Kinderzustand ihrer Gläubigen den ganzen christlichen Inhalt auf die knappeste und simpelste Form zusammen. Sie constituirte sich stark und fest als eine Schule der Unwissenheit. Heil im Himmel, Unwissenheit auf Erden, war Roms Programm für die Barbaren des Abendlandes. Eine zeitlang war es gut.

In dieser Zeit aber wurde Rom sicher, ja trotzig und übermüthig. Es war der Zeitraum, seit es im Investiturstreite gesiegt hatte, bis auf Luther. Dieser Zeitraum ist es, von der zweiten Hälfte des dreizehnten bis zur ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, den wir im eigentlichen und verhaßten Sinne das Mittelalter nennen. Es waren die zwei Jahrhunderte, wo Rom auf den Lorbeern des Investiturstreites fortschrittslos, ja rückschreitend ausruhte, Europa aber die Früchte der Kreuzzüge mit entsetzlicher Langsamkeit

verdaute. In dieser Zeit etablirten sich „die dummen Deutschen“ als ein römisches Sprichwort; ein Culturvolk, welches schon die Kirchenthüre zu Wittenberg zimmerte und am Vorabende seiner geistigen Weltherrschaft stand, wurde im Vatican als „bruta bestia“ behandelt, der man das Denken mit Scheiterhaufen austreiben, die man auf der untersten ABC Schützen-Bank der Scholastik festnageln könne. Von jener deutschen Stickluft ist es heute schwer, sich mehr einen Begriff zu machen.

Wie eine Flotte, welche am Sande verfault, statt Trinkwasser Jauche, statt Zwieback Moder und Würmer hat, von Schiff zu Schiff in ein Freudengeschrei ausbricht, wenn nun plötzlich die Fluth daherrauscht, sich unter die Kiele hinwälzt, sie hebt und trägt, sie vom Sande losmacht, sie von Hunger, Durst, Krankheit und Elend erlöst, sie hinaus ins frische Meer zu blühenden Inseln, zu Früchten und Wasserquellen trägt: so muß man sich die Völker des Mittelalters denken, als in das Gesümpf ihres Aberglaubens die glänzenden Wellen des Jonischen Meeres hineinsprühten, als das Geplärr der Mönche überstimmt wurde von Cicero und Livius, Tacitus und Seneca, Homer und Virgil, Plato und Sokrates, Perikles und Demosthenes, Thales aus Milet und Pythagoras aus Kroton! So allmächtig war die Springfluth der antiken Cultur, daß die bewährtesten Geschichtskenner glauben, *sie hätte das Kreuz selbst hinwegspülen können*, wenn nicht — der Mönch in Wittenberg es von neuem befestigt hätte! Aber ausgemacht wenigstens blieb es, daß diese Cultur, die theure, köstliche, angebetete Cultur des Alterthums, *die* Cultur schlechtweg war, die einzige und ausschließliche Cultur, welche diesen Ehrennamen verdiente. Das Zeitalter selbst nannte sich die Renaissance, *die Wiedergeburt*, also stillschweigend seine bisherige christliche Cultur

einen Todeszuſtand; Lateiner und Grieche ſein, nannte es Menſch ſein — Humaniſt! Kann man ſich ſtärker ausdrücken?

Ganz von ſelbſt verſtand es ſich alſo, daß die antike Cultur von Kopf bis zu Fuß und wie ſie leibte und lebte in die moderne aufgenommen wurde. Man nahm von den Alten nicht blos die Literatur, die wiſſenſchaftliche und poetiſche Literatur auf, welche allerdings übertragbar und kosmopolitiſcher Art, ſondern auch die Kunſt, welche ſchon eigenartiger, nationaler, an Heimat und Himmel gebundener iſt, und wie ſo manches Menagerielthier in der fremden Zone zwar noch vegetiren, aber nicht mehr ſich fortpflanzen kann. Man lebte in Brautwochen, Honigmonaten, in einem Freudentaumel von Beglückung und Begeiſterung, und ein ſolcher Zuſtand macht keine kritiſchen Unterſchiede, es iſt ſogar ſchön, daß er's nicht thut.

Konnte es doch auf den erſten Blick ſcheinen, daß z. B. die Plaſtik der Alten noch leichter als ihre Literatur zu annexiren, denn die letztere lag wenigſtens unter Schloß und Riegel fremder und abgeſtorbener Sprachen, während die Plaſtik zu den Sinnen des Menſchen unmittelbar zu ſprechen ſcheint. Wie hätte man erwägen können, ob die ſtatuariſche Kunſt der Alten unſern Bedürfniſſen oder Natur Anlagen entſpreche, wenn man nicht einmal erwog, was es heißen wollte, ſein eigenes Denken und Dichten in eine todte Sprache zurück zu datiren, in eine Sprache, welche weder Vater und Mutter, weder Schweſter und Bruder, weder Braut, Weib, Kind und Geſinde verſtand! Der „Humaniſt" hörte auf, ſeinen Vaternamen zu führen und ſeine Mutterſprache zu ſprechen; er ſprach und ſchrieb lateiniſch oder griechiſch, und wer Reuchlin hieß, nannte ſich Capnion, (kleiner Rauch) und wer Schwarzert hieß, nannte ſich Melanchthon (ſchwarze Erde).

Zu diesem Lateinmauscheln der ehrlichen deutschen Gelehrten bildete nun das Marmor- und Broncemauscheln der ehrlichen deutschen Plastiker das rechte und richtige Seitenstück. Was sie als Holzschnitzer, Steinmetze, Kunstschmiede in Holz, Sandstein und Eisen bisher meisterlich gesagt hatten, sagten sie jetzt in der fremden Sprache von Marmor und Bronce schülerhaft nach. Und was hatten sie gesagt? Ei, sie hatten gesagt und gesungen von ihrem Geiste, vom Geiste der germanisch-nordischen Plastik, und das ist: das Naiv-Charakteristische. Nach der Bekanntschaft mit den Griechen dagegen lallte, stammelte und mauschelte die deutsche Plastik jetzt den griechischen Geist nach, und das ist: das Idealisch-Schöne.

Hätte uns das Mittelalter eine Schiller-Statue zu überliefern gehabt, es ist hoch und theuer zu wetten, sie sähe ganz so jammervoll aus wie der reale Scharffenstein-Schiller: langhalsig, langarmig, langbeinig, überhaupt langgespalten und die Schenkel so dünn wie die Beine, kurz, „komisch" nach Scharffenstein. Aber noch höher und theurer wette ich: dieser Schiller wäre dann tragisch, wahrhaft tragisch und hochpathetisch! Nichts ergreifender als ein solches „Bild des Gekreuzigten", wenn man dabei — Schiller heißt! Dieser Sieg des unsterblichen Geistes über die gebrechliche Materie, dieser Spittelmann mit den Riesengedanken und Herkules-Arbeiten hätte die Vorübergehenden ehrfurchtsvoller durchschauert, als der Toldy Janos mit dem Schiller-Kopf, als der Schillergeist, der in den Schiller-Körper hineingegossen wird und ihn auf aftergriechisch runden und füllen muß — wie man in Straßburg und Pommern das Geflügel plastisch idealisirt!

Und wie der Lügner jede dunkle Gewissens-Erinnerung an die Wahrheit sich mit einer neuen Lüge hinwegfügt, so

macht sich die griechisch-abstracte blutleere Lügen-Plastik eine „Ineinslebung" der idealen Antike mit der modernen Charakter-Realistik weiß, indem sie die letztere mit einer Art Schneider-Courage etwa noch dem Costume vindicirt und Wunder der Ineinslebung zu wirken glaubt, daß sie sich aus Toga und Mantel zu Jacken und Kniehosen herauswickelt. Aber schon bei der Nase fängt wieder das Schielen nach der griechischen Nase, bei Glatze und Perrücke nach dem griechischen Lockenwurf an, und so schielt sich die ideal-reale Ineinslebung von der Nasenspitze bis zur Zehenspitze den ganzen christlichen Leichnam herab durch, beständig zitternd und wie ein böser Schuldner schwitzend, daß sich der christliche Leichnam des stubensitzenden Gelehrten und Literaten von der Leibesschönheit der heidnischen Palästra nicht allzu weit entferne. Und wehe, wenn zwischen Nasen- und Zehenspitze ein so tolles, ungeberdiges und gar keine Naisen annehmendes Ding unterwegs liegt, wie zum Beispiel Schubert's Bauch! Vor diesem Vorgebirge steht dann die Ineinslebung jahrelang am Berg und kann nicht weiter. Der Lootse, der die scheiternde Ineinslebung von dieser Bauchklippe flott macht, ist fast ein Columbus und entdeckt das Ei des Columbus, indem er den pfiffigen Einfall hat, die Bauchklippe im *sitzenden* Schoße und unter einem bedeckenden Mantel zu verbergen, sintemal die Ineinslebung des griechischen Idealbauches mit dem deutschen Bierbauche schlechterdings nicht anders „dialektisch zu vermitteln". Das reale germanisch naive Charakterbäuchlein hätte höchstens — wieder wette ich — ein Nürnberger des Mittelalters naturgetreu abconterfeit oder bliebe heute der „rohen" Naivetät der Berchtesgadener und Oberammergauer überlassen, womit die „vornehme" Kunst nichts zu schaffen hat. Aber ach, schon hat man auch diese ehrlichen National-Plastiker verführt, ihre Jungfräulichkeit in die Münchener

Kunſtſchulen zu tragen, ſo daß nächſtens die Ineinsſterbung der Oberammergauer Kuh mit Myron's griechiſcher Kuh die Errungenſchaften der modernen Culturfortſchritte vermehren wird.

Was?! höre ich die Procuraführer der Details und der Ausnahmen wieder einwenden, hat die Ineinslebung des antiken Studiums und des modernen Geiſtes zuletzt nicht doch Plaſtiker wie Canova, Danneker, Thorwaldſen, Rauſch, Rietſchel . . . ja, ja, und tauſendmal ja, bis zu Fernkorn und Meixner herab! Aber hat Muretus und Manutius nicht auch ein herrliches Cicero-Latein geſchrieben? War Pico von Mirandola nicht ein lateiniſch-griechiſches Wunderkind? Hieß der Biſchof Janus unter Mathias Corvinus nicht der ungariſche Ovid? Hat Sannazaro nicht gefeierte Lateinverſe geſchrieben, das Stück zu hundert Ducaten, in ſeinem berühmten Epigramm auf Venedig? Hat Maffeo Begio nicht ein dreizehntes Buch der Aeneïde gedichtet, welches den zwölfen des Virgil vielleicht nicht unähnlicher iſt als die Schwanthaler Bavaria der Minerva des Parthenon? Nicht gering iſt es anzuſchlagen, wie im fünfzehnten, ſechzehnten bis herab ins ſiebzehnte Jahrhundert die ganze öffentliche Meinung Europas, geführt von den gefeiertſten Namen und Autoritäten, drei Jahrhunderte lang einſtimmig und im vollſten Ernſte von der Thatſache überzeugt war, mit der claſſiſchen Literatur wetteifern zu können und mit ihr gewetteifert zu haben! Und wo ſind ſie heute, die Humaniſten-Claſſiker? die erſten, größten, unbeſtrittenſten, die Tageslöwen ihrer Jahrhunderte, ihrer Höfe und ihrer Nationen? Lieſt man heute noch den Muretus und Manutius, wenn man ciceronianiſches Latein leſen will und nicht den Cicero ſelbſt? Ja, es gehört jetzt ſchon eine bibliographiſche Antiquitäten-Kenntniß dazu, nur die Namen jener Pſeudo-Claſſiker zu kennen, welche dem Homer und Virgil, dem Tibull, Horaz,

Properz und Ovid, der Sappho und dem Anakreon, dem Xenophon und Demosthenes von den ersten Stimmführern ihrer Zeit für ebenbürtig anerkannt worden. Und wer ihre Namen kennt, kennt er ihre Werke? Und wer ihre Werke kennt, hat er sie mit Genuß, mit aufrichtigem Genuß noch in unsern Tagen gelesen?

Vestigia terrent! Dort im lateinisch-griechischen Humanistenstaub liegt schon das erste Gottesgericht, wie die Ineinsledung aussiebt, wenn die Mode vorbei ist und der Terrorismus der Mode. Wie dicht hatte „der neue Horaz" — „der neue Virgil" ꝛc. ꝛc. schon die Verse des alten erreicht und war fast schon sein Nebenmann geworden! Und heute?

So fragt mich denn nicht, wie mir Künstlernamen imponiren, welche den Alten Marmor- und Erz-Denkmäler nachmachen — bei Gott mit so schönem Erfolge, als womit Maffeo Vegio und Pico von Mirandola ihr classisches Latein und Griechisch geschrieben. Fragt mich in dreihundert Jahren wieder. Heute bekenne ich ihn ja, den schönen Erfolg! Bekennt ihr aber auch die schönen Latein-Verse des Sannazaro? Und warum habt ihr sie vergessen?

Alle Achtung vor den „Weimarer Dioskuren" und vor der „Berliner Schloßbrücke" und vor der plastischen Herrlichkeit eurer Denkmäler, welche die Ewigen verewigen, an die man viel länger als an ihre Denkmäler denken wird! So hat eine „Borgias" und eine „Trivultias" auch den Cesare Borgia und den Trivulzio verewigt (!), aber ich frage Jeden, dem diese Namen bekannt sind, ob er sie aus den Epopöen kennt, von welchen sie verewigt — oder verendlicht worden?

Wenn ich am Guttenberg- oder Goethe-Monument in Frankfurt vorbeigehe, so — denke ich; ich habe schon die Ehre

zu kennen! Guttenberg hat den Buchdruck erfunden und Goethe den „Faust“ geschrieben. Dagegen lasse ich mir von dem Hessen-Denkmal vor dem Friedbergerthor gerne erzählen, daß beim Sturm auf Frankfurt ein Häuflein von Helden hier gefallen ist, welche meine Geschichtskenntniß nicht kennen würde, träte das Denkmal nicht ergänzend hinzu.

Und das ist die Linie, die reine und richtige Linie des Denkmalsetzens: das Denkmal soll an etwas erinnern, das *denkwürdig* ist, das aber in Gefahr steht, *vergessen* zu werden. Fügen wir noch das schöne Accessit hinzu: und woran sich die Nachwelt ein *Beispiel* nehmen kann!

Vor dem Hessen-Denkmal mag der Frankfurter Bürger sein Söhnchen lehren, im Kampfe für das Vaterland zu sterben. Vor dem Goethe- und Guttenberg-Denkmal wird er ihm schwerlich sagen: Geh' hin, mein Sohn, und dichte den „Faust“. Geh' hin, mein Kind, und erfinde die Buchdruckerkunst. —

Dritter Artikel.

Noch schrieb ich die letzten Zeilen des zweiten Artikels, den mir die eifrig bezeigte Theilnahme von Zuschriften abgewonnen, da kam — diesmal nicht ein Brief, sondern ein Interlocutor in Person, ein alter Freund meiner Feder, und verwickelte mich mündlich in eine Debatte über den angeregten Gegenstand. Was er zur Sprache brachte, behandelte soeben der zweite Artikel, das frische Manuscript, das ich ihm nur vorzulesen brauchte. Aber — es blieb ihm noch Manches zu fragen und mir zu beantworten übrig. Rede und Antwort gingen hoch und höher, und im Nu bezauberte mich die nicht mehr ungewöhnliche Aufforderung: Schreiben Sie das Alles nieder! Sagen Sie das noch in einem letzten Artikel!

Sei's drum!

Wenn das Denkmalsetzen — fragte mein Freund — mit der Renaissance und den Humanisten kam, warum ging es denn nicht auch mit ihnen? Jene sind längst „Zopf", aber das Denkmalsetzen florirt. Das imponirt ihm.

Mehreres läßt sich darauf antworten, aber das Nächste sei das Erste. Es liegt so nah, daß es fast trivial klingt.

Technische Uebungen erhalten sich länger als rein geistige. Man kann leichter aufhören, Latein zu schreiben, als ein Gewerbe, z. B. eine Erzgießerei, einstellen und ihr Anlagekapital verlieren. Vom Künstler bis zum letzten seiner Handlanger herab sind gar viele Familien dabei interessirt, und die materiellen Interessen wehren sich noch um ihr Dasein, auch wenn die geistigen längst schon verdorrt und von innen heraus angefault wären. In Ermanglung der natürlichen Lebensluft schnappen sie nach künstlichen Inhalationen; sie schreien dann, wonach zu schreien unter allen Umständen das Bequemste — nach Staatshilfe. „Der Staat soll etwas für die Kunst thun!" wird das ausgegebene Stichwort. Es ist zwar himmelschreiender Unsinn, aber an welchen Unsinn gewöhnt sich denn nicht das menschliche Ohr? Und so fragt kein Mensch: Läßt denn der Staat Romane schreiben? Läßt denn der Staat Walzer componiren? Warum soll der Staat just Bilder malen, meißeln und gießen lassen? Höchstens regt sich noch ab und zu der gesunde Menschenverstand, wenn z. B. der Staat, respective sein Hoftheater, Preise für Theaterstücke ausschreibt. Das „Unfruchtbare" solcher Preisausschreibungen wird dann so ziemlich gewürdigt, ja wohl auch von den Malern und Meißlern, welche ihrerseits tapfer drauf los lamentiren: daß der Staat etwas für die Kunst thue!! Aber just dieser Widerspruch im Widerspruch deutet auch auf das Körnchen Sinn im himmelschreienden Unsinn.

Der Staat thut nichts für Romane und Walzer, er thut aber zuweilen etwas für Theaterstücke, weil das Theater schon eine technisch-materielle Anstalt ist, mit dem Wohl und Weh vieler Familien verknüpft, mit einem Anlagekapital belastet, welches arbeiten und sich verzinsen soll. Das ist der Gesichtspunkt, welcher ertrunkene Künste künstlich über Wasser hält und ein Scheinleben, oft ein lang gefristetes Scheinleben, an die Stelle des offenkundigen, aber todtgeschwiegenen Todes setzt.

Ferner brauchte das Denkmalsetzen just nicht präcis mit der Humanisten-Classicität zu veralten, denn es kam später als diese und hat daher auch ein Recht, später zu gehen. Wenigstens für deutsche Lande gilt das; nur in den wälschen lag die Sache, und schon von Haus aus, anders.

Seit dem Untergange der Antike war zwar die gleiche Anzahl von Sandkörnern verronnen dies- und jenseits der Alpen: aber im classischen Alterthum sah und fühlte Italien immerhin sein Alterthum. Was bei uns fremd und veraltet zugleich war, es war dort doch heimisch und eigen, nicht ins Grab gezogen an beiden Gewichten. Ein entscheidender Unterschied! Die schöne Todtenmaske der Antike bewahrte Italien wenigstens im Original; uns kam sie nur aus zweiter Hand und in Abgüssen der Abgüsse zu. Selbst das Wort „Renaissance", bei uns eine Wiedergeburt nur in der Blume und als Redensart, war dort eine lebendige Geburt, ein legitimes Kind des Hauses, kein Fremdling, nur ein Spätling alter Erzeuger. Und wie verjüngte die Elternfreude das ganze Romanische Haus! Die italienische Renaissance beseelte ein Feuer, eine Energie, ein Geist der Zuversicht und des Selbstvertrauens, ein jauchzendes Wollen und ein überströmendes Können, kurz ein Genius, der in jedem Zuge seine Congenialität mit der Antike verrieth. Auch der deutscheste

Fleiß erreichte im lateinisch-griechischen Wettlaufe den Classicismus Italiens nicht, der dort eine Nationalsache selbst für Frauen war! Vor Allem aber hat die deutsche Renaissance keine Robbia's und keinen Michel Angelo gehabt, jene Schaumperlen, welche das frisch entkorkte Alterthum wenigstens im ersten moussirenden Gischtstrahl in unsere ungriechische Neuzeit hineinwarf!

Nein; in der deutschen Renaissance treten classische Literatur und Kunst beiweitem nicht gleichzeitig auf. Nichts weniger! Die gutmüthigen deutschen Schulmeister becomplimentirten sich schon lange als neue Ciceros, als neue Horaze und Virgile; aber wir würden vergebens die deutschen Plastiker suchen, die sich einen neuen Phidias, einen neuen Lysippus oder Praxiteles eingebildet. Nicht mit dem Bräutigams-Ungestüm, wie der Italiener, griff der Deutsche nach dem Schönheitsgürtel der Antike, und nicht alle ihre Reize maßte er sich an. Was sich im Lande des carrarischen Marmors ganz von selbst zu verstehen schien, die Antike in Literatur und Kunst zugleich zu ergreifen, das versagte sich den Deutschen, wofür wir sie nicht genug ehren können, ebenso selbstverständlich. Mit jenem heiligen Wahrheitstrieb, welcher der angeborne Genius beseelter Wesen ist und der immer erst längerer Zeit bedarf, um abgestumpft und verdorben zu werden, neigte sich im Alterthums-Studium der deutsche Kunst-Instinct der literarischen Seite zu, von seiner Natur prophetisch gemahnt, daß das Neumedeispiel mit Hellas und Latium an diesem Punkte allein zu fruchtendem Thatenernst führe. Den deutschen Meißel aber sieht man vor der Antike wie vor einem schönen Gespenste stehen; ein tiefes Gefühl von Fremdheit ist sein erstes und richtiges Gefühl. Und just weil der Leib der Antike die deutsche Kunst spröder findet, spricht um so reiner der antike Geist zu ihr; just

weil wir nicht in den Formen und Formeln stecken bleiben konnten, welche den romanischen Völkern, den nähern Vettern der Antike, so verführerisch entgegenkamen, blieb unsere Bewegung frei, eine classische Zukunft anzutreten, als der romanische Classicismus längst abgetreten. Wollte Deutschland von den Kunstspielen der Renaissance einen wirklichen Gewinn, so mußte es mit radicaler Entschlossenheit auf den Kern der Sache losgehen, denn die Schalen und Hülsen waren uns ein fremderes Spielzeug als den wälschen Völkern. Mit vollem Rechte können wir sagen: das Studium der antiken Plastik ist weit weniger unserer Plastik als einem geistigern Elemente, unserer Sprache, und in ihr unserer Poesie zugute gekommen. Was uns die alten Bilder zu leisten hatten, das suche man nicht bei unsern Bildhauern, sondern suche es im Wilhelm Meister, in Hermann und Dorothea, in der Iphigenia und von Fall zu Fall bei Schiller; man suche es in der Prosa Grimm's, Humboldt's und Schleiermacher's, Schopenhauer's und Fallmerayer's. Namentlich der Letztere ist ein Beispiel einziger Art, wie man die reinste attische Schönheitslinie bilden könne, ohne von dem üppigsten Laubwerke eines romantisch-modernen Phantasie-Luxus nur ein Zweiglein zu opfern. Sein Styl findet in der ganzen ineinsgelebten Neu-Plastik kein Seitenstück. Zweimal sei es gesagt und verdiente furchentiefer als im bloßen Vorbeigehen eingegraben zu werden: in unsern Antikensälen zeichnen mit weit größerm Erfolg unsere guten Schriftsteller als unsere besten Bildhauer!

Nur spärlich und in dünnen Quellfäden rieselt die antike Statuenkunst über die Alpen, und es gehört die Loupe der Gelehrsamkeit dazu, um die einzelnen Tropfen zu verfolgen. Längst wird in den deutschen Bergen und Wäldern Latein und Griechisch geschrieben und wimmelt Deutschland

von „Musensöhnen“ und hat seinen „Parnaß“; aber die deutsche Plastik zaudert wohlweislich, sich loszulösen von ihrem Mutterboden, vom Dome, vom Grabsteine, vom städtischen Wahrzeichen, von den Zierrathen des Hauses, und sich als freistehende Statue mitten auf den gaffenden Marktplatz zu stellen. Ist doch nichts undeutscher als die Schaustellung der Person! Was allen südlichen Völkern im Blute liegt, der Schauspielertrieb, der Ich-Cultus, die Pose, die Attitude, die Eitelkeit der äußern Erscheinung, kurz der juckende, prickelnde, sich selbst vergötternde Egoismus, gerade das Gegentheil dieser Unart ist deutsche Art. Das nordische Ich, das keusche, schamhafte, feinfühlige, in sich selbst sich verhüllende, liebt es vielmehr, der Oeffentlichkeit sich zu entziehen, deren grelle Beleuchtung es innigst scheut und von der es so peinlich berührt wird, daß das Kind unserer Race schon erröthet, überhaupt Blicke auf sich zu ziehen und angeblickt zu werden. Man brauchte nichts weiter zu sagen, denn das allein schon genügte, die Veröffentlichung und Schaustellung der Person in effigie, nämlich das Denkmalsetzen, im bittersten Widerspruch zum deutschen Genius und zu Allem, was ihm heilig ist, ja in einem Widerspruche zu sehen, der in Güte gar nicht zu lösen. Es bedurfte erst langer Angewöhnungen und Abgewöhnungen, es mußten erst viele Verwüstungen über die zertretene deutsche Sitte, wie z. B. im dreißigjährigen Kriege, hereinbrechen, bis für den Statuen-Cultus der nordisch-harte Boden gelockert war. Ja, das ganze Ansehen der Renaissance, das reingeistige, wäre vielleicht noch zu schwach gewesen, wenn nicht ein politisch-reales Macht-Phänomen, ein Blendwerk, das Alles verblendete, den Hochdruck der Mode unwiderstehlich gesteigert hätte. Erst Ludwig's XIV. geile Prachtliebe vergewaltigte die germanische Scham, und hie und da fing ein Landesvater an, eines seiner Ahnenbilder

an die Oeffentlichkeit zu setzen — zum Denkmal der deutsch-dynastischen Particular-Politik. Damit war das Denkmal politisch geworden — und jetzt erst hatte seine Stunde geschlagen! Was die Landesväter schüchtern begonnen, setzte das Volk ohne alle Schüchternheit fort, die Denkmäler schossen wie Pilze aus der Erde, es wurde eine zeitlang in Denkmälern die Politik Deutschlands gemacht. Wir können um so eher diese Thatsache bezeugen, denn sie hat sich unter unsern Augen entwickelt.

Es war nach den beiden französischen Revolutionen, namentlich nach der zweiten. Deutschland befand sich in einer jener peinlichen Geschichtskrisen, wo die öffentlichen Zustände der innern Bildungsfülle keinen Raum mehr gewähren. Auf unserer Literatur lag der Bann der Censur, auf unsern beiden Großstaaten der Bann des Absolutismus. Kammern hatten nur die kleinern Parcellen Deutschlands, und selbst diese unter der Polizei-Aufsicht eines Bundes, welcher das Kammerwesen verabscheute. Da war es denn ein Bedürfniß, welches sich um jeden Preis Luft machen mußte: die Tribüne zu erweitern, das Recht der freien Rede auszudehnen.

Der Zustand war fast ein ähnlicher wie in der Renaissance. Damals blieb die Kirchenverfassung hinter der religiösen Bildung, jetzt blieb die politische Verfassung hinter der politischen Bildung zurück. Damals cultivirte man die Literatur der Römer und Griechen, d. h. der Heiden, um die Mönche zu ärgern; jetzt griff man nach einem andern Erbstück der Römer und Griechen, welches damals noch ungebraucht geblieben, dessen Gebrauch man aber jetzt einsehen lernte, man griff nach der Statue, um sie gegen den Polizeistaat als Trumpf auszuspielen. Konnte es der Polizeistaat verbieten, daß man irgend einer harmlosen Berühmtheit des Conversations-Lexikons ein Denkmal setzte? Und doch gab es

bei dieser Gelegenheit Festcomités, Festreden, Zweckessen, Enthüllungsfeierlichkeiten, es gab allerlei politische Demonstrationen, ohne daß der Polizeistaat sich sonderlich wehren durfte, denn zuletzt wollte er doch nicht türkisch regieren, mit der „Intelligenz“ nicht zerfallen erscheinen, den europäischen Anstand wahren. Kurz, die Sache ging. Man setzte Denkmäler als Illustrationen zu Leitartikeln. Man veranstaltete Enthüllungsfeierlichkeiten, um Meetings zu veranstalten. Das Denkmal diente der Politik zum Vorwande. Man sagte Guttenberg-Denkmal und meinte die Preßfreiheit. Man sagte Hermann-Denkmal und meinte die deutsche Einheit. Das Denkmal war der Sack, auf welchen man schlug, aber die Tendenz meinte man. Natürlich braucht ein Sack nicht eben plastisch-schön zu sein, ist auch gar nicht im Stande, einen Künstler zu begeistern; er ist als Sack schon gut genug, wenn er so ledern ist, wie der Stuttgarter Schiller oder der Mainzer Guttenberg. Kein Mensch verlangt, daß er nach zweitausend Jahren noch das Entzücken der Welt sein soll; unser plastischer Sack soll blos das Futteral für eine Tagesparole sein.

Und wann fehlte es je an Tagesparolen? Statt Kampf gegen die Censur, gegen den Polizeistaat, gegen den Absolutismus, sagt man jetzt: Kampf gegen die Pfaffen, gegen Rom, gegen den Syllabus, und wieder hilft das Denkmal für Alles, wie Barry du Barry's Linsenmehl, Revalenta arabica, Revalescière für alle Krankheiten hilft. Denn da es leider nicht sicher ist, ob der Stefansdom nächstens als Fortschrittsdom eingeweiht wird, so gilt es freilich für sicherer, daß Götter nur durch Götter zu verdrängen. Man gießt also „Geistesheroen“. Den heiligen Johannes übertrumpft der heilige Schiller, die Kalenderheiligen werden von Heiligen des Conversations-Lexikons, die alten Feld-, Flur-

und Vieh-Patrone, die selbst das Christenthum nur vermummt, nicht überwunden hat, von den Erfindern der Nähmaschinen aus der Volksphantasie hinweggefegt! Ach, hätte Tirol nur erst einen tüchtigen Denkmal-Beschäler und ein Dutzend mittelmäßige Erzpuppen, so sollte es wohl Respect vor der Bildung bekommen!

So stehst du denn, theurer Freund, endlich im richtigen Gesichtswinkel der Sache, nämlich dort, wo die Statuenkunst, weit, weit ab von Kunstzwecken und Schönheitsdrang, in unserm Boden, wenn nicht wie ein wurzelnder Baum, sondern wie ein steifer, dürrer Stecken festgerannt ist. Aber der Stecken steht da, kein Zweifel! Wem es imponirt, der melde sich.

Alles wahr, lacht mein Interlocutor verzweifelt, aber könnte der Stecken zuletzt nicht doch etwa grünen? Schon einmal hat ein dürrer Stecken gegrünt, und — Scherz beiseite; eiserner Kunstfleiß, liberale Unterstützung, Ermunterung und Förderung wären ja wahrlich nicht verloren, wenn sie einer, wie es scheint, bewiesenen Unfruchtbarkeit wenigstens die Frucht entlockten, daß sie erziehende und bildende Einflüsse ausübten — sagen wir auf den öffentlichen Schönheitssinn im Allgemeinen, auf Kunstzweige, welche just nicht den höchsten Regionen der Plastik, aber doch . . .

Mit Einem Worte, eine vornehme Blöße gäbe noch immer einen plebejischen Ueberrock? Leider nein! Unfruchtbare Staatskunst fruchtet der Volkskunst auch nichts, denn kein Baum wächst von oben herab, sondern umgekehrt, von unten hinauf. Es werden doch schon lange genug Denkmäler gesetzt, aber wie sieht es denn mit den erziehenden und bildenden Einflüssen aus, wo die Plastik die Stelzen abgelegt hat, die das Parade-Monument auf dem Paradeplatz trägt? Gehen wir hinaus vor die Thore von Spree-Athen, Elb-Athen,

Isar-Athen, und sehen wir uns z. B. auf den Friedhöfen um. Da finden wir Suppentöpfe mit vergoldeten Blutwürsten umwunden, welche blumenbekränzte Vasen vorstellen sollen; da finden wir rhachitische oder gliedergeschwollene Kinder, welche Engel vorstellen sollen, zumal wenn ihnen Austernschalen auf den Rücken geklebt sind, welche Flügel vorstellen sollen — eine höchst unbeeinflußte Volksplastik finden wir da! Keine Spur von erziehenden und bildenden Einflüssen der plastischen Stallfütterung auf den freien germanischen Waldbären! Kein Zucken der barbarischen Wimper, daß sie von den Lichtern des Seifensieder-Löwen geblendet wäre! Kein veredelndes und versüßendes Contagium mit dem unschönen Schönheitssinn, welcher Stipendien und Orden zahm aus der Hand frißt! Alles rauh und roh, steif, plump und entsetzlich, wie der teutonische Eichelgott es erschaffen hat!

Oder vielmehr schlechter. Kein mittelalterlicher Friedhof zeigt das Kunsthandwerk von so gemeiner Handwerksseite. Ist es nicht schön im griechisch-idealen Sinne, so ist es doch stylvoll, ausdrucksvoll, charaktervoll, monumental würdig, kurz, ganz bei der Sache und im Geiste der Sache. Es hat in seiner Art immer Adel, und wär's nur der robeste Bauernadel.

Schaden, nicht nützen, kann die Staatsplastik der Volksplastik. Sie kann dieser die bessern Kräfte entziehen, die Handwerksehre mit Künstler-Eitelkeit vergiften, den Mann, der ein gutes Grabmonument gemacht hätte, verführen, einen verzeichneten Geistesheroen zu sündigen und in der Concurs-Lotterie der Preisausschreibungen als mitspielender Hazardspieler sich zu verlumpen. Dann knüpft ihn nur noch der Hunger ans Handwerk, das er ohne Andacht und ohne Selbstachtung treibt, dann ist er verloren, da er gelernt hat, mit höherer Andacht zum Classiker-Götzenbild hinaufzuschmachten.

Es ist keine Abhilfe, sondern bloß ein falscher Zirkel, wenn der Staat das Kunsthandwerk, das im Mittelalter und vor der unseligen Scheidung in volksthümliche und vornehme Kunst natürlich-schön war, durch Industrieschulen und Kunstgewerbe-Museen zu einer künstlichen Schönheit wieder aufzüchtet. Wenn dabei das böse Beispiel der Staatsplastik und des Denkmalschwindels fortwährend in Ehren und in höhern Ehren bleibt, so bleiben die bessern und hoffnungsvollern Schüler des Kunsthandwerks der Verführung des bösen Beispiels auch fortwährend ausgesetzt und der Staat hat mit Sieben geschöpft, hat mit Einer Hand Weizen und mit der andern Unkraut gesäet; daher es dem Staate dienen heißt, das Denkmal-Unkraut nach Kräften auszujäten — wozu die schwache Kraft dieser Zeilen eben beitragen wollte.

Aber „Scherz beiseite" ist gesagt worden, und in der That bleibt uns ein ernsthaftes Wort noch übrig.

Jeder Mensch hat die Pflicht, die Grenzen seines Talentes kennen zu lernen; um wie viel mehr erst ein Volk! Dem talentreichen Volke der Deutschen steht es gar wohl an, ein paar Millionen und ein paar Jahrhunderte an ein Griechentalent zu verschwenden, um inne zu werden, was und was nicht sein eigenes Talent ist. Denken wir doch an die Römerzüge der deutschen Politik, und wie lange sie brauchte, und welch unersetzliche, ja wahrhaft tragische Preise sie bezahlte, bis sie belehrt war, daß nach Italien ihre Wege nicht weisen. Stellen wir uns auf einen höhern, auf einen philosophischen Standpunkt, so werden wir den ärgerlichen Anblick unserer von mittelmäßigen und schlechten Erzpuppen verunzierten deutschen Städte mit Geduld und Fassung ertragen.

Und inzwischen bleibt Erz doch Erz, und das ist ein gut Ding. Man kann nicht wissen, was der geheime Plan

der Natur mit unserer Denkmal-Manie ist und wie sie die Thorheit der Menschen in ihrem weisen Haushalte noch besser nützt. Erst vor wenigen Jahren ist das große Ungewitter zwischen der deutschen und der gallischen Race zum Ausbruch gekommen, und wir Alle glauben zu wissen, daß zwischen der deutschen und der slavischen Race vielleicht noch ein größeres Ungewitter in der Luft liegt. Glückliches Volk, das dann so reiche Erz-Arsenale von Geistesheroen besitzt, die es in Kanonen umgießen kann! Sind es doch ernsthafte Männer, die ihr griechisches Männchenmachen gewiß zum Teufel wünschen und sich mit Jauchzen in Kanonen verwandeln! Schiller zumal wird seine Schiller-Statuen mit wahrem Genuß zu Kanonen erlöst sehen, er, dem so wohl ist, „wenn das Aeußerste uns nahe tritt, der hohle Schein es nicht mehr thut", der seine „Jungfrau von Orleans" den Russen dann gehörig vordeclamiren wird! Freilich ist es ein verteufelt kostspieliges Material, aber was will man machen? Im Kriege wäre es doch auch theuer — Gambetta weiß es! — und ist oft für's theuerste Geld nicht zu haben. Wir haben es wenigstens. Wir haben Denkmäler — wir haben — Kanonenfutter!

Bayerische Staatsbibliothek

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Die Blumen des Zeitungsstyls	1
Sprache und Zeitungen	12
Bücher-Frou-Frou	26
Biblia sacra	32
Falsche Lichter	37
Schiller, Halm und Johannes Scherr	48
Gespräche mit einem Grobian	54
Der Rhapsode Jordan	66
Bogumil Golz	87
Soll und Haben eines Naturgenie's	90
Turgénjew und die slavische Welt	102
Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung	115
Horaz, Auswahl aus seiner Lyrik	119
Le Rime di Michelangelo Buonaroti	128
Der entfesselte Prometheus	137
Schiller's und Goethe's Briefwechsel	148
Hermann Kurz in seinen Hauptschriften	164
Claude Tillier und sein „Onkel Benjamin"	179
Schloß Roncanet	202
Das Judenschloß	216
Ein Alter von der Garde	227
Moriz Hartmann	233
Gottfried Keller's „Sieben Legenden"	239
Die Quellen der Kunst	255
Sinnliche Poesie	259
Erwin	265

Seite
Friedrich Schlögl's „Wiener Blut“ 271
Oesterreich's Grillparzer 281
Dichter und Welt 288
Grillparzer's Lebensmaske 295
Von uns und unsern Dichtern 298
Wien, im Spiegel eines Sarges 303
Ein Aphorismus zur Denkmal-Pest unserer Zeit 311
Der Reclamenwolf in der Schafhürde 319
Vom Denkmal-Bettel 330
Das Denkmalsetzen in der Opposition 338

Druck von J. C. Fischer & Comp. Wien.